



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

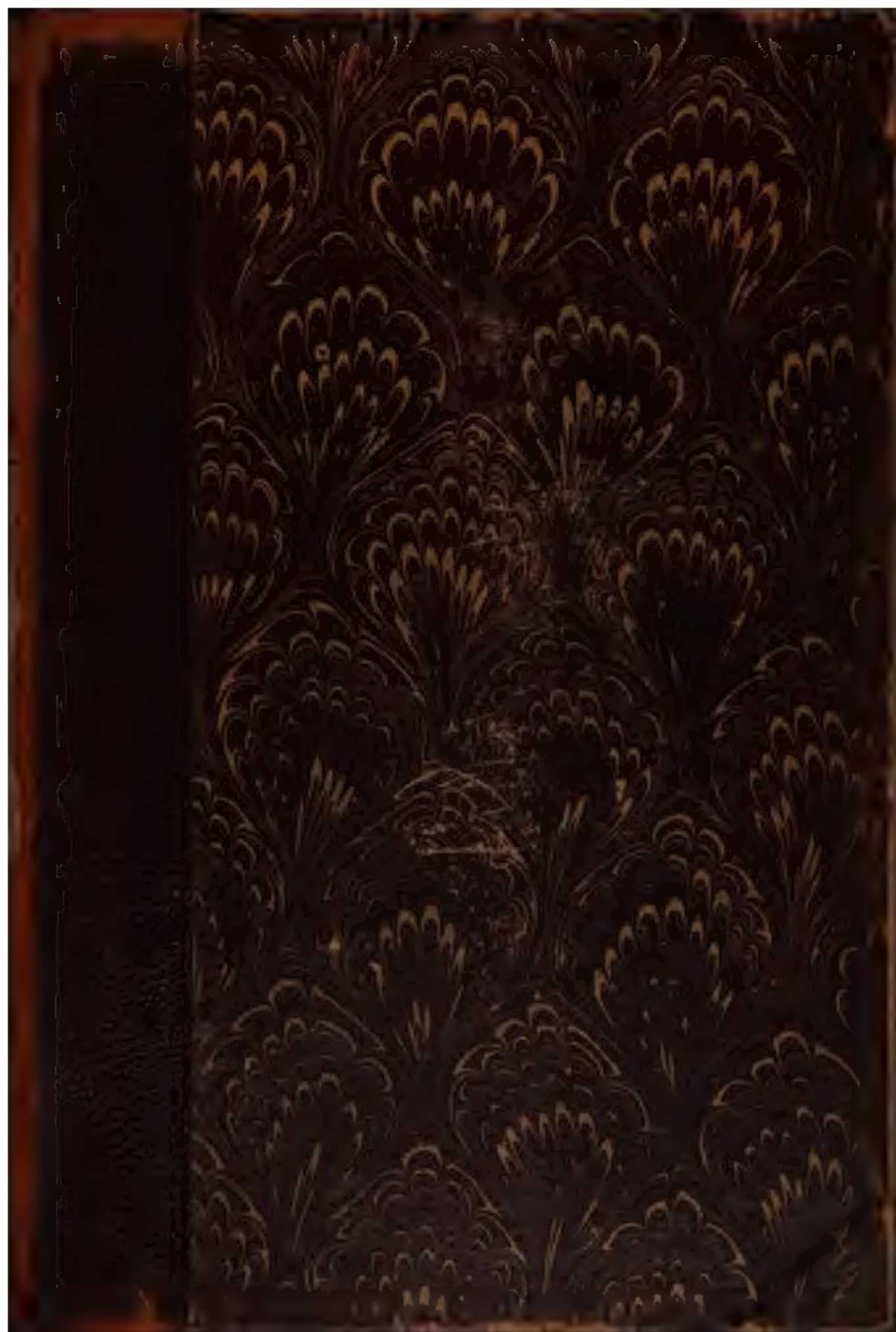
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





47574

30



HARVARD  
COLLEGE  
LIBRARY

Goethes

Werke.

Vollständige Ausgabe

in zehn Bänden.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Fünfter Band.

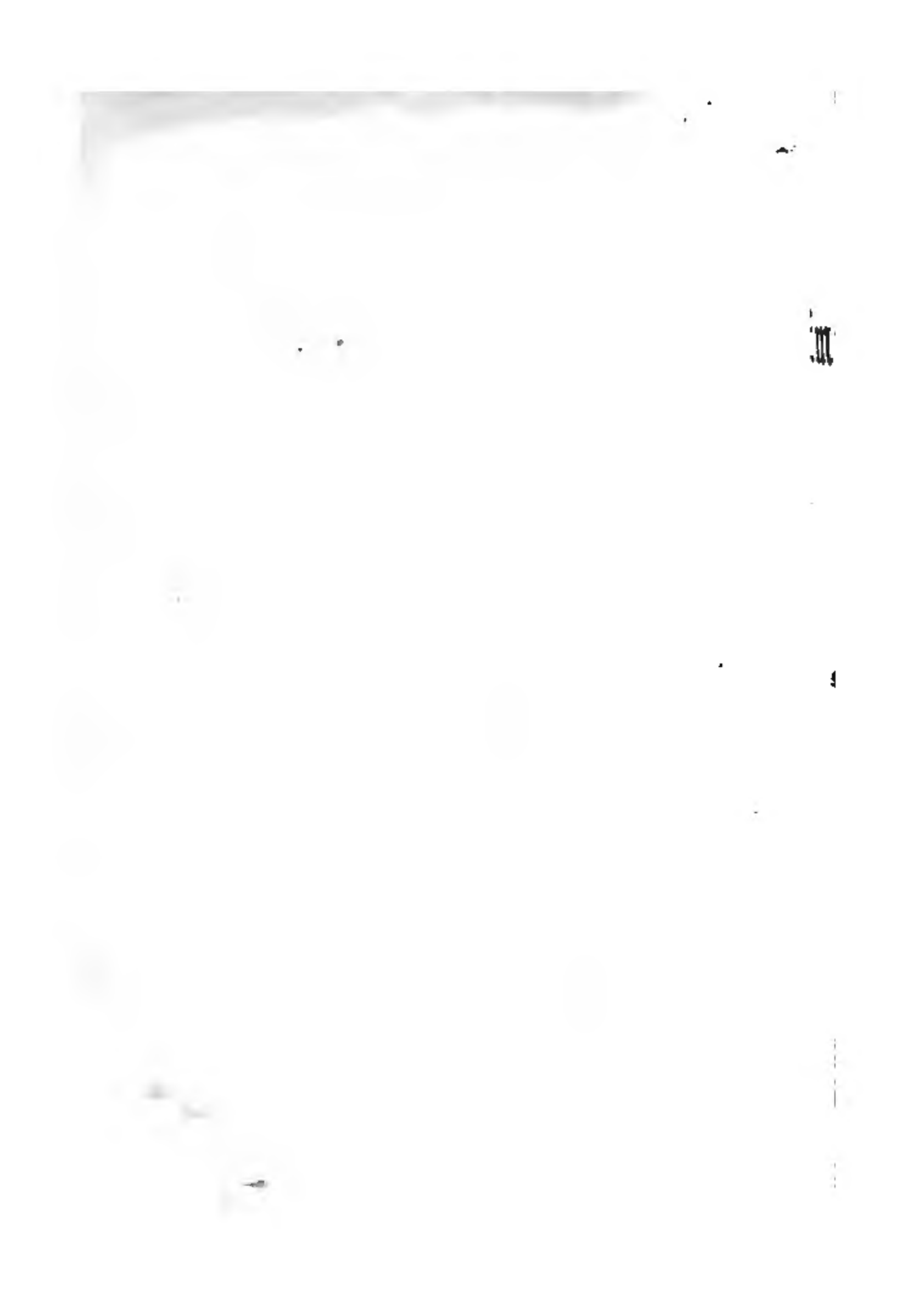
---

Stuttgart.

Cotta'schen Buchhandlung.

1875.





# Goethes Sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe

in zehn Bänden.

Mit Einleitungen von Karl Goedeke.

Fünfter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1875.

47574.30



Mrs. Joseph Bruckmann



# Inhalt.

---

	Seite
Einleitungen von R. Goebels . . . . .	V—XII
Wilhelm Meisters Wanderjahre . . . . .	1
Die Wahlverwandtschaften . . . . .	316
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten . . . . .	500
Die guten Weiber . . . . .	587
Novelle . . . . .	605
Reise der Söhne Regaprazons . . . . .	622
Rameau's Nefte . . . . .	634
Anmerkungen . . . . .	701
Nachträgliches zu Rameau's Nefte . . . . .	728
Philipp Hader . . . . .	738
Reden . . . . .	871
Rede bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaus . . . . .	871
Rede zum Andenken der Herzogin Amalia . . . . .	874
Rede zum Andenken Wielands . . . . .	877
Rede über Friedrich den Großen . . . . .	893
Einleitungsrede zur Todtenfeier für heimgegangene Brüder in der Loge Amalia zu Weimar . . . . .	901

---



# Einleitungen von R. Goedeke.

## Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Zwischen den Lehrjahren Wilhelm Meisters und den Wanderjahren, wie wir sie gegenwärtig besitzen, liegt ein volles Menschenalter. Beide stehen in einem rein äußerlichen Verhältniß zu einander und werden durch nichts als den Titel und die Einführung von Personen, die aus den Lehrjahren bekannt und vertraut waren, mit einander verbunden. Die Wanderjahre wurden zuerst 1807 dem Plan nach entworfen, beschäftigten den Dichter dann, mit großen Unterbrechungen, fast bis an sein Lebensende. Der erste Band erschien 1821, genügte jedoch so wenig den Ansprüchen des Verfassers, daß eine durchgreifende Umgestaltung nicht zu vermeiden schien. Diese Umarbeitung begann Goethe 1825 und beendigte dieselbe im Jahr 1829, in welchem die beiden Theile der Wanderjahre abgeschlossen erschienen. Die Redaction wurde kaum mit der Sorgfalt vorgenommen, die Goethe sich bei seinen künstlerischen Schöpfungen sonst immer zur heiligsten Pflicht machte. Kleine Erzählungen und Novellen, zum Theil schon im achtzehnten Jahrhundert verfaßt oder entlehnt, sollten sich, durch einen geistreichen Rahmen verbunden, zu einem Ganzen gestalten und dieses Ganze war bestimmt, die Ideen der Lehrjahre zu erweiterter Wirkung zu bringen. Die Einwirkung des vielf gestaltigen Lebens auf die Entwicklung der Individualität eines begabten Menschen sollte zur Anschauung gebracht werden. Aber das Leben stellte sich nun nicht mehr in seiner frischen sinnlichen Unmittelbarkeit dar, sondern wurde unter symbolisch-allegorischen Formen ergriffen. Der freie Blick gieng unter diesen absichtlich gesammelten und gehäuften Nebeln verloren. Da war nicht mehr wie in Nataliens individuellen Reden, die sich der allgemeinen Anwendung nicht entzogen, von pädagogischen Ansichten und Maßregeln die Rede, sondern das Erziehungselement wurde in eine pädagogische Provinz eingekleidet und zu einer utopischen Wunderlichkeit ausgebildet. Um möglichst lebendigen Wechsel in die Erlebnisse des wandernden Freundes zu bringen, war das Gesetz aufgestellt, daß er nicht länger als drei Nächte unter demselben Dache zubringen dürfe; aber dieß Gesetz wurde mehr dem Autor als seinem Wanderer lästig und deshalb, man weiß nicht recht, weshalb erst jetzt, wieder aufgehoben, hätte aber, da die Beseitigung desselben von wesentlichen Folgen nicht begleitet ist, ebensowohl fortbestehen können. Den eigentlichen Kern bilden die kleinen Novellen, die anmutige Flucht nach Aegypten und St. Joseph, schon 1807 geschrieben; die pil



gernde Thörin, schon 1788 nach dem Französischen übersezt und durch die unerwartete Art, mit welcher die Fremde die Werbung des Vaters und des Sohnes abzulehnen weiß, eine ächte Novelle, und durch den Muthwillen, eine ächt französische. Andre, wie das rußbraune Mädchen (zuerst 1816 im Damentaschenbuch veröffentlicht), der Mann von fünfzig Jahren (das. 1818), die neue Melusine (das. 1817 und 1819), sind mit dem Rahmen der Wanderjahre in unlösliche Verbindung zu bringen gesucht, verlieren aber durch die Verstüdlung und Verstreuung an Interesse, da man das Gewaltfame und Willkürliche der Einflechtung in das größere Ganze, das doch nur um des Eingeflochtenen willen da ist, allzubald gewahr wird. In der Weise des gleichzeitig geschaffenen zweiten Theiles von Faust sind in diesem verbindenden Rahmen (der den Anspruch des Selbstzwecks erregt, aber nicht befriedigen kann, wenigstens in künstlerischer Hinsicht nicht, da die Lehrjahre nicht weiter geführt zu werden brauchten, oder, wenn die Fortführung beliebt wurde, im klaren Lichte des heitern Lebens zu gestalten waren) sehr ansehnliche Reichthümer reifer Lebensweisheit mehr versteckt als offen gezeigt worden. Die Form hat etwas Widerstrebendes. Das Unscheinbare wird zum Bedeutenden erhoben; das Wesentliche mehr geheimnißvoll angedeutet, als nach Würden behandelt. Der Stil ist, wie in den Werken des Greises im Allgemeinen, so hier insbesondre durch die bekannte diplomatische Behandlung nicht anziehend, wenigstens nicht zu den Dingen selbst hinziehend. Wenn der Dichter in syntaktischer Beziehung die größte Meisterschaft bethätigt, so vermeidet er mit Absicht, den Gedanken rund, kräftig und präcis auszusprechen, und gleitet lieber mit einer behaglichen Breite über die Dinge hin, als daß er sie, wie einst der junge Goethe, frisch und lebhaft hinstellen möchte. Daß auch in diesen Eigenschaften keine eigensinnige Willkür zu erkennen ist, wird deutlich, wenn man sich erinnert, daß Goethe bei Vollendung der Wanderjahre achtzig Jahr alt war, und daß es dem behaglichen Alter eigen ist, die Dinge der realen und idealen Welt verflüchtigter wiederzugeben, eine Fülle von eigener Lebenserfahrung vbraussetzend, über die der Blick wie von hohem Berge nur zusammenfassend hingleitet, ohne sich viel um die scharfen Reflexe der einzelnen Gestalten zu kümmern.

## Die Wahlverwandtschaften.

In die Reihe der kleinen Novellen und Erzählungen, die Goethe seit Anfang des Jahrhunderts für Wilhelm Meisters Wanderjahre vorbereitete, sollten auch die Wahlverwandtschaften eingefügt werden. Allein bei der näheren Durcharbeitung im Gedanken erweiterte sich der Plan. Er wurde deshalb zu selbstständiger Ausführung bestimmt, im Jahr 1808 schriftlich entworfen und theils in diesem, theils im folgenden Jahre ausgearbeitet und rasch dem Druck übergeben. Nachdem das Septemberheft des Morgenblattes eine (von Goethe herrührende) vorläufige Nachricht darüber gebracht hatte, erschien der Roman im October 1809 im Cotta'schen Verlage. Er fand eine seltsame Aufnahme. Die dem Goetheschen Lebenskreise örtlich Nächstenstehenden waren überrascht, in dem Architekten einen

Baulünstler Engelhardt aus Rassel, in Ottilie eine Angehörige des Frommann'schen Hauses in Jena, in anderen Gestalten andere Personen, wenn auch 'nur der äußeren Erscheinung nach' wieder zu finden, und riethen im Ausspüren der Personen auf wirklich gedachte Schicksale. Diesen Deutungen räumte Goethe später ihre Berechtigung ein, indem er wenige Jahre vor seinem Tode gestand, daß in den Wahlverwandtschaften überall keine Zeile sei, die er nicht selber erlebt habe, nur keine Zeile (fügte er die Hoffnung aller Deuter abschneidend sogleich hinzu) so, wie er sie erlebt habe. In entfernteren Kreisen und bei Lesern oder Beurtheilern, die von den stofflichen Beziehungen nicht unterrichtet waren, theilten sich die Ansichten. Die Jüngeren und Empfänglichen strömten von Bewunderung über; Franz Passow fand darin einen Schatz von Verstand und Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendglut; Heinrich Voß war es, als ob Goethe hier den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen und Lebensansichten habe niederlegen wollen, allein er sei unerschöpflich, wie die Gottheit. Fr. J. Jacobi war sehr voll Unwillen über das Werk und nannte es eine Himmelfahrt der bösen Lust, während Fr. Röppen in Landsküt zwar weniger darüber erbittert war, sich aber nicht dafür begeistern konnte und die Hand eines alten Schriftstellers spürte. Die unbefangenen Freunde, wie Zelter, standen der Erscheinung anfänglich verlegen gegenüber und wußten nicht recht, was sie aus Namen und Inhalt machen sollten, und Goethe hütete sich wohl, über ein Werk, das er selbst als eine Art von Sendschreiben an seine Freunde bezeichnete, sich in erläuternden Confessionen zu ergöhen. Auch hier kann nicht in eine Entwicklung der Dichtung nach ihren Einzelheiten eingegangen werden; das Ganze liegt hier vor und die Verfolgung der Idee durch das Werk selbst muß dem billigen Leser überlassen bleiben.

Der Name des Romans ist von der chemischen Bezeichnung des Processes hergenommen, wo gebundene ungleichartige Körper aus der Verbindung zu anderer Verbindung streben. Dies lediglich aus der Wissenschaft entlehnte Bezeichnen eines ähnlichen sittlichen oder unsittlichen Processes im bürgerlichen Leben ist von den Gegnern des Dichters, an denen es ihm auf keiner Lebensstufe gefehlt hat, so ausgelegt worden, als habe er das Gesetz des freien Willens aufheben und die mit der bürgerlichen Elite in Conflict gerathende Verirrung als ein Naturgesetz zu rechtfertigen, wenigstens doch zu entschuldigen versucht. Gerade das Gegentheil hat er, wenigstens in der Hauptgestalt der Dichtung dargestellt, indem er die unschuldig schuldige Ottilie durch die consequent bis zum Aeußersten geführte Ablehnung der Anforderungen der Natur die Freiheit des Willens retten läßt. Wer die Zeit, in welcher die Wahlverwandtschaften entstanden, aus der inneren Geschichte Deutschlands vor und halb nach der Auflösung des preussischen Staats und ihrer Ursachen und Folgen hat kennen lernen, oder wer den Reflex dieser Zustände in der damaligen Unterhaltungsliteratur sich vergegenwärtigen kann, der weiß auch, daß Goethe einen fressenden Schaden der Zeitgenossen nur wie der Physiolog und Patholog ein Präparat behandelt hat, aber dabei dennoch nicht stehen geblieben ist, sondern hinter den zerrüttenden Leidenschaften der Menschen den Blick in den lieblichen Frieden der Natur eröffnet hat, aber welche

die Menschen bildende Gewalt haben, während sie sich selbst nicht zum Frieden der Liebe bilden, wohl können, mitunter auch wollen, aber es doch verfehlen. Die Reigungen, die vor der eingegangenen Verbindung schuldlos gewesen sein würden, werden, da sie aus der Verbindung heraustreiben, die durch ein höheres Gesetz geheiligt ist, zur Schuld und zur Zerstörung. Die Bezeichnung allein, welche der Frucht dieser Schuld gegeben wird (ein Kind im doppelten Ehebruch gezeugt) war hinreichend, dem Dichter den Vorwurf zu ersparen, als ob er Böses gut genannt und eine Erscheinung, die doch aus der Welt nicht weggeleugnet werden kann, deshalb gebilligt, wohl gar als ein Gesetz der Natur über das Gesetz der Sitte gestellt habe, weil er sie mit vollendeter Kunst behandelte. Aber unser feines Publikum, damals wie heute, und vielleicht für immer, verlangt, daß die Moral immer gleich ausführlich in der Dichtung zu Gerichte sitzen soll, da doch der Dichter verlangen darf, daß das Publikum zur Beschauung seiner Kunstwerke so viel Moral mitbringen soll, um gut und böse als gut und böse zu erkennen und die Gerechtigkeit an den dichterischen Gestalten, nicht aber am Dichter, der Böses böse und Gutes gut gebildet hat, ergehen lasse.

## Unterhaltungen.

Im Jahre 1793 begann Goethe die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten', setzte dieselben im nächsten Jahre fort und schloß sie im Jahre 1795 mit dem Märchen ab. Sie erschienen zuerst im ersten Jahrgange von Schillers *Horen* 1796 und wurden dann unverändert 1808 in den zwölften Band der gesammelten Werke aufgenommen. — Eine deutsche Adelsfamilie, vom linken Rheinufer vor den Franzosen geflüchtet, befindet sich, nachdem diese zurückgedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen, im Frühjahr 1793 auf einem am rechten Rheinufer belegenen Gute der Baronesse von G. seit längerer Zeit zum ersten Male wieder in einer behaglichen Lage, soweit die unsichere Zeit es gestattet. Aber die innre Verschiedenheit der Ansichten über politische Gegenstände läßt einen dauernden Zustand nicht aufkommen. Ein Vetter des Hauses, Karl, ist ein leidenschaftlicher Verfechter der Revolutionsideen, deren Verwirklichung ihn freilich selbst vertrieben hat. Von ihm vorzüglich geht der Unfrieden aus. Er geräth mit einem verehrten Gaste der Baronesse über die Franzosen und Mainzer Clubbisten heftig zusammen und veranlaßt durch sein hitziges, alle Gebote des guten Tons vernachlässigendes, allen Pflichten der Gastfreundschaft Hohn sprechendes Benehmen den Gegner, das Haus plötzlich zu räumen. Die Geselligkeit ist gestört, Unbehagen an die Stelle getreten. Unmuthig spricht die Baronesse ein ernstes Wort und verbannt jedes politische Gespräch aus der allgemeinen Unterhaltung. Ein alter Geistlicher übernimmt die Kosten derselben und erzählt zu diesem Zwecke einige Geschichten, zuerst eine Gespensterhistorie, der sich einige von Andern erzählte Anekdoten ähnlichen Inhalts anschließen, dann eine moralische Novelle, darauf eine kleine Familiengeschichte und zuletzt ein Märchen; mit Ausnahme des letzten alles einfach, plan, klar, faßlich; das Märchen hingegen dunkel, ver-



wirrend und deshalb wie der zweite Theil des Faust den Deutungsversuchen der Erklärer am meisten Spielraum bietend.

Den Rahmen der 'Unterhaltungen' fand Goethe bei den ältern Novellisten des Orients und Occidents vor. Irgend eine bestimmte Veranlassung führt Menschen zusammen, unter denen, bis die Veranlassung aufhört, Geschichten erzählt werden. Darauf beruhen die alten indischen Betalgeschichten, die Fabeln des Bibpat, das Papagatenbuch, die sieben weisen Meister, Tausend und eine Nacht, der Decameron des Boccaccio, Chaucer, die unvollendeten Gartenwochen des Cervantes und zahlreiche andre Novellenbücher, die eine solche bestimmte Veranlassung an die Spitze stellen und aufhören, wenn der König Vikram nicht mehr zu antworten weiß, wenn der Sohn wieder sprechen und sich gegen die Stiefmutter rechtfertigen darf, wenn die Pest zu Florenz aufhört oder sonst auf irgend eine Weise der gleich zu Anfange vorhergezeigte Schluß gekommen ist. Bei Goethe ist kein Abschluß; die Geschichten hätten noch lange fortgeführt werden können, bis zum Schlusse der französischen Revolution, bis zur Einnahme von Mainz, bis zur Versöhnung Karls mit dem Gegner oder zu einem andern Punkte, auf dem man keine fernere Novelle erwarten durfte. Goethe selbst fühlte diesen Mangel der Form; er nennt die 'Unterhaltungen' einen 'fragmentarischen Versuch' und in einem Briefe an Schiller vom 8. Februar 1798 sagt er, es liege ihm ein halb Duzend Märchen und Geschichten im Sinn, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten und 'dem Ganzen noch auf ein gewisses Fled helfen werde'. Auch in dem Eingange selbst liegen Momente genug, die auf eine weitere Ausführung der Rahmen Erzählung zu schließen berechtigten. Weder Louises noch Friedrichs Verhältnisse werden weiter entwickelt, und bei der Dekonomie in Goethes Compositionen ließ sich erwarten, daß er selbst mit den Leuten der Baronesse, die gleich Anfangs lebendig, wenn auch nur als Nebenpersonen, eingeführt werden, weitergehende Absichten verfolgen wollte. — Der Eingang der 'Unterhaltungen' ist für ein Glaubensbekenntniß Goethes über die französische Revolution genommen und deshalb verurtheilt worden. Goethe gibt dem Verfechter der Revolution, Karl, allerdings Unrecht, aber nicht aus materiellen, sondern aus formellen Gründen; Karl verletzt das Gastrecht, er wünscht der Guillotine in Deutschland eine gesegnete Ernte, er wird gegen den Geheimrath persönlich beleidigend. Man hat aber gar nicht nöthig, Goethe zu entschuldigen; er tritt offenbar auf die Seite, die der hitzige Revolutionsfreund angreift; er bekennt sich schon dadurch, daß er einem Verfechter der Neufranken die Unarten beilegt, die Karl zeigt, selbst zum Gegner der von diesem verfolgten Sache. Und warum sollte er nicht? War es denn 1793 zu billigen, wenn sich ein Deutscher Angesichts des Mainzer Vaterlandsverraths für die Sache der Revolution erklärte? Kam nicht Alles so, wie es Goethe von den Franzosen voraussagen läßt? Sie interessierten sich bei der Capitulation von Mainz nicht im Geringsten um das Schicksal der Verräther des Vaterlandes und überließen sie den alliirten Siegern. — Aber der Rahmen ist nicht fertig geworden. Wohin Goethe mit seinen Personen zielte, ist nicht sicher zu bestimmen. Hat er mit ihnen auch die Resultate ziehen wollen, welche man in seinen Prämissen erkennen

will, die Verurtheilung der Terroristen; wer ihn darüber selbst verurtheilt, steht ihm nicht ohne Leidenschaft entgegen und kann schon deshalb nicht Richter über ihn sein.

Die eingelegten Erzählungen sind entlehnte. Die erste von der Sängerin Antonelli ist einer Begebenheit nachgezählt, welche die Schauspielerin Clairon erlebt haben will. Goethe kannte den Bericht der Clairon aus einem französischen Unterhaltungsblatt; Frau v. Stein erkannte beim ersten Anblick die Geschichte wieder und wunderte sich, wie Goethe dazu komme, eine so verbreitete Geschichte für ein so respectables Journal wie Schillers Horen beizusteuern. Ihr waren auch die aus Bassompierres 'sehr bekannten Memoiren' entlehnten Geschichten nicht neu; sie wunderte sich nur, wie man dergleichen für Gespenstergeschichten ausgeben könne, da sie doch körperlich genug seien. So urtheilte damals die Gesellschaft und so urtheilt sie noch heute. Die künstlerische Form, die diese 'Geschichten' in Goethes Behandlung erhalten haben, blieb unbeachtet. Auch bei der Klopfgeschichte, die 'Bruder Friß' erzählt, fiel der Frau v. Stein sogleich die Quelle ein: 'Herr v. Pannetitz' hat sie erzählt; sie hat sich im Hause seiner Eltern zugetragen. Daß diese Erzählung, in welcher der Spuk mit einem sehr energischen Mittel beendet wird, nur deshalb auf die unerklärt gelassene von der Antonelli folgt, um mit etwas Scherzhaftem abzuwechseln, läßt sich leicht erkennen. Entlehnt ist auch die Geschichte von der jungen einsamen Frau und dem tugendhaften Procurator, der, um die Sinnlichkeit der verliebten Frau zu vertreiben, ihr vorschlägt, sein Gelübde ihm zur Hälfte abzunehmen und einen Monat für ihn zu fasten. Diese in den Predigtbüchern des Mittelalters mehrfach umlaufende Geschichte nahm Goethe aus der zwölften Novelle des Malespini, der sie seiner Zeit wieder aus den cent nouvelles des burgundischen Hofes geschöpft hat. — Die Entlehnung dieser Geschichten läßt vermuthen, daß auch die Familiengeschichte, in welcher der Sohn den Vater bestiehlt, sein Verbrechen aber bereut und büßt, nicht frei erfunden worden. Etwas Aehnliches liegt Ifflands Schauspiele, Verbrechen aus Ehrsucht, zum Grunde, wo der junge Ruhberg die Rasse bestiehlt und zwar aus ähnlichen Veranlassungen wie hier Ferdinand. Die innere Lösung ist aber verschieden; Iffland läßt den Defect durch Andere ersetzen und der Verbrecher darf sich entfernen, nachdem er das Versprechen gegeben, nicht Hand an sich zu legen; er nimmt das Bewußtsein der Schuld als Strafe mit sich, während hier Ferdinand durch eigne Anstrengung den Ersatz erzielt und sich innerlich läutert. — Ueberblickt man die deutsche Literatur bis zu der Zeit, in welcher Goethe diese kleinen Erzählungen niederschrieb, so treten sie als die ersten Musterstücke in ihrer Art auf; es sind die ersten Gespensterhistorien, die ersten Novellen, die ersten Familiengeschichten, die in engen Rahmen den anekdotenhaften Stoff innerlich vollständig und äußerlich mit vollkommener Objectivität behandeln; sie sind entlehnt, aber die Novellenliteratur beruht auf Tradition, und nicht der Stoff, sondern die Behandlung macht ihren Werth. Die größten Novellisten haben den geringsten Anspruch auf Selbstständigkeit in Erfindung der Stoffe; groß sind sie nur dadurch, daß sie dem vorgefundenen Stoffe eine Gestalt gegeben, welche die einzig mögliche zu sein scheint, um die in demselben liegenden

Momente mit Nothwendigkeit zu begründen und allseitig zu entfalten. Nur der dramatische Dichter kann einen weiteren Schritt wagen, indem er den Stoff so umbildet, daß Alles in körperlichen Gestalten unmittelbar lebendig wird. Wer aber möchte nach Goethe die Geschichte des Procurators noch einmal zu behandeln mit Glück unternehmen?

Das Märchen von der Erlösung des Prinzen und der schönen Lilie ist für ein politisches ausgegeben. Da die Politik durch das Gebot der Baronessie von den Unterhaltungen ausgeschlossen ist, erkennt man zwar, daß auch ein politischer Charakter des Märchens nicht statthaft sei; aber man hilft sich mit der Annahme, es sei hier ironisch gezeigt, daß trotz des ausdrücklichsten Verbotes die Politik dennoch eindringe; nur verhüllt. Das Ganze soll gegen die französische Revolution gerichtet sein. Es liegen Deutungen von Hartung, Hotho, Guhrauer, Gschel, Rosenkranz, Dünker (Herrigs Archiv 1847, 283 ff., wo man die Uebrigen nachgewiesen findet) und von Andern vor, aber kein Erklärer ist mit dem andern zufrieden. Es liegt auch eine Erklärung von Schiller vor, an die man sich freilich nicht lehrte. Er schreibt am 16. November 1796 an Cotta: 'Vom Goethe'schen Märchen wird das Publicum noch mehr erfahren. Der Schlüssel liegt im Märchen selbst.' An Goethe schreibt er am 29. August 1796, einige Tage nach Empfang der ersten Hälfte: 'Das Märchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander“, recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Das Ganze zeigt sich als die Production einer sehr fröhlichen Stimmung.' Die 'Idee', 'der Schlüssel' wird im Märchen offen dargelegt: 'Ein Einzelner', sagt der Alte mit der Lampe, 'hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt', und bald darauf: 'Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.' Erklärt man die thatsächliche Wirkung der vereinten Kräfte im Märchen selbst, die, daß die von der Kraft, dem Glanze und der Weisheit ausgestattete, von der Liebe gebildete Herrschaft im Tempel zur Geltung gelangt, so hat man die allgemeine Idee sicher gefunden und braucht sich dann nicht bei der Deutung der einzelnen Figuren auf bestimmte Kräfte abzumühen. Man liest ein Märchen und zwar ein Goethe'sches, das, an französischen Mustern gebildet, nach diesen Mustern aufzufassen ist. Der Charakter der französischen gemachten Märchen besteht aber lediglich im freien Spielenlassen ungezügelter Phantasie, des willkürlichen Verwandelns natürlicher Kräfte, der Umkehrung der Physik. Das Schwere schwimmt leicht auf dem Leichterem, das Licht verursacht keinen Schatten u. dgl. Eine so willkürlich schaltende Einbildungskraft läßt keine sichere Deutung im Einzelnen zu und hat ihre Freude daran, mit ihren 'bunten, lustigen' Erfindungen den Deutenden zu necken. Das ist denn auch bei dem Goethe'schen Märchen der Fall. Goethe selbst hatte seinen 'Spaß' daran, 'die achtzehn Figuren dieses Dramatis als so viele Räthsel den Räthsel-

liebenden' vorzustellen und über die ~~elbischen~~ <sup>elbischen</sup> ~~ununter~~ <sup>ununter</sup> ~~den~~ <sup>den</sup> ~~so~~ <sup>so</sup> ~~war~~ <sup>war</sup>  
 Schiller über den Sinn des Märchens selbst werden. <sup>1795</sup>  
 mehr als unwahrscheinlich. Die Deutungen selbst werden <sup>1795</sup>  
 denn 'in dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so  
 Lohheit der Menschen wirklich ausgedr.' Die Aufnahme des Märchens hat  
 nach eine sehr beifällige. W. v. Humboldt schreibt am 20. November 1795  
 Schiller (nach dem Original). 'Es strahlt ordentlich unter den Unterhaltungen bei  
 Märchen das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich unter den Unterhaltungen bei  
 vor, und ich fürchte mich schon, wenn an diese leichte und hübsche Erzählung  
 das große Fräulein wieder ihre Gattung erwartete, es deutet auf einen  
 Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen  
 toße in eine so bewegliche, oft wechselnde Scene, in einem deutschen Märchen  
 den und magischen Kreis, das ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Märchen  
 Reiter sonst etwas gelesen zu haben, das dem gleich käme'. Aug. Wih. Schiller  
 löste sich für ihn aber nur in vielfachen beweglichen Verbindungen auf, und  
 zwieselte, daß man es, mit Dürckel und Winkelmaß in die Prosa flachgebe  
 konstruieren oder nur in Menschenrede die Figuren nennen könne. Die  
 manifer suchten auf dem Goethe'schen Muster und bildeten danach ihre  
 willkürlichen Märchen, bis man mit dem Charakter des echten, nicht gem  
 Märchens genauer bekannt wurde und über jene symbolischen und allegor  
 Erfindungen weniger vorthellhaft dachte.  
 (Ueber die Reden vgl. die Einleitung zu Bd. VII. S. XI)

# Wilhelm Meisters Wanderjahre

oder

## Die Entsagenden.

### Erstes Buch.

#### Erstes Kapitel.

##### Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauer, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Fessengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man diesen Stein, Vater? sagte der Knabe.

Ich weiß nicht, versetzte Wilhelm.

Ist das wohl Gold, was darin so glänzt? sagte Jener.

Es ist keins! versetzte dieser; und ich erinnere mich, daß es die Leute Ratzengold nennen.

Ratzengold! sagte der Knabe lächelnd; und warum?

Wahrscheinlich, weil es falsch ist und man die Raten auch für falsch hält.

Das will ich mir merken, sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas Anderes hervor und fragte: Was ist das? „Eine Frucht,“ versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt sein.“ — Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund. — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können.“ — Die Jäger wissen Alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über

den Weg gegangen sei; er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen sein. — „Ich hörte wohl, wie du den Boten ausfragtest.“ — Der mußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön, den ganzen Tag im Walde zu sein und die Vögel zu hören, zu wissen, wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt: das ist gar zu lustig.

Raum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stuzten und einen Augenblick still hielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhiengen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsede herum ernst, aber freundlich herabrief: Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn Das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, lebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer gieng's wie den Kindern: er stuzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff, hinabzusteigen und diese sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felig heraufkam und sagte: „Vater,



darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen! Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Kommt dort unten halten sie."

"Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Poliraxt auf der Schulter und ein langes schwantes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Gewaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?"

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer, oder ob ihr nur Geister seid, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.

„So kommt mit in unsere Wohnung," sagte Jener. „Kommt mit!" riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!" sagte die Frau, indem sie ihre lebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhaufe zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, Alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit ist's hin?"

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung," sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhaufe habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch."

gernde Thörin, schon 1788 nach dem Französischen übersezt und durch die unerwartete Art, mit welcher die Fremde die Bewerbung des Vaters und des Sohnes abzulehnen weiß, eine ächte Novelle, und durch den Muthwillen, eine ächt französische. Andre, wie das nußbraune Mädchen (zuerst 1816 im Damentaschenbuch veröffentlicht), der Mann von fünfzig Jahren (das. 1818), die neue Melusine (das. 1817 und 1819), sind mit dem Rahmen der Wanderjahre in unlösliche Verbindung zu bringen gesucht, verlieren aber durch die Verstüklung und Verstreuung an Interesse, da man das Gewaltfame und Willkürliche der Einflechtung in das größere Ganze, das doch nur um des Eingeflochtenen willen da ist, allzubald gewahr wird. In der Weise des gleichzeitig geschaffenen zweiten Theiles von Faust sind in diesem verbindenden Rahmen (der den Anspruch des Selbstzwecks erregt, aber nicht befriedigen kann, wenigstens in künstlerischer Hinsicht nicht, da die Lehrjahre nicht weiter geführt zu werden brauchten, oder, wenn die Fortführung beliebt wurde, im klaren Lichte des heitern Lebens zu gestalten waren) sehr ansehnliche Reichthümer reifer Lebensweisheit mehr versteckt als offen gezeigt worden. Die Form hat etwas Widerstrebendes. Das Unscheinbare wird zum Bedeutenden erhoben; das Wesentliche mehr geheimnißvoll angedeutet, als nach Würden behandelt. Der Stil ist, wie in den Werken des Greises im Allgemeinen, so hier insbesondre durch die bekannte diplomatische Behandlung nicht anziehend, wenigstens nicht zu den Dingen selbst hinziehend. Wenn der Dichter in syntaktischer Beziehung die größte Meisterschaft bethätigt, so vermeidet er mit Absicht, den Gedanken rund, kräftig und präcis auszusprechen, und gleitet lieber mit einer behaglichen Breite über die Dinge hin, als daß er sie, wie einst der junge Goethe, frisch und fest hinstellen möchte. Daß auch in diesen Eigenschaften keine eigensinnige Willkür zu erkennen ist, wird deutlich, wenn man sich erinnert, daß Goethe bei Vollendung der Wanderjahre achtzig Jahr alt war, und daß es dem behaglichen Alter eigen ist, die Dinge der realen und idealen Welt verflüchtigter wiederzugeben, eine Fülle von eigener Lebenserfahrung vbraussetzend, über die der Blick wie von hohem Berge nur zusammenfassend hingeleitet, ohne sich viel um die scharfen Reflexe der einzelnen Gestalten zu kümmern.

## Die Wahlverwandtschaften.

In die Reihe der kleinen Novellen und Erzählungen, die Goethe seit Anfang des Jahrhunderts für Wilhelm Meisters Wanderjahre vorbereitete, sollten auch die Wahlverwandtschaften eingefügt werden. Allein bei der näheren Durcharbeitung im Gedanken erweiterte sich der Plan. Er wurde deshalb zu selbstständiger Ausführung bestimmt, im Jahr 1808 schriftlich entworfen und theils in diesem, theils im folgenden Jahre ausgearbeitet und rasch dem Druck übergeben. Nachdem das Septemberheft des Morgenblattes eine (von Goethe herrührende) vorläufige Nachricht darüber gebracht hatte, erschien der Roman im October 1809 im Cotta'schen Verlage. Er fand eine seltsame Aufnahme. Die dem Goetheschen Lebenskreise örtlich Nächstenstehenden waren überrascht, in dem Architekten einen

Baukünstler Engelhardt aus Rassel, in Ottilie eine Angehörige des Frommannschen Hauses in Jena, in anderen Gestalten andere Personen, wenn auch 'nur der äußeren Erscheinung nach' wieder zu finden, und riefen im Ausspüren der Personen auf wirklich gedachte Schicksale. Diesen Deutungen räumte Goethe später ihre Berechtigung ein, indem er wenige Jahre vor seinem Tode gestand, daß in den Wahlverwandtschaften überall seine Zeile sei, die er nicht selber erlebt habe, nur keine Zeile (fügte er die Hoffnung aller Deuter abschneidend sogleich hinzu) so, wie er sie erlebt habe. In entfernteren Kreisen und bei Lesern oder Beurtheilern, die von den stofflichen Beziehungen nicht unterrichtet waren, theilten sich die Ansichten. Die Jüngeren und Empfänglichen strömten von Bewunderung über; Franz Passow fand darin einen Schatz von Verstand und Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendglut; Heinrich Voß war es, als ob Goethe hier den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen und Lebensansichten habe niederlegen wollen, allein er sei unerschöpflich, wie die Gottheit. Fr. J. Jacobi war sehr voll Unwillen über das Werk und nannte es eine Himmelfahrt der bösen Lust, während Fr. Köppen in Landsküt zwar weniger darüber erbittert war, sich aber nicht dafür begeistern konnte und die Hand eines alten Schriftstellers spürte. Die unbefangenen Freunde, wie Zelter, standen der Erscheinung anfänglich verlegen gegenüber und wußten nicht recht, was sie aus Namen und Inhalt machen sollten, und Goethe hütete sich wohl, über ein Werk, das er selbst als eine Art von Sendschreiben an seine Freunde bezeichnete, sich in erläuternden Confessionen zu ergöhen. Auch hier kann nicht in eine Entwicklung der Dichtung nach ihren Einzelheiten eingegangen werden; das Ganze liegt hier vor und die Verfolgung der Idee durch das Werk selbst muß dem billigen Leser überlassen bleiben.

Der Name des Romans ist von der chemischen Bezeichnung des Processes hergenommen, wo gebundene ungleichartige Körper aus der Verbindung zu anderer Verbindung streben. Dies lediglich aus der Wissenschaft entlehnte Bezeichnen eines ähnlichen sittlichen oder unsittlichen Processes im bürgerlichen Leben ist von den Gegnern des Dichters, an denen es ihm auf keiner Lebensstufe gefehlt hat, so ausgelegt worden, als habe er das Gesetz des freien Willens aufheben und die mit der bürgerlichen Sitte in Conflict gerathende Verirrung als ein Naturgesetz zu rechtfertigen, wenigstens doch zu entschuldigen versucht. Gerade das Gegentheil hat er, wenigstens in der Hauptgestalt der Dichtung dargestellt, indem er die unschuldig schuldige Ottilie durch die consequent bis zum Aeußersten geführte Ablehnung der Anforderungen der Natur die Freiheit des Willens retten läßt. Wer die Zeit, in welcher die Wahlverwandtschaften entstanden, aus der inneren Geschichte Deutschlands vor und bald nach der Auflösung des preussischen Staats und ihrer Ursachen und Folgen hat kennen lernen, oder wer den Reflex dieser Zustände in der damaligen Unterhaltungsliteratur sich vergegenwärtigen kann, der weiß auch, daß Goethe einen fressenden Schaden der Zeitgenossen nur wie der Physiolog und Patholog ein Präparat behandelt hat, aber dabei dennoch nicht stehen geblieben ist, sondern hinter den zerrüttenden Leidenschaften der Menschen den Blick in den lieblichen Frieden der Natur eröffnet hat, über welche

meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllos unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

## Zweites Kapitel.

### Sankt Joseph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, seinem Voten auf dem Fuße folgen steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald durch manchen freundlichen Wiesengrund immer vorwärts, bis sie endlich an einem Abhange befanden und in ein sorgfältig bebaut von Hügeln ringsumschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog gleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sankt Joseph,“ sagte Vote; „Jammer schade für die schöne Kirche! Seht nur, wie die Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohlerhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, noch wohl erhalten.“ — „Ja,“ sagte der Andere, „es wohnt ein Schaff daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung andigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sofort beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gehalten hatte; sie waren im Begriff, Kirsch zu handeln; eigentlich aber feilte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sofort als Gast den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen selbst dem Vater war die Erquickung angenehm, mitten in diesen fruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus dem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmen zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur ein Weilchen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu einem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Saal gieng es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle, Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschmücktes Gerüst mit verschiedenen Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Tr

und Risten und, so ordentlich Alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am Meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgiengen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Art ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderbar schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der gestrigen heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich aufs Herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fieng lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Annäherung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt und Das, was vorübergieng, abermals herantritt.“

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines

meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unborsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

## Zweites Kapitel.

### Sankt Joseph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln ringsumschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sankt Joseph,“ sagte der Bote; „Zammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohlerhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten.“ — „Ja,“ sagte der Andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff, Kirsch zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm, mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe gieng es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschmücktes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen

und Risten und, so ordentlich Alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am Meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Gefäß herabgiengen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er müdmüthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Art ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderbar schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengefügt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der gestrigen heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich aufs Herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fieng lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besetzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Annäherung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt und Das, was vorübergieng, abermals herantritt.“

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines



die Menschen bildende Gewalt haben, während sie sich selbst nicht zum Frieden der Liebe bilden, wohl können, mitunter auch wollen, aber es doch verfehlen. Die Neigungen, die vor der eingegangenen Verbindung schuldlos gewesen sein würden, werden, da sie aus der Verbindung heraustreiben, die durch ein höheres Gesetz geheiligt ist, zur Schuld und zur Zerstörung. Die Bezeichnung allein, welche der Frucht dieser Schuld gegeben wird (ein Kind im doppelten Ehebruch gezeugt) war hinreichend, dem Dichter den Vorwurf zu ersparen, als ob er Böses gut genannt und eine Erscheinung, die doch aus der Welt nicht weggeleugnet werden kann, deshalb gebilligt, wohl gar als ein Gesetz der Natur über das Gesetz der Sitte gestellt habe, weil er sie mit vollendeter Kunst behandelte. Aber unser feines Publikum, damals wie heute, und vielleicht für immer, verlangt, daß die Moral immer gleich ausführlich in der Dichtung zu Gerichte sitzen soll, da doch der Dichter verlangen darf, daß das Publikum zur Beschauung seiner Kunstwerke so viel Moral mitbringen soll, um gut und böse als gut und böse zu erkennen und die Gerechtigkeit an den dichterischen Gestalten, nicht aber am Dichter, der Böses böse und Gutes gut gebildet hat, ergehen lasse.

## Unterhaltungen.

Im Jahre 1793 begann Goethe die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten', setzte dieselben im nächsten Jahre fort und schloß sie im Jahre 1796 mit dem Märchen ab. Sie erschienen zuerst im ersten Jahrgange von Schillers *Horen* 1795 und wurden dann unverändert 1808 in den zwölften Band der gesammelten Werke aufgenommen. — Eine deutsche Adelsfamilie, vom linken Rheinufer vor den Franzosen geflüchtet, befindet sich, nachdem diese zurückgedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen, im Frühjahr 1793 auf einem am rechten Rheinufer belegenen Gute der Baronesse von C. seit längerer Zeit zum ersten Male wieder in einer behaglichen Lage, soweit die unsichere Zeit es gestattet. Aber die innere Verschiedenheit der Ansichten über politische Gegenstände läßt einen dauernden Zustand nicht aufkommen. Ein Vetter des Hauses, Karl, ist ein leidenschaftlicher Verfechter der Revolutionsideen, deren Verwirklichung ihn freilich selbst vertrieben hat. Von ihm vorzüglich geht der Unfrieden aus. Er geräth mit einem verehrten Gaste der Baronesse über die Franzosen und Mainzer Clubbisten heftig zusammen und veranlaßt durch sein hitziges, alle Gebote des guten Tons vernachlässigendes, allen Pflichten der Gastfreundschaft Hohn sprechendes Benehmen den Gegner, das Haus plötzlich zu räumen. Die Geselligkeit ist gestört, Unbehagen an die Stelle getreten. Unmuthig spricht die Baronesse ein ernstes Wort und verbannt jedes politische Gespräch aus der allgemeinen Unterhaltung. Ein alter Geistlicher übernimmt die Kosten derselben und erzählt zu diesem Zwecke einige Geschichten, zuerst eine Gespensterhistorie, der sich einige von Andern erzählte Anekdoten ähnlichen Inhalts anschließen, dann eine moralische Novelle, darauf eine kleine Familiengeschichte und zuletzt ein Märchen; mit Ausnahme des letzten alles einfach, plan, klar, faßlich; das Märchen hingegen dunkel, ver-

wirrend und deshalb wie der zweite Theil des Faust den Deutungsversuchen der Erklärer am meisten Spielraum bietend.

Den Rahmen der 'Unterhaltungen' fand Goethe bei den ältern Novellisten des Orients und Occidents vor. Irgend eine bestimmte Veranlassung führt Menschen zusammen, unter denen, bis die Veranlassung aufhört, Geschichten erzählt werden. Darauf beruhen die alten indischen Betalgeschichten, die Fabeln des Bibpai, das Papagaienbuch, die sieben weisen Meister, Tausend und eine Nacht, der Decameron des Boccacio, Chaucer, die unvollendeten Gartenwochen des Cervantes und zahlreiche andre Novellenbücher, die eine solche bestimmte Veranlassung an die Spitze stellen und aufhören, wenn der König Bitram nicht mehr zu antworten weiß, wenn der Sohn wieder sprechen und sich gegen die Stiefmutter rechtfertigen darf, wenn die Pest zu Florenz aufhört oder sonst auf irgend eine Weise der gleich zu Anfange vorhergezeigte Schluß gekommen ist. Bei Goethe ist kein Abschluß; die Geschichten hätten noch lange fortgeführt werden können, bis zum Schlusse der französischen Revolution, bis zur Einnahme von Mainz, bis zur Versöhnung Karls mit dem Gegner oder zu einem andern Punkte, auf dem man keine fernere Novelle erwarten durfte. Goethe selbst fühlte diesen Mangel der Form; er nennt die 'Unterhaltungen' einen 'fragmentarischen Versuch' und in einem Briefe an Schiller vom 8. Februar 1798 sagt er, es liege ihm ein halb Duzend Märchen und Geschichten im Sinn, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten und 'dem Ganzen noch auf ein gewisses Flect helfen werde'. Auch in dem Eingange selbst liegen Momente genug, die auf eine weitere Ausführung der Rahmenerzählung zu schließen berechtigten. Weder Louise noch Friedrichs Verhältnisse werden weiter entwickelt, und bei der Deconomie in Goethes Compositionen ließ sich erwarten, daß er selbst mit den Deuten der Baronesse, die gleich Anfangs lebendig, wenn auch nur als Nebenpersonen, eingeführt werden, weitergehende Absichten verfolgen wollte. — Der Eingang der 'Unterhaltungen' ist für ein Glaubensbekenntniß Goethes über die französische Revolution genommen und deshalb verurtheilt worden. Goethe gibt dem Verfechter der Revolution, Karl, allerdings Unrecht, aber nicht aus materiellen, sondern aus formellen Gründen; Karl verletzt das Gastrecht, er wünscht der Guillotine in Deutschland eine gesegnete Ernte, er wird gegen den Geheimrath persönlich beleidigend. Man hat aber gar nicht nöthig, Goethe zu entschuldigen; er tritt offenbar auf die Seite, die der hitzige Revolutionsfreund angreift; er bekennt sich schon dadurch, daß er einem Verfechter der Neufranken die Unarten beilegt, die Karl zeigt, selbst zum Gegner der von diesem verfolgten Sache. Und warum sollte er nicht? War es denn 1798 zu billigen, wenn sich ein Deutscher Angesichts des Mainzer Vaterlandsverraths für die Sache der Revolution erklärte? Kam nicht Alles so, wie es Goethe von den Franzosen voraussagen läßt? Sie interessierten sich bei der Capitulation von Mainz nicht im Geringsten um das Schicksal der Verräther des Vaterlandes und überließen sie den alliierten Siegern. — Aber der Rahmen ist nicht fertig geworden. Wohin Goethe mit seinen Personen zielte, ist nicht sicher zu bestimmen. Hat er mit ihnen auch die Resultate ziehen wollen, welche man in seinen Prämissen erkennen

III, die Verurtheilung der Terroristen; wer ihn darüber selbst verurtheilt, steht ihm nicht ohne Leidenschaft entgegen und kann schon deshalb nicht Richter über ihn sein.

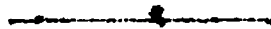
Die eingelegten Erzählungen sind entlehnte. Die erste von der Sängerin Antonelli ist einer Begebenheit nach erzählt, welche die Schauspielerin Clairon erlebt haben will. Goethe kannte den Bericht der Clairon aus einem französischen Unterhaltungsblatt; Frau v. Stein erkannte beim ersten Anblick die Geschichte wieder und wunderte sich, wie Goethe dazu komme, eine so verbreitete Geschichte für ein so respectables Journal wie Schillers Horen beizusteuern. Ihr waren auch die aus Bassompierres 'sehr bekannten Memoiren' entlehnten Geschichten nicht neu; sie wunderte sich nur, wie man dergleichen für Gespenstergeschichten ausgeben könne, da sie doch körperlich genug seien. So urtheilte damals die Gesellschaft und so urtheilt sie noch heute. Die künstlerische Form, die diese 'Geschichten' in Goethes Behandlung erhalten haben, blieb unbeachtet. Auch bei der Klopfgeschichte, die 'Bruder Fritz' erzählt, fiel der Frau v. Stein sogleich die Quelle ein: 'Herr v. Pannetier' hat sie erzählt; sie hat sich im Hause seiner Eltern zugetragen. Daß diese Erzählung, in welcher der Spuk mit einem sehr energischen Mittel beendet wird, nur deshalb auf die unerklärt gelassene von der Antonelli folgt, um mit etwas Scherzhaftem abzuwechseln, läßt sich leicht erkennen. Entlehnt ist auch die Geschichte von der jungen einsamen Frau und dem tugendhaften Procurator, der, um die Sinnlichkeit der verliebten Frau zu vertreiben, ihr vorschlägt, sein Gelübde ihm zur Hälfte abzunehmen und einen Monat für ihn zu fasten. Diese in den Predigtbüchern des Mittelalters mehrfach umlaufende Geschichte nahm Goethe aus der zwölften Novelle des Malespini, der sie seiner Zeit wieder aus den cent nouvelles des burgundischen Hofes geschöpft hat. — Die Entlehnung dieser Geschichten läßt vermuthen, daß auch die Familiengeschichte, in welcher der Sohn den Vater bestiehlt, sein Verbrechen aber bereut und büßt, nicht frei erfunden worden. Etwas Ähnliches liegt Ifflands Schauspiele, Verbrechen aus Ehrsucht, zum Grunde, wo der junge Ruhberg die Kasse bestiehlt und zwar aus ähnlichen Veranlassungen wie hier Ferdinand. Die innere Lösung ist aber verschieden; Iffland läßt den Defect durch Andere ersetzen und der Verbrecher darf sich entfernen, nachdem er das Versprechen gegeben, nicht Hand an sich zu legen; er nimmt das Bewußtsein der Schuld als Strafe mit sich, während hier Ferdinand durch eigne Anstrengung den Ersatz erzielt und sich innerlich läutert. — Ueberblickt man die deutsche Literatur bis zu der Zeit, in welcher Goethe diese kleinen Erzählungen niederschrieb, so treten sie als die ersten Musterstücke in ihrer Art auf; es sind die ersten Gespensterhistorien, die ersten Novellen, die ersten Familiengeschichten, die in engen Rahmen den anekdotenhaften Stoff innerlich vollständig und äußerlich mit vollkommener Objectivität behandeln; sie sind entlehnt, aber die Novellenliteratur beruht auf Tradition, und nicht der Stoff, sondern die Behandlung macht ihren Werth. Die größten Novellisten haben den geringsten Anspruch auf Selbstständigkeit in Erfindung der Stoffe; groß sind sie nur dadurch, daß sie dem vorgefundenen Stoffe eine Gestalt gegeben, welche die einzig mögliche zu sein scheint, um die in demselben liegenden

Momente mit Nothwendigkeit zu begründen und allseitig zu entfalten. Nur der dramatische Dichter kann einen weiteren Schritt wagen, indem er den Stoff so umbildet, daß Alles in körperlichen Gestalten unmittelbar lebendig wird. Wer aber möchte nach Goethe die Geschichte des Procurators noch einmal zu behandeln mit Glück unternehmen?

Das Märchen von der Erlösung des Prinzen und der schönen Lilie ist für ein politisches ausgegeben. Da die Politik durch das Gebot der Baronessie von den Unterhaltungen ausgeschlossen ist, erkennt man zwar, daß auch ein politischer Charakter des Märchens nicht statthaft sei; aber man hilft sich mit der Annahme, es sei hier ironisch gezeigt, daß trotz des ausdrücklichsten Verbotes die Politik dennoch einbringe; nur verhüllt. Das Ganze soll gegen die französische Revolution gerichtet sein. Es liegen Deutungen von Hartung, Hotho, Guhrauer, Böschel, Rosenkranz, Dünker (Herrigs Archiv 1847, 283 ff., wo man die Uebrigen nachgewiesen findet) und von Andern vor, aber kein Erklärer ist mit dem andern zufrieden. Es liegt auch eine Erklärung von Schiller vor, an die man sich freilich nicht lehrte. Er schreibt am 16. November 1795 an Cotta: 'Dem Goethe'schen Märchen wird das Publicum noch mehr erfahren. Der Schlüssel liegt im Märchen selbst.' An Goethe schreibt er am 29. August 1795, einige Tage nach Empfang der ersten Hälfte: 'Das Märchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander“, recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Das Ganze zeigt sich als die Production einer sehr fröhlichen Stimmung.' Die 'Idee', 'der Schlüssel' wird im Märchen offen dargelegt: 'Ein Einzelner', sagt der Alte mit der Lampe, 'hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt', und bald darauf: 'Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.' Erregt man die tatsächliche Wirkung der vereinten Kräfte im Märchen selbst, die, daß die von der Kraft, dem Glanze und der Weisheit ausgestattete, von der Liebe gebildete Herrschaft im Tempel zur Geltung gelangt, so hat man die allgemeine Idee sicher gefunden und braucht sich dann nicht bei der Deutung der einzelnen Figuren auf bestimmte Kräfte abzumühen. Man liest ein Märchen und zwar ein Goethe'sches, das, an französischen Mustern gebildet, nach diesen Mustern aufzufassen ist. Der Charakter der französischen gemachten Märchen besteht aber lediglich im freien Spielenlassen ungezügelter Phantasie, des willkürlichen Verwandelns natürlicher Kräfte, der Umkehrung der Physik. Das Schwere schwimmt leicht auf dem Leichterem, das Licht verursacht keinen Schatten u. dgl. Eine so willkürlich schaltende Einbildungskraft läßt keine sichere Deutung im Einzelnen zu und hat ihre Freude daran, mit ihren 'bunten, lustigen' Erfindungen den Deutenden zu necken. Das ist denn auch bei dem Goethe'schen Märchen der Fall. Goethe selbst hatte seinen 'Spaß' daran, 'die achtzehn Figuren dieses Dramatis als so viele Räthsel den Räthsel-

liebenben' vorzustellen und über die einlaufenden Deutungen zu lachen. Daß Schiller über den Sinn des Märchens ununterrichtet geblieben sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Die Deutungen selbst werden freilich nicht aufhören; denn 'in dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich aushebt'. Die Aufnahme des Märchens war damals eine sehr beifällige. W. v. Humboldt schreibt am 20. November 1795 an Schiller (nach dem Original), in dem Horenhefte sei neben Schillers Elegie das Märchen das Vorzüglichste. 'Es strahlt ordentlich unter den Unterhaltungen hervor, und ich fürchte mich schon, wenn an diese leichte und hübsche Erzählung das grobe Fräulein wieder ihre Glossen knüpfen wird. Das Märchen hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmern- den und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem gleich käme'. Aug. Wilh. Schlegel war davon 'entzückt'; für Chamisso war es 'ein wunderbares großes Ding', es löste sich für ihn aber nur in vielfachen beweglichen Abnungen auf, und er zweifelte, daß man es, mit Zirkel und Winkelmaß in die Prosa flachgedrückt, construlieren oder nur in Menschensprache die Figuren nennen könne. Die Romantiker fußten auf dem Goethe'schen Muster und bildeten danach ihre ebenso willkürlichen Märchen, bis man mit dem Charakter des echten, nicht gemachten Märchens genauer bekannt wurde und über jene symbolischen und allegorischen Erfindungen weniger vorthellhaft dachte.

(Ueber die Neben vgl. die Einleitung zu Bb. VII. S. XI.)



# Wilhelm Meisters Wanderjahre

oder

## Die Entsagenden.

### Erstes Buch.

#### Erstes Kapitel.

##### Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauer, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Fessengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreiblettel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man diesen Stein, Vater? sagte der Knabe.

Ich weiß nicht, versetzte Wilhelm.

Ist das wohl Gold, was darin so glänzt? sagte Jener.

Es ist keins! versetzte dieser; und ich erinnere mich, daß es die Leute Rakengold nennen.

Rakengold! sagte der Knabe lächelnd; und warum?

Wahrscheinlich, weil es falsch ist und man die Rakeln auch für falsch hält.

Das will ich mir merken, sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas Anderes hervor und fragte: Was ist das? „Eine Frucht,“ versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt sein.“ — Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund. — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann laß sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können.“ — „I Jäger wissen Alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch ist

den Weg gegangen sei; er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen sein. — „Ich hörte wohl, wie du den Boten ausfragtest.“ — Der mußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön, den ganzen Tag im Walde zu sein und die Vögel zu hören, zu wissen, wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt: das ist gar zu lustig.

Raum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Tüchchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stukten und einen Augenblick still hielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhiengen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsdecke herum ernst, aber freundlich herabrief: Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn Das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, lebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Liebllichkeit betrachtete. Dem Führer gieng's wie den Kindern: er stukte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff, hinabzusteigen und diese sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater,



darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen! Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie."

"Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Gewaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?"

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer, oder ob ihr nur Geister seid, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.

„So kommt mit in unsere Wohnung," sagte Jener. „Kommt mit!" riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!" sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, Alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit ist's hin?"

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung," sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch."

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft; er konnte ihn mit den lieben Engeln vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er Beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sanct Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubachte.

### Wilhelm an Natalie.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, so lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht nur eine voreilige Besorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders sein als hier. Was könnte mich von dir scheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderbares Geschick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich so nahe stand, unerwartet zuschließt. Ich hatte Zeit, mich zu fassen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir diese Fassung zu geben, hätte ich sie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entscheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf ja von allem Dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf diesem Gipfel sei es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausspreche. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszu-

üben und ganz eigene Prüfungen zu bestehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb! Manches wird gehalten, Manches übertreten; aber selbst bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenkte wieder ein. Ich hülte mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachtete ich am Bequemsten, am Liebsten.

Nicht über drei Tage soll ich unter Einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja, mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erste Mal, daß ich still halte, das erste Mal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, führerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und immer wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack auf das Keff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinübersenden! Laß meinen letzten Blick zu dir sich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen mehr von mir hören; du sollst nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schließen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der Bote ruft, und der Wirth räumt schon wieder auf in

meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unborsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

## Zweites Kapitel.

### Sankt Joseph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln ringsumschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sankt Joseph,“ sagte der Bote; „Jammershade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohlerhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten.“ — „Ja,“ sagte der Andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff, Kirsch zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm, mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe gieng es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen

und Risten und, so ordentlich Alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am Meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgiengen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Art ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderbar schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengefügt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der gestrigen heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich aufs Herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fieng lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Vergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt und Das, was vorübergieng, abermals herantritt.“

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen sei-

Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und gieng nach der Thür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thür und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich; die Frau gieng nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!“ rief er ihr nach, „nur noch ein Wort!“ — „Also heißt sie auch Marie,“ dachte Wilhelm, „es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt.“ Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderbar alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun gieng es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Mankehrte zurück und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnstuhl, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Klüften hinter einander hinausgeschoben sah. „Es ist billig,“ sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernststen Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne



geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Kapelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

„Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gefinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte und dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

„Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher und, wenn man will, auch ferner; die Bedürfnisse geringer, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch steht Jeder dem Andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

„Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinabzutreiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich gieng um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir Niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß Der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein



Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

„Mein Vater war Böttcher und schaffte Alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ansichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtstiz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtstiz herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überall hin zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und Beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

„Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

„Hieraus zog ich aber keine Bedenkllichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und

Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierstunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

### Die Heimsuchung.

"So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; "ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande, Alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einferben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am Besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes' und seine Zierrathen im Sinne hatte.

"Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern Alles gieng durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so Manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Dasein zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die blündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

"Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlich Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Wölkner für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen

anfieng. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

„Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich Das alles nur viel lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerszeit, verweilen und über Das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Paden gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

„Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gefindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

„Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesäte Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend oder vielmehr liegend fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu sein. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?“ Ich fragte: „Wen?“ Sie versetzte: „Meinen Mann!“ Bei ihrem

höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seien sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich sechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sei an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht, wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth wohl bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte, sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Kommando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für dießmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab, nebenher zu gehen.

„Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderbar mir zu Muth war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder, als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Kapelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu sein, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie Manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich Alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln bei Festen und Jahrmärkten Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich dießmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich

rief sie selbst mir, herabzukommen, und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und heruntersprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

„Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über gefällig zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.“

„Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor, und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen hinaufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichen Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein, und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie Einer, der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.“

### Der Lilienstengel.

„Ich zauderte noch, mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig, was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt Euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu sein. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwanke und so schmerzhaft freundlich zu mir heruntersah.

Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Wittwe denken. Das streifende Kommando fand sich nach und nach zusammen, und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sei. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede Einige gegangen waren, diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermessliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff, anzuklopfen, und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

„Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los sein.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie, aber kommt getrost näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen: in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses, aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glückes gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter. — Unbedachtam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt!

„Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

„Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Wälder zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen giengen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen; mein Umgang mit



ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns, und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinethwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Kapelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige und herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu sein, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre; und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.

„Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen, und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder ausgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herauf, und wir lebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.“



## Drittes Kapitel.

## Wilhelm an Natalie.

So eben schließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geschichte, die ich für dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeschrieben habe. Wenn es nicht ganz seine Worte sind, wenn ich hie und da meine Gefinnungen, bei Gelegenheit der seinigen, ausgedrückt habe, so war es bei der Verwandtschaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Weibes, gleicht sie nicht derjenigen, die ich für dich empfinde? und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unsrigen? Daß er aber glücklich genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt schöne Bürde trägt, daß er mit seinem Familienzug Abends in das alte Klosterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist, darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich dir zugesagt habe, zu schweigen und zu dulden, wie du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseins dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen: denn wie ließe sich Alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitem Weg bedacht zu sein.

Mit Felix hatte ich heut einen kleinen Handel: denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu Zwei sein und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich spielend diese Tage her ergötzte, hatte sich ein kleiner munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Felix in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerlei Aeußerungen, daß dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg ausertoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht, und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geschah auch, aber Felix war unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Kapelle oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Felix, der seit unserer Wanderung durchs Gebirg

eine gewaltthame Reigung zum Gestein bekommen, eifrig hervorzog und durchsuchte. Es waren schöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unser Wirth sagte: das Kind könne sich auslesen, was es wolle. Es sei dieses Gestein überblieben von einer großen Masse, die ein Freund vor Kurzem von hier weggesendet. Er nannte ihn Montan, und du kannst denken, daß ich mich freute, diesen Namen zu hören, unter dem einer von unsern besten Freunden reist, dem wir so Manches schuldig sind. Indem ich nach Zeit und Umständen fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan sich in der Nähe befinde, hatte Wilhelm nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall zu überlassen sei, ob er einen so werthen Freund wiedersehen solle, und erkundigte sich daher bei seinem Wirth, ob man nicht wisse, wohin dieser Reisende seinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und schon war Wilhelm entschlossen, seine Wanderung nach dem ersten Plane fortzusetzen, als Felix ausrief: „Wenn der Vater nicht so eigen wäre, wir wollten Montan schon finden.“ — „Auf welche Weise?“ fragte Wilhelm. Felix versetzte: „Der kleine Fik sagte gestern, er wolle den Herrn wohl aufspüren, der schöne Steine bei sich habe und sich auch gut darauf verstünde.“ Nach einigem Hin- und Wiederreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabei auf den verdächtigen Knaben desto mehr Acht zu geben. Dieser war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es angesehen sei, Schlegel und Eisen und einen tüchtigen Hammer nebst einem Säckchen mit und lief in seiner bergmännischen Tracht munter voraus.

Der Weg gieng seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fik, bald rechts, bald links blickend; eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepactete Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und sangen und piffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward. Und so fehlte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fik stand auf einmal still und horchte. Er winkte die Andern herbei: „Hört ihr pochen?“ sprach er. „Es ist der Schall eines Hammers, der den Fels trifft.“ — „Wir hören's,“ versetzten die Andern. — „Das ist Montan!“ sagte er, „oder Jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.“ — Als sie dem Schalle nachgiengen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über Alles hervorragen, die hohen Wälder selbst tief unter sich lassend. Auf dem Gipfel erblickten

sie eine Person. Sie stand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerst einen Felsen hinauffsteigt, geht immer sicherer, weil er sich die Gelegenheit aussucht; Einer, der nachfolgt, sieht nur, wohin Jener gelangt ist, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrei. „Es ist Jarno!“ rief Felix seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Raum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowohl um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuern Abgrunde hängen sah. Jarno bemerkte es und hieß alle sogleich niedersitzen. „Es ist nichts natürlicher,“ sagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsere Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß, als da, wo man erst schwindeln muß.“

„Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind?“ fragte Felix. „Wie klein sehen sie aus! Und hier,“ fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslöste, „ist ja schon das Ragengold wieder; das ist ja wohl überall?“ — „Es ist weit und breit,“ versetzte Jarno; „und da du nach solchen Dingen fragst, so merke dir, daß du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühesten Gestein dieser Welt sitzt.“ — „Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?“ fragte Felix. — „Schwerlich,“ versetzte Montan; „gut Ding will Weile haben.“ — „Da unten ist also wieder anderes Gestein,“ sagte Felix, „und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!“ indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinabwies.

Es war ein sehr schöner Tag, und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich, worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirg schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflachte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar, und eine fruchtbare Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch mit einander zusammenhängend.

Felix war des Fragens nicht müde, und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten; wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig sei. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: „Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen,

Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

„Mein Vater war Böttcher und schaffte Alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wobon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ansichten befestigte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtstolz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtessel herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überall hin zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und Beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

„Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

„Hieraus zog ich aber keine Bedenkllichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und

Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierstunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

### Die Heimsuchung.

"So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; "ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande, Alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einferben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am Besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes' und seine Zierrathen im Sinne hatte.

"Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern Alles gieng durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so Manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Dasein zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die blündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von Kleinem Heiligthume vorzustellen.

"Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Wölkher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen

anfieng. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

„Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich Das alles nur viel lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerszeit, verweilen und über Das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Paden gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

„Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gefindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

„Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesäte Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend oder vielmehr liegend fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu sein. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?“ Ich fragte: „Wen?“ Sie versetzte: „Meinen Mann!“ Bei ihrem



höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seien sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fecthend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sei an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht, wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth wohl bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte, sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Kommando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für dießmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab, nebenher zu gehen.

„Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderbar mir zu Muth war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder, als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Kapelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu sein, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie Manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschnenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich Alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln bei Festen und Jahrmärkten Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich



rief sie selbst mir, herabzukommen, und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und heruntersprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

„Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über gefällig zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

„Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gorte zu thun hätte, und küßte den niedrigsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor, und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen hinaufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichen Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein, und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie Einer, der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.“

### Der Lilienstengel.

„Ich zauderte noch, mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig, was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt Euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu sein. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir heruntersah.

Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Wittwe denken. Das streifende Kommando fand sich nach und nach zusammen, und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sei. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede Einige gegangen waren, diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermessliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff, anzuklopfen, und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

„Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los sein.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie, aber kommt getrost näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen: in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses, aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glückes gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter. — Unbedachtam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt!

„Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

„Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Wälder zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen giengen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen; mein Umgang mit

ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns, und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebevolle Weise zur Sprache, als ich sie in die Kapelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige und herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu sein, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre; und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.

„Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen, und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder ausgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herauf, und wir lebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gefinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geliebt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.“

## Drittes Kapitel.

## Wilhelm an Natalie.

So eben schließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geschichte, die ich für dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeschrieben habe. Wenn es nicht ganz seine Worte sind, wenn ich hie und da meine Gefinnungen, bei Gelegenheit der seinigen, ausgedrückt habe, so war es bei der Verwandtschaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Weibes, gleicht sie nicht derjenigen, die ich für dich empfinde? und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unsrigen? Daß er aber glücklich genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelte schöne Bürde trägt, daß er mit seinem Familienzug Abends in das alte Klosterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist, darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich dir zugesagt habe, zu schweigen und zu dulden, wie du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseins dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen: denn wie ließe sich Alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitem Weg bedacht zu sein.

Mit Felix hatte ich heut einen kleinen Handel: denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu Zwei sein und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich spielend diese Tage her ergökte, hatte sich ein kleiner munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Felix in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerlei Aeußerungen, daß dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg ausertoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht, und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geschah auch, aber Felix war unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Kapelle oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Felix, der seit unserer Wanderung durchs Gebirg

unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel, Jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahrhaftig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Wesenau die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeugte, etwas zu lebhaft erwiderte, nahm sie auf einmal ein kaltes Wesen an, das ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr,“ sagte sie, „ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken, warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig, aber freilich --“ „Graufames Mädchen!“ sagte Herr von Wesenau, „ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt.“ — „Ach! mein Herr, dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken --“ „Wie? Mademoiselle, Sie wären --“ „Ich denke wohl, ja,“ sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vorbrachte, denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schallheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Wesenau war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Plage. — „Aber, Mademoiselle, das ist mir ganz unbegreiflich --“ „Mir auch,“ sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Wesenau am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: „Dieß stört mich auf! Ich sehe, wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von meinem Erbtheile so viel, als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich.“ — „Ach! mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon.“

Verdammung fordern ist nicht das Mittel, sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruss und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verändigte. Doch er stotzte und konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Wie? Mademoiselle, ist es möglich!“ — „Nun, was denn, mein Herr?“ sagte sie mit einem Lächeln, das bei einer solchen Gelegenheit zum Verzeifeln bringen kann. „Wie? was denn? Sehen Sie, Mademoiselle, Sie sind mir ein schönes Wesen! Aber wenigstens sollte man rechtmässige Kinder nicht entzweien; es ist schon genug, sie anzufügen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Komplott mit meinem Vater. Sie geben mir Beide einen Sohn, und es ist mein Bruder, das bin ich gewiß!“

Mit eben derselben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die schöne Unkluge: „Von nichts sind Sie gewiß; es ist weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben sind bössartig; ich habe keinen gewollt; es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menichen, den Bösen, den Thoren und den Ungetreuen.“

Darauf ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!“ fuhr sie fort, „leben Sie wohl, lieber Rebanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundsätze der Aufrichtigkeit. Diese sind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Sein Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmertter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer sich kein Bedenken macht, das Bedenken eines schutzlosen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, der verdient, sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie zu Gunsten seiner Leidenschaften Entwürfe schmiedet, verdient, die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Rebanne, die Rage weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin, Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte, durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß, diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohen. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug sein wird, zu vermissen, was er verloren hat.“

Der junge Rebanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blik getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg, Mademoiselle sei ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgeesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Rebanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

unterließ es, thäter. Sie Jedermann läßt. Sie verdient, wenn ihm auch

Eines barkeit, die auf einmal mein Herr, entdecken, Dankbarkeit Herr von gerührt.“ nur durch Sie wären verneigte an einer digung ist

So Art von dern, unmoisselle, und ihre von Her ruhiger mich auf Ihnen i Sie mi als nch „Ach! nichts

Nach Liebhe Bald kündigt „Wie Herr zum moiss redt Ja, Sie ich

## Witzel

den Ruhe, deren die Wanderer aus dem Bette und eilte, bemerkten, mit mehr Sorgfalt noch nett genug, auch hätte er sprang nach dem Garten und Serkost, die der Diener für die Stunde die Frauenzimmer im

ne Fremden zu unterhalten und auch führte er unsern Freund in aufgehangen und gestellt waren, Jahrhundert gewirkt hatten, eine Gemälde so wie Büsten, wo möglich, finden, sagte der Custode, in dem auch nur von ferne auf Religion, oder Fabel hindeutete; unser Herr gefördert werde, um sich das Wahre so genug, pflegt er zu sagen, als wart unsers Geistes durch äußere reizende

man man ihm aufwarten könne? ward der Herr sei, nach seiner Gewohnheit, niege zu sagen: Aufmerksamkeit ist das andere Sprüche, in denen er sich bespiegelt, Tausen eingeschrieben sehen, wie wir z. B. werden durchs Wahre zum Schönen. Schon unter den Linden das Frühstück um sie her und trachtete, in allerlei Thor- hervorzuathun, eine Abmahnung, einen schen. Nun suchten die Schwestern durch ang das Vertrauen des schweigsamen Gastes, kamen: sie erzählten von einem werthen Vetter, zunächst erwartet werde, von einer würdigen dem Schlosse wohnend, als ein Schutzgeist sein. In krankem Verfall des Körpers, in des Geistes, war sie geschildert, als wenn die gewordenen Ursibylle rein göttliche Worte Dinge ganz einfach ausspräche. hatte nun Gespräch und Frage auf die Gegen- den edlen Oheim in rein entschiedener Thätigkeit er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nütz- zum Schönen und suchte die Worte auf seine



Weise auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliettens Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Hersilie, die bisher lächelnd schweigsam geblieben, versetzte dagegen: „Wir Frauen sind in einem besondern Zustande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja, wir müssen sie in goldenen Buchstaben über unsern Häuptern sehen, und doch wüßten wir Mädchen im Stillen das Umgekehrte zu sagen, das auch gölte, wie es gerade hier der Fall ist. Die Schöne findet Verehrer, auch Freier, und endlich wohl gar einen Mann; dann gelangt sie zum Wahren, das nicht immer höchst erfreulich sein mag, und wenn sie klug ist, widmet sie sich dem Nützlichen, sorgt für Haus und Kinder und verharret dabei. So habe ich's wenigstens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit, zu beobachten, und da finden wir meist, was wir nicht suchten.“

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß sämtliche Gesellschaft auf ein nahees Jagdhaus zu Tische geladen sei, man könne hin reiten und fahren. Hersilie erwählte zu reiten. Felix bat inständig, man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette sollte mit Wilhelm fahren und Felix als Page seinen ersten Ausritt der Dame seines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indessen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche sämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten, ja, die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obst alles verzehrt werden könne.

„Sie sind durch ein so wunderliches Vorzimmer in unsere Gesellschaft getreten und fanden manches wirklich Seltsame und Sonderbare; so daß ich vermuthen darf, Sie wünschen einen Zusammenhang von allem Diesem zu wissen. Alles beruht auf Geist und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieses Edlen fielen in die Zeit der Beccaria und Filangieri; die Maximen einer allgemeinen Menschlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete sich der strebende Geist, der strenge Charakter nach Gefinnungen aus, die sich ganz aufs Praktische bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlspruch: „Den Meisten das Beste“ nach seiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünschte“ zuge-  
dacht. Die Meisten lassen sich nicht finden noch kennen, was das Beste sei, noch weniger ausmitteln. Viele jedoch sind immer um uns her; was sie wünschen, erfahren wir, was sie wünschen sollten, überlegen wir, und so läßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist Alles, was Sie hier sehen, gepflanzt, gebaut, eingerichtet und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen: alles Dieß geschah dem großen nahen Gebirg zu Liebe.

„Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, sagte zu sich selbst: Keinem Kinde da droben soll es an einer Nirsche, an einem

Äpfel fehlen, wornach sie mit Recht so lüßern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl, noch an Rüben oder sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem ungeligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten, wozu ihm sein Besitztum Gelegenheit gibt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Berggebietes veräußert hintragen.“

„Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind,“ versetzte Wilhelm; „da, wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte, zwischen Tannen und Fichten, überraschte mich weniger ein reiner Brombeerkuchen als ein erquicklich frisches Obst. Die Gärten des Meistes sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgebreitet.“

„Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten Manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße hin finden Sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Wein läßt er Andere sorgen, dieh seien keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste, und da würden sich schon Unterhändler genug finden.“

„Am bestimmten Orte, einem geräumigen Försterhause im Thale, fand sich die Gesellschaft zusammen und bereits eine kleine Tafel gedeckt. „Segen wir uns,“ sagte Hersilie; „hier steht zwar der Stuhl des Oheims, aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß unser neuer Gast, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird: denn es müßte ihm verdrücklich sein unser Personal kennen zu lernen; es ist das ewig in Romanen und Schauspielen wiederholte ein wunderlicher Oheim, eine sanfte und eine muntere Nichte, eine fluge Tante, Hausgenossen nach bekannter Art, und ohne nun gar der Bettler wieder, so lernte er einen phantastischen Reisenden kennen, der vielleicht einen noch sonderbareren Gefellen mitbrachte, und so wäre das leidige Bild erkundet und in Wirklichkeit gesetzt.“

„Die Eigenheiten des Oheims haben wir zu ehren,“ versetzte Juliette, „sie sind Niemanden zur Last, gereichen vielmehr Jedermann zur Bequemlichkeit; eine bestimmte Tafelstunde ist ihm nun einmal verdrücklich, selbst, daß er sie einhält, wie er denn versichert: eine der schönsten Erfindungen neuerer Zeit sei das Speisen nach der Noth.“

Unter manchen andern Gesprächen kamen sie auch auf die Kränkung des werthen Mannes, überall Inschriften zu belieben. „Meine Schwester,“ sagte Hersilie, „weiß sie heimlich anzulegen, mit dem Guckode versteht sie's um die Wette, ich aber finde, daß man sie alle umkehren kann und daß sie alsdann eben so wahr sind, und vielleicht noch mehr.“ — „Ich leugne nicht,“ versetzte Wilhelm, „es sind Sprüche darunter, die sich in sich selbst zu vernichten scheinen; so sah ich z. B. sehr auffallend angeschrieben „Besitz und Gemeingut“; haben sich diese beiden Begriffe nicht auf?“

Herfilie fiel ein: „Vergleichen Inschriften, scheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Korans mehr verehren als verstehen.“ Juliette, ohne sich irren zu lassen, erwiderte auf obige Frage: „Umschreiben Sie die wenigen Worte, so wird der Sinn alsobald hervorleuchten.“

Nach einigen Zwischenreden fuhr Julie fort, weiter aufzuklären, wie es gemeint sei: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur in so fern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen.“

Indem man sich nun nach Beispielen umsah, fand sich der Freund erst in seinem Fache; man wetteiferte, man überbot sich, um jene lafonischen Worte recht wahr zu finden. Warum, hieß es, verehrt man den Fürsten, als weil er einen Jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler: er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der Letzte nur gibt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte.

Nun hieß es ferner im Allgemeinen: jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammen halten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Böblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dieß ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut; das Kapital soll Niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon Jedermann angehören.

Man hatte, wie sich im Gefolg des Gesprächs ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm seine Güter nicht eintrügen, was sie sollten. Er versetzte dagegen: „Das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich Andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß diese Spende durch mich durchgeht, und so setzt sich Alles wieder ins Gleiche.“

Dergestalt unterhielten sich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielseitig, und bei immer wachsendem gegenseitigem Vertrauen sprachen sie über einen zunächst erwarteten Vetter.

„Wir halten sein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt seit einigen Jahren nichts von sich hören, sendet anmüthige, seinen Aufenthalt verblümt andeutende Geschenke, schreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns

kommen, bis wir ihm von unsern Zuständen Nachricht geben. Dieß Betragen ist nicht natürlich; was auch dahinter stehe, wir müssen es vor seiner Rückkehr erfahren. Heute Abend geben wir Ihnen einen Heft Briefe, woraus das Weitere zu ersehen ist.“ Herfflie setzte hinzu: „Oheim machte ich Sie mit einer thörichten Sanbläuserin bekannt, heute sollen Sie von einem verrückten Reisenden vernehmen.“ — „Gesthe es nur,“ fügte Juliette hinzu, „diese Mittheilung ist nicht ohne Absicht.“

Herfflie fragte so eben etwas ungeduldig: „wo der Nachschick bleibe?“ als die Meldung geschah, der Oheim erwarte die Gesellschaft, mit ihm die Nachkost in der großen Laube zu genießen. Auf dem Hermmee harrte man eine Feldküche, die sehr eifrig ihre blank gereinigten Kasserolen, Schüsseln und Teller klappernd einzupacken beschäftigt war. In einer geräumigen Laube fand man den alten Herrn an einem in den großen frischgedeckten Tisch, auf welchem so eben die schönsten Früchte, willkommener Bodwerk und die besten Säfte standen, indem sich jene niederlegten, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims: was bisher begegnet? womit man sich unterhalten? fiel Herfflie vorläufig ein: „Unser guter Gast hätte wohl über Ihre laconischen Inschriften verwirrt werden können, wäre ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Kommentar zur Hülfe gekommen.“ „Du hast es immer mit Julietten zu thun,“ versetzte der Oheim, „sie ist ein wackeres Mädchen, das noch etwas lernen und begreifen mag.“ — „Ich möchte Vieles gern vergessen, was ich weiß, und was ich begriffen habe, ist auch nicht viel werth,“ versetzte Herfflie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und sagte bedächtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu bringen.“ — „Ganz richtig,“ erwiderte der Oheim, „hat doch der vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt.“

Indessen besetzte sich die Tafelrunde nach und nach, so daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdehändler, Gärtner, Förster und Andere, denen man nicht gleich ihren Beruf ansehen konnte. Jeder hatte etwas von dem letzten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das sich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufstand und, die Gesellschaft, die sich nicht rühren sollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten sich entfernte. Das Obst hatten sich Alle, das Zuderkwerk die jungen Leute, wenn sie auch ein wenig wild anstehen, gar wohl schmecken lassen. Einer nach dem Andern stand auf, begrüßte die Bleibenden und gieng davon.

Die Frauengemmer, welche bemerkten, daß der Gast auf Das, was vorgieng, mit einiger Verwunderung Ucht gab, erklärten sich

folgendermaßen: „Sie sehen hier abermals die Wirkungen der Eigenheiten unsers trefflichen Oheims; er behauptet: keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung, als daß man in Gasthäusern an besondern kleinen Tischchen nach der Karte speisen könne; sobald er dieß gewahr worden, habe er für sich und Andere dieß auch in seiner Familie einzuführen gesucht. Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Schrednisse eines Familientisches lebhaft schildern, wo jedes Glied, mit fremden Gedanken beschäftigt, sich niedersezt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, müßig schweigt und, wenn gar das Unglück kleine Kinder heranzführt, mit augenblicklicher Pädagogik die unzeitigste Mißstimmung hervorbringt. So manches Uebel, sagte er, muß man tragen, von diesem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erscheint er an unserm Tische und besetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer steht. Seine Feldküche führt er mit sich umher, speist gewöhnlich allein, Andere mögen für sich sorgen. Wenn er aber einmal Frühstück, Nachtiß oder sonst Erfrischung anbietet, dann versammeln sich alle zerstreuten Angehörigen, genießen das Beschiede, wie Sie gesehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber Niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, Jeder muß aufstehen, der sich gelabt hat, und nur so ist er gewiß, immer von Genießenden umgeben zu sein. Will man die Menschen ergözen, hörte ich ihn sagen, so muß man ihnen Das zu verleihen suchen, was sie selten oder nie zu erlangen im Falle sind.“

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Gesellschaft in einige Gemüthsbewegung. Hersilie sagte zu dem neben ihr reitenden Felix: „Sieh dort, was mögen das für Blumen sein? sie bedecken die ganze Sommerseite des Hügels, ich hab' sie noch nie gesehen.“ Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von Weitem schüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich lösten sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab, nach dem Punkte hinsprengend.

Wilhelm wollte aus dem Wagen, Juliette verbat es: „Hülfe ist schon bei ihm, und unser Gesetz ist in solchen Fällen, daß nur der Helfende sich von der Stelle regen darf.“ Hersilie hielt ihr Pferd an: „Ja wohl,“ sagte sie, „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick.“ Schon sprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute festhaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbstgefälligkeit reichte er den Strauß seiner Herrin zu, dagegen gab ihm Hersilie ein buntes leichtes Halstuch. „Die weiße Binde kleidet dich nicht,“ sagte sie, „diese wird schon lustiger aussehen.“ Und so kamen sie, zwar beruhigt, aber theilnehmender gestimmt nach Hause.

Es war spät geworden, man trennte sich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiedersehens; der hier folgende Briefwechsel aber erhielt unsern Freund noch einige Stunden nachdenklich und nach.

## Leonardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den ersten Brief von mir, liebe Tante, unserer Abrede gemäß, die freilich wunderbarlich genug war. Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben und wollte für diese Zeit meine Heimath vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten, und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indessen sind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und her gegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächsten sind Ihnen indessen zur Austheilung überliefert worden. An den überschickten Waaren konnten Sie sehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekostet; dann die Spigen, die Quodlibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und so werde ich auf ihren Schreib-, Näh- und Theetischen, an ihren Negligés und Festkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig, etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nöthig, durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu sein, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag, und sich nicht einbildet, daß man ihn wegen seiner schönen Augen oder Haare gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre gelübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten. Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv sein, mit dem ich mich einstelle, sobald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verändert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustände bleiben sich auch meistens sehr ähnlich. Nicht, was sich verändert hat, sondern was geblieben ist, was allmählig zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich selbst in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unsrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens so viel Wärme enthalten sei, als manchmal nicht in stetiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tausend Grüße Jedem und Allem!

## Nachschrift.

Versäumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschäftsmännern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und

Dochtern steht. Was ist mit Valerinen geworden, der Tochter des Pastors, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch, blüht mich, mit ziemlicher Härte austrieb? Sie sehen, ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wohl noch Alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

### Die Tante an Julietten.

Gnädich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schmeiger. Was doch die wunderlichen Menschen wunderbar sind! Er glaubt, keine Waaren und Zeichen seien so gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich wirklich ein, im Vordruck zu stehen, und will nun von unserer Seite Das zuerst gekriegt haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegen kommen, wenn sich mein Kopfschmerz nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu sehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft. Bin ich hergestellt, eh ihr geendet habt, so will ich das Meinige beitragen. Wählt euch die Personen und die Verhältnisse, wie ihr sie am Liebsten beschreibet. Theilt euch daran. Ihr werdet Alles besser machen, als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

### Juliette an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Voten unsere Meinung. Jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gutmüthig sind wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Kassen. Nachdem er seine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, sollen wir die unfrigen auslegen und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes spielen. Das ist keinesweges billig, und doch mag es hingehen; denn der Feinste betrügt sich oft, gerade weil er zu viel sichert. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden soll. Zu schreiben, wie man über die Seinigen denkt, das ist für uns wenigstens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über sie nur in diesem und jenem Falle, wenn sie Einem besonderes Vergnügen oder Verdruß machen. Uebrigens läßt Jeder den Andern gemäßen. Sie brauchen es allein, liebe Tante, denn Sie haben die Einsicht und die Billigkeit zugleich. Herrliche, die, wie Sie wissen, leicht zu entzünden ist, hat mir in der Geschwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife ins Lustige recensirt, ich wollte, daß es auf dem Papier stünde, um Ihnen selbst bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen, aber nicht, daß man es ihm schickte. Mein Vorschlag ist jedoch, ihm unsere Correspondenz dieser drei Jahre mitzutheilen; da mag er sich durchlesen,



Ende  
 liebe Tante  
 Ich wollte  
 Zeit mehr  
 rückzukehren  
 Einzelne  
 die nöthig  
 Ich habe  
 Ihnen  
 schicken  
 den Brief  
 heraus  
 haben  
 Frauen  
 und  
 Mütter  
 Sie haben  
 nicht  
 höchst  
 steht,  
 lich an  
 nehmen  
 mag  
 oder  
 Sie  
 selbst  
 und  
 für  
 Gutes  
 soll  
 es  
 zu  
 zu  
 an  
 mit  
 Es  
 gl  
 zu  
 st  
 in

11

zu sehen, was er nicht  
 in der besten  
 Meinung tritt Herfilie  
 ihrer Papiere u. s. w.,

2. Brief

... Tante, denn der Bote  
 ... eine übermäßige Gut-  
 ... unsere Briefe mitzu-  
 ... Gutes von ihm gesagt  
 ... Böses von ihm sagten,  
 ... finden herauszufinden, daß  
 ... ich bitte Sie. Es ist so  
 ... Forderung, in diesem  
 ... wenn sie aus fremden  
 ... Geblienen immer nicht  
 ... Kopfweh. Er wird schon  
 ... warten wir noch ein wenig.  
 ... eine sonderbare geheime Weise  
 ... kennen zu lernen, und  
 ... Augen Mannes eingreifen könnte.  
 ... das dürfte allerlei Ber-  
 ... so diplomatischen Eintritt in  
 ... unmöglich entwickeln können.  
 ... Sie Ihre alten Leute besser, oder  
 ... Schmeichelei, noch mit Wein  
 ... wohl!

3. Nachschrift.

... in seiner Nachschrift mit  
 ... aufgefallen. Es ist die ein-  
 ... Wir Andern sind ihm Nichten,  
 ... sondern Rubriken. Valerine,  
 ... ein blondes schönes Kind,  
 ... mag in die Augen geleuchtet  
 ... und glücklich; das brauche ich Ihnen  
 ... wenig, als er sonst etwas von  
 ... gleichfalls in einer Nachschrift  
 ... geworden und habe auch deß-  
 ... Sie sei die Frau eines reichen  
 ... Blondine. Machen Sie es  
 ... Tante, ist Das noch nicht Alles.  
 ... genau erinnern und sie mit der  
 ... wilden Dummel von Brünette,

verwechseln kann, die Nachodine hieß und die, wer weiß wohin gerathen ist, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intrigürt mich ganz besonders. Denn es scheint doch, der Herr Better, der sein gutes Gedächtniß rühmt, verwechselt Namen und Personen auf eine sonderbare Weise. Vielleicht fühlt er diesen Mangel und will das Erloschene durch Ihre Schilderung wieder auffrischen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie: aber suchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen steht und was für Jnen, Trinen vielleicht noch alle sich in seiner Einbildungskraft erhalten haben, indessen die Etten und Ilien daraus verschwunden sind. Der Vöte! der verwünschte Vöte!

### Die Tante den Nichten.

(Diktirt.)

Was soll man sich viel verstellen gegen Die, mit denen man sein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen seinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich schicke ihm eure beiden Briefe; daraus lernt er euch kennen, und ich hoffe, wir Andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächstens eben so vor ihm darzustellen. Lebet wohl! ich leide sehr.

### Hersilie an die Tante.

Was soll man sich viel verstellen gegen Die, mit denen man sein Leben zubringt! Lenardo ist ein verzogener Nefse. Es ist abscheulich, daß Sie ihm unsere Briefe schicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünsche mir nur Gelegenheit, mich nächstens von einer andern Seite darzustellen. Sie machen Andere viel leiden, indem Sie leiden und blind lieben. Baldige Besserung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe ist nicht zu helfen.

### Die Tante an Hersilie.

Dein letztes Bettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorsatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Neigung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe sind nicht fort.

### Wilhelm an Natalien.

Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man sich in Gesellschaft, daß Einer den Andern nicht zum Worte kommen läßt, und eben so kann man sagen, daß Einer den Andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschäft wäre, das man einsam und allein abthun muß.

Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff.

Von Dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe so viel Zeit zu, seinen Verwandten und Freunden Dasjenige mitzutheilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschäftigen selbst hatte. Diese Bemerkung, die sich mir seit einigen Tagen aufdringt, mache ich um so lieber, als mir die Schreibseligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verschafft, ihre Verhältnisse geschwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man gibt mir einen Pack Briefe, ein Paar Heftle Reisejournale, die Confessionen eines Gemüths, das noch nicht mit sich selbst einig ist, und so bin ich in Kurzem überall zu Hause. Ich kenne die nächste Gesellschaft, ich kenne die Personen, deren Bekannntschaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als sie selbst, weil sie denn doch in ihren Zuständen befangen sind und ich an ihnen vorbeischaue, immer an deiner Hand, mich mit dir über Alles besprechend. Auch ist es meine erste Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich dir Alles mittheilen dürfe. Hier also einige Briefe, die dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

### Siebentes Kapitel.

Am frühesten Morgen fand sich unser Freund allein in die Galerie und ergötzte sich an so mancher bekannten Gestalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Katalog den erwünschten Aufschluß. Das Porträt wie die Biographie haben ein ganz eigenes Interesse: der bedeutende Mensch, den man sich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgefordert heraus und stellt sich vor uns wie vor einen Spiegel, ihm sollen wir entschiedene Aufmerksamkeit zuwenden, wir sollen uns ausschließlich mit ihm beschäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit sich beschäftigt ist. Ein Feldherr ist es, der jetzt das ganze Volk repräsentirt, hinter den so Kaiser als Könige, für die er kämpft, ins Exil zuhütet. Der gewandte Hofmann steht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte; wir denken nicht an die große Welt, für die er sich eigentlich so anmuthig ausgebildet hat. Ueberraschend war Johann unserm Beschauer die Ähnlichkeit mancher längst vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leidenschaftig gesehenen Menschen, ja Ähnlichkeit mit ihm selbst! Und warum sollten sich nur Zwillinge-Menschen aus Einer Mutter entwickeln? Sollte die große Mutter der Götter und Menschen nicht

auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schooße gleichzeitig oder in Pausen hervorbringen können?

Endlich durfte denn auch der gefühlvolle Beschauer sich nicht leugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor seinen Augen vorüberschwebe.

In solchem Betrachten überraschte ihn der Hausherr, mit dem er sich über diese Gegenstände freimüthig unterhielt und hiernach dessen Gunst immer mehr zu gewinnen schien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt vor die köstlichsten Bilder bedeutender Männer des sechzehnten Jahrhunderts in vollständiger Gegenwart, wie sie für sich lebten und lebten, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend und durch ihr Dasein wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden, daß der Gast eine so reich herangebrachte Vergangenheit vollkommen zu schätzen wußte, ließ ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie vorher in der Galerie gesprochen hatten; sogar zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie berührt hatte.

„Dieß ist meine Art von Poesie,“ sagte der Hausherr lächelnd; „meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben, daß es etwas gewesen sei, was nicht noch da ist. Ueber solche Heiligthümer vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen, sonst werden sie nicht aufgenommen. Am Schärffsten werden schriftliche Ueberlieferungen geprüft; denn ich glaube wohl, daß der Mönch die Chronik geschrieben hat, wovon er aber zeugt, daran glaube ich selten.“ Zuletzt legte er Wilhelm ein weißes Blatt vor mit Ersuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Custode fand.

„Es freut mich,“ sagte dieser, „daß Sie unserm Herrn werth sind; schon daß Sie zu dieser Thüre herauskommen, ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie hält? Er glaubt einen praktischen Pädagogen an Ihnen zu sehen, den Knaben vermuthet er von vornehmerm Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn sogleich in die Welt und ihre mannigfaltigen Zustände nach Grundsätzen frühzeitig eingeweiht zu werden.“ — „Er thut mir zu viel Ehre an,“ sagte der Freund, „doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben.“

Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, eröffneten sie ihm den Wunsch: er möge, da er nun einmal nicht zu halten sei, sich zu der edlen Tante Maria begeben und vielleicht von da zum Better, um das wunderliche Baudern aufzuklären. Er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Renardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er jedoch versetzte dagegen: „Wohin Sie mich senden, begeb' ich mich gern; ich gieng aus, zu schauen und zu denken; bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt, als ich hoffen durfte, und bin überzeugt, auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr, als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen.“

„Und du, artiger Taugenichts! Was wirst denn du lernen?“ fragte Herfilie, worauf der Knabe sehr fest erwiderte: „Ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann, und reiten wie Reiner, damit ich immer gleich wieder bei dir bin.“ Hierauf sagte Herfilie bedenklich: „Mit meinen zeitbürtigen Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen; es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will.“

Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde, wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannahet, und mögen uns gern von den Eigenheiten seines trefflichen Wirthes, von den Seltsamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir auf das Herkommen, auf das Herankommen dieser schon zu hohen Jahren gelangten würdigen Person unsere Aufmerksamkeit richten. Was wir ausfragen konnten, ist Folgendes:

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Gesandtschaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Wohlwollen, die reinen Absichten, die unverrückte Thätigkeit eines so vorzüglichen Mannes, der Conflict, in den er deßhalb mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrängnisse, unter denen der Edle zu erliegen schien, erregten in dem empfänglichen Geiste des jungen Mannes ein entschiedenes Interesse; er verbrüdete sich mit der Angelegenheit und zog endlich selbst nach Amerika. Der Vater unsers Herrn ist in Philadelphia geboren, und Beide rühmten sich, beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Kolonien Statt fand.

Hier entwickelte sich die Maxime, daß eine in sich abgeschlossene, in Sitten und Religion übereinstimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung sich wohl zu hüten habe; daß aber da, wo man auf frischem Boden viele Glieder von allen Seiten her zusammen berufen will, möglichst unbedingte Thätigkeit im Erwerb und freier Spielraum der allgemeinsittlichen und religiösen Vorstellungen zu vergönnen sei.

Der lebhafteste Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein Jeder, der sich diesseits einigermaßen unbequem fand, sich drüben in Freiheit zu setzen hoffte; dieser Trieb ward genährt durch wünschenswerthe Besizungen, die man erlangen konnte, ehe sich noch die Bevölkerung weiter nach Westen verbreitete. Ganze sogenannte Grafschaften standen noch zu Kauf an der Gränze des bewohnten Landes, auch der Vater unsers Herrn hatte sich dort bedeutend angesiedelt.

Wie aber in den Söhnen sich oft ein Widerspruch herborthut gegen väterliche Gesinnungen, so zeigte sich's auch hier. Unser Hausherr, als Jüngling nach Europa gelangt, fand sich hier ganz anders; diese unschätzbare Kultur, seit mehreren tausend Jahren entsprungen, gewachsen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, sich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thätigkeiten herbortretend, gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menschheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unübersehblichen Vortheilen sein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen geregelt thätigen Masse mitwirkend sich zu verlieren, als drüben über dem Meere um Jahrhunderte verspätet den Orpheus und Osyris zu spielen; er sagte: „Überall bedarf der Mensch Geduld, überall muß er Rücksicht nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige abfinden, daß er mir diese oder jene Gerechtsame zugestehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß sie mir gewisse Beschränkungen erlassen, wenn ich ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Profesen herumschlage, um sie zu vertreiben, oder sie durch Contrakte betrüge, um sie zu verdrängen aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquitos zu Tode gepeinigt wird.“

Er übernahm die Familiengüter, wußte sie freisinnig zu behandeln, sie wirthschaftlich einzurichten, weite unnütz scheinende Nachbarn-distrikte klüglich anzuschließen und so sich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewissen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beschränkten Zustände immer noch utopisch genug ist.

Religionsfreiheit ist daher in diesem Bezirk natürlich; der öffentliche Cultus wird als ein freies Bekenntniß angesehen, daß man in Leben und Tod zusammen gehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß Niemand sich absondere.

Man wird in den einzelnen Ansiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; dieß ist der Raum, den der Grundbesitzer jeder Gemeinde schuldig ist; hier kommen die Ältesten zusammen, um sich zu berathen, hier versammeln sich die Glieder, um Belehrung und fromme Ermunterungen zu vernehmen. Aber auch zu heiterm Ergötzen ist dieser Raum bestimmt; hier werden die hochzeitlichen Tänze aufgeführt und der Feiertag mit Musik geschlossen.

Hierauf kann uns die Natur selbst führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linde die Ältesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze sich schwenkend. Auf ernstem Lebensgrunde zeigt sich das Heilige so schön, Ernst und Heiligkeit mäßigen die Lust, und nur durch Mäßigung erhalten wir uns.

Ist die Gemeinde anderen Sinnes und wohlhabend genug, so steht es ihr frei, verschiedene Baulichkeiten den verschiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber Dieß alles aufs Oeffentliche und Gemeinssittliche

berachtet ist, so bleibt die eigentliche Religion ein Inneres, ja Inbegriff, denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun, dieses soll beschwichtigt werden, erregt, wenn es stumpf, unthätig, unempfindlich dahin brühet; beschwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es ist ganz nah mit der Sorge verbunden, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder Andere durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgeregt sein mögen, so ist der Sonntag bestimmt, wo Alles, was den Menschen drückt, in stiller, stiller, geselliger, ökonomischer Beziehung zur Sprache kommen darf.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns bleiben,“ sagte Juliette, „so wird auch unser Sonntag Ihnen nicht missfallen. Uebermorgen früh müssen wir eine große Stille bemerken; Jeder bleibt einsam und widmet sich seiner vorgeschriebenen Betrachtung. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen, unsere Beschränkung zu überdenken, ist der Sonntag gewidmet. Sind wir körperliche Leiden, die wir im Lebensstau der Woche viel leiden, so müssen wir am Anfang der neuen Woche den Schmerz schenken, ist unsere Beschränkung ökonomisch und sonst bürgerlich, so sind unsere Beamten verpflichtet, ihre Sitzungen zu halten; ist es geistlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen frommen Mann, einen Wohlthätenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung wir erbitten; genug, es ist das Gesetz, daß Niemand eine Noth hat, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinauf zu verschieben. Von drückenden Pflichten kann uns nur die geistliche Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, das überläßt uns zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen. Nach der Oheim selbst unterläßt nicht solche Prüfung; es sind die Tage, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte; am Meisten aber fragt er sich mit unserer edlen Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchen geht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, ob Alles erledigt und abgethan worden. Sie sehen hieraus, daß wir alle darauf angewiesen sind, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden.“

„O, ein sauberes Leben!“ rief Herfille, „wenn ich mich alle Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreihundert und fünfzig Jahren zu Gute.“

Bei dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngeren Freunde ein Packet mit drückendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Du wirst sehen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn vorwalte, deren Befriedigung sie allein glücklich macht, und die bemerkt



man ja schon an verschiedenen Menschen. Der eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünscht, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemälde vor Augen stelle? Ein Gemäldefreund will schauen, er wird ablehnen, durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

„Sie aber, vorübergehender Freund, sind mir als ein solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehmen reichen französischen Verirrung zu schätzen wußten, so hoffe ich, Sie werden die einfache treue Rechtlichkeit deutscher Zustände nicht verschmähen und mir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweise, nach Herkunft und Stellung, kein anmuthigeres Bild finde, als wie sie uns der deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten sehen läßt.

„Lassen Sie sich's gefallen und gedenken mein.“

## Achtes Kapitel.

### Wer ist der Verräther?

„Nein! nein!“ rief er aus, als er heftig und eilig ins angewiesene Schlafzimmer trat und das Licht niederlegte: „nein! es ist nicht möglich! Aber wohin soll ich mich wenden? Das erste Mal denk' ich anders als er, das erste Mal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! Könntest du unsichtbar gegenwärtig sein, mich durch und durch schauen, du würdest dich überzeugen, daß ich noch Derselbe bin, immer der treue, gehorsame, liebevolle Sohn. — Nein zu sagen! des Vaters liebstem, lange gehegtem Wunsch zu widerstreben! wie soll ich's offenbaren? wie soll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heirathen, — Indem ich's ausspreche, erschrecke ich. Und wie soll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich staunend an und schweigt, er schüttelt den Kopf; der einsichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O, ich wüßte wohl, wem ich diese Pein, diese Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürsprecher ausgriffe; aus Allen dich, Lucindel und dir möcht' ich zuerst sagen, wie ich dich liebe, wie ich mich dir hingebe und dich flehentlich bitte: vertritt mich, und kannst du mich lieben, willst du mein sein, so vertritt uns Beide!“

Dieses kurze, herzlich-leidenschaftliche Selbstgespräch aufzuklären, wird es aber viele Worte kosten.

Professor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wunderbarer Schönheit, den er bis in das achte Jahr der Vorsorge seiner Gattin, der würdigsten Frau, überließ; diese leitete die Stunden und Tage des Kindes zum Leben, Vernen und zu allem guten Betragen. Sie starb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er diese Sorgfalt persönlich nicht weiter fortsetzen könne. Bisher war Alles Uebereinkunft zwischen den Eltern; sie arbeiteten auf Einen Zweck, beschlossen zusammen für

die nächste Zeit, was zu thun sei, und die Mutter verstand Alles rechtlich anzuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Vaters, welcher wohl wußte und täglich vor Augen sah, daß für die Zukunft der Professoren auf Akademien selbst nur durch ein Wunder eine solche Bildung zu hoffen sei.

In vieler Verlegenheit wendete er sich an seinen Freund, den Oberamtmann zu R., mit dem er schon frühere Pläne näherer Familienverbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu lehren, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen für Leib, Seele und Geist, möglichst gesorgt ward.

Ueberbracht war nun der Sohn, der Vater jedoch fand sich gar zu sehr seiner Gattin beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entbehrt, den er, ohne selbstregenes Bemühen, so erwünscht heraufgeführt gesehen. Auch hier kam die Freundschaft des Oberamtmanns zu Hülfe, die Entfernung ihrer Wohnorte verschwand vor der Freundschaft der Lust, sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand nun der junge Gelehrte in einem gleichfalls mutterlosen Familienkreis seine Lehrer, verschiedenartig lebenswürdige Töchter heranzuziehen, wo denn auch die Väter sich immer mehr und mehr behielten in dem Gedanken, in der Zukunft ihre Häuser dereinst aufs Gerathewohl verbunden zu sehen.

Er lebten in einem glücklichen Fürstenlande, der tüchtige Mann war an seiner Stelle lebenslanglich gewiß und ein gewählter Nachfolger war bestimmt. Nun sollte nach einem verständigen Familien- und Staatsplan sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Staatsraths bilden. Doch gelang ihm auch von Stufe zu Stufe, was er sich wünschte, ihm alle Kenntnisse zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Wissenschaften des strengen gerichtlichen Rechts, des löblichen, wo Mäßigkeit die Wissenschaft dem Ausübenden zur Hand geht, der Calcul zum praktischen Gebrauch, die höheren Uebersichten nicht ausgeschlossen, aber Alles aber am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen ist.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre vollbracht und war nun durch Vater und Gönner zur Akademie vorbereitet. Er hatte das schönste Talent zu Allem und verdankte der Natur auch noch das edelste Gut, die Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Vater seine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man ihn erst aus Gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf einer solchen Akademie ward er gesendet und gieng dorthin, sowohl nach der besten Regenshaft, als nach Zeugnis seiner Lehrer und Gönner den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte er nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig davor gieng. Der Vater schüttelte hierüber den Kopf, der Oberamtmann nicht. Aber hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht!

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde. Jene, die jüngere, nettlich, lieblich, unstet, höchst unterhaltend; die Andere zu bezeichnen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit Dasjenige darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man besuchte sich wechselseitig, und im Hause des Professors fand Julie die unerschöpflichste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach, und sobald Julie nur einen Band gewahrt worden, dergleichen aus der Homannischen Offizin eine ganze Reihe da standen, so wurden sämtliche Städte gemustert, beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewiesen; alle Häfen besonders erlangten ihre Gunst; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Ruppeln und Minareten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bei dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und kannte so ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Punkten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam, und wenn ihr Pflegevater manchmal scherzhaft fragte: ob ihr denn von den vielen jungen hübschen Beuten, die da vor dem Fenster hin und wieder gien-gen, nicht einer oder der andere wirklich gefalle? so sagte sie: Ja freilich, wenn er recht seltsam aussieht! — Da nun unsere jungen Studirenden es niemals daran fehlen lassen, so hatte sie oft Gelegenheit, an einem oder dem andern Theil zu nehmen; sie erinnerte sich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, versicherte jedoch zuletzt, es müsse wenigstens ein Grieche, völlig nationell ausgestattet, herbeikommen, wenn sie ihm vorzügliche Aufmerksamkeit widmen sollte; deswegen sie sich auch auf die Leipziger Messe wünschte, wo dergleichen auf der Straße zu sehen wären.

Nach seinen trocknen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unser Lehrer keine glücklichen Augenblicke, als wenn er sie scherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, sich eine so lebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverstanden, daß die Mädchen nichts von der Absicht vermuthen sollten; auch Lucidor hielt man sie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie sie denn gar leicht vergehen: Lucidor stellte sich dar, vollendet, alle Prüfungen bestehend, selbst zur Freude der obern Vorgesetzten, die nichts mehr wünschten, als die Hoffnung alter, würdiger, begünstigter, gunstwerther Diener mit gutem Gewissen erfüllen zu können.

Und so war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßigem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er sich in untergeordneten Stellen musterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienst und Wunsch erlangen sollte, gerade mittewegs zwischen der Akademie und dem Oberamtmanne gelegen.

Der Vater sprach nunmehr mit dem Sohn von Zulien, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von dessen Braut und Gatten, ohne weiteren Zweifel und Bedingung, das Glück preisend, solch ein lebendiges Kleinod sich angeeignet zu haben. Er sah seine Schwiegertochter im Geiste schon wieder von Zeit zu Zeit bei sich, mit Karten, Planen und Städtebildern beschäftigt; der Sohn dagegen erinnerte sich des allerliebsten, heiteren Wesens, das ihn zu kindlicher Zeit durch Rederei wie durch Freundlichkeit immer ergötzt hatte. Nun sollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die heranwachsende Schwöne näher betrachten, sich einige Wochen zu Gewohnheit und Bekanntschaft mit dem Pfarramtshause ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, so sollte man's melden; der Vater würde sogleich erscheinen, damit ein feierliches Verlobniß das gehoffte Glück für ewig sicher stelle.

Lucidor kommt an; er wird freundlichst empfangen, ein Zimmer ihm angewiesen, er richtet sich ein und erscheint. Da findet er denn außer den uns schon bekannten Familiengliedern noch einen halberwachsenen Sohn, verjungen, geradezu, aber geistig und gutwillig, so daß, wenn man ihn für den lustigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein sehr alter, aber gesunder, frohmüthiger Mann, still, fein, klug, ansehnend, nun hier und da ausscheltend. Gleich nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Ansehen, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weitesten Weltgegenden höchst unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Zulie empfing ihren ange kündigten Bräutigam schüchtern, aber zuvorkommend, Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauses, wie jene ihrer Person. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für Alle, nur für Lucidorn nicht, er, ohnehin schweigsam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verstummen, sich fragend verhalten; wobei denn Niemand zum Vortheil erscheint.

Berührt war er durchaus: denn er hatte vom ersten Augenblick an nicht Abneigung noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Zulien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn sie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen ansah.

So gedrängt, erreichte er den ersten Abend sein Schlafzimmer und ergoß sich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch diesen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer solchen Redefülle zu demjenigen paßt, was wir schon von ihm wissen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meist etwas Anders im Sinn, als was die Gegenwart erheischte, bewegen Unterhaltung und Gespräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde schweigsam, außer wenn von bestimmten Dingen die Rede war, die er durchstudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Diensten stand, was er be-

durfte. Dazu kam, daß er, früher auf der Schule, später auf der Universität, sich an Freunden betrogen und seinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu seinem Vater war er nur gewohnt unisono zu sprechen, und sein volles Herz ergoß sich daher in Monologen, sobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er sich zusammengenommen und wäre doch beinahe außer Fassung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegen kam. Sie mußte viel zu fragen, nach seinen Land- und Wasserfahrten, wie er als Student mit dem Bündelchen aufm Rücken die Schweiz durchstreift und durchstiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte sie nun von der schönen Insel auf dem großen südlichen See Vieles wissen; rückwärts aber mußte der Rhein, von seinem ersten Ursprung an, erst durch höchst unerfreuliche Gegenden begleitet werden und so hinabwärts durch manche Abwechslung; wo es denn freilich zuletzt, zwischen Mainz und Koblenz, noch der Mühe werth ist, den Fluß ehrenvoll aus seiner letzten Beschränkung in die weite Welt, ins Meer zu entlassen.

Lucidor fühlte sich hiebei sehr erleichtert, erzählte gern und gut, so daß Julie entzückt ausrief: so was müsse man selbander sehen. Worüber denn Lucidor abermals erschraf, weil er darin eine Anspielung auf ihr gemeinsames Wandern durchs Leben zu spüren glaubte.

Von seiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöst: denn der Fremde, den sie Antoni hießen, verdunkelte gar geschwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse: nun hier gieng's unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit, das Interessanteste im Lande nahm man auf den Raub so mit; Neapel mußte man, ehe man stirbe, gesehen haben, dann aber blieb freilich Konstantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu versäumen sei. Die Beschreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft Aller mit sich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer sich, war aber noch keineswegs befriedigt, sie fühlte noch Lust nach Alexandrien, Kairo, besonders aber zu den Pyramiden, von denen sie ziemlich auslangende Kenntnisse durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nächsten Abends (er hatte kaum die Thüre gezogen, das Licht noch nicht niedergelegt), rief aus: „Nun besinne dich denn! es ist Ernst. Du hast viel Ernstes gelernt und durchdacht; was soll denn Rechtsgelehrsamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelst? Siehe dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß dich selbst und thue, was du für Andere zu thun schuldig wärst. Es ver- schränkt sich aufs Fürchterlichste! Der Fremde ist offenbar um Lucidens willen da, sie bezeugt ihm die schönsten, edelsten, gesellig häuslichen Aufmerksamkeiten; die kleine Narrin möchte mit Jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdieß noch ist sie ein



billigt? Morgen früh such' ich ihn auf; ich muß diesem Drange Luft machen."

Beim Frühstück fand sich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, gestern Abend zu viel gesprochen, zu lange gegessen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe, und zwar gerade solche Reden und Handlungen, die Lucidorn zur Verzweiflung brachten, daß er sich nicht sogleich an ihn gewendet. Dieses unangenehme Gefühl ward nur noch geschärft, als er vernahm: bei solchen Anfällen lasse der gute Alte sich manchmal in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammensein gar große Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als denkende, fühlende Personen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden, der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erst unverheirathet, dann in einer langen, glücklichen Ehe, selbst vermögend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eigenem Blick und Einsicht, nach Viehhaberei seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder, erst größere und kleinere abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche, mit Gefühl allmählig durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende, charakteristische Scenenfolge dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen denn auch unsere jungen Familienglieder ihren Gast antreten, wie man seine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er Das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günstigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächste, so wie die fernere Gegend war zu bescheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelheiten höchst geeignet. Fruchtbare Hügel wechselten mit wohlbewässerten Wiesengründen, so daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu sehen war, ohne flach zu sein; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erschien, so war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeschlossen.

An die Haupt- und Wirthschaftsgebäude fügten sich Lust-, Obst- und Grassärten, aus denen man sich unversehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchschlängelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendsten Höhe, ein Saal erbaut, mit anstoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat, sah im großen Spiegel die günstigste Aussicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte sich geschwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen: denn das Herankommen war künstlich genug eingerichtet und Alles möglich verdeckt, was Ueberraschung bewirken sollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel sich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am schönsten, heitersten, längsten Tage einmal auf dem Wege,



... den Fingern um und durch das Gitter. Hier  
... den der guten Mutter bezeichnet, wo eine herr-  
... der sich ihren Namen gehalten hatte. Bald nachher  
... den vor ihnen halb neugierig angedeutet.  
... zwischen Farnen und Erlen, an ein-  
... stehender Fledern. Es war nicht zu be-  
... überall glaubte man es gesehen zu haben,  
... so bedeutend und so willkommen.  
... auch halb wider Willen Juliens, die klein-  
... Gärten anstalten, die, nächst einer ver-  
... kaum noch zu bemerken; sie schrieben sich  
... Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, sich in  
... zu werden und, nach dem Abgang der  
... einzuweisen und sich einen braven Mühlknap-

... Zeit." rief Julie, "wo ich noch nichts von  
... liegen, oder gar am Meer, von Genua  
... Vater, Lucidor, hat mich befehrt, seit der  
... hierher." Sie setzte sich neugierig auf ein  
... unter einen Hollunderstrauch, der  
... über's Gitter!" rief sie, sprang auf  
... voran.

... unterhielt sich verständig, und in  
... auch wohl dem Gefühl. —  
... zu durchwandern, mit  
... Augen Wenig ihnen etwas  
... die Sackhandene, zum Gefühl  
... um die Welt erst be-  
... endlich zu überdauern,  
... kommen. Lucinde  
... sie war, nicht  
... entfernter  
... der Berginjung

... am Abend be-  
... auf einen  
... den  
... ein-  
... und  
... und  
... zu

... ja  
... man  
... her-

worten aufgeschäumt. Näher betrachtet, war ein großer Fuß- und Spielplatz, nicht ohne Verstand, mit einem gewissen Volkssinn ausgerüstet. Und so standen hier, in gehörigen Entfernungen zusammengedrängt, das große Schaukelpfad, wo die Auf- und Absteigenden immer gleich horizontal ruhig sitzen bleiben, andere Schaukeln, Schwurghölle, Zuckhobel, Angel- und Jellenbahnen, und was nur Alles erdacht werden kann, um auf einem großen Tristraum eine Menge Menschen verschiedenlich und gleichmäßig zu beschäftigen und zu erlustigen. „Dich,“ rief er aus, „ist meine Erfindung, meine Anlage“ und obgleich der Vater das Geld und ein gelehrter Arzt den Kopf dazu bergab, so hätte doch, ohne mich den ihr oft unmerklich nennt, Verstand und Geld sich nicht zusammengefunden.“

So heiter gestimmt, kamen alle Viere mit Sonnenuntergang wieder nach Hause. Antoni fand sich ein, die Kleine jedoch, die an diesem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einspannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung, sie seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen saßen sich vorlegen, ihr man sich's verschah, und es ward sogar ausgesprochen, daß des Vaters Ausbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung stieg an zu fließen, als auf einmal der lustige Junker aufsprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, sich zum Vorlesen erlöbend. Lucinde enthielt sich nicht, zu fragen, wie er auf dem Einsatz komme, den er seit einem Jahre nicht gehabt, worauf er munter verzogte. „Wir sollt Alles zur rechten Zeit ein, dessen könnt ihr euch nicht kümmern.“ Er las eine Folge achter Märchen, die den Menschen aus sich selbst hinausführen, seinen Wünschen schmeicheln und ihn jede Verbindung vergessen machen, zwischen welche wer, selbst in den glücklichsten Momenten, doch immer noch eingelassen sind.

„Was beginn' ich nun!“ rief Lucidor, als er sich endlich allein fand; „die Stunde drängt, zu Antoni hab' ich kein Vertrauen er ist tollkühn, ich weiß nicht, wer er ist, wie er ins Haus kommt noch was er will; um Lucinden scheint er sich zu bemühen, und was könnt' ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt nichts übrig, als Lucinden selbst anzugehen; sie muß es wissen, sie zuerst. Dich war ja mein erstes Geschäft; warum lassen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das Erste ist nun das Letzte sein, und ich hoffe zum Ziel zu gelangen.“

Sonnabend Morgen gleng Lucidor, zierlich angekleidet, in seinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu sagen hätte, hin und her zurendend, als er eine Art von scherzhaftem Streit vor seiner Thüre vernahm, die auch alsobald aufgieng. Da stand der lustige Junker einen Knaben vor sich hin, mit Koffer und Packwerk für den Gast, er selbst trug kalte Küche und Wein. „Du sollst vorangehen!“ rief der Junker, „denn der Gast muß zuerst bedient werden, ich bin gewohnt, mich selbst zu bedienen. Mein Freund! heute komm' ich etwas früh und tumultuarisch; genießen wir unser Frühstück in Ruhe, und dann

In mancher hellenachtigen Nacht, wenn er einsam da-  
 rauf lag, sah er die Gestalt des Jüngers vor sich  
 stehen, wie er ihm die Hand drückte und sagte:  
 „Nicht trübe dich, mein Sohn! Die Zukunft ist  
 noch vor uns! Du wirst noch viel erleben!“  
 Und er dachte an die vielen Jahre, die er noch  
 zu leben hatte, an die vielen Menschen, die er  
 noch zu treffen hatte, an die vielen Abenteuer, die  
 er noch zu erleben hatte.

gelekt! Wenn ich sie aber so zusammen sehe, kann ich sie nicht für ein wohlaffortirtes Paar halten. Die Ruschliche wäre besser für ihn; ich glaube auch, sie nimmt ihn lieber als die Älteste; sie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knasterbart so munter und theilnehmend hinüber, als wenn sie sich mit ihm in den Wagen setzen und auf und davon fliegen wolle.“ Lucidor sagte sich zusammen; er wußte nicht, was zu erwiedern wäre; Alles, was er vernahm, hatte seinen innerlichen Beifall. Der Junker fuhr fort: „Ueberhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten; ich glaube, sie hätte Ihren Vater so frisch weg geheirathet wie den Sohn.“

Lucidor folgte seinem Gefährten, wo ihn dieser auch über Stock und Stein hinführte; Beide vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig sein konnte. Siekehrten auf einem Pachtthofe ein, wo, gut aufgenommen, der eine Freund sich mit Essen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen sich versenkte, wie er die gemachte Entdeckung für sich und seinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen diesen Erzählungen und Eröffnungen so viel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beim Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden sein sollte. Er durchstrich die sämtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendsonne; umsonst! Nirgends keine Seele war zu sehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals, und, wunderbar genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückscheinend, blendete ihn dergestalt, daß er die beiden Personen, die auf dem Canapé saßen, nicht erkennen, wohl aber unterscheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr sitzenden Mannsperson die Hand sehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher sein Entsetzen, als er bei hergestellter Augenruhe Lucinde und Antoni vor sich sah! Er hätte versinken mögen, stand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichst und unbefangenen willkommen hieß, zurückte und ihn bat, zu ihrer rechten Seite zu sitzen. Unbewußt ließ er sich nieder, und wie sie ihn anredete, nach dem heutigen Tage sich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni stand auf und empfahl sich Lucinde, als sie, sich gleichfalls erhebend, den Zurückgebliebenen zum Spaziergang einlud. Neben ihr hergehend, war er schweigsam und verlegen; auch sie schien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei sich gewesen wäre, so hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müssen, daß sie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte sich zuletzt, als sie sich dem Hause näherten; er aber wandte sich, erst langsam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng, er eilte durchs Feld, nur die Stimme seines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommensten Abends. Als er sich allein sah und seine Gefühle sich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einigemal im Leben, aber nie so grausam hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünschtste Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt und zugleich sein Scheiden für ewig ankündet. Ich saß bei ihr, gieng neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich, und ich hatte sie schon verloren! Zähle dir das nicht vor, drösele dir's nicht auf, schweig und entschieße dich!“

Er hatte sich selbst den Mund verboten; er schwieg und sann, durch Felder, Wiesen und Busch, nicht immer auf den wegsamsten Pfaden, hinschreitend. Nur als er spät in sein Zimmer trat, hielt er sich nicht und rief: „Morgen früh bin ich fort, solch einen Tag will ich nicht wieder erleben.“

Und so warf er sich angekleidet aufs Lager. — Glückliche, gesunde Jugend! Er schlief schon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus tröstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrüheste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je, seinen Augen war sie es noch; sein Inneres aber widersprach, das gehörte ihm Alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

## Neuntes Kapitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen; keinen Brief schrieb er dazu, nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Kellner nicht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und ab gehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der sonst gutmüthige Mensch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl sagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte, er danke Gott, einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute früh vor Tag, rumort im Stalle, und wie ich aufspringe, sattelt und zäumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und ruft: „Bedenke nur das gute Werk, das ich thue! Dieß Geschöpf geht immer nur gelassen einen juristischen Trab; ich will sehen, daß ich ihn zu einem raschen Lebensgalopp anrege.“ Er sagte ungefähr so und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen; er liebte das Pferd, als seinem eigenen Charakter, seiner Lebensweise zusagend; ihn verdroß, das gute verständige Geschöpf in den Händen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war zerstört, seine Absicht, zu einem Universitätsfreunde,

mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwischen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet, er glaubte schon bei dem wohlwollenden, verständigen Freunde Rath und Viderung zu finden. Diese Aussicht war nun abgeschnitten; doch sie war's nicht, wenn er es wagte, auf frischen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote standen, sein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen suchte er nun aus dem Part ins freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen sollte, zu gelangen. Er war seiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm linker Hand, über dem Gebüsch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk die Einfiedelei, aus der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel und er, jedoch zu seiner größten Verwunderung, auf der Galerie unter dem chinesischen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um sich blickend erschaute. Dem freundlichsten Gruße, der dringenden Einladung, herauf zu kommen, widerstand Lucidor mit Ausflüchten und eiligen Geberden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der, die steile Treppe schwankenden Tritts heruntereilend, herabzustürzen drohte, konnte ihn vermögen, entgegen zu gehen und sodann sich hinauf ziehen zu lassen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen: es hatte nur drei Fenster gegen das Land, eine allerliebste Aussicht; die übrigen Wände waren verziert, oder vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildnissen, in Kupfer gestochen, allensfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewisser Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwischenräume gesondert.

„Ich begünstige Sie, mein Freund, wie nicht Jeden: dieß ist das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Gesellschaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder ins Gleichgewicht.“

Lucidor besah sich das Ganze, und in der Geschichte wohl erfahren, sah er alsbald klar, daß eine historische Neigung zu Grunde liege.

„Hier oben in der Frieße,“ sagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann aus der näheren auch nur die Namen, denn wie sie ausgesehen, möchte schwerlich auszumitteln sein. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier sind die Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa fünfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menschen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verschwindet er oder wird märchenhaft. — Obgleich von deutschen Eltern, bin ich in Holland geboren, und für mich ist Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urbater aller ordentlichen Männer und Helden.“

„Nun sehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher“ — wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es sich geschickt hätte, wie es sich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn bedrohte die neue und neueste Geschichte, wie

sich an den Bildern Friedrichs des Großen und seiner Generale, nach denen er hinschielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademiceen schon die neuere und neueste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand in die Ferne, er hörte nicht, er sah kaum und war eben im Begriff, auf die ungeschickteste Weise zur Thür hinaus und die lange fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Händeklatschen von unten heftig zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus, und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „Kommen Sie herunter, ums Himmels willen, aus Ihrem historischen Bilderaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Fasten und helfen mir unsern jungen Freund begütigen — wenn er's erfährt. Lucidors Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eisen verloren, und ich mußte es stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu absurd, wenn man absurd ist.“

„Kommen Sie herauf,“ sagte der Alte und wendete sich herein zu Lucidor: „Nun, was sagen Sie?“ Lucidor schwieg, und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beschloß, den Reitknecht sogleich hinzuschicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklassend, eilten beide junge Leute nach dem Hause, wohin sich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ; es mochte daraus werden, was wollte, wenigstens war in diesen Mauern der einzige Wunsch seines Herzens eingeschlossen. In solchem verzweifelten Falle vermissen wir obnehin den Beistand unseres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Bestimmung und Nothigung eingreift. Jedoch fand er sich, da er sein Zimmer betrat, in dem wunderlichsten Zustande, eben als wenn Jemand in ein Gasthofsgemach, das er soeben verließ, unerwünscht wieder einzutreten genöthigt ist, weil ihm eine Achse gebrochen.

Der lustige Junker machte sich nun über den Mantelsack, um Alles recht ordentlich auszupacken, vorzüglich legte er zusammen, was von festlichen Kleidungsstücken, obgleich reisemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidorn, Schuh und Strümpfe anzuziehen, richtete dessen volltrause, braune Bothen zurecht und pugte ihn aufs Beste heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unsern Freund und sein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beschauend: „Nun seht ihr doch, Freundchen, einem Menschen gleich, der einigen Anspruch auf hübsche Kinder macht, und ernsthaft genug dabei, um sich nach einer Braut umzusehn. Nur einen Augenblick! und ihr sollt erfahren, wie ich mich hervorzu thun weiß, wenn die Stunde schlägt. Das hab' ich Offizieren abgelernt, nach



denen die Mädchen immer schielen, und da hab' ich mich zu einer gewissen Soldateska selbst enrollirt, und nun sehen sie mich auch an, und wieder an, weil keine weiß, was sie aus mir machen soll. Da entsteht nun aus dem Hin- und Hersehen, aus Verwunderung und Aufmerksamkeit oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne.

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlüpfen sehen, so werden Sie Wiß und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen.“

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schlosses. „Ich habe mich,“ rief er aus, „ganz hinten gebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kann's den Andern doch nicht recht machen.“

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urbarer-Schreibzeug, schwarz, groß und vollständig, herausrug; Papier war auch nicht vergessen.

„Ich weiß schon, was da wieder gekleckst werden soll,“ rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhält Sie wohl, bis ich gezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Lokale nicht verhaßt, wie einem Stallverwandten,“ und so schob er Lucidor in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hauskapelle zum Dienste der Themis, bei veränderten Religionsbegriffen, verwandelt sei. In den Reposituren fand er Rubriken und Akten, ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten, von der Hauptstadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufschlagend, fiel ihm ein Rescript in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wobon er der Concipient gewesen. Handschrift und Papier, Kanzleisiegel und des Vorstehenden Unterschrift, Alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsaß und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief: Das alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung, denn der Andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Verwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung

war durch natürlichen Geschmack gedämpft, wie wir ja selbst tatouirten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen. „Heute,“ rief er aus, „soll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, neckische verliebte Wesen, und dann auch mein Vater und, Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden, Alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück.“

Lucidor war's auf einmal zu Muth, als wenn er in tiefe Nebel hineinfuhr; alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Charakter in Begleitung eines reinen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Sekunden fühlte er sich schon Allen gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde mit sicherem Tritt, fest entschlossen, Alles abzuwarten, es geschehe, was da wolle, sich zu erklären, es entstehe, was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenstern umher entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, beide stattlich angezogen. Die Schwestern, Antoni und sonst noch Bekannte und Unbekannte überfah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen stehend, suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Lucinden stellen können, aber Julie, dem gespannten Anstand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte, Antoni blieb neben Lucinden.

In diesem bedeutenden Momente fühlte sich Lucidor abermals als Beauftragten, und gestählt von seiner ganzen Rechtswissenschaft, rief er sich jene schöne Maxime zu seinen eigenen Gunsten heran: wir sollen anvertraute Geschäfte der Fremden wie unsere eigenen behandeln, warum nicht die unsrigen in eben dem Sinne? — In Geschäftsvorträgen wohl geübt, durchlief er schnell, was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft, in einen förmlichen Halbzirkel gebildet, ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Tintenfaß, Kanzleiverwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung, er überzeugte sich, daß Alles entschieden, Alles für ihn verloren sei.

Nun war an gegenwärtigen sämtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen; er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslicht, das im höchsten Glanze über ihn

herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, auffuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen, er stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel: mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verwirrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein vergangenes Dasein kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesicht in das Rissen versenkt, auf welchem gestern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben: da erblickte er Lucinden, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet, ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit schicksalichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegen zu führen, rief er aus: „Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde, denn Sie sind es, die mich von dort vertrieb; ich lehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es sei, mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und Allen wahnsinnig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauf löslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt ich leben, meine Jugend nutzen, genießen und so das Alter im treuen, redlichen Ablauf. Dieß aber sei so fest und sicher als irgend etwas, was vor dem Altare je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen.“

Er machte eine Bewegung, zu entschlüpfen, ihr, die so gedrängt vor ihm stand; aber sie sagte ihn sanft in ihren Arm. — „Was machen Sie!“ rief er aus. — „Lucidor,“ rief sie, „nicht zu bedauern, wie Sie wohl wähnen, Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen, zaudern Sie nicht, die Ihrigen um mich zu schlagen. Ihr Vater ist Alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schwester.“ Erstaunt zog er sich von ihr zurück. „Das wäre wahr?“ Lucinde lächelte und nickte; er entzog sich ihren Armen. „Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll.“ Er sagte ihre Hände, Blick in Blick! „Lucinde, sind Sie mein?“ — Sie versetzte: „Nun, ja doch,“ die süßesten Thränen in dem treuesten Auge; er umschlang sie und warf sein Haupt hinter das ihre, hieng wie am Uferfelsen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber sein entzückter Blick, sich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da sah er sie in seinen Armen, sich von den ihren umschlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menschen durchs ganze Leben. Zugleich sah er auch auf der

Spiegelfläche die Landschaft, die ihm gestern so grüßlich und ahnungs-  
voll erschienen war, glänzender und herrlicher als je; und sich in  
solcher Stellung, auf solchem Hintergrund! Stimmungs-Vertheilung  
aller Leiden.

„Wir sind nicht allein,“ sagte Lucinde, und kaum hatte er sich  
von seinem Entzücken erholt, so erschienen gepuzte und bekränzte Mäd-  
chen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang versperrend. „Das  
sollte Alles anders werden,“ rief Lucinde, „wie artig war es einge-  
richtet, und nun geht tumultuarisch durch einander!“ Ein munterer  
Marsch führte von Weitem, und man sah die Gesellschaft den breiten  
Weg her feierlich weiter heranziehen. Er jauderte, entgegen zu gehen,  
und sah seiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß, sie blieb neben  
ihm, die feierliche Scene des Wiedersehens, des Dankes für eine schon  
vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anderst war's jedoch von den launischen Göttern beschlossen; ein  
Vollkorn lustig schmetternder Ton, von der Gegenseite, schien den  
ganzen Anstand in Verwirrung zu setzen. „Wer mag kommen?“ rief  
Lucinde. Da dort schauerte vor einer fremden Gegenwart, und auch  
der Wagen schien ganz fremd. Eine zweifelhafte, neue, ganz neue  
Heuschrecke! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anständiger  
Knecht sprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber Niemand  
stieg herein, die Chaise war leer, der Knabe stieg hinein, mit einigen  
geladenen Handgriffen warf er die Spiegelscheibe, und so war in  
einem Nu das niedlichste Gebäude zur lustigen Spazierfahrt vor  
den Augen aller Anwesenden bereitet, die indeß heranzukommen. Antan-  
den Liebesgenossen vorstellend, führte Julie zu dem Wagen. „Versuchen  
Sie,“ sprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um darzu-  
mit mit mir auf den besten Wegen durch die Welt zu rollen, ich werde  
Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir  
und zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen uns Sammetrosse tragen  
und den Wagen dazu.“

„Sie sind allerliebste!“ rief Julie. Der Knabe trat heran und  
zeigte mit Taschenspieler-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vor-  
theile und Behendigkeiten des ganzen leichten Bauers.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank,“ rief Julie, „nur auf  
diesem kleinen beweglichen Himmel, aus dieser Wolke, in die Sie  
mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken.“ Sie war schon einge-  
sprungen, ihm Blick und Aushand freundlich zuwendend. „Gegen-  
wärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein, da ist aber ein Luderer,  
den ich auf dieser Probefahrt mitzunehmen gedenke: er hat auch noch  
eine Probe zu bestehen.“ Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater  
und Schwiegervater in kummer Unterhaltung begriffen, sich gern in  
das leichte Fuhrwerk nützlich ließ, da er ein unausweichlich Bedürf-  
niß fühlte, nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu pro-  
bieren. Er sah neben ihr, sie rief dem Postillon zu, wie er fahren

solle. Flugs entfernten sie sich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachschauenden.

Julie setzte sich recht fest und bequem ins Gäßchen. — „Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen sehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauersleute, wie sie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hiersein sind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen sind. Es ist Niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Diesen Weg, den wir so bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieses Gute gestiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was sollen die Neußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen; nun sind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle diese Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens dort hinten macht erst die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie scheinen nicht recht zu sagen, was Sie sagen wollten.

Julie. Nun sehen Sie hier links hinunter, wie schön sich Das alles entwickelt! Die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit seinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Postillon fuhr schärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er sieht sich von hier aus eben so gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier spiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man sieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben sich vor Kurzem wahrscheinlich ein Paar Leute näher bespiegelt, und ich mußte mich sehr irren, mit großer wechselseitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiederte nichts; sie fuhren eine Zeit lang stillschweigend vor sich hin, es gieng sehr schnell. „Hier,“ sagte Julie, „fängt der schlechte Weg an: um den mögen Sie sich einmal verdient machen. Ob es hinab geht, schauen Sie noch hinüber: die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über Alles hervor. Du fährst,“ fuhr sie zum Rutschenden fort, „den schlechten Weg hin; wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und sind eher drüben wie du.“ Im Aussteigen rief sie aus: „Das gestehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiser weiß noch seine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für sich und seine Genossen; es ist ein sehr schöner bequemer Wagen.“

Und so war sie auch schon den Hügel drunten; Lucidor folgte sinnend und fand sie auf einer wohlgelegenen Bank sitzend; es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu sich.

Julie. Nun sitzen wir hier und gehen einander nichts an, das hat denn doch so sein sollen. Das kleine Quecksilber wollt' Ihnen gar nicht anstehen. Nicht lieben konnten Sie ein solches Wesen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein für allemal ausgestochen. Ich seh' es, auf Ihren Lippen schwebt die Frage, wer uns so genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es steckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther ist im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der ist bald entlarvt. Sie selbst! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit, mit sich selbst zu reden, und da will ich denn in unser Aller Namen bekennen, daß wir Sie wechselseitig behorcht haben.

Lucidor (auffspringend). Eine saubere Gastfreundschaft, auf diese Weise den Fremden eine Falle zu stellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran, Sie zu belauschen, so wenig als irgend einen Andern. Sie wissen, Ihr Bett steht in einem Verschlag der Wand, von der Gegenseite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unsern Alten genöthigt zu schlafen, weil wir für ihn in seiner abgelegenen Einsiedelei viele Sorge trugen; nun fuhren Sie gleich den ersten Abend mit einem solchen leidenschaftlichen Monolog ins Zeug, dessen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichst entdeckte.

Lucidor hatte nicht Lust, sie zu unterbrechen. Er entfernte sich.

Julie (aufgestanden, ihm folgend). Wie war uns mit dieser Erklärung gebient! Denn ich gestehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, so blieb doch der Zustand, der mich erwartete, mir keineswegs wünschenswerth. Frau Oberamtswärthin zu sein, welche schredliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht sprechen soll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht. Ich weiß, was meine Mutter ausgestanden hat von der Unbestechlichkeit, Unererschütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, gieng ihm eine gewisse Milddigkeit auf: er schien sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszugleichen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (schon unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtfertige Behandlung, stand auf). Für den Scherz eines Abends mochte das hin-

gehen; aber eine solche beschämende Mystification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben, ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir Alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie Alle behorcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! desto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich den Tag über ohne Beschämung ansehen, den Sie des Nachts schmachlich unerlaubt überlisteten? Doch ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum Besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen: wie tief es Sie schmerzt, von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns Allen in Eine Klasse zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif' ich nicht.

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses ruhig gefaßte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau, wie sie sein sollte, verbindet sich mit einer leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer überhinsiehenden Schwester, einem verzogenen Jungen und gewissen geheimnißvollen Personen! Das ist unbegreiflich.

Lucidor. Ja wohl ist das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden wie uns Allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie sie sich kaum zurückhielt, Ihnen Alles zu offenbaren, Sie würden sie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für sich zehn- und hundertfach wäre; auch versichere ich Sie, uns Allen ist der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das ist nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erster Monolog, dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle seine Kinder nichts gegen einen solchen Tausch einzuwenden hätten, so entschloß er sich, alsobald zu Ihrem Vater zu reisen. Die Wichtigkeit des Geschäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Respekt, den man einem Vater schuldig ist. — Er muß es zuerst wissen, sagte der meine, um nicht etwan hinterdrein, wenn wir einig sind, eine ärgerlich-erzwungene Zustimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß, wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorsatz festhält, und es ist mir bange genug. Er hat sich Julien, seine Karten und Prospekte so zusammen gedacht, daß er sich schon vornahm, Das alles zulezt hierher zu stiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar sich hier niederließe und Ort und Stelle so leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden, und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerst erfahren, was die Natur uns für einen Streich gespielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entschieden ist. Hierauf nahm er uns Allen den feierlichsten Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es ge-



sich an den Bildern Friedrichs des Großen und seiner Generale, nach denen er hinschielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademiceen schon die neuere und neueste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand in die Ferne, er hörte nicht, er sah kaum und war eben im Begriff, auf die ungeschickteste Weise zur Thür hinaus und die lange fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Händeklatschen von unten heftig zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus, und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „Kommen Sie herunter, ums Himmels willen, aus Ihrem historischen Wiltersaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Fasten und helfen mir unsern jungen Freund begütigen — wenn er's erfährt. Lucidors Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eisen verloren, und ich mußte es stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu absurd, wenn man absurd ist.“

„Kommen Sie herauf,“ sagte der Alte und wendete sich herein zu Lucidor: „Nun, was sagen Sie?“ Lucidor schwieg, und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beschloß, den Reitknecht sogleich hinzuschicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklassend, eilten beide junge Leute nach dem Hause, wohin sich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ; es mochte daraus werden, was wollte, wenigstens war in diesen Mauern der einzige Wunsch seines Herzens eingeschlossen. In solchem verzweifelten Falle vermissen wir ohnehin den Beistand unseres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Bestimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er sich, da er sein Zimmer betrat, in dem wunderlichsten Zustande, eben als wenn Jemand in ein Gasthofsgemach, das er soeben verließ, unerwünscht wieder einzutreten genöthigt ist, weil ihm eine Achse gebrochen.

Der lustige Junker machte sich nun über den Mantelsack, um Alles recht ordentlich auszapfen, vorzüglich legte er zusammen, was von festlichen Kleidungsstücken, obgleich reisemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidorn, Schuh und Strümpfe anzuziehen, richtete dessen vollkrause, braune Locken zurecht und pugte ihn aufs Beste heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unsern Freund und sein Nachwerk vom Kopf bis zum Fuße beschauend: „Nun seht ihr doch, Freundchen, einem Menschen gleich, der einigen Anspruch auf hübsche Kinder macht, und ernsthaft genug dabei, um sich nach einer Braut umzusehn. Nur einen Augenblick! und ihr sollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde schlägt. Das hab' ich Offizieren abgelernt, nach

denen die Mädchen immer schielen, und da hab' ich mich zu einer gewissen Soldateska selbst enrollirt, und nun sehen sie mich auch an, und wieder an, weil keine weiß, was sie aus mir machen soll. Da entsteht nun aus dem Hin- und Hersehen, aus Verwunderung und Aufmerksamkeit oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne.

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlüpfen sehen, so werden Sie Wig und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen.“

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schlosses. „Ich habe mich,“ rief er aus, „ganz hinten gebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kann's den Andern doch nicht recht machen.“

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urbater-Schreibzeug, schwarz, groß und vollständig, herausstrug; Papier war auch nicht vergessen.

„Ich weiß schon, was da wieder gekleidet werden soll,“ rief der Junfer; „geh hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhält Sie wohl, bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Lokale nicht verhaßt, wie einem Stallverwandten;“ und so schob er Lucidor in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, auf's Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hauskapelle zum Dienste der Themis, bei veränderten Religionsbegriffen, verwandelt sei. In den Reposituren fand er Rubriken und Akten, ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten, von der Hauptstadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufschlagend, fiel ihm ein Restrikt in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wovon er der Concipient gewesen. Handschrift und Papier, Kanzleisiegel und des Vorsitzenden Unterschrift, Alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugebracht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief: Das alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung, denn der Andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Berwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung

war durch natürlichen Geschmacl gedämpft, wie wir ja selbst tatouirten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen. „Heute,“ rief er aus, „soll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, neckische verliebte Wesen, und dann auch mein Vater und, Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden, Alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück.“

Lucidorn war's auf einmal zu Muth, als wenn er in tiefe Rebel hineinfuhr; alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Charakter in Begleitung eines reinen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Sekunden fühlte er sich schon Allen gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde mit sicherem Tritt, fest entschlossen, Alles abzuwarten, es geschehe, was da wolle, sich zu erklären, es entstehe, was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenstern umher entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, beide statlich angezogen. Die Schwestern, Antoni und sonst noch Bekannte und Unbekannte übersah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen stehend, suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Lucinden stellen können, aber Julie, dem gespannten Anstand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte, Antoni blieb neben Lucinden.

In diesem bedeutenden Momente fühlte sich Lucidor abermals als Beauftragten, und gestählt von seiner ganzen Rechtswissenschaft, rief er sich jene schöne Maxime zu seinen eigenen Gunsten heran: wir sollen anvertraute Geschäfte der Fremden wie unsere eigenen behandeln, warum nicht die unsrigen in eben dem Sinne? — In Geschäftsvorträgen wohl geübt, durchlief er schnell, was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft, in einen förmlichen Halbzirkel gebildet, ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Tintenfaß, Kanzleiverwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuborkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung, er überzeugte sich, daß Alles entschieden, Alles für ihn verloren sei.

Nun war an gegenwärtigen sämtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen; er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslicht, das im höchsten Glanze über ihn

herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, auffuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen, er stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel: mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein vergangenes Dasein kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesicht in das Kissen versenkt, auf welchem gestern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben: da erblickte er Lucinden, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet, ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit schicksalichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegen zu führen, rief er aus: „Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde, denn Sie sind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es sei, mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und Allen wahnsinnig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauf löslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt ich leben, meine Jugend nutzen, genießen und so das Alter im treuen, redlichen Ablauf. Dieß aber sei so fest und sicher als irgend etwas, was vor dem Altare je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen.“

Er machte eine Bewegung, zu ent schlüpfen, ihr, die so gedrängt vor ihm stand; aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm. — „Was machen Sie!“ rief er aus. — „Lucidor,“ rief sie, „nicht zu bedauern, wie Sie wohl wähnen, Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen, zaudern Sie nicht, die Ihrigen um mich zu schlagen. Ihr Vater ist Alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schwester.“ Erstaunt zog er sich von ihr zurück. „Das wäre wahr?“ Lucinde lächelte und nickte; er entzog sich ihren Armen. „Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll.“ Er faßte ihre Hände, Blick in Blick! „Lucinde, sind Sie mein?“ — Sie versetzte: „Nun, ja doch,“ die süßesten Thränen in dem treuesten Auge; er umschlang sie und warf sein Haupt hinter das ihre, hieng wie am Uferfelsen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber sein entzückter Blick, sich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da sah er sie in seinen Armen, sich von den ihren umschlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menschen durchs ganze Leben. Zugleich sah er auch auf der

Spiegelfläche die Landschaft, die ihm gestern so gräulich und ahnungs-  
voll erschienen war, glänzender und herrlicher als je; und sich in  
solcher Stellung, auf solchem Hintergrunde! Genugsame Vergeltung  
aller Leiden.

„Wir sind nicht allein,“ sagte Lucinde, und kaum hatte er sich  
von seinem Entzücken erholt, so erschienen gepukte und bekränzte Mäd-  
chen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang versperrend. „Das  
sollte Alles anders werden,“ rief Lucinde, „wie artig war es einge-  
richtet, und nun gehts tumultuarisch durch einander!“ Ein munterer  
Marsch lönte von Weitem, und man sah die Gesellschaft den breiten  
Weg her feierlich heiter heranziehen. Er zauderte, entgegen zu gehen,  
und schien seiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; sie blieb neben  
ihm, die feierliche Scene des Wiedersehens, des Danks für eine schon  
vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anderß war's jedoch von den launischen Göttern beschloffen; eines  
Posthorns lustig schmetternder Ton, von der Gegenseite, schien den  
ganzen Anstand in Verwirrung zu setzen. „Wer mag kommen?“ rief  
Lucinde. Lucidorn schauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch  
der Wagen schien ganz fremd. Eine zweifügige, neue, ganz neuste  
Reiseshaise! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichnet anständiger  
Knabe sprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber Niemand  
stieg heraus; die Chaise war leer, der Knabe stieg hinein, mit einigen  
geschickten Handgriffen warf er die Spriegel zurück, und so war in  
einem Nu das niedlichste Gebäude zur lustigsten Spazierfahrt vor  
den Augen aller Anwesenden bereitet, die indessen herantamen. Antoni,  
den Uebrigen voreilend, führte Julie zu dem Wagen. „Versuchen  
Sie,“ sprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um dariu  
mit mir auf den besten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde  
Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir  
uns zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen uns Saumrosse tragen  
und den Wagen dazu.“

„Sie sind allerliebste!“ rief Julie. Der Knabe trat heran und  
zeigte mit Taschenspieler-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vor-  
theile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank,“ rief Julie, „nur auf  
diesem kleinen beweglichen Himmel, aus dieser Wolke, in die Sie  
mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken.“ Sie war schon einge-  
sprungen, ihm Blick und Rußhand freundlich zuwerfend. „Gegen-  
wärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein; da ist aber ein Anderer,  
den ich auf dieser Probefahrt mitzunehmen gedenke: er hat auch noch  
eine Probe zu bestehen.“ Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater  
und Schwiegervater in stummer Unterhaltung begriffen, sich gern in  
das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürf-  
niß fühlte, nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu zer-  
streuen. Er saß neben ihr, sie rief dem Postillon zu, wie er fahren

solle. Flugs entfernten sie sich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachschauenden.

Julie setzte sich recht fest und bequem ins Edglen. — „Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen sehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauersleute, wie sie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hiersein sind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen sind. Es ist Niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Diesen Weg, den wir so bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieses Gute gestiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was sollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen; nun sind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle diese Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens dort hinten macht erst die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie scheinen nicht recht zu sagen, was Sie sagen wollten.

Julie. Nun sehen Sie hier links hinunter, wie schön sich Das alles entwickelt! Die Kirche mit ihren hohen Binden, das Amthaus mit seinen Bappeln hinter dem Dorfhügel her. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Postillon fuhr schärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er steht sich von hier aus eben so gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier spiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man sieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben sich vor Kurzem wahrscheinlich ein Paar Leute näher bespiegelt, und ich müßte mich sehr irren, mit großer wechselseitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiderte nichts; sie fuhren eine Zeit lang stillschweigend vor sich hin, es gieng sehr schnell. „Hier,“ sagte Julie, „fängt der schlechte Weg an: um den mögen Sie sich einmal verdient machen. Ob es hinab geht, schauen Sie noch hinüber: die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über Alles hervor. Du fährst,“ fuhr sie zum Aufschenden fort, „den schlechten Weg hin; wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und sind eher drüben wie du.“ Im Aussteigen rief sie aus: „Das gestehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiser weiß noch seine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für sich und seine Genossen; es ist ein sehr schöner bequemer Wagen.“

Und so war sie auch schon den Hügel drunten; Lucidor folgte sinnend und fand sie auf einer wohlgelegenen Bank sitzend; es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu sich.

Julie. Nun sitzen wir hier und gehen einander nichts an, das hat denn doch so sein sollen. Das kleine Quecksilber wollt' Ihnen gar nicht ansehn. Nicht lieben konnten Sie ein solches Wesen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein für allemal ausgestochen. Ich seh' es, auf Ihren Lippen schwebt die Frage, wer uns so genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es steckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther ist im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der ist bald entlarvt. Sie selbst! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit, mit sich selbst zu reden, und da will ich denn in unser Aller Namen bekennen, daß wir Sie wechselseitig behorcht haben.

Lucidor (auffspringend). Eine saubere Gastfreundschaft, auf diese Weise den Fremden eine Falle zu stellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran, Sie zu belauschen, so wenig als irgend einen Andern. Sie wissen, Ihr Bett steht in einem Verschlag der Wand, von der Gegenseite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unsern Alten genöthigt zu schlafen, weil wir für ihn in seiner abgelegenen Einsiedelei viele Sorge trugen; nun führen Sie gleich den ersten Abend mit einem solchen leidenschaftlichen Monolog ins Zeug, dessen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichst entdeckte.

Lucidor hatte nicht Lust, sie zu unterbrechen. Er entfernte sich.

Julie (aufgestanden, ihm folgend). Wie war uns mit dieser Erklärung gedient! Denn ich gestehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, so blieb doch der Zustand, der mich erwartete, mir keineswegs wünschenswerth. Frau Oberamtswärthin zu sein, welche schreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht sprechen soll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht. Ich weiß, was meine Mutter ausgestanden hat von der Unbestechlichkeit, Unererschütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, gieng ihm eine gewisse Milbigkeit auf: er schien sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszugleichen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (häßt unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtsinnige Behandlung, stand auf). Für den Scherz eines Abends mochte das hin-



gehen; aber eine solche beschämende Mystification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben, ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir Alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie Alle behorcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! desto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich den Tag über ohne Beschämung ansehen, den Sie des Nachts schmähsch unerlaubt überlisteten? Doch ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum Besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen: wie tief es Sie schmerzt, von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns Allen in Eine Klasse zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif' ich nicht.

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses ruhig gefakte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau, wie sie sein sollte, verbindet sich mit einer leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer überhinsahrenden Schwester, einem verzogenen Jungen und gewissen geheimnißvollen Personen! Das ist unbegreiflich.

Lucidor. Ja wohl ist das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden wie uns Allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie sie sich kaum zurückhielt, Ihnen Alles zu offenbaren, Sie würden sie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für sich zehn- und hundertfach wäre; auch versichere ich Sie, uns Allen ist der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das ist nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erster Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle seine Kinder nichts gegen einen solchen Tausch einzuwenden hätten, so entschloß er sich, alsobald zu Ihrem Vater zu reisen. Die Wichtigkeit des Geschäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Respekt, den man einem Vater schuldig ist. — Er muß es zuerst wissen, sagte der meine, um nicht etwan hinterdrein, wenn wir einig sind, eine ärgerlich-erzwungene Zustimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß, wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Voratz festhält, und es ist mir bange genug. Er hat sich Julien, seine Karten und Prospekte so zusammen gedacht, daß er sich schon vornahm, Das alles zulezt hierher zu stiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar sich hier niederließe und Ort und Stelle so leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden, und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerst erfahren, was die Natur uns für einen Streich gespielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entschieden ist. Hierauf nahm er uns Allen den feierlichsten Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es ge-

sehen, was da wolle, Sie hinhalten sollten. Wie sich die Rückreise verzögert, wie es Kunst, Mühe und Beharrlichkeit gekostet, Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm selbst hören. Genug, die Sache ist abgethan, Lucinde ist Ihnen gegönnt. —

Und so waren Beide, vom ersten Sitze lebhaft sich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortsprechend und langsam weiter gehend, über die Dienen hin auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunstweg. Der Wagen fuhr schnell heran, augenblicks machte sie ihren Nachbar aufmerksam auf ein seltsames Schauspiel. Die ganze Maschinerie, worauf sich der Bruder so viel zu Gute that, war belebt und bewegt: schon führten die Räder eine Menschenzahl auf und nieder, schon wogten die Schaufeln, Rastbäume wurden erklüftet, und was man nicht Alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt sah! Alles Das hatte der Junker in Bewegung gesetzt, damit nach der Tafel die Gäste fröhlich unterhalten würden. „Du fährst noch durchs untere Dorf,“ rief Julie; „die Leute wollen mit wohl, und sie sollen sehen, wie wohl es mir geht.“

Das Dorf war da, die Jüngern sämmtlich hatten schon den Aufschlag erreicht; alte Männer und Frauen zeigten sich, durch das Pöfthorn erregt, an Thür und Fenstern, Alles grüßte, segnete, rief: O! das schöne Paar!

Julie. Nun, da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zusammen gepakt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin! —

Julie. Nicht wahr, jetzt „lieb.“ da Sie mich los sind.

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen lastet eine schwere Verantwortlichkeit; was sollte der Händedruck, da Sie meine überschreuliche Stellung kannten und fühlen mußten! So gründlich Vorkastet ist mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott, nun wär's abgedrückt, Alles ist verziehen. Ich wollte Sie nicht, das ist wahr; aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieser Händedruck war, merken Sie sich's, für den Schall. Ich gestehe, es war schalkischer als billig, und ich verzeihe mir nur, indem ich Ihnen verzeihe, und so sei denn Alles vergeben und vergessen! Hier meine Hand.

Er schlug ein, sie rief: Da sind wir schon wieder! in unserm Park schon wieder, und so geht's bald um die weite Welt und auch wohl zurück, wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartensaal schon angelangt, er schien leer; die Gesellschaft hatte sich im Unbehagen, die Tafelzeit überlang verschoben zu sehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf sich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen, sie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt sich nicht der freudigsten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete sich,

seine Züge traten entfaltet hervor, sein Auge blickte feucht, und ein schöner bedeutender Jüngling erschien aus der Hülle.

Und so zogen beide Paare zur Gesellschaft, mit Gefühlen, die der schönste Traum nicht zu geben vermöchte.

## Zehntes Kapitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieser, im Angesicht einer hohen Mauer, die einen weiten Bezirk zu umschließen schien, stillhaltend, bedeutete, sie möchten nun zu Fuße sich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in diesen Kreis eingelassen würde: sie zogen die Glocke, das Thor eröffnete sich, ohne daß eine Menschengestalt sichtbar geworden wäre, und sie giengen auf ein altes Gebäude los, das zwischen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegen schimmerte. Wunderbar war es anzusehen: denn so alt es der Form nach schien, so war es doch, als wenn Maurer und Steinmeger so eben erst abgegangen wären; dergestalt neu, vollständig und nett erschienen die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallne schwere Ring an einer wohlgeschnitten Pforte lud sie ein, zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unsanft verrichtete; auch diese Thüre sprang auf, und sie fanden zunächst auf der Hausthür ein Frauenzimmer sitzen von mittlerem Alter, am Stidrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese begrüßte sogleich die Ankommenden als schon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu singen, worauf sogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beschließerin und thätige Haushälterin nach den Anhängeln ihres Gürtels ohne Weiteres zu erkennen hatte. Auch diese freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal, der sie ernsthaft ansprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, oben drüber eine Reihenfolge historischer Schilderungen. Zwei Personen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ällicher Mann.

Jene hieß den Gast sogleich freimüthig willkommen. „Sie sind,“ sagte sie, „als einer der Unsern angemeldet. Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom, und Arzt zu jeder Stunde.“

„Und ich,“ versetzte Dieser freundlich, „empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geschäftige, bei Nacht, wenn's Noth thut, gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin.“

Angela, so nannte man die durch Gestalt und Betragen einnehmende Schöne, verkündigte sodann die Ankunft Mariens; ein

grüner Vorhang zog sich auf, und eine ältliche wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnstuhl von zwei jungen hübschen Mädchen hereingeschoben, wie von zwei andern ein runder Tisch mit erwünschtem Frühstück. In einem Winkel der ringsumhergehenden massiven eichenen Bänke waren Kissen gelegt, darauf setzten sich die obigen Dreie, Mafarie in ihrem Sessel gegen ihnen über. Felig verzehrte sein Frühstück stehend, im Saal umherwandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Mafarie sprach zu Wilhelm als einem Vertrauten, sie schien sich in geistreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen; es war, als wenn sie die innere Natur eines Jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchschaute. Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele; das einsichtige Wohlwollen der unschätzbaren Frau hatte die Schale losgelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun diese angenehmen Gegenstände durch die freundlichste Behandlung erschöpft waren, sprach sie zu dem würdigen Gesellschafter: „Sie werden von der Gegenwart dieses neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entschuldigung finden und die versprochene Unterhaltung abermals verspäten; er scheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen.“

Jener aber versetzte darauf: „Sie wissen, welche Schwierigkeit es ist, sich über diese Gegenstände zu erklären; denn es ist von nichts Wenigerem als von dem Mißbrauch fürtrefflicher und weitauslangender Mittel die Rede.“

„Ich geb' es zu,“ versetzte Mafarie: „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, so scheint man die Würde des Mittels selbst anzutasten, denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; spricht man von Mittel, so kann man kaum zugeben, daß seine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulasse. Indessen, da wir unter uns sind, nichts festsetzen, nichts nach außen wirken, sondern nur uns aufklären wollen, so kann das Gespräch immer vorwärts gehen.“

„Doch müßten wir,“ versetzte der bedächtige Mann, „vorher anfragen, ob unser neuer Freund auch Lust habe, an einer gewissermaßen abstrusen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge, in seinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unsere Angelegenheit, außer dem Zusammenhange, ohne Kenntniß, wie wir darauf gelangt, von ihm gern und günstig aufgenommen werden?“

„Wenn ich Das, was Sie gesagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte, so scheint es ungefähr der Fall zu sein, wenn man die Heuchelei angreift und eines Angriffs auf die Religion beschuldigt werden kann.“

„Wir können die Analogie gelten lassen,“ versetzte der Hausfreund: „denn es ist auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender

Menschen, von einer hohen Wissenschaft, von einer wichtigen Kunst und, daß ich kurz sei, von der Mathematik die Rede."

"Ich habe," versetzte Wilhelm, "wenn ich auch über die fremdesten Gegenstände sprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können: denn Alles, was den einen Menschen interessiert, wird auch in dem andern einen Anklang finden."

"Vorausgesetzt," sagte Jener, "daß er sich eine gewisse Freiheit des Geistes erworben habe; und da wir Ihnen dieß zutrauen, so will ich von meiner Seite wenigstens Ihrem Verharren nichts entgegen stellen."

"Was aber fangen wir mit Felix an?" fragte Maria, "welcher, wie ich sehe, mit der Betrachtung jener Bilder schon fertig ist und einige Ungeduld merken läßt."

"Bergönnst mir, diesem Frauenzimmer etwas ins Ohr zu sagen," versetzte Felix, raunte Angela etwas stille zu, die sich mit ihm entfernte, bald aber lächelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfieng.

"In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein Anderer zur Seite steht. Loben thu' ich ohne Bedenken, denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Beschränktheit ausdrücken, so hab' ich mich deren nicht zu schämen; tadel ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung Anderer zu, die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Er fieng nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an. —

Wenn wir aber uns bewogen finden, diesen werthen Mann nicht lesen zu lassen, so werden es unsere Gönner wahrscheinlich geneigt aufnehmen; denn was oben gegen das Verweilen Wilhelms bei dieser Unterhaltung gesagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser hie und da schon mehr als billig didaktisch geworden, so finden wir doch gerathen, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen und fahren dießmal im Geschichtlichen ohne Weiteres fort, da wir selbst ungeduldig sind, das obwaltende Räthsel endlich aufgeklärt zu sehen.

Enthalten können wir uns aber doch nicht, ferner Einiges zu er-

währen, was noch vor dem abendlichen Schaden dieser edlen Gesellschaft zur Sprache kam. Wilhelm, nachdem er jener Vorlesung aufmerksam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „Hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber ins Kurze fassen, so würde ich aussagen: große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten!“

Diesen verständigen Worten Beifall gebend, löste die Versammlung sich auf; der Astronom aber versprach, Wilhelm in dieser klaren Nacht an den Wundern des gestirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu lassen.

Nach einigen Stunden ließ der Astronom seinen Gast die Treppen zur Sternwarte sich hinaufwinden und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden hohen Thurmes heraustreten. Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum ersten Male das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünstige Witterung, die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hause bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felsen, am Meisten aber überall die inneren Beunruhigungen des Gemüths, die uns alle Umsicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüstern sich hin und her bewegen.

Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf, erhaben zu sein, es überreicht unsere Fassungskraft, es droht, uns zu vernichten. Was bin ich denn gegen das Un? sprach er zu seinem Geiste; wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: Das Resultat unsres heutigen Abends löst ja auch das Räthsel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefften versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthut? Und selbst, wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß gibt.

Wer soll, wer kann aber auf sein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Thun falsch, sein Begehren tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen?

Wie oft hast du diese Gestirne leuchten gesehen, und haben sie dich nicht jederzeit anders gefunden? sie aber sind immer dieselbigen und sagen immer Dasselbige. Wir bezeichnen, wiederholen sie, durch unsern gesetzmäßigen Gang Tag und Stunde; frage dich auch, wie

verhältst du dich zu Tag und Stunde? — Und so kann ich denn diesmal antworten: des gegenwärtigen Verhältnisses hab' ich mich nicht zu schämen; meine Absicht ist, einen edlen Familienkreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden herzustellen; der Weg ist bezeichnet. Ich soll erforschen, was edle Seelen auseinander hält, soll Hindernisse wegräumen, von welcher Art sie auch seien. Dieß darfst du vor diesen himmlischen Heerschaaren bekennen; achteten sie deiner, sie würden zwar über deine Beschränktheit lächeln, aber sie ehrten gewiß deinen Vorsatz und begünstigten dessen Erfüllung.

Bei diesen Worten und Gedanken wendete er sich, umher zu sehen; da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgestirn, so herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günstig auf und verharrete freudig in diesem Anschauen eine Zeit lang.

Hierauf sogleich berief ihn der Astronom, herabzukommen, und ließ ihn eben dieses Gestirn durch ein vollkommenes Fernrohr, in bedeutender Größe, begleitet von seinen Monden, als ein himmlisches Wunder anschauen.

Als unser Freund lange darin versunken geblieben, wendete er sich um und sprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maß näher gerückt. Als ich es vorhin sah, stand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir selbst; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor, und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweise heranzuführen wünschen sollte. Sie werden mich einengen, mich bedrängen.“

So ergieng sich unser Freund nach seiner Gewohnheit weiter, und es kam bei dieser Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwiedern des Kunstverständigen versetzte Wilhelm: „Ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach so heranzuziehen, wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir, es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist: denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urtheilskraft außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr, als ich sehen sollte, die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie Dieses oder Jenes in der Ferne beschaffen sein möchte, befriedigt ist.“

Auf einige scherzhafte Bemerkungen des Astronomen fuhr Wilhelm



„Es ist nicht möglich, daß ich nicht ein Maschinen-  
 ... ist es wichtig,  
 ... die Menschheit  
 ... ich z. B. über-  
 ... an dem

... worauf  
 ... den Vorschlag  
 ... zu schlafen,  
 ... der Sonne vor-  
 ... Glanze zu er-

... und munter  
 ... vor-  
 ... in nieder und war

... und eiste  
 ... dann rief er  
 ... Andere Worte  
 ... ein Wunder,

... in Fülle  
 ... würde,  
 ... ohne kalt  
 ... Wunder!“

... mitbringe,  
 ... Lassen  
 ... verneh-  
 ... aber tief  
 ... verlegt, aber  
 ... bewegte sich  
 ... golden, ihre  
 ... ich war im  
 ... ihre Hüfte,  
 ... an der Stelle  
 ... theilendem  
 ... wurde  
 ... Sternhimm-  
 ... umschließen  
 ... taumle  
 ... Auge, und  
 ... — der Morgenstern, von gleicher Schönheit,  
 ... wirklich vor  
 ... sich an die  
 ... er zehrt auf, was an dem erscheinenden Herr-

liches war; aber ich schaue doch fort und fort, und Sie schauen ja mit mir, was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verschwinden sollen."

Der Astronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wissen selbst nicht, welche wundersame Rede Sie führten. Möge dieß nicht auf den Abschied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder später eine solche Apotheose beschieden ist."

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um seinen Felix aufzusuchen, der sich früh ganz in der Stille weggeschlichen hatte, nach dem Garten, den er zu seiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet sah; alle, wo nicht schön, doch keine häßlich, keine, die das zwanzigste Jahr erreicht zu haben schienen. Sie waren verschiedentlich gekleidet, als verschiedenen Ortschaften angehörig, thätig, heiter grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche, die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen, auf und ab gieng; ihr ließ der Gast seine Verwunderung über eine so hübsche lebensthätige Kolonie vermerken. „Diese," versetzte sie, „stirbt nicht aus, ändert sich, aber bleibt immer dieselbe. Denn mit dem zwanzigsten Jahr treten diese, sowie die sämtlichen Bewohnerinnen unsrer Stiftung, ins thätige Leben, meistens in den Ehestand. Alle jungen Männer der Nachbarschaft, die sich eine wackere Gattin wünschen, sind aufmerksam auf Dasjenige, was sich bei uns entwickelt. Auch sind unsre Zöglinge hier nicht etwan eingesperrt, sie haben sich schon auf manchem Jahrmarkte umgesehen, sind gesehen worden, gewünscht und verlobt; und so warten denn mehrere Familien schon aufmerksam, wenn bei uns wieder Platz wird, um die Ihrigen einzuführen." Nachdem diese Angelegenheit besprochen war, konnte der Gast seiner neuen Freundin den Wunsch nicht bergen, das gestern Abend Vorgelesene nochmals durchzusehen. „Den Hauptfuss der Unterhaltung habe ich gefaßt," sagte er; „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen."

„Diesen Wunsch zu befriedigen," versetzte Jene, „finde ich mich glücklicherweise sogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen so schnell zu unserm Innersten gegeben ward, berechtigt mich, Ihnen zu sagen, daß jene Papiere schon in meinen Händen und von mir nebst andern Blättern sorgfältig aufgehoben werden. Meine Herrin," fuhr sie fort, „ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, sagt sie, was kein Buch enthält, und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte sie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen. Ist man treu, sagte sie, das Gegenwärtige festzuhalten, so wird man erst Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das lebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden. Hiedurch kommen wir zum



Am dritten Tage Morgens begab sich unser Freund zu Angela, und nicht ohne einige Verlegenheit stand er vor ihr. „Heute soll ich scheiden,“ sprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich gestern den ganzen Tag leider nicht vorgelassen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu sein wünschte. Wenn es möglich ist, so gönnen Sie mir diese Wohlthat.“

„Ich glaube Sie zu verstehen,“ sagte die Angenehme, „doch sprechen Sie weiter.“ — „Ein wunderbarer Traum,“ fuhr er fort, „einige Worte des ernstesten Himmelskundigen, ein abgesondertes verschlossenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inschrift: Makariens Eigenheiten, diese Veranlassungen gesellen sich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelslichter sei nicht etwa nur eine wissenschaftliche Liebhaberei, ein Bestreben nach Kenntniß des Sternenhalls, vielmehr sei zu vermuthen: es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Gestirnen verborgen, das zu erkennen mir höchst wichtig sein mußte. Ich bin weder neugierig noch zudringlich, aber dieß ist ein so wichtiger Fall für den Geist- und Sinnforscher, daß ich mich nicht enthalten kann, anzufragen: ob man zu so vielem Vertrauen nicht auch noch dieses Uebermaß zu vergönnen belieben möchte?“ — „Dieses zu gewähren bin ich berechtigt,“ versetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger Traum ist zwar Makarien ein Geheimniß geblieben, aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr sonderbares geistiges Eingreifen, Ihr unvermuthetes Erfassen der tiefsten Geheimnisse betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermutigen, Sie weiter zu führen. Lassen Sie mich nun zuvörderst gleichnißweise reden! Bei schwer begreiflichen Dingen thut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen.“

„Wie man von dem Dichter sagt, die Elemente der sittlichen Welt seien in seiner Natur innerlichst verborgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anschauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: eben so sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unsres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, fernerhin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam sie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis sie den Beistand, den Freund gewonnen hatte, dessen Verdienst Sie auch schon genugsam kennen lernten.“

„Als Mathematiker und Philosoph ungläubig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob diese Anschauung nicht etwa angelernt sei; denn Makarie mußte gestehen, frühzeitig Unterricht in der Astronomie genossen und sich leidenschaftlich damit beschäftigt zu haben. Daneben berichtete sie aber auch: wie sie viele Jahre ihres Lebens die innern

[illegible]

„An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an den Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt, wovon er sich befreit und erlöst fühlen würde, sobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen besprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unsrer Familie ein glückliches Zusammenfinden. Aufrichtig gestanden: ich wünschte ihn auf dieser Erde nochmals zu sehen und im Abscheiden ihn herzlich zu segnen.“

## Fünftes Kapitel.

### Das außbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für Das, was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen, mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?“ Der Andere besann sich einen Augenblick. „Ja,“ sagte er darauf, „ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sei und sich in einem wünschenswerthen Zustand befinde.“

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen,“ versetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.“

„Es ziemt sich nicht für mich, zu fragen, welches Verhältniß Sie zu ihr gehabt,“ sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig sein, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil haben.“

„Es ist das wunderbarste Verhältniß von der Welt,“ sagte Lenardo: „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe!“

„Denn glauben Sie,“ fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden; und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte und sich, Dank sei es dem Himmel, ins Bessere verändert hat.“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.“

„Ich halte es wenigstens dafür,“ versetzte Bernardo und fieng seine Erzählung folgendermaßen an.

Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung sich aber von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns Alle versahen.

Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie sollten ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt und inzwischen alles Andere ruhen und schweigen muß, wodurch er denn freilich Vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten, die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, ausstehende Schulden, besonders Pachtreste einzulassen; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; diesem war die Ausführung überlassen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pächter einer unserer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, seine Caution zu lärglichem Ersatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines Gleichen, dabel klug und thätig: wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen; genug, es gieng mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.

„Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußte ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Loslösen gieng an, die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch einmal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das Andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg.“



Benardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie ist mir denn?“ sagte er; „hieß sie auch Valerine? Ja doch,“ fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun, so sagte ich's ihr aufrichtig und setzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht.

„Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Kasse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei Dem, was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt, abzuschlagen, daß ich sogar Das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich leugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einmal Dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte,kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Szene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt und sah so gut, so liebenswürdig stehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: Ich will das Mögliche thun, beruhige dich, mein Kind! und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. — Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Thun Sie's! rief sie auf einmal erheitert, mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort.

„Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn an das Einzelne nicht erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vorgesetzt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger; er war weggeritten; Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiste bis tief in die Nacht: Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung verwischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück, er war geschäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er

hatte nicht Zeit, mich zu hören: doch machte ich einen Versuch, ihn festzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pächter genannt, so wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gottes willen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruss haben wollen. — Der Tag meiner Abreise war festgesetzt: ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals, für Valerinens Vater zu bitten.

„Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben, um sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher, als wir glaubten. Dieß ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch Manches hinten nach hinkt; das ist nun aber oft so, und wir Andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig, und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens.

„Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhängt, gelind und billig zu verfahren. Er versprach Alles, nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und lehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken.

„Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eiteln. Mir gieng es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des stehenden Mädchens mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo sie kniete, dem Weg, den ich einschlug, mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer erneut, trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit auf mich geladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum ersten Mal in solchem Falle verlegen.

„Ich verschloß nicht, in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch. Dann

setzte er aus, diesen Punkt zu erwiedern; dann waren seine Worte zweideutig, zuletzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beinahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause wieder nähere, da ich meiner Familie, was sie bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderbarlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr, als zu vernehmen, sie sei in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sei, daß ich früh zu jenem Gesetz: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei ist das Bild, die Vorstellung, die mich quält, so angenehm, so liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Renardo schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienst erzeigen können, als durch den Nachsatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Postskript das Interessanteste des Briefes enthalten sein kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesizers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abschied versicherte."

„Schön," sagte Renardo: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich absolvirt, und wir wollen sogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger, als billig ist, erwarten." Wilhelm erwiederte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine sonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen und die Orte, die ich verlasse, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieser Sonderbarkeit nicht aussprechen darf."

„Es thut mir sehr leid," sagte Renardo, „daß wir Sie so bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege sind, mir wohlzuthun, so könnten Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen besuchten, sich von ihrem Zustand genau unterrichteten und mir alsdann schriftlich oder münd-

[illegible]

Nun waren sie an den Gutshof gekommen und flogen in dem Bezirk desselben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pächter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herr des Hauses an. Lenardo nannte sich, und der Besitzer schien höchst erfreut, ihn zu sehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau sagen,“ rief er aus, „wenn sie den Neffen ihres Wohlthäters wieder sieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist.“

Welche sonderbare Betrachtungen kreuzten sich schnell in Lenardo's Geist! Versteht dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht und glatte Worte? Ist er im Stande, seinen Vorwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben sein? Oder, so dachte er sich's mit schneller Hoffnung, ist die Sache nicht so übel geworden, als du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattin holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

„Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf, so machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld und sehen sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe: denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutsbesitzer, nichts angelegener, als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaus.“ Lenardo widersprach nicht; Wilhelm unterrichtete sich gern; und der Landmann hatte seinen Grund und Boden, den er unumschränkt besaß und beherrschte, vollkommen gut inne; was er vornahm, war der Absicht gemäß; was er säete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Ursachen derselben so deutlich anzugeben, daß es ein Jeder begriff und für möglich gehalten hätte, Dasselbe zu thun und zu leisten: ein Wahn, in den man leicht verfällt, wenn man einem Meister zusieht, dem Alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten sich sehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine schwache Seite zeigen, die freilich an Jedem zu bemerken ist, der sich einem Gegenstand ausschließlich ergibt.“ Er führte sie auf seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrath derselben, so wie den Vorrath von allem erdenklichen Geräthe und dessen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ sagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht schelten. Glücklich ist Der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an Dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen



nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und versuchte nicht, sie zu erwidern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valerinens, daß er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Theil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besizerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine schöne schlankte Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Blicke erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bei der Ausstattung sehr viel gethan und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittstrafe frohlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungewohnungen äußern läßt. Ob man sich wieder erkenne, wurde gefragt, die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merkwürdig genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft war gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Mögliches, um diesem beizustehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingelehrt sei, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beisammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Gespräch sich sehnten, das denn auch sogleich begann, als sie sich in den Gastzimmern allein sahen.

„Ich soll, so scheint es,“ sagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja, ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so Vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der Einen behalten und ihn der Andern beigelegt. Nun finde ich Die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise

über die Maßen glücklich, indessen die Andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäste zu sehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht, mit welchen Gefinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem rufbraunen Mädchen Benardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, aufs Lokal, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des rufbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Raum hatte Benardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Auspflandung des frommen Pächters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, und wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Benardo glaubte zu versinken. Unglücklicher- und glücklicherweise ergieng sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Benardo'n das Herz zerreißen, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zusage beider Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, Alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Benardo's, seine sichtbare Zerstreuung beim Abschied, sein hastiges Wegellen zu ihrem Vortheil aus und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wiederaufwachenden oder neuentstehenden Reigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Benardo: „Daß wir, bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachodinen aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts."

„Nach welcher Weltgegend aber," sagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit begabt sein?"

„Hören Sie," antwortete Benardo: „In voriger Nacht, wo Sie



Erscheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zusammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinstimmung finden können.

„Der Wissende ließ sich hierauf Dasjenige, was sie schaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das Genaueste vortragen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieser Voraussetzung, und seine Calculs wurden auf eine unglaubliche Weise durch ihre Aussagen bestätigt.

„So viel nur darf ich Ihnen dießmal vertrauen, und auch dieses eröffne ich nur mit der dringenden Bitte, gegen Niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen. Denn sollte nicht jeder Verständige und Vernünftige, bei dem reinsten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantasieen, für übelverstandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wissens halten und erklären? Die Familie selbst weiß nichts Näheres hievon; diese geheimen Anschauungen, die entzückenden Gesichte sind es, die bei den Andern als Krankheit gelten, wodurch sie augenblicklich gehindert sei, an der Welt und ihren Interessen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und lassen sich auch gegen Lenardo nichts merken.“

Gegen Abend ward unserer Wanderer Makarien nochmals vorgestellt; gar manches annuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir Nachstehendes auswählen.

„Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten sind gerade die bedenklichsten. Zu dieser Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltsame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen sagen, mehr als billig, schonend und liebend behandle.

„Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse muntere, technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft fortschritt. Späterhin war Alles, was er von Reisen nach Hause schickte, immer das Künstlichste, Klügste, Feinste, Zarteste von Handarbeit, auf das Band hindeutend, wo er sich eben befand und welches wir errathen sollten. Hieraus möchte man schließen, daß er ein trockner, untheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Mensch sei und bleibe; auch war er im Gespräch zum Eingreifen an allgemeinen sittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt, aber er besaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktischen Tact des Guten und Bösen, des Lößlichen und Unlößlichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen sehen. Aber diese angeborene Gewissenhaftigkeit, ungeregelt, wie sie war, bildete sich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er machte sogar sich Pflichten erfinden, da wo sie nicht gefordert wurden, und sich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennten.

„An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an den Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt, wovon er sich befreit und erlöst fühlen würde, sobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen besprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unsrer Familie ein glückliches Zusammenfinden. Aufrichtig gestanden: ich wünschte ihn auf dieser Erde nochmals zu sehen und im Abscheiden ihn herzlich zu segnen.“

## Fünftes Kapitel.

### Das rufbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Leonardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für Das, was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen, mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?“ Der Andere besann sich einen Augenblick. „Ja,“ sagte er darauf, „ich entfinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sei und sich in einem wünschenswerthen Zustand befinde.“

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen,“ versetzte Leonardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.“

„Es ziemt sich nicht für mich, zu fragen, welches Verhältniß Sie zu ihr gehabt,“ sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig sein, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil haben.“

„Es ist das wunderbarste Verhältniß von der Welt,“ sagte Leonardo: „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe!“

„Denn glauben Sie,“ fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden; und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte und sich, Dank sei es dem Himmel, ins Bessere verändert hat.“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.“

„Ich halte es wenigstens dafür,“ versetzte Senardo und fieng seine Erzählung folgendermaßen an.

„Die herkömmliche Kreissfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung sich aber von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns Alle versahen.

„Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt und inzwischen alles Andere ruhen und schweigen muß, wodurch er denn freilich Vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten, die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, ausstehende Schulden, besonders Pachtreste einzufassiren; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; diesem war die Ausführung überlassen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pächter einer unserer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, seine Caution zu lärglichem Ersatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines Gleichen, dabei klug und thätig: wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen; genug, es gieng mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.

„Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußte ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Loslösen gieng an, die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch einmal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchern zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das Andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg.“

Benardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie ist mir denn?“ sagte er; „hieß sie auch Valerine? Ja doch,“ fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun, so sagte ich's ihr aufrichtig und setzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht.

„Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Kasse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkwiese, bei Dem, was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt, abzuschlagen, daß ich sogar Das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich leugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einigemal Dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaktes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Szene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt und sah so gut, so liebenswürdig stehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: Ich will das Mögliche thun, beruhige dich, mein Kind! und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. — Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Thun Sie's! rief sie auf einmal erheitert, mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort.

„Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn an das Einzelne nicht erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vorgelegt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger; er war weggeritten; Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiste bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung verwischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück, er war geschäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er

hatte nicht Zeit, mich zu hören: doch machte ich einen Versuch, ihn festzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pächter genannt, so wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gottes willen davon nichts, wenn Sie zulezt nicht noch Verdruß haben wollen. — Der Tag meiner Abreise war festgesetzt: ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geschäftsmann zulezt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals, für Valeriniens Vater zu bitten.

„Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben, um sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher, als wir glaubten. Dieß ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch Manches hinten nach hinkt; das ist nun aber oft so, und wir Andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig, und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens.

„Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhängt, gelind und billig zu verfahren. Er versprach Alles, nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und lehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken.

„Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir gieng es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des stehenden Mädchens mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo sie kniete, dem Weg, den ich einschlug, mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer erneut, trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit auf mich geladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum ersten Mal in solchem Falle verlegen.

„Ich verfehlte nicht, in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch. Dann

setzte er aus, diesen Punkt zu erwiedern; dann waren seine Worte zweideutig, zuletzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beinahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause wieder nähere, da ich meiner Familie, was sie bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderbarlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr, als zu vernehmen, sie sei in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sei, daß ich früh zu jenem Gesetz: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei ist das Bild, die Vorstellung, die mich quält, so angenehm, so liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenardo schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienst erzeigen können, als durch den Nachsatz meines Vortrags; wie manchmal in einem Postscript das Interessanteste des Briefes enthalten sein kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesizers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abschied versicherte."

„Schön," sagte Lenardo: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich absolvirt, und wir wollen sogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger, als billig ist, erwarten." Wilhelm erwiederte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine sonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen und die Orte, die ich verlasse, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieser Sonderbarkeit nicht aussprechen darf."

„Es thut mir sehr leid," sagte Lenardo, „daß wir Sie so bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege sind, mir wohlzutheun, so könnten Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen besuchten, sich von ihrem Zustand genau unterrichteten und mir alsdann schriftlich oder münd-

lich — der dritte Ort einer Zusammenkunft wird sich schon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten."

Der Vorschlag wurde weiter besprochen; Valerinen's Aufenthalt hatte man Wilhelm genannt. Er übernahm es, sie zu besuchen; ein dritter Ort wurde festgesetzt, wohin der Baron kommen und auch den Feliz mitbringen sollte, der indessen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wiesen unter mancherlei Gesprächen eine Zeit lang fortgesetzt, als sie sich nunmehr der Fahrstraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der nun, von seinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden sollte. Hier wollten die Freunde sich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen freundlichen Worten Abschied und versprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

"Wenn ich bedenke," versetzte Lenardo, "daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum sollte ich nicht selbst Valerinen auffuchen? warum nicht selbst von ihrem glücklichen Zustande mich überzeugen? Sie waren so freundlich, sich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter sein? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen sittlichen Beistand, wie man sich rechtliche Beistände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachsen zu sein glaubt."

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hause den so lange Abwesenden erwarte, daß es einen sonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme, und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muth war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bei der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinen's Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinen's Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenardo schweigend neben ihm ritt. Endlich fleng Dieser an: „Ein Anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen: denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen Derjenigen zu treten, die man verlegt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor sicher stelle. Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns diese oder jene nützt, so möchte es doch immer der Mühe werth sein, sich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Lassen Sie uns also getrost vorwärts gehen; ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen."



Nun waren sie an den Gutshof gekommen und flogen in dem Bezirk desselben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pächter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herr des Hauses an. Leonardo nannte sich, und der Besitzer schien höchst erfreut, ihn zu sehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau sagen,“ rief er aus, „wenn sie den Nissen ihres Wohlthäters wieder sieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist.“

Welche sonderbare Betrachtungen kreuzten sich schnell in Leonardo's Geist! Versteckt dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht und glatte Worte? Ist er im Stande, seinen Vorwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben sein? Oder, so dachte er sich's mit schneller Hoffnung, ist die Sache nicht so übel geworden, als du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattin holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

„Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf, so machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld und sehen sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe: denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutbesitzer, nichts angelegener, als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaus.“ Leonardo widersprach nicht; Wilhelm unterrichtete sich gern; und der Landmann hatte seinen Grund und Boden, den er unumschränkt besaß und beherrschte, vollkommen gut inne; was er vornahm, war der Absicht gemäß; was er säete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Ursachen derselben so deutlich anzugeben, daß es ein Jeder begriff und für möglich gehalten hätte, Dasselbe zu thun und zu leisten: ein Wahn, in den man leicht verfällt, wenn man einem Meister zusieht, dem Alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten sich sehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine schwache Seite zeigen, die freilich an Jedem zu bemerken ist, der sich einem Gegenstand ausschließlich ergibt.“ Er führte sie auf seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrath derselben, so wie den Vorrath von allem irdentlichen Geräthe und dessen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ sagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht schelten. Glücklich ist Der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an Dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erfundigungen

nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und verfehlte nicht, sie zu erwidern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valeriniens, das er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Theil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben mußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besizerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschraf Lenardo, als er sie aussteigen sah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine schöne schlankte Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Zug erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Ohelm in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bei der Ausstattung sehr viel gethan und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgrüße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungemahnt äußern läßt. Ob man sich wieder erkenne, wurde gefragt, die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merkllich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft war gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Mögliches, um diesem beizustehen; und Valeriniens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingelehrt sei, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beisammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Gespräch sich sehnten, das denn auch sogleich begann, als sie sich in den Gastzimmern allein sahen.

„Ich soll, so scheint es,“ sagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja, ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so Vieles Alter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der Einen behalten und ihn der Andern beigelegt. Nun finde ich Die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise

über die Maßen glücklich, indessen die Andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäste zu sehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig gewedt. Sie ahnete nicht, mit welchen Gefinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Senardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, aufs Lokal, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Raum hatte Senardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen lehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausrückung des frommen Nachters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, und wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Senardo glaubte zu versinken. Unglücklicher- und glücklicherweise ergieng sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Senardo'n das Herz zerreißen, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zusage beider Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, Alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Senardo's, seine sichtbare Zerstreuung beim Abschied, sein hastiges Wegellen zu ihrem Vortheil aus und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wiederaufwachsenden oder neuentstehenden Reigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Senardo: „Daß wir, bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachodinen aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts."

„Nach welcher Weltgegend aber," sagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit begabt sein?"

„Hören Sie," antwortete Senardo: „In voriger Nacht, wo Sie

nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und verfehlte nicht, sie zu erwidern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valerinens, daß er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Theil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben mußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine schöne schlankte Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Zug erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bei der Ausstattung sehr viel gethan und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgrüße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungewungen äußern läßt. Ob man sich wieder erkenne, wurde gefragt, die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft war gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Mögliches, um diesem beizustehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingelehrt sei, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beisammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Gespräch sich sehnten, das denn auch sogleich begann, als sie sich in den Gastzimmern allein sahen.

„Ich soll, so scheint es,“ sagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja, ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so Vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der Einen behalten und ihn der Andern beigelegt. Nun finde ich Die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise

über die Maßen glücklich, indessen die Andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäste zu sehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht, mit welchen Gefinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Senardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, aufs Lokal, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Raum hatte Senardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausrufung des frommen Pächters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, und wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Senardo glaubte zu versinken. Unglücklicher- und glücklicherweise erging sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Senardo'n das Herz zerreißen, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zusage beider Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, Alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Senardo's, seine sichtbare Verstreuung beim Abschied, sein hastiges Weggehen zu ihrem Vortheil aus und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wiederaufwachsenden oder neuentstehenden Reizung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Senardo: „Daß wir, bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachodinen aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts."

„Nach welcher Weltgegend aber," sagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit begabt sein?"

„Hören Sie," antwortete Senardo: „In voriger Nacht, wo Sie

mich als einen Verzweifelden rasselnd auf und ab gehen sah, wo ich leidenschaftlich in Kopf und Herzen Alles durch einander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geist, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu hochmeistern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. „Gern hätte ich mir ihn, wenigstens theilweise, als Reichthum erbeten, wenn er nicht wunderbar durch die schönsten Kunst- und alterthümlichen Seltenheiten an seine Wohnung geknüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieser, weiß ich, gewiebt einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Allem, was in dieser Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden ist; zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es steht zu hoffen, daß ihm sein jarties Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo sie zu finden sein möchte. In meiner Bedrängung fiel es mir ein, daß der Vater des Kindes sich zu den Frommen zählte, und ich warb im Augenblick fromm genug, mich an die moralische Weltordnung zu wenden und zu bitten: sie möge sich hier zu meinen Wünschen einmal wunderbar gnädig offenbaren.“

„Noch eine Schamerigkeit,“ versetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu lösen: wo soll ich mit meinem Fetz hin? denn auf so ganz ungewissen Wegen möchte ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir lassen, denn mich dünkt, der Sohn entwickele sich nirgends besser als in Gegenwart des Vaters.“

„Rechtswegs!“ erwiderte Bernardo, „dies ist ein holder väterlicher Trübsinn: der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältniß zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an denen sich nicht er freut; deswegen die Alten schon zu jagen pflegten, der Faden Söhne werden Langenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins Klare zu kommen. Glücklicherweise wird unser alter Freund, an den ich Ihnen sogleich ein eiliges Schreiben verfaße, auch hierüber die beste Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letzte Mal sah, erzählte er mir gar Manches von einer pädagogischen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte, es schien mir, als sei unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorlesungen gemeint, die freilich zusammenhängen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Wenn ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche veranschaulichen mag, so ließ ich es gut sein, und nun kommt es mir zu Gute; er weiß gewiß Ihnen Ort und Umstände zu bezeichnen, wenn Sie Ihren Knaben getrost vertrauen und von einer weisen Zeitung das Beste hoffen können.“

Im Tabakreiten sich auf diese Weise unterhaltend, erblickten sie eine alte Villa, die Gebäude im ernst-freundlichen Geschmaack, freien Vorraum und in weiter würdiger Umgebung wohlbestandene Bäume; Thüren und Schalthen aber durchaus verschlossen, Alles einsam, doch

mühseligen anzulehen. Von einem altlichen Manne, der sich am Eingang zu reichthigen Iphien, erfuhren sie: dieß sei das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von seinem in hohem Alter erst kurz verstorbenen Vater so eben hinterlassen worden.

Auf weiteres Befragen wurden sie belehrt, dem Erben sei hier leider Alles zu fertig, er habe hier nichts mehr zu thun und das Vorhandene zu genießen sei gerade nicht seine Sache; deswegen er sich denn ein Solat näher am Gebirge ausgesucht, wo er für sich und seine Gefellen Moosbütten baue und eine Art von jägerlicher Wirtschaft anlegen wolle. Was den Verachtenden selbst betraf, vernahmen sie, er sei der mitgeerbte Rastellan, solle aufs Genaueste für Ordnung und Reinlichkeit, damit irgend ein Unfall, in die Reigung und Zerstörung des Großvaters eingreifend, Alles finde, wie dieser es verordnet hat.

Nachdem sie ihren Weg einige Zeit stillschweigend fortgesetzt, begann Renardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenthum des Altesen sei, von vorn anfangen zu wollen, worauf der Freund erwiderte, dieß lasse sich wohl erklären und entschuldigen, weil doch, genau genommen Jeder wirklich von vorn anfängt. „Sind doch,“ rief er aus, „Reinem die Leiden erlassen, von denen seine Vorfahren gepeinigt wurden, kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wissen will.“

Renardo versetzte darauf: „Sie ermutigen mich, zu leben, daß ich eigentlich auf nichts gerne wirken mag, als auf das, was ich selbst geschaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht selbst aufzogen. In Gefolg dieser Sinnart will ich denn auch gern blicken, daß ich unwiderstehlich nach uranfänglichen Zuständen hingezogen werde, daß meine Reisen durch alle hochgebildeten Länder und durch viele Gefühle nicht abtumpfen können, daß meine Einbildungskraft über dem Meer ein Wehagen sucht, und daß ein bisher vernachlässigter Familienbesitz in jenen trüben Gegenden mich hoffen läßt, an ihm Stützen gefastet, meinen Wünschen gemäß nach und nach herantretender Plan werde sich endlich ausführen lassen.“

„Dagegen wüßte ich nichts einzumenden,“ versetzte Wilhelm, „ein solcher Gedanke, ins Neue und Unbestimmte gewendet, hat etwas Gutes, Großes. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit glücken kann. Sie gehen hieher und haben dort schon Familienbesitzungen, wie ich weiß, die Wagnen legen gleiche Pläne und haben sich dort schon angesiedelt: werden Sie sich mit diesen umkämpften, klugen und kräftigen Weibern für beide Theile wußt sich dadurch das Geschäft erleichtern und erweitern.“

Unter solchen Gesprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo sie nunmehr scheiden sollten. Beide setzten sich nieder, zu schreiben, Renardo empfahl seinen Freund dem obenwähnten Jonckereen Mann, Wilhelm trug den Zustand seines neuen Lebensgenossen den Verbliebenen vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsschreiben entstand;



worin er zum Schluß auch seine mit Jarno besprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals aneinander setzte, warum er von der ungleichen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden stempelte, baldmöglichst frei bereit zu sein wünsche.

Beim Auswechseln dieser Briefe jedoch konnte sich Wilhelm nicht erwehren, seinem Freund nochmals gewisse Bedenkllichkeiten andeuten zu legen.

„Ich halte es,“ sprach er, „in meiner Lage für den wünschenswertheiten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menschliches Geschöpf aus dem Elende zu retten, wenn es sich darin befinden sollte. Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schiffet, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich nur dabei die Gefahr nicht leugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer schweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus sein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Versprechen verlangen, dieses weibliche Wesen, das Ihnen so theuer zu stehen kommt nicht wieder zu sehen, sich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht, es sei nun, daß ich sie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich Sie aber zu einem Versprechen weder vermögen kann noch will, so beschwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen werth und heilig ist, sich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund, zu Liebe, keine Annäherung, es sei unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermuthung zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle wo ich sie finde, die Gegend, wo ich sie lasse, näher bezeichne oder gar ausspreche, Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht und sich losgesprochen und beruhigt.“

Renardo nickte und versetzte: „Leisten Sie mir diesen Dienst, und ich werde dankbar sein. Was Sie thun wollen und können, seth Ihnen anheim gegeben, und mich überlassen Sie der Zeit, dem Verstande und so möglich der Vernunft.“

„Verzeihen Sie,“ versetzte Wilhelm, „wer jedoch weiß, unter welchen bestimmten Formen die Neigung sich bei uns einschleicht, dem muß es bang werden, wenn er voraussetzt, ein Freund könne Dastmige wandeln was ihm in seinen Zuständen, seinen Verhältnissen schmerzhaft und verwirrend bringen möchte.“

„Ich sehe,“ sagte Renardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich ne los.“

Die Freunde schieden, Jeder nach seiner Seite.

## Abölftes Kapitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er fand sie heiter und

wohlgebaut; allein ihr neues Ansehn zeigte nur allzudeutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefs führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter, ernster Bauart, doch wohl erhalten und reinlichen Ansehns. Trübe Fensterscheiben, wundersam gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In saubern Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen, und was umherstand, erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen sonstige Gewohnheit, seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: „Meine Umgebung erregt Ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch dergleichen sehen, zum Gegengewicht Dessen, was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert. Dieser Theetisch diente schon meinen Eltern und war ein Zeuge unserer abendlichen Familienversammlungen; dieser kupferne Raminirschirm schützt mich noch immer vor dem Feuer, daß diese alte mächtige Bange ansührt; und so geht es durch Alles durch. Antheil und Thätigkeit konnt' ich daher auf gar viele andere Gegenstände wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieser äußern Bedürfnisse, die so vieler Menschen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beschäftigte. Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf Das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stednadel dem geliebten Mädchen, Abschied nehmend, entwendete, den Busenstreif täglich damit zusteckte und diesen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menschen ist dieß wohl als eine Tugend anzurechnen.“

„Mancher bringt wohl auch,“ versetzte Wilhelm, „von einer so weiten großen Reise einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre.“ Der Alte schien von Benardo's Zustande nichts zu wissen, ob er gleich den Brief inzwischen erbrochen und gelesen hatte, denn er gieng zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. „Die Beharrlichkeit auf dem Besiz,“ fuhr er fort, „gibt uns in manchen Fällen die größte Energie. Diesem Eigensinn bin ich die Rettung meines Hauses schuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl, Fenster und

Leuten zu schenken, und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Stämme. Unserer Anstrengung gelang es, diesen Bisfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen fand Alles noch bei mir, wie Sie es sehen und wie es beinahe seit hundert Jahren gestanden hat. „Mit allem Dem,“ sagte Wilhelm, „werden Sie mir gestehen, daß der Mensch der Veränderung nicht widersteht, welche die Zeit hervorbringt.“ — „Freilich,“ sagte der Alte, „aber doch, der am längsten sich erhebt, hat auch etwas geleistet.“

Der Jüngling aber unser Dasein hinaus sind wir fähig zu erhalten und zu lernen; wir überliefern Kenntnisse, wir übertragen Gesinnungen so gut als Besitz, und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun ist, so hab' ich deshalb seit langer Zeit wunderliche Vorsicht geübt auf ganz eigene Vorlesungen gesonnen; nur spät aber ist mir gelungen, meinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Unhüthlich zerstreut der Sohn, was der Vater gesammelt hat, kann er etwas Anders oder auf andere Weise. Kann man jedoch den Geist der neuen Generation abwarten, so kommen dieselben Reigungen, welche uns früher wieder zum Vorschein. Und so hab' ich denn endlich die Sorgfalt unserer pädagogischen Freunde einen tüchtigen Jüngling erworben, welcher wo möglich noch mehr auf hergebrachte Sitte hält, als ich selbst, und eine heftige Reigung zu wunderlichen Tugenden empfindet. Mein Vertrauen hat er entschieden durch die geübte Anstrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unserer Lehren abzuwehren gelang; doppelt und dreifach hat er den Eifer bewiesen, dessen Besitz ich ihm zu überlassen gedachte; ja er ist ihm selbst übergeben, und seit der Zeit mehret sich unser Vorrath auf eine wunderbare Weise.

Alles jedoch, was Sie hier sehen, ist untes. Vielmehr, wie Sie es ist bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann es Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man unter den besten Umständen besserer Aufbewahrung halber hier niedergelegt. Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht auf der Reise mit sich herumführen wollte, und enthielt sich nicht dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt sein dürfte, und wies ihm Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache: ob man es nicht creffnen sollte? Der Alte war nicht der Meinung. „Ich glaube,“ sagte er, „daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne,“ sagte er, „allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, sollten Sie daran ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich werden und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich Gelegenheit finden, den Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigsten erwarten.“ — „Es gibt wohl solche Fälle,“ versetzte Wilhelm. — „Ich habe selbst einige erlebt,“ erwiderte der Alte; „und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor sich. Von diesem Eisen-

beinernen Crucifix besaß ich seit dreißig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus Einem Stücke; der Gegenstand sowohl als die herrlichste Kunst ward sorgfältig in dem kostbarsten Bädchen aufbewahrt; vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit die Arme ansetzen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunstfleißes.

„Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor Kurzem erhalt' ich die ersten, achten Arme, wie Sie solche zur lieblichsten Harmonie hier angefügt sehen, und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht, die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß.“

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen,“ setzte er hinzu; „bleibe das Kästchen verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen sollte.“ — „Wer lange lebt,“ sagte der Alte, „sieht Manches versammelt und Manches auseinander fallen.“

Der junge Besiggenosse trat so eben herein, und Wilhelm erklärte seinen Voratz, das Kästchen ihrem Gewahrjam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeigeschafft, das anvertraute Gut eingeschrieben, mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen ein Empfangschein ausgestellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes besonderes Zeichen honorirt werden sollte.

Als Dieses alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes, zuerst sich über das Unterkommen des guten Felix beratend, wobei der alte Freund sich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen sollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertsältigen. Da, wo ich Sie hinweise, hat man alle Thätigkeiten gesondert; geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt; dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da-, bald dorthin wendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand Dasjenige finden, was ihm gemäß ist; sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzugesällig, abirren mag.“

„Sodann,“ fuhr er fort, „darf ich hoffen, aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten, wo jenes gute Mädchen zu finden ist, das einen so sonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth eines unschuldigen unglücklichen

Geschöpfes durch sittliches Gefühl und Betrachtung so hoch erhöht hat, daß er dessen Dasein zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergedrückten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Äste, diese kahlen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch wir hoffen's, wir wissen's."

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gänge der Provinz, in der sie so manchen Merkwürdige erfahren sollten; beim ersten Eintritt gemahnten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf hebern Bergen die Schafzucht, in weiten Thälern die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Ernte und Alles in größter Eile; Das was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte, war, daß sie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen, auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begahten Einen und den Andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Nachricht geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: An den Obern, oder die Dreie. Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu bestiegen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; des Hells Freimüthigkeit schien ihnen zu gefallen, und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderbare Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein, wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Geberden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgelegten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Geberden; Felix fiel ein und sagte munter: „Was für eine Stellung hab' ich denn anzunehmen?“ — „Auf alle Fälle,“ versetzte der Aufseher, „zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft-froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden.“ Er gehorchte, doch rief er bald: „Dieß gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja!“ rief er freudig, „ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?“ — „Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich beträgst,“ versetzte Jener; „jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen.“ Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir,“ sagte Wilhelm darauf, „Das, was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Geberden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt.“ — „Ganz richtig,“ versetzte Jener, „Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht.“

„Dürfen Sie mir aber,“ versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sei, läßt sich wohl einsehen.“ — „Dieß gebührt Höheren, als ich bin,“ antwortete Jener; „so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist Jedem geboten, für sich zu behalten und zu hegen, was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwagen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf Alles ankommt, so denkt er, es sei nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten.“ — „Ich verstehe Sie,“ versetzte Wilhelm; „warum sollten wir Das, was in körperlichen Dingen so nöthig ist, nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch seh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelften. Doch bemerkte ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienstes gemeint sein kann, indem die Kleinsten und größten Knaben untermischt so an Schnitt als Farbe gleich sein können, aber die von gleichen Geberden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen.“ — „Auch was dieß betrifft,“ versetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müßte ich mich sehr irren, oder

Sie werden über Alles, was Sie nur wünschen mögen, aufgestellt von uns stehen."

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremdling nothwendig aufhören. Als weiter sie ins Land kamen, ein wohlklingender Gesang ihnen immer mehr entgegen kam. Was die Knaben auch begannen, der meisten Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar immer auf der, jedem Geschlecht besonders angemessen und in gleichen Fugen unter denselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begannen sie auch wechselweise, gegen Abend fanden sich auch Tänzende, deren Lachen durch Chöre belebt und getregelt wurden. Selig stimmte dem Knaben das mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergaß an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

"Nicht unglücklich," so sprach er zu seinem Gefährten, "wendet man viele auf solchen Unterricht, denn sonst wüßte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet sein."

"Nicht unglücklich," versetzte Jener, "bei uns ist der Gesang die erste Unterweisung, alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, so selbst, was wir aber auch durch die äußere und Sittenbelehrung, wird auf dem Wege des Gesangs eingeprägt, andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschaffen sich zugleich, denn indem wir die Kinder üben, Lese, welche sie zu schreiben, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach dem Vorzeichen Johann in ihrer Rehle wieder zu finden, lernen sie auch darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge, gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, als man sonst würde. Da dieses alles zuletzt nach reinen Mäßen noch genau geübt werden muß, so lassen sie sich durch die Kunst der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder, als auf gewöhnliche Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbarem das zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihm gehen die gebahnte Wege nach allen Seiten."

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Frömmigkeit nicht, daß er gar keine Instrumental-Kunst vernachlässige. "Tun Sie das bei uns nicht vernachlässigt" versetzte Jener, "aber in einem kleinen Bezirk, in das armuthigste Bergthal eingeschlossen, gewiß nicht, da ist denn wieder dafür gesorgt, daß die verschiedenen Instrumente in auselinander liegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Anfänger sind in gewisse Einsiedeleien verwiesen, wo Niemand zur Verpörfung bringen, denn ihr werdet selbst sehen, daß in der wohlunterrichteten bürgerlichen Gesellschaft kaum ein Instrument zu finden ist, als das uns die Nachbarschaft eines Geigen- oder Violinspielers aufbringt."

"Nur die Anfänger gehen aus eigener Willigkeit Besinnung, Niemand



lästig sein zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüste und beeifern sich abgesondert um das Verdienst, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weshalb Jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigst; für das Uebrige sorgt sich um desto leichter."

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; schon von Weitem hörten sie einen freudigen Gesang; es war ein Spiel, woran sich die Knaben in der Feierstunde dießmal ergöhten. Ein allgemeiner Chorgesang erscholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreises freudig, klar und tüchtig an seinem Theile zustimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieser überraschte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die Meisten viel Gewandtheit, Einige, denen das Kunststück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug, sich gleich unter sie zu mischen, und zog sich noch so leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erste Gruß zugeeignet; er legte sogleich die Hände auf die Brust, blickte aufwärts, und zwar mit so schnackischer Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei sei ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, Alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonderlich wehe that, seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle, wo nicht dasselbe, doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: „Ich muß euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Dreien bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen: euer Brief ist auch an sie gerichtet, und sie zusammen stellen den Obern vor.“ Wilhelm hätte gewünscht, von den Heiligthümern im Voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: „Die Dreie werden Euch, zu Erwidrerung des Vertrauens, daß Ihr uns Euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit weg-

nehmen, um bei Ausübung ihrer Pflicht eine Zeit lang daran zu zehren."

Nun stand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gewisses Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte, und ein ernster, ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünen Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebäude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreien, die sich nach und nach herbeifanden, löste sich endlich in ein Gespräch auf, wozu Jeder das Seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

"Da Ihr uns Euren Sohn vertraut," sagten sie, "sind wir schuldig, Euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Aeußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständniß mit sich führt; was davon wünscht Ihr vor Allem aufgeschlossen?"

"Anständige, doch seltsame Geberden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bei euch bezieht sich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren."

"Wohlgeborne, gesunde Kinder," versetzten Jene, "bringen viel mit; die Natur hat Jedem Alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber Eines bringt Niemand mit auf die Welt, und doch ist es Das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus." Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: "Ehrfurcht!" Wilhelm stugte. "Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. "Allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst."

"Dreierlei Geberde habt Ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das Erste ist Ehrfurcht vor Dem, was über uns ist. Jene Geberde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, Das ist, was wir unmündigen Kindern auslegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das Zweite, Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn Einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn Andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische

Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Jüngling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

"Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwillens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dunkel und Anmaßung. Erlauben Sie mir dessen ungeachtet," fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen für den Reim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?" Hierauf erwiederten Jene: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen: der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünschen, es los zu werden, und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben: von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur dreie giebt, nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen, in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten; er ist nicht mit sich selbst veruneimt wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor Dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer

giebern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor Dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seines Gleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am Meisten offenbart; es ist ein Sektes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja, Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

"Zu welcher von diesen Religionen bekennst ihr euch denn insbesondere?" sagte Wilhelm. "Zu allen dreien," erwiederten Jene; "denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

"Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht," versetzte Wilhelm; "es kommt mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch Dasjenige vereinigt, was Andere trennt." Hierauf versetzten Jene: "Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt."

"Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. "Im Credo!" riefen Jene laut: "denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen."

Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke,“ versetzte Jener, „daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen.“

„Ganz richtig,“ erwiderten Jene; „nun aber müßt Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr Euch überzeugt, daß Euer Sohn in den besten Händen sei. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden; ruht aus und erquickt Euch, damit Ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh, in das Innere folgen könnt.“

## Zweites Kapitel.

An der Hand des Ältesten trat nunmehr unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich ausgeziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß Alles, was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben mußte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff, seinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieser heitere natürliche Schmuck die Augen an sich: denn sie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

„Es ist hier,“ sagte der Älteste, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich euch der Kürze wegen die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Hülle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederverkehr der Schicksale ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen.“

„Ihr habt,“ sagte Wilhelm, „wie ich sehe, dem israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte zum Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr ihr habt sie zum Hauptgegenstande derselben gemacht.“ — „Wie Ihr seht,“ versetzte der Alte: „denn Ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admetis oben in der Frieße; woraus

wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln.“

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber Weniges hat er sich einige Erklärung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte, nochmals zu fragen, warum man die israelitische Geschichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Älteste: „Unter allen heidnischen Religionen, denn eine solche ist die israelitische gleichfalls, hat diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles Das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seines Gleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde, es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen.“

„Es ziemt sich nicht, mit Euch zu rechten,“ versetzte Wilhelm, „da Ihr mich zu belehren im Stande seid. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieses Volks, oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion.“ — „Ein Hauptvortheil,“ versetzte Jener, „ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!“

Die Folge der Hauptbilder sowohl, als die Beziehung der Kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken, als an die Gegenstände zu fesseln schien. Indessen sagte Jener bei Gelegenheit: „Noch einen Vortheil der israelitischen Religion muß ich hier erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen.“

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm Einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß Felix durch



eine so vollständige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse Ihr sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn Sie neben Ihm lebendig gewesen wären, zu eignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden, und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sklaverei ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine Auge Weite allegorisch vorge stellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben außer den Grenzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert, sich schon am Ende zu sehen. „Ich sehe,“ sagte er zu seinem Führer, „in diesem Gesichtsgang eine Welt. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstört, ohne den göttlichen Mann aufzufahren, der kurz vorher dastand und lehrte, denn Sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten.“

„Doch zu thun, wie Ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den Ihr bezeichnest, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Das Völkermassen und ihren Glüdern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen, eine solche war die, welche Christus lehrte und lebte, so lange er auf der Erde umherging. Deshalb ist hier das Äußere abgeschlossen, und ich eröffne euch nun das Innere.“

Eine Pforte that sich auf, und Sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu sein, als die ersten. Alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr seht,“ sagte der Begleiter, nachdem Sie an einem Theil der Bilder vorbeigegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Ereignisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Äußere, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Ereignisse wird eine neue Welt aufgethan. Jene machten das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein.“ — „Ihr werdet die Göttinger haben,“ versetzte Wilhelm, „mit diese wenigen Worte umständlicher auszu legen: denn ich fühle mich nicht geschickt, es selbst zu thun.“ — „Sie haben einen natürlichen Sinn“ versetzte Jener, obgleich einem tiefen. Beispiele werden ihn am Gelschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher, als Essen und Trinken, außerordentlich begreift, einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß Sie für eine Anzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher, als Kran-



heit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und das Außergewöhnliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegen tritt, daß wir ihn uns zu eignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesetzt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über Das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.“

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern; man gieng gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannigfaltig, aber desto einladender, den tiefen stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch lehrten die beiden Wandelnenden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenkllichkeit äußerte, daß man hier eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sei. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

„Wir sondern,“ versetzte der Älteste, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin Alles durch einander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vor trefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßet Euch nicht an diesem Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Theil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt Allen, denen es um eine gewisse Höhe im Behren und Leben zu thun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist Jeder, zu diesem

sind nur Wenige berufen; und damit wir Alles übergehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die Bessern zu Grunde richten wird."

Mit diesen Worten eröffnete der Älteste eine Pforte, und Wilhelm stieg, als er sich wieder in der ersten Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indessen den ganzen Umfang des Hofes zurückgelegt. „Ich hoffe," sagte Wilhelm, „Ihr würdet mich ans Ende führen, und bringt mich wieder zum Anfang." — „Für diesmal kann ich Euch nichts weiter zeigen," sagte der Älteste; „mehr lassen wir unsere Jünger nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt: das Äußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur Denen, die mit einiger Besonnenheit heranwachsen; und das Uebrige, was des Jahrs nur Einmal eröffnet wird, kann nur Denen mitgetheilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfnis sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt auch Ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden."

„Erlaubt mir eine Frage," versetzte Wilhelm: „Habt ihr denn auch, so wie ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?" — „Auf alle Fälle," sagte der Älteste. „Hier machen wir kein Geheimnis; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sei für diesmal genug, um Euch über Euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß Ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise, gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und unstet wieder finden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet w

„bleiben wir Euch bis übers Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zurechtsetzung den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt noch vornehmlich, was unsere besten Bedauern aber diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten.“

Nach noch dieser Unterredung hörte man an der kleinen Pforte noch. Der gestrige Aufseher meldete sich, er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt, und so beurlaubte sich der Freund von der Dreie, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgendermaßen empfahl: „Dieser Mann ist zu dem Vertrauen gezählt, und die ist bekannt, was du ihm an keine Fragen zu erwiedern hast: denn er wünscht gewiß noch nicht zu wissen, was er bei uns sah und hörte, befehlet zu werden; das ist dir nicht verborgen.“

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch gleich anbrachte. Wo sie durchritten, stellten sich die Kinder wie gewöhnlich, aber heute sah er, sogleich setzen, einen und den andern Knaben der den vorbeireitenden Aufseher nicht grüßte, von seiner Arbeit nicht aufhob und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Ursache, und was diese Ausnahme zu bedeuten habe? Jener antwortete darauf: „Sie ist freilich sehr bedeutungsvoll: denn es ist die höchste Strafe, die wir den Jünglingen aufliegen; sie sind unwillig erklärt, Ehrfurcht zu beweisen, und genöthigt, sich als roh und ungebildet darzustellen; sie thun aber das Mögliche, um sich aus dieser Lage zu retten, und finden sich auf's Gewandteste in jede Pöbelerei. Sollte jedoch ein junges Wesen verstockt zu seiner Rückkehr keine Abhilfe machen, so wird es mit einem kurzen, aber blühenden Strauch von Eltern wieder zurückgeschickt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen kann, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten.“

Ein anderer Knabe riefte, heute wie gewöhnlich, des Wanderees Reiz aus, es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Jünglingsbekleidung; hier schien kein Stufenweg abzumachen, denn solche, die zurückblieben grüßten, waren überein gekleidet, gleich Gestalt und waren überein angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses eigenthümlichen Widerspruchs. „Er läßt sich“, versetzte Jener, „darauf an, daß es ein Mittel ist, die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Will man, bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkür gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorrechte an Lachen und Verbrümmungen dürfen die Jünglinge nach beliebiger Art leben, so auch innerhalb einer mäßigen Beschränkung Form und Zeit zu wählen, diez beobachten wir genau: denn an der Farbe sagt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig. es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung, sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Jüngling auf etwas fällt, was noch nicht dagewesen, meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie bereits vor sich sehen. Doch auch diese

Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch solche Neußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus: wir erfahren, wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt.

„Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über Alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchten wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun, wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, Reizendes herein; durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernste Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Besonnenen und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

„Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt: sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Verstellung, dem Blicke der Vorgesetzten.“

Unter solchen und andern Gesprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an den Punkt, wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beim Bebewohl bemerkte zunächst der Aufseher: Wilhelm möge nun erwarten, bis das große Fest allen Theilnehmern auf mancherlei Weise angekündigt werde. Hierzu würden die sämtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Böglinge ins freie zufällige Leben entlassen. Alsdann solle er, hieß es, auch die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundsätzen der einzelne Unterricht in vollständiger Umgebung ertheilt und ausgeübt wird.

### Drittes Kapitel.

Der Angewöhnung des werthen Publikum zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet, sich stückweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst nachstehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs Innigste zusammengeflochten worden.

#### Der Mann von fünfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten, und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Raup erkannte er sie: denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm

entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinne eines Vaters, und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie schnell hinwegging, das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: „Dochmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft breudigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, steht wohl ein, daß er weder mit Vätern noch Vermaltern zurecht kommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab, das Jahrgeld, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft Alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung sein. Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unthigen einen erschiedenen Vortheil bringen kann. Wir sehen ruhig zu, wie unsre Kinder emporkommen, und es hängt von uns von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen.“

„Ich wäre Alles recht gut,“ sagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich selbst erst gemahrt worden bin. Hilariens Herz ist nicht mehr frei; von der Seite hat dein Erbe wenig oder nichts zu hoffen.“

„Was sagst du?“ rief der Major; „ist's möglich? Inwiefern wir uns alle Mühe geben, uns ökonomisch vorzusehen, so stellt uns die Neigung einen solchen Streich! Sag mir, Liebe, sag mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens fesseln konnte? Oder ist es denn auch schon so arg? Ist es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöschen hoffen kann?“

„Du mußt erst ein wenig finnen und ratzen,“ versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungebuld. Sie war schon aufs Höchste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühstück trugen, hereintretend, eine schnelle Auflösung des Räthfels unmöglich machte.

Der Major selbst glaubte das schöne Kind mit andern Augen anzusehn als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eifrig auf den Beglückten wäre, dessen Bild sich in einem so schönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, und er bemerkte nicht, daß Alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu tollkühnen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieses Schweigen und Stoden verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin sah sie verlegen und zog ihre Tochter ans Klavier, aber ihr geistreiches und gefühlsvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünschte, das schöne Kind und das Frühstück je eher je lieber entfernt zu sehen, und die Baronin mußte sich entschließen, aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuschlo-

Raum wären sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester nach einer Pause lächelnd versetzte: „Wenn du den Glücklichen finden willst, den sie liebt, so brauchst du nicht weit zu gehen, er ist ganz in der Nähe: dich liebt sie.“

Der Major stand betroffen, dann rief er aus: „Es wäre ein sehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wolltest, das mich im Ernst so verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche, mich von meiner Verwunderung zu erholen, so sehe ich doch mit Einem Blicke voraus, wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartetes Ereigniß gestört werden müßten. Das Einzige, was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß Reigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihilfe verständiger Personen gleich wieder zurückkommt.“

„Ich bin dieser Meinung nicht,“ sagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist.“

„Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut,“ versetzte der Major.

„Es ist so unnatürlich nicht,“ sagte die Schwester. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen ältern Mann, als du bist. Du hast funfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern.“

„Wodurch willst du aber deine Vermuthung bekräftigen?“ sagte der Major.

„Es ist keine Vermuthung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst du nach und nach vernehmen.“

Hilarie gesellte sich zu ihnen, und der Major fühlte sich, wider seinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart dächte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller, und schon sieng er an, den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war für ihn höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das Innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eignen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen

wurden mit der größten Gemüthslichkeit durchlebt; Abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Klavier; der Major hörte mit andern Ehren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er Alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergebracht; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bei jedem einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschnitten.

Nur wenige Stunden Schlaf bedurfte er diesmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gesagt. Denn Alles gieng in der strengsten Ordnung seinen gewöhnlichen Thing; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden, und nichts wollte passen.

Zodann gestellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungebuld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm Alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so, wie er zu sein wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht verleugnen, und von Mangeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben. Er wuschte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte mußte nicht, was er thun sollte, und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauch entgegen, und er hatte nicht den Muth sie wie sonst zu lassen und an sein Herz zu drücken. Er bestand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken, wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls konnte nicht lange, zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, daß ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief sie aus: „Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzuzeigen kommt.“ — „So entdecke es nur bald!“ versetzte der Major, und er erfuhr, daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzufahren gedente. „Ich bin neugierig, ihn wieder zu sehen,“ sagte der Major;



„er ist kein Jüngling mehr, und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter sein als du,“ versetzte die Baronin. — „Ganz gewiß,“ erwiderte der Major, „nach Allem, was ich mich erinnere.“

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Man stuzte einen Augenblick, als man sich wieder sah. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf gieng man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselseitig mit den gegenwärtigen Tagen bekannt und fühlte sich bald, als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen hatte der Major das äußere Behaben seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu sein, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer, als billig ist,“ sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzugroß.“ — „Keineswegs,“ versetzte der Major; „vielmehr bin ich voll Bewunderung, dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du schon ein gemachter Mann warst, als ich mit der Kühnheit eines wagehalfigen Selbstnabels dir in gewissen Verlegenheiten beistand.“ — „Es ist deine Schuld,“ versetzte der Andere, „es ist die Schuld Aller deines Gleichen; und ob ihr schon darum nicht zu schelten seid, so seid ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige: man will sein und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange etwas ist. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Sein ist, so merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen.“ — „Du hast Recht,“ versetzte der Major und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz Recht,“ sagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht so lange aufstutzen wollte, als nur möglich ist. Ihr Andern aber habt Ursache, auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind.“ — „Doch gibt es Gelegenheiten,“ sagte der Major, „wo man

sich innerlich selbst fühlt und sein Inneres auch gar zu gern wieder anfrischen möchte."

Da der Unbarmhertzig die wahre Gemüthsstimmung des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldatensinne und ließ sich weitläufig darüber aus: wie viel denn Militär aufs Aeußere ankomme, und wie der Offizier, der so Manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden müsse.

"Es ist zum Beispiel unverantwortlich," fuhr er fort, "daß eure Schläfe schon grau sind, daß hier und da sich Künzeln zusammenziehen und daß euer Scheitel wohl zu werden droht. Seht mich alten Herr einmal an! Betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und Das alles ohne Gezei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich verwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens lange Welle zu machen."

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen, doch gieng er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werk. — "Das habe ich nun leider versäumt!" rief er aus, "und nachzuholen ist es nicht, ich muß mich nun schon damit ergeben, und ihr werdet deshalb nicht schlimmer von mir denken."

"Versäumt ist nichts!" erwiderte Jener, "wenn ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen Jeden der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und auch dadurch selbst die Freude verkümmern möchte, in geselliger Gesellschaft zu sein und selbst zu gefallen." — "Wenn es auch keine Rauberei ist," lächelte der Major, "wodurch ihr andern auch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimnis oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuwählen wagt." — "Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, "so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben: das oft viel früher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich undenkbbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für bares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deshalb meine weitem Forschungen anzugeben. So viel kann ich dir sagen, und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkasten führe ich bei mir, aber allen Preis, ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sei möglich, und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer ausjah und, von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit

seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegen gieng und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegener, als Jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Melais auf morgen früh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sei, und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von Weitem dahin, indem er, das vorige Gespräch wieder auffassend, versicherte: er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen Tadel, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!“ versetzte der Freund; „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder, wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau berachtest: was ist denn Das, was man oft als Eitelkeit berufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er eine Freude am Dasein habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn des einen Menschen Freude an sich und seinem Wesen die Andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern, und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderbarlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte: denn das Gesellen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl Andern mit-

zuthellen, macht gefällig, das Gefühl eigener Unmuth macht anmuthig. Wollte Gott, alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtsein, mit Muth und im rechten Sinne: so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus, doch es kleidet sie, und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben wissen, und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen noch innen zu bilden. Was mich betrifft, so habe ich Ursache, mich auch deshalb für den glücklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich leuchtet, eitel zu sein, und weil ich, je mehr ich es bin, nur desto mehr Vergnügen den Menschen verschaffe. Ich werde gelobt, wo man mich tadeln, und habe, gerade auf diesem Wege, das Recht und das Glück, noch in einem Alter das Publikum zu ergötzen und zu erheben, in welchem Andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, er nur mit Schmach darauf verweilen.“

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieser Betrachtungen. Das überflüssige Eitelkeit, als er es vortrug, sollte nur zu einem Ueberrumpfen dienen, um dem Freunde auf eine geschickte Weise seinen Wunsch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgesetzten Gespräch das Ziel noch weiter verrückt zu sehen, und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Nur mich,“ sagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt, auch zu deiner Nahne zu schreiben, da du es nicht für zu spät hältst und glaubst, daß ich das Versäumte noch einigermaßen nachholen kann. Theile mir etwas von deinen Tinkturen, Pomaden und Balsamen mit, um ich will einen Versuch machen.“

„Mittheilungen,“ sagte der Andere, „sind schwerer, als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinen Flüsschen etwas abfülle und von den besten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklasse; die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das Ueberlieferte sich nicht gleich zu eigen machen; wie dieses und jenes passe, unter was für Umständen, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seien, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja, selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede ist, ein angeborenes Talent hat.“

„Du willst, wie es scheint,“ versetzte der Major, „um wieder zurückzutreten. Du machst mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas tadelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du hast nicht Lust mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen.“

„Durch diese Redereien, mein Freund,“ versetzte der Andere, „wirst du mich nicht bewegen, deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht selbst so gute Befehlungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerst dir angeboten habe. Dabei bedenkst, mein Freund, der

Mensch hat gar eine eigne Kunst, Profeten zu machen. Dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich in Andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt, und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und lobenswürdigste, derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch, abgesehen von der Freundschaft, die ich zu dir hege, die Lust, einen Schüler in der Verjüngungskunst aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, daß er seine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon weder Speereien noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich, die Anwendung kann nicht im Allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Lust, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir sogleich anbieten. Ich lasse dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkünstler, der, wenn er gleich nicht Alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und für den Anfang dir von großem Nutzen sein wird, bis du dich in die Sache so hineinarbeitest, daß ich dir die höheren Geheimnisse endlich auch offenbaren kann."

"Wie!" rief der Major, "du hast auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunst? Du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten?" — "Ganz gewiß!" versetzte Jener. "Das müßte gar eine schlechte Kunst sein, die sich auf einmal lassen ließe, deren Letztes von Demjenigen gleich geklaut werden könnte, der zuerst hineintritt."

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach. Die Baronin mußte Schachteln, Büchsen und Gläser hergeben, sie wußte nicht, wozu; die Theilung gieng vor sich, man war bis in die Nacht wunter und geistreich zusammen. Bei dem späteren Ausgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach, in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sie den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sei, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Reiz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze abgezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer

Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich etwas mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten. Allein das läche Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Kellner bei der Hand. Alles, was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen und eben war der Major im Begriff, aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener herrtrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm jedoch, daß er in einiger Zeit aufstehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sei. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mußten befolgt werden, und einige Stunden giengen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschäftig in die Kleider zu werfen; denn er war seiner Natur nach eifrig und wünschte noch überdies, Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgemühen müsse, fertig werden zu wollen. Alles, was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsgenüsse mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Nebenböllig u'errin. Tossli glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angeeignet denn jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das Schmuckste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner zugefügt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Diese so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so daß er sich von innen und außen erfreut fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Einzigen entgegen eilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufbauen lassen, weil Abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenherwartern die Rede gewesen, welche, theils unverheiratet, theils in fernem Landen wohnhaft, theils gar verstorben, mehr oder weniger den Leiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne sich jedoch zu erwähnen, daß sich bisher alle Familienorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Reizung hatte sich diese ganze Ansicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem

latonischen Familiengemälde; Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte: wen er Alles von diesen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig sein möchte?

Der Major begann seine Schilderung von den Ältesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann gieng er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verschwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillschweigen übergieng er Diejenigen, deren man sich hätte zu schämen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein Bruder, der Obermarschall, er und seine Schwester, und unten drunter sein Sohn und daneben Hilarie.

„Diese sehen einander gerade genug ins Gesicht,“ sagte der Major und fügte nicht hinzu, was er im Sinne hatte. Nach einer Pause versetzte Hilarie bescheiden, halblaut und fast mit einem Seufzer: „Und doch wird man Denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!“ Zugleich sah sie mit ein Paar Augen an ihm hinauf, aus denen ihre ganze Reigung hervorsprach. „Versteh' ich dich recht?“ sagte der Major, indem er sich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts sagen,“ versetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht schon wissen.“ — „Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne!“ rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willst du mein sein?“ — „Um Gottes willen, stehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überrascht zu sein, stugte sie. „Wäre es ein Unglück,“ sagte der Major, „Schwester, so ist die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf vergeßt geliebt, daß sie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war selbst die Reigung Hilariens aus dieser Vorliebe der Mutter, wo nicht entsprungen, doch gewiß genährt worden.

Alle drei vereinigten sich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen, und so flossen für sie die glücklichsten Stunden dahin. Nur wurden sie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um sich her gewahr, und diese steht selten mit solchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien bestimmt, das ihm sehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geschäfts mit dem Obermarschall sollte der Major seinen Sohn in der Garnison besuchen, Alles mit ihm abreden und diese Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zustand verrückt; die Verhältnisse, die sonst sich freundlich in einander schmiegt, schienen sich nunmehr anzuseinden, und es war schwer vorauszu sehen, was die Sache für



eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indessen mußte sich der Major entschließen, seinen Sohn aufzusuchen, dem er sich schon angemeldet hatte. Er machte sich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne sonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, nach manchem Zaudern auf den Weg, sich Reisnecht und Pterbe zurück und fuhr mit seinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalt seines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs Herzliche. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht logisch aus, was ihnen zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Advancements; dagegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespräch hing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: „Sie behandeln mich sehr gut, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Besitzthümern und Vermögen und erwähnen der Forderung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll. Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten, daß ich ihn selbst ausspreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem lebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu sein.“

Der Major bestand sich bei diesen Worten des Sohnes in großer Belegenheit, da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des Andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schweig er und blinzelte den Sohn mit einem zweideutigen Nicken an. — „Sie verstehen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe,“ fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur rasch ein für allemal heraussprechen. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Stimmal muß es gesagt sein, und so sei es gleich gesagt. Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als eines lebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitweilig in den freundlichstlichen Verhältnissen stehen möchte; aber eine Andern hat meine Leidenschaft erregt, meine Reigung gefesselt. Unwiderrstlich ist dieser Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen.“

Nur mit Mühe verdrang der Major die Heiterkeit, die sich über ihn breiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sei, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen könne? — „Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn es ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingezogen, wie Jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes.“

„Wer ist sie denn?“ fragte der Major. „Wenn du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen: denn diese sind doch wohl eher auszusprechen.“ — „Wohl, mein Vater!“ versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer Andern anders sein, anders auf eine Andere wirken. Sie ist eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor Kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und höchst werth, es zu sein, von Vielen umgeben, von eben so Vielen geliebt, von eben so Vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betrüge, mir schon von Herzen angehörig.“

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeugungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter Vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm selbst so viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit,“ begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben und du besonders in deinem Theile nicht zum Besten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.“

„Das größte von der Welt!“ rief der Lieutenant aus; „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem Jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig ist nicht Hilarie! und schon der vorüberfliehende Gedanke, ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich sein, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst

so schön und höflich belohnt wurden. Nun führe ich Sie erst muthig, vertraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Blick eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Blick entgegen gehen."

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater der manche Bedenkslichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen. So denn eilte mit ihm zur schönen Wittwe, welche sie in einem großen wohl eingerichteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen, aber ausgelesenen Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antroffen. Sie war eine von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte sie den Major zum Holden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Familie der Major allein der Gast zu sein. Sie konnte seine Verhaltensweise recht gut und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie Alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so wußte auch jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zu zeigen. Der Eine wußte seinen Bruder, der Andere seine Guter und der Dritte sonst wieder etwas gekannt haben, so daß der Major bei einem lebhaften Gespräch sich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch lag er zunächst bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln an ihn gerichtet, genug, er fand sich so behaglich, daß er beinahe die Ursache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte sie seines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitsprach; er schien für sie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Artengenussreiche Handarbeiten, in Gesellschaft unternommen und schon fast gleichgültig fortgesetzt, erhalten durch Klugheit und Anmuth eine neue wichtige Bedeutung. Unbefangen und ernst fortgesetzt, geben solche Bemühungen einer Schönen das Ansehen völliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung und erregen in derselben ein stilles Mißgefallen. Dann aber, gleichsam wie beim Erwachen, ein Wort, ein Blick verlegt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen; legt sie aber gar die Arbeit in den Schoß nieder, regt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, durch und durch von höchst schmeichehaft, den sie dergestalt begünstigt.

Untere ich ne Wittwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als geschmackvollen Brüststucke, die sich noch überdies durch ein größeres Material auszeichnete. Diese ward nun eben von der Gesellschaft besprochen, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Vortheilungen der Reihe nach herumgegeben, indeß die Künstlerin sich mit dem Major von ernstlichen Gegenständen besprach; ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als solches an den Major kam, schien sie es, als seiner Aufmerksamkeit

nicht werth, von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Penelopeisch zauberhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man gieng in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufällig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „Was sagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd versetzte sie: „Mich dünkt, daß Sie ihn wohl zum Muster nehmen könnten. Sehen Sie nur, wie nett er angezogen ist! Ob er sich nicht besser trägt und hält als sein lieber Sohn!“ So fuhr sie fort, den Vater auf Kosten des Sohnes zu beschreien und zu loben und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzählte ihm Alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur desto freundlicher gegen die Wittve, und sie setzte sich gegen ihn schon auf einen lebhaftern, vertraulichern Ton. Kurz, man kann sagen, daß, als es zum Scheiden gieng, der Major so gut als die Übrigen alle ihr und ihrem Kreise schon angehörte.

Ein stark einfallender Regen hinderte die Gesellschaft, auf die Weise nach Hause zu kehren, wie sie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man sitze ohnehin schon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fühlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es Denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertreten. Die Erde scheint sich für Den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge Dessen, der auf einmal ins Finstere tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben. Er wünschte sie noch zu sehen, zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach einiger Besinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe, so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: „Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!“ Nach solchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter Beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau im Gespräch gegen ihn des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe. — „Das ist eben ihre zarte, schweigende, halb schweigende, halb andeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen.

Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es ist ihre Gewohnheit: wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgelöscht werden. Sie geht allein in ihren Saubersälen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannet hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurückkam. Sie sprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem lauten Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umkehren einen Augenblick still. Ich weiß nicht, was mir die Beweglichkeit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigsten Gespräch auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg. Himmlisches Wesen, wie ich, verbiß dich nicht länger vor mir! Wenn in diesem leeren Herzen eine Reizung wohnt für den Glücklichen, der vor dir steht, so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, geschehe stel es ist die schönste es ist die höchste Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

„Ich weiß nicht, was ich Alles sagte, ich weiß nicht, wie ich mich betrdete. Sie entfernte sich nicht, sie widersetzte sich nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es, sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige sein wolle. Ich küßte sie mit Ungeßüm, sie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder so etwas sagte sie halblaut und mir verborren. Ich entfernte mich und rief: Ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! verlegte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist.“

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, was zu thun sei? Die Sache ist, daß ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schädlich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte.“ — „Um Gottes willen, mein Vater!“ rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch seine Überlichkeit geßbrt und verstimmt sein. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja, Sie sind es, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beseitigt und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterbleiben sie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Pläne; der

Major wollte bei der schönen Wittwe nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn sollte die seinige befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

### Viertes Kapitel.

Der schönen Wittwe machte unser Major einen Morgenbesuch, um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gesittetes freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmuth der Jüngern, der Anstand der Ältern setzten das Paar in das wünschenswertheste Gleichgewicht; auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die Jüngere schien eine fleißig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Briefftasche so eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anschein nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ sagte die Ältere, „unsern Streit zu entscheiden, oder wenigstens sich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitläufige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat; man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk, denn so nenn' ich es billig, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann.“

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils geflochten, theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie sie gemacht sei. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht, genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch Einiges daran zu thun,“ versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. „Ich will nicht streiten,“ fuhr sie fort, „aber erzählen will ich, wie mir bei solchem Geschäft zu Muth ist. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt, mit den Fingern zu kisteln und mit den Gedanken umher zu schweifen; Beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich leugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Personen, an Zustände,

an Freud' und Geld. Und so ward mir das Angefangene werth, und das Vollendete, ich darf wohl sagen, kostbar. Als ein solches nur darf ich das Geringste für etwas halten, die leichteste Arbeit gewonnen einen Zehnthel und die schwierigste doch auch nur dadurch, daß die Stimmung dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Liebenden ehrenwürdigen und hohen Personen glaubt' ich daher verglichen immer antworten zu können, sie erlaubten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigenthum überreichte, das vielwerth und unaussprechlich doch gleich zu einer angenehmen Gabe vereint, immer wie ein freundlicher Blick wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein so ehrenwürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiderung möglich, doch wußte die Freundin dagegen etwas im wohlklingende Weise zu sagen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die anmaßliche Zueignung römischer Schriftsteller und Dichter zu schätzen und ihre leuchtendsten Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte sich einiger hierbei gar wohl passender Verse, hätte sich aber, um nicht als Bedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen, versucht jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, aus dem Eleganten eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Gespräch brimste ins Stoden gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deshalb noch einem bei dem Eintritt des Freundes an dergelegten Buche, es war eine Sammlung von Vorlesungen, welche so eben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte; dieß gab Gelegenheit von Dichtkunst überhaupt zu sprechen, doch blieb die Untheilnahme nicht lange im Allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer jutraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Majors untermittel seien. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Lehrentitel eines Dichters seine Absichten nicht verbarg, von den Gedichten seines Vaters vorgeprochen, auch Einiges recitirt, im Grunde, um sich mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist, sich für einen vortretenden, die Fähigkeiten des Vaters steigenden Jüngling bescheidenlich geben zu können. Der Major aber, der sich vorzüglich zu zeigen suchte, da er bloß als Literateur und Liebhaber gelten wollte, suchte, da ihm kein Ausweg gelassen war, wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich ebenfalls gelübt habe, nur subaltern und fast für unacht wollte angesehen wissen, er konnte nicht leugnen, daß er in Demjenigen, was man beschreibend und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Versuche gemacht habe.

Die Damen, besonders die jüngere, nahmen sich dieser Dichtart an, sie sagte: "Wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, was soll uns da das aufgeregte Wesen, das uns willkürlich antreibt, ohne etwas zu geben, das uns beruhigt, um uns denn doch zuletzt und wieder selbst zu überlassen; unendlich viel — — — O mir, da ich



doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden versetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfachländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buschige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landsees hinführt, da denn auch wohl gegenüber erst angebaute Hügel, sodann waldgekrönte Höhen emporsteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen vor Augen sehe.“

Der Major, der das vormaltende Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah, seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Löbliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht geradezu, aber man suchte ihn von dem Wege wegzuscherzen, den er eingeschlagen hatte, besonders da er auf leidenschaftliche Gedichte hindeuten schien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entschiedene Reigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Geschick vorzutragen gesucht hatte. „Lieder der Liebenden,“ sagte die schöne Frau, „mag ich weder vorgelesen noch vorgesungen; glücklich Liebende beneidet man, eh man sich's versteht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile.“

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und sagte: „Warum machen wir solche Umschweife, verlieren die Zeit in Umständlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir sein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelheiten vorträgt, schon theilweise zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten, auch das Ganze nicht vorzuenthalten? Ihr Sohn,“ fuhr sie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zusammenhang zu sehen.“ Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und diese hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem sie es für eine offenbare Ausflucht ansprachen, um die Erfüllung ihrer Wünsche indirekt abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden versprochen hatte, das Gedicht zu senden; sodann aber nahm das Gespräch eine Wendung, die ihn hinderte, zu Gunsten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, besonders da ihm dieser alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch deshalb einige Bewegung machte, sprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch sie nur noch schöner ward, indem sie die frisch geknüpfte Schleife der Briestafche sorgfältig zurecht zupfte: „Dichter sind längst schon leider im Ruf, daß ihren Versprechen

und Rulagen nicht viel zu trauen sei; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deshalb ein Bland, einen Treupfennig, nicht verlange, sondern gebe. Nehmen Sie diese Brieftasche; sie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen sind daran geknüpft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich ist sie fertig; bedienen Sie sich derselben als eines Boten und Ihre liebliche Arbeit zu überbringen."

Bei solch unerwartetem Anerbieten fühlte sich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieser Gabe hatte so gar kein Verhältniß zu Dem, was ihn gewöhnlich umgab, zu dem Übrigen, dessen er sich bediente, daß er sie sich, obgleich dargebracht, kaum zunehmen konnte, doch nahm er sich zusammen, und wie seinem Trannern ein überfließendes Gute niemals verweigerte, so trat eine kassische Stelle alsbald ihm ins Gedächtniß. Nur wäre es pedantisch gewesen, sie anzuführen, doch regte sie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegereiß mit artiger Paraphrase einen freundlichen Dank und ein zierliches Kompliment entgegen zu bringen im Falle war; und so schloß sich denn diese Szene auf eine befriedigende Weise für die sammtlichen Unterredenden.

Es so fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten; er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, sich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so mußte er doch für ein Glück schätzen, auf eine heitere Weise mit dem Brauzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Bezügen ihm so nah angehören sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treusthätiger Arbeit, die so lange unbrochen geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder zu schreiben, seiner guten Schwester Moll zu berichten, und da war nichts natürlicher, als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervorthat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Erzählen seines von Zeit zu Zeit stehenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemüthlichen Eindruck; denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien beiderseitig und beschleunigt werden konnte, geeignet war, sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die schöne Wittwe nicht gefallen, ohne daß sie sich deswegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen, sie kennen sich unter einander zu gut, um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden wo der Handelsmann mit

seinen Waaren, die er kennt, im Vortheil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt, er bedarf der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten, sie mit Kenner-Augen zu betrachten. Jener weiß recht gut, was er gibt, dieser nicht immer, was er empfängt. Aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja so löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

In Gefolge solches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der günstigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden sein; sie fand sich überrascht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung für den Bruder, die Wittve für den Sohn nicht jung genug; indessen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten scheint. Ein frommer Wunsch, daß Alles gut gehen möge, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin, indem sie nach einem geschichtlichen Eingang also fortfuhr.

„Die Art dieser verführerischen Wittve ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr schmeichelt und, wenn ihre stummen Vorzüge sich nicht klar genug darthäten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Theilnehmer an einer solchen Repräsentation müssen Männer sein; daher entsteht die Nothwendigkeit, sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der schönen Frau, sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf, und was ich für das Schlimmste halte, nicht Alles ist reflektirt und vorsätzlich; ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschützt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Kokette, als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit.“

Der Major, nunmehr auf den Gütern angelangt, widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle, zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit

eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indessen mußte sich der Major entschließen, seinen Sohn aufzusuchen, dem er sich schon angemeldet hatte. Er machte sich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne sonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit seinem Verjüngungsdienner, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte seines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs Herzlichste. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht sogleich aus, was ihnen zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Abancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst verhandelt und beschloffen worden.

Das Gespräch fieng schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: „Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Besitztümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten, daß ich ihn selbst ausspreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu sein.“

Der Major befand sich bei diesen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des Andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an. — „Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe,“ fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur rasch ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt sein, und so sei es gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitweilig in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte; aber eine Andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen.“

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sei, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen können? — „Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie Jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes.“

„Wer ist sie denn?“ fragte der Major. „Wenn du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen: denn diese sind doch wohl eher auszusprechen.“ — „Wohl, mein Vater!“ versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer Andern anders sein, anders auf eine Andere wirken. Sie ist eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor Kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und höchst werth, es zu sein, von Vielen umgeben, von eben so Vielen geliebt, von eben so Vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betrüge, mir schon von Herzen angehörig.“

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeugungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter Vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm selbst so viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit,“ begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben und du besonders in deinem Theile nicht zum Besten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.“

„Das größte von der Welt!“ rief der Lieutenant aus; „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem Jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie lebenswürdig ist nicht Hilarie! und schon der vorüberfliehende Gedanke, ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich sein, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst

so schön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erst muthig, vertraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schwägerin. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Bild eines Sohnes nicht in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Bild entgegen gehen.“

Die ricken und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater der manche Bedenkllichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen sondern eilte mit ihm zur schönen Wittwe, welche sie in einem großen wohlbeleuchteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreich aber ausgesuchten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antraf. Sie war eine von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte sie den Major zum Heiden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Stimme, der Major allein der Gast zu sein. Sie kannte seine Verhältnisse recht gut, und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie Alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so mußte auch jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der Eine mußte seinen Bruder, der Andere seine Mutter und der Dritte sonst wieder etwas gekannt haben, so daß der Major in einem lebhaften Gespräch sich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch sah er zunächst bei der Schwägerin; ihre Augen waren auf ihn ihr Lächeln an ihn gerichtet, genug, er fand sich so behaglich, daß er fast die Ursache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte er jenes Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann selbst muthig sprach; er schien für sie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Die ununterbrochene Handarbeit, in Gesellschaft unternommen und eben so gleichgültig fortgesetzt, erhalten durch Muthigkeit und Anmuth eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und ernst fortgesetzt, geben diese Bemühungen einer Schwägerin das Ansehen stiller Aufmerksamkeit auf die Umgebung und erregen in derselben ein stilles Rühren. Dann aber, gleichsam wie beim Erwachen, ein Wort, ein Blick versetzt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen; legt sie aber gar die Arbeit in den Schrank nieder, zeigt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, dieß sind die wenigen höchst schmeichelhaft, den sie dergestalt begünstigt.

Die schöne Wittwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als schwachen Briefstafel, die sich noch überdies durch ein goldenes Ornament auszeichnete. Diese ward nun eben von der Gesellschaft bewundert, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Vorzügen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Künstlerin sich mit dem Major von ernstern Gegenständen besprach; ein alter Hausfreund schenkte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als solches an den Major kam, schien sie es, als seiner Aufmerksamkeit

nicht werth, von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Penelopeisch zauberhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man gieng in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufällig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „Was sagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd versetzte sie: „Mich dünkt, daß Sie ihn wohl zum Muster nehmen könnten. Sehen Sie nur, wie nett er angezogen ist! Ob er sich nicht besser trägt und hält als sein lieber Sohn!“ So fuhr sie fort, den Vater auf Kosten des Sohnes zu beschreien und zu loben und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzählte ihm Alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur desto freundlicher gegen die Wittwe, und sie setzte sich gegen ihn schon auf einen lebhaften, vertraulichen Ton. Kurz, man kann sagen, daß, als es zum Scheiden gieng, der Major so gut als die Übrigen alle ihr und ihrem Kreise schon angehörte.

Ein stark einfallender Regen hinderte die Gesellschaft, auf die Weise nach Hause zu kehren, wie sie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man sitze ohnehin schon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fühlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es Denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertreten. Die Erde scheint sich für Den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge Dessen, der auf einmal ins Finstre tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben. Er wünschte sie noch zu sehen, zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach einiger Befinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe, so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: „Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!“ Nach solchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter Beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau im Gespräch gegen ihn des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe. — „Das ist eben ihre zarte, schweigende, halb schweigende, halb andeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen.



Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es ist ihre Gewohnheit: wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgelöscht werden. Sie geht allein in ihren Zauberfälen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurückkam. Sie sprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir giengen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umkehren einen Augenblick still.\* Ich weiß nicht, was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigsten Gespräch auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg. Himmlisches Wesen, rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir! Wenn in diesem schönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir steht, so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, gestehe sie! es ist die schönste, es ist die höchste Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

„Ich weiß nicht, was ich Alles sagte, ich weiß nicht, wie ich mich geberdete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es, sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige sein wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm, sie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: Ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist.“

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, was zu thun sei? Die Sache ist, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte.“ — „Um Gottes willen, mein Vater!“ rief er aus: „daß hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt sein. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja, Sie sind es, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Pläne; der

Major wollte bei der schönen Wittwe nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen und sodann seiner Verbindung mit Pilarion entgegen gehen; der Sohn sollte die Heirath befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

### Viertes Kapitel.

Der schönen Wittwe machte unser Major einen Morgenbesuch, um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schidlichkeit zu fördern. Er fand sie in glücklicher Morgenleibung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gestittetes freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmuth der Jüngern, der Anstand der Ältern setzten das Paar in das wünschenswerthe Gleichgewicht, auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die Jüngere schien eine fleißig gearbeitete, und von gestern schon bekannte Puchtaische so eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Gastes, wandte sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anschein nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ sagte die Ältere, „unsern Streit zu entscheiden, oder wenigstens sich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitläufige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat; man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Betrachten Sie selbst das Kunstwerk, denn so nenn' ich es billig, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann.“

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils gekochten, theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie sie gemacht sei. Die bunte Seide wallte vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht, genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch Einiges daran zu thun,“ versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. „Ich will nicht streiten,“ fuhr sie fort, „aber erzählen will ich, wie mir bei solchem Geschäft zu Muth ist. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt, mit den Fingern zu listeln und mit dem Gedanken umher zu schweifen; Beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und glückseligsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich leugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angelüpelt habe, an Personen, an Zustände

an Frey und Geld. Und so ward mir das Geklungene werth, wie das Leidende, ich darf wohl sagen, kostbar. Als ein solcher nur nicht das Geringste für etwas halten, die leichteste Arbeit gewöhnlich den Werth, und die schwierigste doch auch nur dadurch, daß die Übung dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Bekannten ehrenwürdigen und hohen Personen glaubt' ich daher dergleichen mittheilen zu können, sie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigenthum überreichte, das vielfach und unaußgesprochen doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereint, kommt wie ein freundlicher Gruß wohlgefallig aufgenommen ward."

Das war so liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Gelegenheit möglich, doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlfeil zu sagen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die Unmöglichkeit rühmlicher Schriftsteller und Dichter zu schätzen und ihre Werke in Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte sich einiger Lieder gar wohl passender Verse, haßte sich aber, um nicht als Dichter zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch ihnen nur zu erwähnen, bemühte jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, als wenn er irgend eine prolaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen sollte, wodurch das Gespräch beinahe ins Stocken gerathen wäre.

Die alte Dame griff deshalb noch einem bei dem Eintritt des Freunds den beliebigen Buche, es war eine Sammlung von Vorlesungen, welche die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte, die sich nicht weigerte, von Dichtkunst überhaupt zu sprechen, doch blieb die Freundin nicht lange im Allgemeinen, denn gar bald bekannten die Freunde sich vertraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Majors nichts wußten. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Gedanken war, Dichter seine Absichten nicht verhehrt, von dem Vater vorgelassen, auch Geringes recitirt, im Grunde, um sich einer poetischen Fertigkeit zu schmeicheln und, wie es die Jugend wohl thut, sich für einen vorstehenden, die Fähigkeiten des Vaters zu rühmendem Jüngling beiseite zu lassen. Der Vater aber, der sich zurückziehen suchte, da er bloß als Literateur nicht gelten wollte, suchte, da ihm kein Ausweg gelassen war, wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich eben betheiligte, für subaltern und fast für unwürdig angesehen werden konnte nicht leugnen, daß er in Demjenigen, was man bezaubernd und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Vorzüge zu haben habe.

Indem man, besonders die Jüngere, nahmen sich dieser Dichtart an, so war es. Wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, muß sich nicht das aufgeregte Wesen, das uns willkürlich anregt, ohne etwas zu geben, das uns beruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder selbst zu überlassen; unendlich viel angenehmer ist mir, da ich

doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden versetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfachländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buschige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landsees hinführt, da denn auch wohl gegenüber erst angebaute Hügel, sodann waldgekrönte Höhen emporsteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen vor Augen sehe."

Der Major, der das vorwaltende Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah, seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Löbliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht geradezu, aber man suchte ihn von dem Wege wegzuscherzen, den er eingeschlagen hatte, besonders da er auf leidenschaftliche Gedichte hinzudeuten schien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entschiedene Neigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Geschick vorzutragen gesucht hatte. „Nieder der Liebenden," sagte die schöne Frau, „mag ich weder vorgelesen noch vorgesungen; glücklich Liebende beneidet man, eh man sich's versieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und sagte: „Warum machen wir solche Umschweife, verlieren die Zeit in Umständlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir sein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelheiten vorträgt, schon theilweise zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten, auch das Ganze nicht vorzuenthalten? Ihr Sohn," fuhr sie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zusammenhang zu sehen." Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und diese hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem sie es für eine offenbare Ausflucht ansprachen, um die Erfüllung ihrer Wünsche indirekt abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden versprochen hatte, das Gedicht zu senden; sodann aber nahm das Gespräch eine Wendung, die ihn hinderte, zu Gunsten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, besonders da ihm dieser alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch deshalb einige Bewegung machte, sprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch sie nur noch schöner ward, indem sie die frisch geknüppte Schleife der Briestafche sorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber sind längst schon leider im Ruf, daß ihren Versprechen

und Zusagen nicht viel zu trauen sei; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange, sondern gebe. Nehmen Sie diese Briestafche; sie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen sind daran geknüpft, manche Zeit vergieng unter der Arbeit, endlich ist sie fertig; bedienen Sie sich derselben als eines Boten, uns Ihre liebliche Arbeit zu überbringen."

Bei solch unerwartetem Anerbieten fühlte sich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieser Gabe hatte so gar kein Verhältniß zu Dem, was ihn gewöhnlich umgab, zu dem Übrigen, dessen er sich bediente, daß er sie sich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er sich zusammen, und wie seinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals versagte, so trat eine klassische Stelle alsbald ihm ins Gedächtniß. Nur wäre es pedantisch gewesen, sie anzuführen, doch regte sie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphrase einen freundlichen Dank und ein zierliches Kompliment entgegen zu bringen im Falle war; und so schloß sich denn diese Szene auf eine befriedigende Weise für die sämtlichen Unterredenden.

Also fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten; er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, sich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so mußte er doch für ein Glück schätzen, auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm so nah angehören sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treusthätiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder, zu schreiben, seiner guten Schwester Alles zu berichten, und da war nichts natürlicher, als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervorthat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit störenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck; denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beschleunigt werden konnte, geeignet war, sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die schöne Wittwe nicht gefallen, ohne daß sie sich deßwegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut, um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Baden, wo der Handelsmann mit

seinen Waaren, die er kennt, im Vortheil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt, er bedarf der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten, sie mit Kenner-Augen zu betrachten. Jener weiß recht gut, was er gibt, dieser nicht immer, was er empfängt. Aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja so löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

---

In Gefolge solches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der günstigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden sein; sie fand sich überrascht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung für den Bruder, die Wittve für den Sohn nicht jung genug; indessen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten scheint. Ein frommer Wunsch, daß Alles gut gehen möge, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin, indem sie nach einem geschichtlichen Eingang also fortfuhr.

---

„Die Art dieser verführerischen Wittve ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr schmeichelt und, wenn ihre stummen Vorzüge sich nicht klar genug darthäten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Theilnehmer an einer solchen Repräsentation müssen Männer sein; daher entsteht die Nothwendigkeit, sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der schönen Frau, sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf, und was ich für das Schlimmste halte, nicht Alles ist reflektirt und vorsätzlich; ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschließt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Rosette, als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit.“

---

Der Major, nunmehr auf den Gütern angelangt, widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle, zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit

als den besten Willen einer unbeflagbaren Ausdauer und die Hand bieten leben.

War es wäre denn auch hier der traurige Nihilist schauer, an-  
sehen der vernachlässigter Besigungen durch das verständige Bemerken  
einrichtiger Celenomen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte  
war nicht zugleich vorausgesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit  
Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend sein werde, das Abge-  
storbene zu beleben und das Stöckende in Umtrieb zu versetzen, um  
zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der tägliche Obermarschall war angelangt, und zwar mit einem  
einsten Absoluten, doch gab Dieser dem Major weniger Besorgnisse als  
Jener, der zu den Menschen gehöre, die keine Zwecke haben oder,  
wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich  
und ständliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfnis seines  
Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernst, seine  
Erlaubnis zu werden, die Güterlast abzuschießen, die Anordnung  
seines Hauswesens in Regel zu setzen, einen anständigen gestärkten  
Einkauf und ohne Sorge zu gemeinen, dagegen aber auch nicht das  
Geringste von den bisherigen Bedürfnlichkeiten fahren zu lassen.

Im Ganzen gestand er Alles ein, was die Geschwister in dem  
ungeordneten Besitz der Güter, besonders auch des Hauptgutes, setzen  
sollte, aber auf einen gewissen benachbarten Pavillon, in welchem er  
als Jacht auf seinen Geburtstag die ältesten Freunde und die neuesten  
Besucher einlad, ferner auf den daran gelegenen Garten, der  
selbst mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprache nicht  
verlassen. Die Reuben alle sollten in dem Lusthause bleiben,  
die Kunstwerke an den Wänden, so wie auch die Früchte der Spaliere  
ihm zufließen werden. Pfirsiche und Erdbeeren von den ausgediebstesten  
Sorten, Birnen und Äpfel, groß und schmuckhaft, besonders aber eine  
gewisse Sorte grauer kleiner Äpfel, die er seit vielen Jahren der  
Herrschaft zu verschren gewohnt war, sollten ihm freudlich geliefert  
sein. Hieran schlossen sich andere Bedingungen, wenig bedeutend,  
aber dort Hausfrauen, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein be-  
schwerend.

Der Obermarschall war übrigens von dem besten Humor; denn  
da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß Alles nach seinen Wünschen,  
wie es ihm ein leichtes Temperament vorgepiegelt hatte, sich endlich  
einrichten würde, so sorgte er für eine gute Tafel, machte sich einige  
Erlaubnis zu einer müßelosen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte  
Freizeit auf Geschichten und zeigte durchaus das heiterste Gesicht.  
Nachdem er auf gleiche Weise, dankte dem Major zum Schluß,  
daß er so überaus verfahren, verlangte noch etwas Geld, ließ die  
Herrschaft von Äpfeln grauen Goldäpfel, welche dieses Jahr besonders  
wohl gerathen waren, sorgfältig einpacken und fuhr mit diesem Schatz,  
den er als eine willkommene Bezeichnung der Fürstin zu überreichen



gedachte, nach ihrem Wittwenfig, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an seiner Seite blieb mit ganz entgegengesetzten Gefühlen zurück und wäre an den Beschränkungen, die er vor sich fand, fast verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu lösen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweise war der Advokat ein rechtlicher Mann, der, weil er sonst viel zu thun hatte, diese Angelegenheit bald beendigte. Eben so glücklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geschäft mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluß entgegensehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieser Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick, wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im vollen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn früheres Aufstehen des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, so wie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftslosen, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimn zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hokus-Posus waren verschleiert gewesen. Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in Allem und Abwechslung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber und abermals in Allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheits-Erhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nütze sei. Indeß konnte man denken, daß er sich doch wohl wieder zu seinem vorigen Patron zurückwünschen mochte, um den mannigfaltigen Vergnügungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst

gegeben zu sein. Der verständige Mann braucht sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen; die Gestalt Hilariens trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor, und er fügte sich in den Zustand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigsten, der uns in dem gestifteten Kreise des Lebens gegönnt ist.

Bei einer Pause des Geschäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf sein Gut, wo er, des Versprechens eingedenk, das er an die schöne Wittve gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, seine Gedichte versuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbilder, Auszüge beim Lesen alter und neuer Schriftsteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe für Horaz und die Römischen Dichter war das Meiste daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangener Zeit, vorübergeschwundner Zustände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?  
Vel cur his animis incolumes non redeant genae?

Zu Deutsch:

Wie ist heut mir doch zu Muth!  
So vergnüglich und so klar!  
Da bei frischem Knabenblute  
Mir so wild, so düster war.  
Doch wenn mich die Jahre zwacken,  
Wie auch wohlgemuth ich sei,  
Denk ich jene rothen Waden,  
Und ich wünsche sie herbei.

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar wohl herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern, groß Octav, zierlichst verfaßt hatte. Die löbliche Briestafel von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prächtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren höchst nothwendig; Prosaisches aber kaum zulässig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am Besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat,  
Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti.

## In Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen —  
 Wie den' ich gern der schönen Zeit! —  
 Sich erst entwickeln, dann vollenden  
 Zu nie geseh'ner Herrlichkeit.  
 Zwar ich besiz' es gegenwärtig,  
 Doch soll ich mir nur selbst gestehn:  
 Ich wollt', es wäre noch nicht fertig;  
 Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schönste Verbum: dum fierent, in ein traurig abstraktes Substantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können. Nun ward auf einmal seine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig, und der Glanz des deutschen Parnasses, auf den er doch auch im Stillen hinauffstrebte, schien ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber, da er dieses heitere Compliment, mit dem Urtexte unverglichen; noch ganz artig fand und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, so entstand eine zweite Bedenkllichkeit: daß, da man in Versen nicht galant sein kann, ohne verliebt zu scheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle spiele. Das Schlimmste jedoch fiel ihm zuletzt ein: Jene Ovidischen Verse werden von Arachnen gesagt, einer eben so geschickten als hübschen und zierlichen Weberin. Wurde nun aber diese durch die neidische Minerva in eine Spinne verwandelt, so war es gefährlich, eine schöne Frau, mit einer Spinne, wenn auch nur von ferne verglichen, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Netzes schweben zu sehen. Konnte man sich doch unter der geistreichen Gesellschaft, welche unsre Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher diese Nachbildung ausgewittert hätte. Wie sich nun der Freund aus einer solchen Verlegenheit gezogen, ist uns selbst unbekannt geblieben, und wir müssen diesen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Muses auch wohl einen Schleier zu werfen sich die Schlaueit erlauben. Genug, das Jagdgedicht selbst ward abgesendet, von welchem wir jedoch noch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leser desselben belustigt sich an der entschiedenen Jagdliebhaberei und Allem, was sie begünstigen mag; erfreulich ist der Jahreszeitenwechsel, der sie mannigfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten sämtlicher Geschöpfe, denen man nachstrebt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jäger, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, die Zufälligkeiten, wie sie befördern oder beschädigen, Alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahn-Balz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, Alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann und sehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß ein gewisses Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Mißbefinden, das Major fühlte sich nicht heiter gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine versäumte Badereise, ein ohne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an stetiger gewohnter Bewegung, Alles ließ ihn gewisse körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig sein mochte.

Schon einige Monate waren die sämtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben; der Major beschäftigte sich, in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestätigungen seines Geschäfts abschließlich zu negoziiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterste reichliche Ausstattung; der Sohn, seiner Schönen mit Leidenschaft dienstpflchtig, schien hierüber Alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt hätte und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes Acker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Gebüsche düster vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebäudes vor sich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine festlich gesammelte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßte er aber sein, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen, in hellen Zimmern zwischen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken!

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu überraschen glauben, so ist es nothwendig, zu bemerken, daß diese glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzusehen sei, sondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt, den Winter allen übrigen Jahreszeiten und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum ihrer Genüsse zu machen. Zwar an Wachsterzen fehlte

es niemals, obte einer ihrer ältesten Diener hatte so große Lust an Kunstlichtern, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hie und da einzuführen nicht wäre bemüht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finsterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirth auf Arligung und wohlbedachtig veranlaßt, und ihr einstimmiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zusagte, mit Zustimmung seiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringkumher so gut hergestellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in so gutem Stande gefunden wurden, doch war eigentlich bei dieser löblichen That die Hauptabsicht, daß die Dame, besonders zur guten Jahreszeit, überall hinstellen konnte, dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweile, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die Leidenschaft ihre Sorge für ihre Tochter geringfame Beschäftigung, der öfter Besuch des Bruders herrliche Unterhaltung und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Verhagen, daß einer wahren Befriedigung gleich sah.

Den heutigen Abend war jedoch diese Erleuchtung recht am Plage, denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbeherung aufgestellt, in die Augen fallend und glänzend. Das feige Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu strigern, und dabei Alles zusammengelegt und ausgebreitet was zur Ausstattung Hilarius bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der listigen Absicht, mehr das fehlende zur Sprache zu bringen als dasjenige zu erheben, was schon geleistet war. Alles Nothwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der herrlichsten Arbeit, auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch mußte Annette überall da noch eine Lücke ansehnlich zu machen, wo man eben so gut den schönsten Zusammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weitzug statlich ausgeframt, die Augen blendete, Leinwand, Muselin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie sie auch Namen haben mögen, grunglames Licht umher warfen, so fehlte doch alles bunte Erdene, mit dessen Anlauf man weidlich jögerte, weil man bei sehr veränderlicher Mode das Allerneueste als Gypfel und Abshluß hinzufügen wollte.

Nach diesem herrlichen Ansehen schritten sie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannigfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer wohin das Schicksal sie auch führen mochte, bei einem glücklichen Neutern auch von ihrer Seite so anmuthig und ihre Gegenwart wünschenswerth macht, hatte in dem ländlichen Zustande so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen eingeleitet gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend schon überall zu Hause schien, bei keinem Gespräch sich irgend et-

wies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß sich zeigte. Wie dieß geleistet werden konnte, zu entwickeln, würde zu weitläufig sein; genug, dieß Abend war auch ein Musterbild des bisherigen Lebens. Ein geistliches Lesen, ein anmuthiges Pianospiele, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar, wie sonst, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten, verehrten Mann, dem man Dieses und so manches Andere zum freudlichsten Empfang vorübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den süßesten Empfindungen belebte; die Mutter mit seinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und selbst Luise, sonst nur flug und thätig, mußte sich gewissen entfernten Gedanken hingeben, die ihr einen abwesenden Freund als zurückkehrendes Bild gegenwärtig vorspiegelten. Auf diese Weise hatten sich die Hauptmengen aller drei in ihrer Art lebenswürdigen Frauen mit der heitersten Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichsten Zustande ins Gleiche gestellt.

### Fünftes Kapitel.

Heuliges Pochen und Rufen an dem äußersten Thor, Wortwechsel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelschein im Hofe unterbrochen den zarten Gesang. Aber gedämpft war der Lärm, ehe man dessen Ursache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geräusch und lebhaftes Hin- und Hersprechen heraufkommender Männer. Die Thüre sprang auf ohne Meldung, die Frauen entsetzten sich. Alario stürzte herein in schauderhafter Gestalt, verworrenen Haaren, auf dem die Haare theils borstig starren, theils vom Regen durchnaßt niederhängen; zerfetzten Kleides, wie Eines, der durch Dorn und Dornstachel durchgestürzt, gräßlich beschmutzt, als durch Schlamm und Kampf herangewatet.

„Mein Vater!“ rief er aus, „wo ist mein Vater?“ Die Frauen starrten erschrocken; der alte Jäger, sein frühester Diener und liebevollster Pfleger, mit ihm eintretend, rief ihm zu: „Der Vater ist nicht hier, beschützen Sie sich; hier ist Tante, hier ist Nichte, sehen Sie hin!“

„Nicht hier! Nun, so laßt mich weg, ihn zu suchen! Er allein soll's hören, dann will ich sterben. Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag! er blendet mich, er vernichtet mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls und die mehrere Bediente standen ängstlich umher. — „Was soll ich aus diesen Leppichen? Ich verderbe sie, ich zerstöre sie; mein Unglück ist auf sie herunter, mein verworfenes Geschick bejudelt sie.“ — Er drückte sich gegen die Thüre; man benutzte das Bestreben, um ihn hinwegzuwehren und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt: sie hatten Orest gesehen, von Furien verfolgt, nicht durch Kunst verdeckt,

in gräßlicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Kontrast mit einer beschaulichen Glanzwohnung im kassen Herzenzimmer nur desto fürchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an, und Jede glaubte in den Augen der Andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die andern eingeprägt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten, sich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung, daß man ihn ausleide, trocke, besorge, halb gegenwärtig, halb unbewußt, lasse er Alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Schuld verwiesen.

Endlich vernahmen die bedrängten Frauen, man habe ihm zur Noth gelassen und sonst alles Besänftigende möglichst angewendet; er sei zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran; die Baronin verlangte, wenn er schlafe, ihn zu sehen, der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur ein Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm; man sah wenig, man hörte nichts. Die Mutter näherte sich dem Bette, Hilarie, sehnsuchtsvoll, ergoß das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgemattet, aber ein höchst herrliches Ohr, eine volle Wange, jetzt blühte er unter den schon wieder sich krauselnden Locken auf das Ansehlicheste hervor, eine ruhende Hand und ihre länglichen zarträftigen Finger zogen den unstillen Blick an. Hilarie, leise athmend, glaubte selbst einen leisen Athem zu vernehmen; sie näherte die Kerze, wie Psyche in Gefahr, die heiligste Ruhe zu stören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie diese guten, alles Antheils würdigen Personen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, ist uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten sich Beide höchst ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunsch, den Leidenden zu sehen, bescheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavio reichte die Hand hin — „Verzeihung, liebste Tante! einige Geduld, vielleicht nicht lange!“ — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte — „Begrüßt, liebe Schwester!“ — das fuhr ihr durchs Herz; er ließ nicht los, sie sahen einander an, das herrlichste Paar, kontrastirend im schönsten Sinne. Des Jünglings schwarze funkelnde Augen starrten zu den düstern verwirrten Locken; dagegen stand sie scheinbar himmlisch in Ruhe, doch zu dem erschütternden Ergebniß stellte sich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schwester! — ihr Allerinnerstes war aufgeregt. Die Baronin sprach: „Wie geht es, lieber Nefle?“ — „Ganz leidlich, aber man behandelt mich übel.“ — „Wie so?“ — „Da haben sie mir Blut gelassen, das ist grausam; sie haben es weggeschafft, das ist frech, es gehört ja nicht man, es gehört alles, alles ihr.“ — Mit diesen Worten



schien sich seine Gestalt zu verwandeln, doch mit heißen Thränen verbarg er sein Antlitz ins Kissen.

Hilarient's Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck: es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor sich eröffnet sähe, zum ersten Mal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Rasch leidenschaftlich eilte sie durch den Saal, warf sich im leeren Kabinet auf den Sopha; die Mutter folgte und fragte, was sie leider schon begriff. Hilarie, wunderbar aufblickend, rief: „Das Blut, das Blut es gehört alles ihr, alles ihr, und sie ist es nicht werth. Der Unglückseligen der Arme!“ Mit diesen Worten erleichterte der bitterste Thränenstrom das bedrängte Herz.

Wer unternehme es wohl, die aus dem Vorhergehenden sich entwickelnden Zustände zu enthüllen, an den Tag zu bringen das Innere, aus dieser ersten Zusammenkunft den Frauen erwachsende Unheil? Auch dem Leidenden war sie höchst schädlich; so behauptete wenigstens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu trösten kam, aber sich doch verweigert fühlte, alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Tochter wagte nicht, zu verlangen was die Mutter nicht zugegeben hätte, und so gehorchte man dem Gebot des verständigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzug verlangt, auch Einiges aufgezeichnet, es aber sogleich neben sich im Bette versteckt. Nun gielte sich Reugierde zu der übrigen Unruhe und Ungebuld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von schöner, freier Hand, obgleich mit Hast geschrieben; es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder ist der arme Mensch geboren,  
 Zu Wundern ist der irre Mensch verloren;  
 Nach welcher dunklen, schwer entdeckten Schwelle  
 Durchslappen pfadlos ungewisse Schritte!  
 Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte  
 Gewahr, empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in aufblühenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt, daß der Jung'ling bald wieder herzustellen sei; körperlich gesund, werde er schnell sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie kann auf Erwiderung, sie sah am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu so tiefen Schmerzen; doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gefinnungen an, daß sie jenem

Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm, folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,  
 So bleibst du doch zum Jugendglück geboren;  
 Ermanne dich zu rasch gesundem Schritte:  
 Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle,  
 Empfinde dich in treuer Guten Mitte:  
 Da sprieße dir des Lebens heitre Quelle.

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botschaft; sie gelang, schon erwiderte der Jüngling gemäßigt; Hilarie fuhr mildernd fort, und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht ist es uns vergönnt, den ganzen Verlauf dieser holden Kur gelegentlich mitzutheilen. Genug, einige Zeit verstrich in solcher Beschäftigung höchst angenehm; ein ruhiges Wiedersehen bereitete sich vor, daß der Arzt nicht länger als nöthig zu verspäten gedachte.

Indessen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere sich beschäftigt, und diese dem gegenwärtigen Zustande ganz angemessene Unterhaltung wirkte gar wunderbar auf den erregten Geist. Sie sah manche Jahre ihres Lebens zurück; schwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; besonders rührte sie die Erinnerung an ein schönes Verhältniß zu Marien, und zwar in bedenklichen Zuständen. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und so gleich der Entschluß gefaßt, sich auch dießmal an sie zu wenden; denn zu wem sonst hätte sie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem sonst Furcht und Hoffnung offen bekennen sollen?

Bei dem Aufräumen fand sie aber auch unter andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd seufzen. Hilarie überraschte sie in diesem Augenblick, bemächtigte sich des Bildes, und auch sie ward von jener Aehnlichkeit wunderbar betroffen.

So verging einige Zeit; endlich mit Vergünstigung des Arztes und in seinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Frühstück herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja schrecklichen Momenten etwas heiter, auch wohl lächerlich sich zu ereignen pflegt, so glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemen Jagd- und Familienleben, bei der Schwester in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht wie, betroffen; genug, sie wendete das Gesicht weg, und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Sippen.

noch eine Phraze glücken. Um nun sämmtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sei etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieser sei etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schultern zu eng. Beide Mißverhältnisse gaben dieser Wasserade ein komisch Ansehen.

Durch diese Einzelheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenscheins hinaus. Nur Hilarien freilich blieb die Ähnlichkeit des augenscheinlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich zu beengend.

Nun aber warb man sich wohl den nächsten Zeitverlauf von einer arten Treuehand zu natürlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise und nur mit dem Allgemeinen befaßt dürfen. Hier muß denn auch von dem Einfluß der Dichtkunst abermals die Rede sein.

Ein solches Ziel ist konnte man unserm Flavio nicht absprechen; es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vortreffliches gelingen sollte; deßwegen denn auch fast alle Gedichte, jener zu Ehren, der seinen Frau gewidmet, höchst eindringend und lohnend zu wirken und nun, einer gegenwärtigen höchst lebenswichtigen Zeichen mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Bewunderungen mußten.

Man ist zu gummig, das eine Andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich kaum zu der Rolle einer Vertrauten; sie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm sein müßte, sich an die Stelle der angetrauten Leise gehoben zu sehen. Auch gieng die Unterhaltung mehr und mehr ins Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern verfaßt, weil er sich von seiner Schönen, wenn auch in schmerzlicher halb und halb kann erwidern lassen, was er wünscht und was er aus ihrem schönen Munde zu hören kaum erwarten durfte. Der Lesung wurden mit Hilarien auch wechselweise gelesen, und zwar, da es nur aus der Einen Handschrift geschah, in welche man sich zu rechter Zeit einzufallen, hineinschauen und zu demjenigen, der das Bändchen anfassen mußte, so fand sich, daß man nicht nur die Person und nach Person an Person, Hand an Hand weiter vortradete und die Selenie sich ganz natürlich zuletzt im Vortragenden fand.

Aber bei diesen von Verhältnissen, unter solchen daraus entspringenden, allerorten unangenehmlichkeiten fühlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er nicht verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich abzuheben zu bemerken gab, daß er diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht schwer zu errathen gewesen. Jene reizende Frau mechte in einem Moment von dem zubringlichen Jüngling hervorgebrachten Momente sich vollständig entschieden abgewiesen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerstört haben. Eine

Szene, wie dieß zugegangen, mochten wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Bluth ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, daß er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelt zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor Kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nächster Bedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzig mögliche Veruntthung entbehren sollte, sich weder zu lassen noch zu retten.

Wie erschauert und betroffen war er deshalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit aufloste, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch diese Günst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast anglicklicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück, bei seinen lebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu sein, er durfte sich der Gegenwart Pilariums erfreuen und war nach Kurzem in allen seinen angenehm-gefelligen Eigenschaften wieder hergestellt, die ihn der schönen Wittve selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten und nur durch eine peremptorische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thätigen Lebensweise aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwollen; es waren Dämme gebrochen, und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blauer See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere und kleinere Besitzthümer, zwar auf Häkeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befohl, und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemessenen Beihülfe ward Brod gebaden, Stiere wurden geschlachtet, Fischerkähne fuhren hin und her, Hülfe und Vorsoorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte sich schön und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an Einem Orte wollte man den ausstehenden Gemeindevorstehern nicht trauen, Flavis übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum Feste, auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Pilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in den 3. 1. und dieser Unglücksstöße war die Niederkunft einer Frau ge-

noch  
Berle  
flac:  
etma  
E  
kon

de  
de  
E

3  
2  
1

1

... interessirte. Flavio fand  
... diesen besondern Dank mit  
... mancherlei Erzählungen nicht  
... so hatte man von wunder-  
... ja lächerlichen Ereignissen  
... Zustände wurden interessant  
... auf einmal ein unwiderstehliches  
... unternehmen, die Wöchnerin zu  
... weitere Stunden zu verleben.  
... Mutter siegte endlich der freu-  
... neuer zu bestehen, und wir wollen  
... diese Begebenheiten uns bekannt  
... gewesen zu sein, es möge hier einige  
... ein Umschlagen des Rahn's, Lebens-  
... von Seiten des Jünglings, um  
... zu ziehen. Aber von allem Diesem  
... ließ glücklich ab, die Wöchnerin ward  
... des Arztes blieb nicht ohne gute  
... und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat,  
... Moment's die Forttrudernden zu  
... solches nur mit neckendem Scherz, daß  
... Kiene, eine größere Verlegenheit, eine  
... gemerkt haben. Indessen war das wech-  
... gewachsen; die Gewohnheit, sich zu sehen  
... zusammen zu sein, hatte sich verstärkt, und  
... Verwandtschaft und Neigung zum wechsel-  
... sich berechtigt glauben, ward immer

... jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter  
... Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige  
... trat ein: die Wasser gefroren, ehe sie  
... veränderte sich das Schauspiel der Welt vor  
... was durch Fluthen erst getrennt war, hieng  
... Boden zusammen, und alsobald that sich als  
... die schöne Kunst hervor, welche, die ersten  
... und neues Leben in das Erstarrte  
... Boden erfunden worden. Die Kistkammer öff-  
... nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, be-  
... selbst mit einiger Gefahr, als der Erste  
... Augenossen fanden sich viele zu höchster  
... Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr  
... verbindenden Kanälen, dießmal aber in

... durch und durch gesund, und Hilarie,  
... von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so

heftig als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer aus der Hand ward hier zum Reinen scherzhaften Spiel: man floh sich, um sich einander Augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieser Lust und Freudigkeit bewegte sich auch eine Welt des Bedarfs, immer waren bisher noch einige Ortshäuser nur halb versorgt geblieben; eilig flogen nunmehr auf leichtem bespannten Schlitten die nöthigsten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war, daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptstraße abzufern Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirthschaft in die nächsten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dort her aller Art Waaren zurückschicken konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder versorgt, durch eine glatte, dem Geschickten, dem Muthen geöffnete Straße verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei verwaltemden Vergnügen, mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man besuchte jene Wöchnerin, begabte sie mit allem Nothwendigen, auch Andere wurden heimgesucht. Alle, für deren Gesundheit man besorgt gewesen, Geisteskräfte, mit denen man erbauliche Unterhaltung sitzlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtungswerther fand, Leinere Gutsbesitzer, die sich genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebau, diesmal aber, durch wohlangelegte Dämme geschützt, unbeschädigt geblieben und nach gränzenloser Angst sich ihres Lebens doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl Andern eine bedeutende Person geworden, deswegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen: denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Unwetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirthe bedrohen und die Gäste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so ruhiger Begegnung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verließ der Abend auf ganz andere Weise die angenehmen Stunden, denn das hat die Natur vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erheitert und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder schienen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine heilig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu liegen immerfort gelockt sind.

Heute man konnte sich unter junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt, man mochte sich nicht von einander

lernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man sahte sich bei der Hand, um der Sicherheit ganz gewiß zu sein. Am Allerfühesten aber schienen die Hände, wenn über den Schultern die Arme verkränkt ruhten und die Finger unbewußt in beiderseitigen Riden spielten.

Der Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel hinauf und beleuchtete die Klage der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und wechselseitig in den beschatteten Augen Erwieberung wie sie sich anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Blick zu bliden und anzudeuten, was der Mund weislich verheimlichte. Sie blieben sich Beide in einem festlich behäglischen Zustande.

Die stämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne der kalten Ralte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und sahen dem glühenden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem Verhien selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Widerschein die Gestalt eines Mannes hin und her seinen Schatten zu verfolgen schien und, selbst dunkel, vom hellen Licht weichen, auf sie zuschritt, unwillkürlich wendeten sie sich ab; zu begegnen, wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die hin und her bewogende Gestalt und schienen nicht bemerkt zu werden. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse; auf einmal diese ruhige Fassung, denn die Gestalt umfloss sie einmal das bedängste Paar. Zufällig hatten sie die Gestalt bemerkt, Jener, vom vollen Mondglanz beleuchtet, fuhr zu, er stand nah vor ihnen: es war unmöglich, den Blick von ihm zu wenden.

Der Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht zu Boden, Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Rande, sein Haupt in seinen Schooß auf; sie verberg ihr Angesicht nicht, wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Koffer unten fährt noch einer vorüber; ich hoffe, sie hat sich nicht verirrt, hier, bei diesen hohen drei Erlen sind ich euch wieder.“ Der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich auf und rang sich empor. — „Laß uns stehen.“ rief sie. „Das ist ein Fehler.“ — Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses.

Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte; er gab ihr die ersten Worte. — „Was ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächstlich an der Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie sind nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Koffer er vergebens ins Weite und Breite hülfreich herumgelaufen.“ Mufik und Tanz waren schon im Gange; Hilarie, unter dem schmerzlichen Folgen eines schlimmen Falles, verberg sich in der Dämmerung; Flavio überließ Vortanz und Unordnung sehr gern.

Was ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächstlich an der Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie sind nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Koffer er vergebens ins Weite und Breite hülfreich herumgelaufen.“ Mufik und Tanz waren schon im Gange; Hilarie, unter dem schmerzlichen Folgen eines schlimmen Falles, verberg sich in der Dämmerung; Flavio überließ Vortanz und Unordnung sehr gern.



einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Ausbleiben schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und fand es wunderbar, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bewohnt zu antreffen; die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur nicht so ordentlich, wie er's gewohnt war, umher liegend. Die Hausfrau verbot mit anständigem Zwang ihre Pflichten, und wie froh war sie als alle Gäste, schädlich untergebracht, ihr endlich Raum ließen und dem Bruder sich zu erklären. Es war bald gethan doch brauchte es Zeit, sich von der Ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu betrachten, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen, an Erlösung des Ansehens, an Verrückung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser überzeugen sich wohl, daß von diesem Punkte aus wir beim Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern erklärend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir in die Geheimnisse der Seele, auf welche jetzt Alles ankommt, eindringen und sie aus der Verwirrung erlösen wollen.

Wir berichten also zuerst, daß der Major, seitdem wir ihn aus den Augen verloren, seine Zeit fortwährend jenem Familienleben gewidmet, dabei aber, so schön und einfach es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf. Was er denn überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwirren und die vielen verstrickten Fäden auf einen Knäuel zu bringen. Da er nun deshalb den Ort öfters verändern mußte, um die verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betheiligen zu gelangen, die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich kamen. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zum ersten Male von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilferathes Verhörung im Ummenden begriffen sei, blieb ihm verborgen; denn wie hatte die Schwester ihn davon unterrichten mögen.

Auf die Nachricht der Ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingetretenerm Frost in die Räder der Kaleschen, schaffte sich Schuttschuhe, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf durch den Schnee gehend, gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von fern sehend, in einer taglaren Nacht zum unerfreulichsten Ansehen und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Kontrast immer schmerzlich, und sollte Lieben und Weiden und eben die Rechte haben, wie Schreiben und Meiden? Und doch, wenn sich Eines vom Andern löst, entsteht in der Seele eine unheimliche Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde gieng. Ja, der Mensch hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit und nur nämliche tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, setzen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg verläßt.

um ihn allsofort frisch und muthig

zu entdecken, in welche sich der Mensch in  
unzählig die Mittel, welche eine er-  
eignen Kräfte zu entdecken, sodann  
zu gelangen, außerhalb ihres Bereichs freund-

noch war der Major durch ein halbes Bewußt-  
und Trachten, schon auf einen solchen Fall im  
Sichem er den kosmetischen Kammerdiener ver-  
in natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf  
zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am  
bei Vohagen einigermassen verkürzt. Er empfand  
eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärt-  
und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich  
Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der  
immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Ge-  
von Gang, von Verlangen annähernder Gegenwart sich  
anfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen  
war es ihr Glück, was er beherzigte, das er ihr zu schaffen  
nicht als die Wonne, sie zu besitzen. Ja, er mußte sich,  
seines Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch  
hebe. Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich  
anvertraut gewidmet hatte.

aber da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor  
die Liebenswürdigste zusammenstürzend, in dem Schooße  
unglück, Beide seiner verheißenen hulsreichen Wiedertunft nicht  
hat an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, ver-  
wandelt in die Nacht, und er sich selbst im düstersten Zustande über-  
war schaltete das mit und verzweifelte nicht in seiner Seele?

Die Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende  
hier sich bestürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf  
Stromer. der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne  
seinen Vergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weib-  
lichen Uebel der schönen Wittwe verursacht. Um ihren bisher leiden-  
schaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigten, welche Ab-  
wechslung verrath, nicht zu überlassen, wendet sie mehr scheinbare  
als billig ist, an ihn. Er, dadurch aufgeregt und ermunthigt,  
wacht seine Swete heftig bis ins Ungehörige zu verfolgen, worüber denn  
die Schwärze und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch dem  
Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Der Waise bleibt nichts übrig, als die Fehler der Kinder,  
die traurigen Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzu-  
setzen. geben sie läßlicher, als zu hoffen war, vorüber, sie zu ver-  
gessen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Bereden gieng

Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters Manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche sich während seines längeren Ausbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlconservirten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatz, sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhalts hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch anständig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kräftig erscheint, steht im Frühling verbräunt und mißfärbig aus neben hellaufgrünender Birke.“

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschliebung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gefinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor Kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fürchtete, den zweiten zu verlieren. An eine künstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gefinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fieng an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereigniß wenig gewirkt; gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewöhnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß. Es ist ihm, als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.

Wie dem auch sei, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einsichtig und verständig über die so verwirrt scheinende Angelegenheit; sie mußten Beide bekennen, daß sie eigentlich nur durch

schnell umher nach einem neuen, um ihn allsofort frisch anzutreten.

Unzählig sind die Verlegenheiten, in welche sich solchen Augenblicken versetzt sieht; unzählig die Mittel, finderische Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu er aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres sich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein sein, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf eine Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Abschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen ver das Unangenehme eines Ueberganges vom ersten lichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicks Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken fühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annö erst später entfaltete. Und wenn er sich Hild dachte, so war es ihr Glück, was er beherzigte wünschte, mehr als die Wonne, sie zu besitz wenn er ihres Andenkens rein genießen woll ausgesprochene Neigung, er mußte jenen Aug ihm so unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein sich gesehen, die Liebenswürdige zusammen des Jünglings, Beide seiner verheißenen achtend, ihn an dem genau bezeichneten schwunden in die Nacht, und er sich selbst lassen: wer fühlte das mit und verzweife

Die an Vereinigung gewöhnte, auf Familie hielt sich bestürzt auseinander: ihrem Zimmer, der Major nahm sich den früheren Hergang zu erfahren. Da lichen Frevel der schönen Wittwe veru schaftlichen Verehrer Flavio einer and sich auf ihn verrieth, nicht zu überl Gunst, als billig ist, an ihn. Er, sucht seine Zwecke heftig bis ins Ung erst Widerwärtigkeit und Zwist, d ganzen Verhältniß unwiederbringli

Väterlicher Milde bleibt nicht wenn sie traurige Folgen haben, stellen; gehen sie läßlicher, als zeihen und zu vergessen. Nach

den  
warte  
ist es  
denken

zu der  
iges Dar-  
und seiner  
von Werth,  
auf ein freies  
indlicher Ehr-  
Liebe, als Lei-  
merksam zu und  
Einstimmung zu  
und jene ließ ihre  
erin nicht so rühm-  
für den Vater anzu-  
an die Ähnlichkeit  
gebe, der zugleich, als  
völlige Verwirklichung  
gespräche. Auch hier  
etwas ernsterer Blick  
gewisse in diesem Fall  
die äußeren glücklichen,  
hierauf der Vortrag.  
für die Gegenwart, die  
gestanden. Alles ward völlig  
es jetzt auch an Winken  
sein müsse, daß sie  
und wenn auch nur wie  
dem Sorgesagten zog nun  
des nun mit ihrer und



fallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wöchnerin und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch Niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche nothgedrungene Zustände wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beschenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerstand der guten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieses Abenteuer zu bestehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, wie diese Begebenheiten uns bekannt geworden, einigermaßen besorgt gewesen zu sein, es möge hier einige Gefahr obschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Rahns, Lebensgefahr der Schönen, Kühne Rettung von Seiten des Jünglings, um das losegeknüpfte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem Diesem war nicht die Rede; die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward besucht und beschenkt; die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hier und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat, wenn der Anschein eines gefährlichen Moments die Fortrundernden zu beunruhigen schien, so endete solches nur mit neckendem Scherz, daß Eins dem Andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Geberde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit, sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu sein, hatte sich verstärkt, und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig sollten sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein: die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erst getrennt war, hieng nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche, die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich, Jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der Erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit Geübte; denn dieses Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Kanälen, dießmal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund, und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so

lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Trebel: man floh sich, um sich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieser Lust und Freude bewegte sich auch eine Welt des Bedürfnisses; immer waren bisher noch einige Ortschaften nur halb versorgt geblieben; eilig flogen nunmehr auf tüchtig bespannten Schlitten die nöthigsten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war, daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptstraße allzufernern Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirthschaft in die nächsten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dort her aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder versorgt, durch eine glatte, dem Geschickten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei vorwaltendem Vergnügen, mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man besuchte jene Wöchnerin, begabte sie mit allem Nothwendigen; auch Andere wurden heimgesucht: Alte, für deren Gesundheit man besorgt gewesen; Geistliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung sittlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtungswerther fand; kleinere Gutsbesitzer, die kühn genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebaut, dießmal aber, durch wohlangelegte Dämme geschützt, unbeschädigt geblieben und nach gränzenloser Angst sich ihres Daseins doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl Andern eine bedeutende Person geworden; deswegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen: denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thaumetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirths bedrohen und die Gäste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so rascher Begegnung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verlief der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden; denn das hat die Eislust vor allen andern förperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhibt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht von einander ent-



lernen aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am Uferküsten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die stielichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und leuchtete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und wechselteilig in den beschatteten Augen Erwiderung wie es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht vorzubilden und anzudeuten, was der Mund weislich verheißte. Sie fühlten sich Beide in einem festlich beglückten Zustande.

Die hochstämmigen Weiden und Erlen an den Sträßen, alles nieder auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden, die Sterne am Himmel, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren daher glühenden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem Westen selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Widerschein die Gestalt eines Mannes hin und her, der seinen Schatten zu verfolgen schien und, selbst dunkel, vom Mond umgeben, auf sie zuschritt, unwillkürlich wendeten sie sich ab; zu begegnen, wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die Gestalt hin und her bewegend und schienen nicht zu sein. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse; doch sie auf einmal diese ruhige Fassung, denn die Gestalt umgab sie als einmal das bedrückte Paar. Zufällig hatten sie die Gestalt gewonnen, Jener, vom vollen Mondglanz beleuchtet, fuhr sie zu, er stand nah vor ihnen: es war unmöglich, den Mann zu erkennen.

Er, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden; Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Rücken, so daß ihr Haupt in seinen Schooß auf, sie verbarg ihr Antlitz. Sie wußte nicht, wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Korb dort unten führt noch einer vorüber; ich hoffe, sie hat sich verabschiedet; hier, bei diesen hohen drei Erlen sind ich euch wieder.“ Sprach der Vater und war schon weit hinweg. Gilarie raffte sich auf, ein Jüngling empor — „Laß uns stehen.“ rief sie, „das ist nicht.“ — Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses hin, doch Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte; er gab ihr die freundlichsten Worte.

Es umalen ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächtlich auf der letzten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirren. Genug, der Vater hat nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu nähern, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Korb, den er vergebens ins Wette und Breite halbfreudig herumgetragen hatte. Muß und Lenz waren schon im Gange, Gilarie, unter dem Eindruck schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in der Kammer; Flavio überließ Vortanz und Anordnung sehr gern

einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Ausenbleiben schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und das war wunderbar, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bemohnt anzu-  
treffen, die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur so ordentlich, wie er's gewohnt war, umher liegend. Die Haushälterin sah mit anständigem Zwang ihre Pflichten und wie froh war sie, alle Gäste, schüchtern untergebracht, ihr endlich Raum ließen, mit dem Bruder sich zu erklären. Es war bald gethan, doch brauchte er Zeit, sich von der Ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen, an Lösung des Räthels, an Befreiung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser überzeugen sich wohl, daß von diesem Punkte an der Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern beleuchtend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir in die Geheimnisse, auf welche jetzt Alles ankommt, eindringen und sie beleuchten wollen.

Wir berichten also zuerst, daß der Major, seitdem wir ihn aus den Augen verloren, seine Zeit fortwährend jenem Familiengeld widmet, dabei aber, so schön und einfach es auch vorlag, in manchem Einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf. Wie überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu ordnen und die vielen verstrickten Fäden auf einen Strahl zu bringen. Da er nun deshalb den Ort öfters verändern mußte, um bei den nöthigen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben, so verlangten die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich zu kommen. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zuerst. Dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilarius' Meinung im Ummwenden begriffen sei, blieb ihm verborgen; denn auch hätte die Schwester ihn davon unterrichten mögen.

Auf die Nachricht der Ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingefallenem Frost in die Nähe der Insel, selber, kassete sich Schrittschuhe, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf dorthin. Ertösend, gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von ferne sehend, in einer taglaren Nacht zum unerfreulichsten Ansehen und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirken ist im Kontrast immer schmerzlich, und sollte Lieben und Weiden, Lieben die Rechte haben, wie Scheiden und Weiden? Und doch muß sich Eines vom Andern losreißen, entsteht in der Seele eine unheimliche Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde gieng. Ja, der Mensch hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche mächtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums gehoben und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg verläßt.

schuell unter nach einem neuen, um ihn allsofort festlich und muthig anzuknüpfen.

Wie lig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch im Leben zu begeben verlegt sieht, unzählig die Mittel, welche eine erhabene Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht anlangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich sich zu suchen weiß.

In diesem Blick jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtsein seiner Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Voraus vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verlassen, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf demselben Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am ehesten dem hyperlischen Behagen einigermaßen verführt. Er empfand die Annahme eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater, und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdrängen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der Zerknirschung trat immer mehr in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl der Liebe, von Gung, von Verlangen annähernder Gegenwart sich ihm lebhaft entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, war es ihr Blick, was er beherzigte, das er ihr zu schenken wünschte mehr als die Sonne, sie zu besorgen. Ja, er mußte sich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch gesegnete, heile Reizung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm selbst gewidmet hatte.

Am Abend, da er in klarer Nacht ein vereintes junges Paar vor sich sah, die Liebendwürdigste zusammenstehend, in dem Schooße der Verheirathung, Beide seiner verheißenen hüllreichen Wiederkehr nicht achtend, in dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwand in die Nacht, und er sah selbst im düstersten Zustande überlaffen, nur fühlte das mit und verzweifelte nicht in seiner Seele!

In der Vereinnigung gewöhnte, auf nähere Vereinnigung hoffende Hilarien hielt sich bestürzt auseinander, Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Stande, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den wahren Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Ruch der schönen Wittne verursacht. Um ihren bisher leidenschaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebendwürdigsten, welche Abzehrung zu verrieth, nicht zu überlassen, wendete sie mehr schmerzliche Klagen als Bittig an ihn. Er, dadurch aufgereggt und ermuntert, ließ sich von dem Zwecke heftig bis ins Angehörige zu verfolgen, worüber denn erst die Würdigkeit und Zorn, darauf ein entschiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiderbringlich ein Ende macht.

Die bittere Milde bleibt nichts übrig, als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzustellen, gehen sie lässlicher, als zu hoffen war, vorüber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Noch wenigem Bedenken und Versuchen gieng

Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters Manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche sich während seines längeren Ausbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlconservirten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatz, sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenkllichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhalts hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhytmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch anständig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kräftig erscheint, steht im Frühling verbräunt und mißfärbig aus neben hellaufgrünender Birke.“

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschliekung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gefinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor Kurzem ein Borderzahn ausgefallen, und er fürchtete, den zweiten zu verlieren. An eine künstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gefinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fieng an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereigniß wenig gewirkt; gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewöhnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß. Es ist ihm, als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.

Wie dem auch sei, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einsichtig und verständig über die so verwirrt scheinende Angelegenheit; sie mußten Beide bekennen, daß sie eigentlich nur durch

einen Umweg aus Ziel gelangt seien, ganz nahe daran, von dem sie sich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrenen Kindes verleiht, unbedachtam entfernt, sie fanden nichts natürlicher, als ihrem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuführen und ihnen sodann jede elterliche Sorgfalt, wozu sie sich zu verschaffen gewußt, treu und unablässig zu widmen. Diese Uebereinstimmung mit dem Bruder, gieng die Baronin zu Anstalts des Zimmers. Diese sah am Bügel, zu eigner Begleitung und die eintretende Begrüßende mit heiterm Blick und Beugung des Kopfes gleichsam einladend. Es war ein angenehmes, befreundetes Gesicht, das eine Stimmung der Sängerin aussprach, die nicht anders wäre zu wünschen gewesen. Nachdem sie geendigt hatte, stand sie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, gieng sie zu sprechen an: „Beste Mutter! es war schon, daß mir über die wichtigste Angelegenheit so lange geschwiegen, ich danke Ihnen sehr, Sie bis jetzt diese Sache nicht berührt; nun aber ist es wohl an der Zeit, sich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig ist. Wie denken Sie über diese Sache?“

Die Baronin, höchst erfreut über die Ruhe und Milde, zu der die Tochter gestimmt fand, begann sogleich ein verständiges Darlegung der Sache. In der That, der Persönlichkeit ihres Bruders und seiner Tugenden, die sie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, den sie unter jungen Mädchen so nahe bekannt geworden, auf ein freies Mädchen auswirken mußte, und sich daraus, statt kindlicher Ehrfurcht, Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Zuneigung, sich zeigen, entwickeln könne. Pilarie hörte aufmerksam zu und ließ sich durch das ruhende Mienen und Zeichen ihre völlige Zustimmung zu erkennen. Die Mutter gieng auf den Sohn über, und jene ließ ihre Zustimmung zu erkennen fallen, und wenn die Bednerin nicht so ruhig und besonnen für den Jüngeren fand, als sie für den Vater angestanden hätte, so hielt sie sich hauptsächlich an die Ähnlichkeit zwischen dem Vorzug, den Eifer die Jugend gebe, der zugleich, als der gottlicher Lebensgefährte gewählt, die völlige Verwirklichung des Talents von der Zeit wie billig verspräche. Auch hier war sie gleichstimmig zu denken, obschon ein etwas ernsterer Blick und ein manchmal niederschauendes Auge eine gewisse in diesem Fall nicht unangelegene Bewegung verrathen. Auf die äußeren glücklichen, gebietenden Umstände lenkte sich hierauf der Vortrag. Die seltene Vergleich, der seine Gewinn für die Gegenwart, die auf beiden Seiten hin sich erweiternden Aussichten, Alles ward völlig dem Gemüth vor Augen gestellt, da es zuletzt auch an Winken konnte, wie Pilarie selbst innerlich sein müsse, daß sie mit ihr heranwachsenden Vetter, und wenn auch nur wie ein Bruder, sei verlobt gewesen. Aus alle dem Vorgesagten zog nun die Tochter den sich selbst ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und

des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungesäumt stattfinden könne.

Hilarie, ruhig blickend und sprechend, erwiderte darauf: sie könne diese Folgerung nicht sogleich gelten lassen, und führte gar schön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Bernünftige Menschen, wenn sie etwas Verständiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen wäre, dieser oder jener Zweck zu erreichen sein möchte, und dafür sich alle denkblichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen sich höchst unangenehm betroffen, wenn Diejenigen, die zu eignem Glücke mitwirken sollten, völlig andern Sinnes gefunden werden und aus Gründen, die tief im Herzen ruhen, sich Demjenigen widersetzen, was so löblich als nöthig ist. Man wechselte Reden, ohne sich zu überzeugen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte sich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Gespräch erhitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zulezt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurückzog, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte, läßt sich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der, von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröstet vor der Schwester stand, sich von jener Beschämung entwunden und so dieses Ereigniß, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Aeußerung: man müsse nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eröffneten Weg, der sich nunmehr gewissermaßen selbst verstände, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuthen, aus diesen ergreifenden inneren Zuständen in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt so viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der Major bei eintretendem Frühjahr, die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn, der sich in der Folge als einen reichen Besitzer und, wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilariens erblickte, fühlte nun erst ein militärisches Bestreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszu sehen, daß dieses Räthsel,

welches nur noch an Eine Lebendigkeit geknüpft schien, sich bald auflösen und auseinander legen würde.

Der Major war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronia wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Entscheidung ihrer Tochter, die zwar mit Beharrlichkeit und Festen, aber auch mit entscheidendem Muth, mit Sicherheit zu erkennen gab, daß sie bei ihrer Ueberzeugung, als nur Einer sein kann, dem Leben nicht zu widerstehen, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt sein oder nicht. Der Major empfand sich zwi- schen sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für eine Entscheidung, entschiede sie sich oder für ihn selbst, so war es eben ein Verzicht, daß er ihre Hand ausschlagen müsse.

Der Major war den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen mit der unermüdetlichen Arbeit unablässig vorschwebten, bald als Hinter- grund der Welt, nachdem sich die Verhältnisse und Beschäftigungen des Lebens herausgehoben, bald herantretend und alles Gegen- wärtige verdrängend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor ihm, es weckte es, und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher Thätigkeit aufbot, so war es bei nächtlichem Erwachen, wo die Gedanken sich umgestalteten und immer umgestalteten, im unerfreulichsten Zustand. Einem Innern umwölkte. Die ewig wiederkehrende Un- ruhe brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen könnten, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heil- mittel für die Sorgen am Ehesten bewährten, hier kaum lindernd, noch weniger befriedigend wirken wollten.

Der Major erhielt unter Freund von unbekannter Hand ein Schreiben, eine Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Städt- chens, um ihn dringend zu sprechen wünschte. Er hatte sich vielfachen Geschäfts- und Weltverhältnissen an dergleichen gewöhnen konnte, um so weniger, als ihm die freie städtische Hand- arbeit sehr erinnerlich schien. Ruhig und gekostet nach seiner Uhr, begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast häu- slichen Stube die schonne Wittve ihm entgegen trat, schüchtern und als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbil- dungskraft fähig ist, das Vorzüglichste festzuhalten und völlig gegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegter Zustand den Grund gegeben, genug, es bedurfte doppelter Hülfe, sein Verhältniß ohne Verwirrung unter dem Schein allgemeiner Höflichkeit zu erklären. Er grüßte sie verbindlich mit verlegener Stille.

„Guten Tag, mein Herr!“ rief sie aus, „fernweg hab' ich Sie in diesen geweihten Wänden, in diese höchst unedle Umgebung be- kommen. Der schlechte Gasthof fordert nicht auf, sich höflich zu unter- halten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich Ihnen sage, in Ihrem Hause hab' ich viel Unheil angerichtet.“ — Der Major trat lachend zurück. — „Ich weiß Alles,“ fuhr sie fort,



„wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, Ihre gute Schwester, sie alle bedaure ich.“ Die Sprache schien ihr zu stocken, die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten, ihre Wange röthete sich, sie war schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der edle Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Sehen wir uns,“ sagte, die Augen trocknend, das allerliebste Wesen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich! Sie sehen, wie ich bestraft bin.“ Sie hielt ihr gesticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg, wie bitterlich sie weinte.

„klären Sie mich auf, meine Gnädige!“ sprach er mit Hast. — „Nichts von gnädig!“ entgegnete sie, himmlisch lächelnd, „nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiß Alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, Aller Gefinnungen und Leiden bin ich vertraut.“ — „Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?“ — „Selbstbekenntnisse. Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein.“ Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin. — „Die Hand meiner Schwester, Briefe, mehrere der nachlässigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?“ — „Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift — An \*\*\*.“ — „Ein neues Räthsel, an Mararien, die schweigsamste aller Frauen.“ — „Deshalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller Derer, die sich selbst verloren haben, sich wieder zu finden wünschten und nicht wissen, wo.“ — „Gott sei Dank!“ rief er aus, „daß sich eine solche Vermittlung gefunden hat; mir wollt' es nicht ziemen, sie anzusehen; ich segne meine Schwester, daß sie es that; denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Treffliche, im Vorhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere gewiesen und ihn auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat.“ —

„Diese Wohlthat erzeugte sie auch mir,“ versetzte die Schöne; und in diesem Augenblick fühlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden, daß aus dieser sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen merkwürdigen Person sich ein sittlichschönes, theilnehmendes und theilgebendes Wesen hervorthat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig,“ fuhr sie fort, „ich gehörte mir selbst nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich sein. Ich gefiel mir selbst nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtücken, wie ich wollte, es schien mir immer, als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, seit ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmücken könne, komm' ich mir wieder recht schön vor.“ Sie sagte das zwischen Lächeln und Weinen und war, man mußte es zugeben, mehr als lebenswürdig. Sie erschien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz: hier sind die Briefe! sie zu lesen und wieder zu lesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten, bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen.“

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf und ab zu gehen; er entfaltete nun einen Briefwechsel der Baronin mit Matarien, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich über die schöne Wittwe. Wie eine Frau die andere ansieht und scharf beurtheilt, geht hervor. Eigentlich ist nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Matariens eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus. Das Aeußere erscheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Reigung des jungen Paares, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden sich Erwiederungen Matariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung stammt, daß hieraus eine sittliche Besserung entstehen müsse. Sie übersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schönen Frau, deren himmelschönes Innere nun hervortritt und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiederung an Matarien.

## Sechstes Kapitel.

### Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerster Freund, kann ich sagen, sie ist gefunden, und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzusetzen, in einer Lage, wo für das gute Wesen nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. Lassen Sie mich im Allgemeinen reden; ich schreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich Alles vor Augen habe, wovon ich Rechenschaft geben soll.

Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart gesehen, über welche eine heitere Aussicht auf die nächste Zeit und die Zukunft waltet. Dieses zusammen betrachtet möchte wohl hinreichend sein, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles Dessen, was unter uns besprochen worden, auf das Dringendste bitten: der Freund möge es bei dieser allgemeinen Schilderung belassen, solche allenfalls in Gedanken

ausmalen, dagegen aber aller weitem Nachforschung entsagen und sich dem großen Lebensgeschäfte, in das er nun wahrscheinlich vollkommen eingeweiht sein wird, auf die lebhafteste Weise widmen.

Ein Duplikat dieses Briefes sende an Hersilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am Sichersten weiß, wo Sie zu finden sind. An diesen geprüften, im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverlässigen Freund schreibe noch Einiges, welches er mittheilen wird; besonders bitte, was mich selbst betrifft, mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünschen mein Vorhaben zu fördern.

### Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht Alles trügt, so ist Benardo, der höchstwerthzuschätzende, gegenwärtig in eurer Mitte, und ich sende deshalb das Duplikat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Möge dieser vorzügliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist.

Was mich betrifft, so kann ich, nach fortdauernder thätiger Selbstprüfung, mein durch Montan vorläufigst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch, meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stetigkeit zu vollenden, wird immer dringender. In sicherer Hoffnung, man würde meinen Vorstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschäfts zu Gunsten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen ferneren Lebensgang unter den schon ausgesprochenen Bedingungen getroßt antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in \*\*\* einzutreffen. An diesem Ort hoff' ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von Neuem zu beginnen.

### Siebentes Kapitel.

Nachdem unser Freund vorstehende Briefe abgelaufen, schritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend sich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, so Manches abzuschließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reisegefährten, durch welchen seinem Bestreben und seinem Genuß Manches zu Gunsten reichen sollte. Er findet sich mit einem Maler zusammen, welcher, wie dergleichen viele in der offenen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spulen, sich dießmal als ein ausgezeichnete Künstler darstellte. Beide schieden sich gar bald in einander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künstler, der aquarellirte Landschaften mit geistreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu schmücken

weiß, leidenschaftlich eingenommen sei von Mignons Schicksalen, Gestalt und Wesen. Er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen, worin sie gelebt, der Natur nachzubilden, hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erbzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schloßchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedes Mal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Nüchternung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrund, wie sie lebte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannigfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angebundenen Rahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeugte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch ehe er Wilhelm begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirg-Schlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker, um Furcht einzufloßen, zu wunderbar, um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäc, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen allem Dem das lebenswürdige Kind, in sich gefehrt ohne Trug, unwillig ohne Widerstreben, geführt, aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen; die Alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit, mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen, hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit

flugdichtendem Wahrheitsfinne eine Höhle merflich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Kryftalle oder als Aufenthalt einer fabelhaft-furchtbaren Drachenbrut anfpreden konnte.

Nicht ohne heilige Scheu befuchten die Freunde den Palaft des Marchefe; der Greis war von feiner Reife noch nicht zurück; fie wurden aber auch in diefem Bezirk, weil fie fich mit geiftlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm fehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen Mann gerne wieder gefehen und herzlich begrüßt hätte, fo fürchtete er fich doch vor beffen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahin genommen hatte.

Und fo schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahreszeit entgieng ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tauſend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht ſein Firmament und von da See und Erde freigebigſt überſpendet und ſich im Abglanz erſt vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgeſät von Natur, durch Kunſt gepflegt und gefördert, umgab ſie überall. Schon die erſten Kaſtanienwälder hatten ſie willkommen heißen, und nun konnten ſie ſich eines traurigen Sädhelns nicht enthalten, wenn ſie, unter Cypreſſen gelagert, den Lorbeer aufſteigen, den Granatapfel ſich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe ſich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunklen Laube hervorglühend erblickten.

Durch den friſchen Geſellen entſtand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unſerm alten Freund hatte die Natur kein maleriſches Auge gegeben. Empfänglich für ſichtbare Schönheit nur an menſchlicher Geſtalt, ward er auf einmal gewahr: ihm ſei, durch einen gleichgeſtimmten, aber zu ganz andern Genüſſen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeſchloſſen.

In geſprächiger Hindeutung auf die wechſelnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen ſonſt hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen italiäniſcher Gegenden geweſen; der Himmel ſchien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchſt lieblich, doch unwahr, und das mancherlei friſche Grün doch gar zu bunt; nun verſchmolz er aber mit ſeinem neuen Freunde aufs Innigſte und lernte, empfänglich, wie er war, mit deſſen Augen die Welt ſehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit entfaltete, mußte man nach Kunſt als der würdigſten Auslegerin unbezwingliche Sehnſucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der maleriſche Freund ihm von einer

andern Seite entgegen; diese hatte manchmal einen hitzigen Gesang mit und dadurch ruhige Stunden auf weit- und breiter Wellenfläche innig belebt und begleitet. Man aber traf sich's, daß er in einem der Paläste ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Saute in ihrem Formel, kräftig, vollklingend, bequem und tragbar; er wußte das Instrument alsbald zu stimmen, so glücklich und angenehm zu spielen und die Gegenwärtigen so freundlich zu unterhalten, daß er, dieser neuer Orpheus, den sonst strengen und trocknen Kapellmeister durch Bezwang und ihn freundlich nöthigte, das Instrument dem Meister auf eine Zeit lang zu überlassen, mit der Bedingung, solchenfalls der Weise treulich wieder zu geben, auch in der Zwischenzeit an einem Sonn- oder Feiertage zu erscheinen und die Familie zu besuchen.

Manz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Rahn wurden um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht- und Marktschiffe vertrieben in ihrer Nähe. Kriegen von Menschen zogen am Strande nach, die Landenden sahen sich sogleich von einer frohstimmigen Menge umgeben. Die Schreitenden segnete Jedermann, zufrieden, doch lehnhaftvoll. Man hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl denken können, daß die Erndung Beider eigentlich genügt sei, alle die in der Gegend sich beziehenden Gegenden und Solistiden waren durch umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in den Tagessunden treulich ausgeführt. Doch zu leisten, hatten sie sich auf eine eigne Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen die eigene Gelübde gar oft hinderlich war; doch wußten sie solchen leichtlich zu umgehen durch die Umliegung, es gelte nur für das Ueberhaupt auf dem Wasser sei es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sei. Er leugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch: Silarian und die Wittwe zu sehen, auch noch befriedigt werden müsse, wenn er mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, der die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich, einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und zu wissen, den er mit den Gestalten so holden Personen Anstalt zu verzieren gedachte.

Man stritten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Punkte, wo der Meister in dieses Paradies einzutreten pflegt, beobachtend. Ihre Absicht hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehen, bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverbrachtes Schiff herangeleiten, worauf sie Jagd machten und sich schielten, sogleich leidenschaftlich zu eutern. Die Frauenzimmer, die ihnen nahen betroffen, sahen sich sogleich, als Wilhelm das Blättern sah und Beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten. Die Freunde wurden alsbald vertraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu bestiegen, welches eilig geschah.

Nach nun vergegenwärtigte man sich die Viere, wie sie, im zerstückten Raum beisammen, gegen einander über sitzen im der festesten Welt, von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geschauelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor Kurzem geschildert gesehen, das männliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames Reiseleben führen, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefährlichsten Lage.

Für die Drei, welche sich schon, willig oder unwillig, zu den Entlassenden gezählt, ist nicht das Schwerste zu besorgen, der Vierte jedoch dürfte sich nur allzu bald in jenen Orden aufgenommen sehen.

Nachdem man einmal den See durchkreuzt und auf die interessantesten Lokalitäten sowohl des Ufers als der Inseln hingedruct hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo sie übernachtet sollten und wo ein gewandter, für diese Reise angenommener Führer alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten zu besorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein schifflicher, aber unbequemer Ceremonienmeister; denn gerade an dieser Station hatten die Freunde vor Kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgebung erschöpft. Der Künstler, welchen beim Gelübde zurschiffelt, wollte die Erlaubniß erbitten, die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weshwegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trauete.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gesprungen, daß sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Baute griff und jenen wunderhullegenden Gesang, den die venetianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzuhören begann. Gebt genug zu solchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verstärkte er verhältnismäßig zur wachsenden Entfernung den Ton, so daß man am Ufer immer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Baute schweren, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß die Damen, anstatt sich ins Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er sah sie sich so begeistert, daß er nicht andigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Anschauen aller Gegenstände entzogen; bis ihm endlich der mehr beruhigte Freund bemerklich machte, daß, wenn auch Finsterniß den Ton begünstige, das Schiff den Kreis doch längst verlassen habe, in welchem derselbe wirken wolle.

Der Verabredung gemäß traf man sich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend bestaunte man sich mit der schönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweis übersehbarer, bald sich verliert in die Ansichten, die, im Wasser sich gleichmäßig verdoppelnd, das mannigfaltigste Vergnügen gewähren. Oben liegen denn die künstlerischen Nachbildungen auf dem Papier. Letzterge vermuten und ahnen, was man auf dem heutigen Zug



nicht unmittelbar gewahrte. Für alles Dieses schien die stille Hilarie freien und schönen Sinn zu besitzen.

Aber nun gegen Mittag erschien abermals das Wunderbare: die Damen landeten allein, die Männer krenzten vor dem Hafen. Nun suchte der Sänger seinen Vortrag einer solchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem hart und lebhaft jodelnden allgemeinen Sehnsuchtsston, sondern von heftiger, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte drum manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Personen der Lehrjahre schuldig sind, über den Saiten, über den Rippen schweben, doch enthielt er sich aus wohlmeinender Schonung, deren er selbst bedurfte, und schwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf diese Weise den Hafen blockierend, nicht an Essen und Trinken gedacht, wenn die vorsichtigen Freundinnen nicht gute Bissen herübergeschendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum Ueberflusse schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufsteigenden Leidenschaften in den Weg tritt, schert sie, anstatt sie zu dämpfen; und auch diesmal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beiden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend-muntern Gondel gar bald wieder heranzufahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen venetianischen Sinne; hier bezeichnet es ein lustig-bequem-geköhltes Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebracht; im Genuß vergnüglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernung und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die Ältern zurück, vermied man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefasster, geprüfter Geist, wie unsere schöne Wittwe, konnte sich zu solcher Stunde oblig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu sehr verwundet, als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre; aber wenn die Kamuth einer herrlichen Gegend uns thüdernd umgibt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelenkt, genährt und entfernt, wackeln und wogen sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beschreiben, glaubte doch der gewandte, weiserfahrene Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Willenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Beste zu vermitteln. Denn als man den die Damen abermals zu dem Orte, wo ihrer Tafel bereit war, bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmücktes Schiff, das an das übrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch mit allen Gelehrten einer festlichen Tafel einladend vorwies, man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten, und erst die Nacht mied die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde auf ihren früheren Fahrten gerade die geschmackteste der Inseln aus einer gewissen Ratlosigkeit zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht die dortigen Kunstwerke im besten Stand erhaltenen Künstlerinnen den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltkugeln völlig erschöpft wären. Doch zuletzt gieng ihnen ein andres Licht auf! Man zog den Führer ins Vertrauen, dieser wußte jene Bahrt sogleich zu beschleunigen, und sie hielten solche für die letzte. Man durfte sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir aus den Reiseführer besonders rühmen, er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten welche, mehrere Herrschaften geleitend, dieselben Routen oft zurücklegen, mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintansetzung eignen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und ergötzlicher durchs Land zu führen versprechen, als diesen auf eigene Hand würde gelangen sein.

In gleicher Zeit that sich eine lebhaft weibliche Bedienung der Stimmzimmer zum ersten Mal entschieden thätig hervor, so daß die schöne Wittwe zur Bedienung machen konnte, die beiden Freunde wußten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung wohlbelieben. Auch hier gelang Alles zum Günstigsten denn der kluge Geschäftsträger hatte, bei dieser Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Kreditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß in Abwesenheit der Besitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet worden, ja sogar einige Aufsicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämtliche Gepäck aller anwesenden Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die einmaligen Portefeuilles des trefflichen Künstlers, zum ersten Mal alle zusammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in

stetiger Folge dem Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Diebhaber und Künstler sich wechselseitig prekonisiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteste und einsichtigste Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen Dasjenige, was wir nicht vorzeigen können, gläubigen Lesern nur unter-schleichen, so setze hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowohl als gleichen und ähnlichen Arbeiten mehrere Jahre nachher bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt, die britere Ruhe Küster See-Aussichten darzu-stellen, wo anliegend-freundliche Wohnungen, sich in der klaren Fluth spiegeln, gleichsam zu haben scheinen; Ufer, mit begrenzten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eilige Gletscherfirnen aufsteigen. Der Farbenton solcher Scenen ist heiter, fröhlich-klar; die Fernen mit mildern Dufte wie übergossen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchströmten Gründen und Thälern hervorsteigt und ihre Umhüllungen andeutet. Nicht minder ist des Meißners Kunst zu loben in seinen aus Thälern, näher am Hochgebirg gelegen, wo kühnig bewaldete Bergeshänge niedersteigen, frische Ströme sich am Fuß der Felsen eilig fortwälzen.

„Ihm weiß er in mächtig schattenden Bäumen des Vordergrundes den unterschiedenen Charakter verschiedener Arten, so in Gestalt des Hanges wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Wälder, befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weise abancirten frischen Grün, worin sanfte Mäße mit gelindem Hauch zu säuseln und die Lichter daher gleichsam bewegt erscheinen.

Im Mittelgrund erwecket allmählig der lebhafteste gelbe Ton und vermählt sich, auf entferntern Bergeshöhen, schwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unserm Künstler glücken über Alles Darstellungen höherer Abgeenden; das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem frischesten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von hohen Felswänden sich schäumende Wähe stürzen. Mag er die Weiden mit großem Hindruch flathen oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle gleich gut und geistreich, immer am schicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht, pieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der süßesten Meisterhand, leicht, mit wenigen scharfen Strichen und doch vollendet. Er bediente sich später englischer glänzender Permanentfarben auf Papier; daher sind diese Gemälde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und grüßlich.

„Seine Abbildungen tiefer Felsklüften, wo um und um nur

tautes Gestein flarrt, im Abgrund, von silberner Bräute Überströmungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift und ihre Wahrheit: wir bewundern die große Wirkung des Ganges, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Lokalfarben mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

„Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen,“ wo weder Baum noch Gesträuch mehr vorkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schnergipfeln sonnige Flächen mit zartem Rasen sich bedecken. So schön und gründerlich und einladend er dergleichen Stellen auch kolorirt, so klug hat er doch unterlassen, hier mit weidenden Heerden zu skizziren; denn diese Gegenden geben nur Futter den Geusen, und Wildheuern einen gefährlichen Erwerb.“

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilder Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort Wildheuer mit Wenigern erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie erklimmen deshalb, mit Steigeiseln an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehhändler veräußert wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen Jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sei; am Wenigsten blieb dieß dem Künstler verborgen, der sich von Niemand lieber erkannt gesehen hätte, als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern labette Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier sei die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine schönere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war, ihre Blätter vorzuweisen, welch ein Talent hinter diesem stillen zierlichsten Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt. Sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmutz- und Vugarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deshalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung; dabei jedoch das Ganze

nicht aufs Vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gestellt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweichen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu; deshalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Demnach fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreifache Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt, was von Sinn und Geschmack in ihr noch schlummerte, es geht ihr auf, daß sie nur Muth lassen, einige Grundmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich, dringend wiederholt überlieferte, ernst und sträglich befolgen müsse. In der Arbeit des Striches findet sich ein, sie hält sich allmählig wie ein Kind an die Theile als an Ganze, und so schließt sich die schönste Uebung der Kunst zur Fertigkeit auf: wie eine Rosenkranzperle, an der man sich Abends unbeachtend vorübergehen, Morgens mit dem ersten Anbruch der herrlichen Erscheinung dem Lichte entgegenragt, mit dem ersten Morgenhauch glauben.

Womit nicht ohne stilles Nachwirken war eine solche ästhetische Ausübung, geblieben: denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen einen Menschen, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. In diesem war es das erste frohe Gefühl, das in Hiloriens Seele nach gelungener Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erst Tage lang vor sich zu haben und nun die auf einmal verliehene vollkommene Darstellung zu empfinden! Welche Wonne, in Tönen und Farben dem Ideal der Kunst näher zu treten! Sie fühlte sich mit einer neuen Freude überrascht und konnte sich eine besondere Anreizung zu Jener Kunst nicht verschaffen, die sie sich schuldig geworden, nicht versagen.

So waren sie neben einander; man hätte nicht unterscheiden können, wer die Kunst, Kunstvortheile zu überliefern oder sie zu ergreifen und auszuüben gewesen wäre. Der glücklichste Wettstreit, wie er sich zwischen einem Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schickte der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einen, den sie wollen, sie aber, sanft ablehnend, ritzte gleich, das Gewöhnliche als Nothwendige zu thun, und immer zu neuem Erlaunen.

Die schöne Wittwe ging indeß mit Wilhelm unter Cypressen und Eichen bald an Trauben, bald an Orangengeländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten, den leise angedeuteten Wunsch ihres neuen Freundes zu erfüllen, sie mußte ihm die wunderbare Ausstattung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihrem natürlichen Verstande getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt eingeführt worden.

Demnach, der die Gabe nicht vermigte, sich Alles genau zu merken, und die trauliche Erzählung später auf, und wir gedenken sie hier so, wie sie verfaßt und durch Herkules an Katalien geschickt, durch unsere Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangelommen, und ein hervorleuchtender Klarer Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings wiederglänzenden See, dessen Bänge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen, das hundertmal Besprochene, die Vorzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes, nochmals zu bereden, ja sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen mochte, war das tiefe schmerzliche Gefühl, das in jedem Busen, stärker oder schwächer, durchaus aber gleich wahr und zart sich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete sich über die Gesammtheit, ein allmähliges Versinken wollte fast ängstlich werden.

Da ermannte, da entschloß sich der Sänger, auf seinem Instrumente kräftig preludirend, uneingedenk jener früheren wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Mignons Bild mit dem ersten Zartgesang des holden Kindes vor. Leidenschaftlich über die Organe gerissen, mit schmerzhaftem Griff die wohlklingenden Saiten ansetzend, begann er anzustimmen:

Kommst du das Land, wo die Citronen blühen,  
Im dunkeln Laub — — — —

Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich, die Stirne verziehend; unsere schöne Wittwe bewegte ablehnend eine Hand gegen den Sänger, indem sie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarie folgte der wirklich verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die mehr besonnene Freundin hinter Weiden drein. Und als sie nun alle Vierre im hohen Rondelstein sich gegenüber standen, war die allgemeine Nöthigung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umhalsen sich, und Buna ward Zeuge der heißesten, leuchtendsten Thränen. Einige Besinnung lehrte langsam erst zurück, man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernst-lieblichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grabes der Entfallenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, übermalt schmerzlich gekränkt zu werden.

Endt hatten sich die Jünglinge zur Ruhe begeben, und am frühen Morgen zeitig erwachend, saßen sie ein Herz und glaubten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, erfannen mancherlei Pläne,

wie sie ohne Pflichtverletzung in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorschläge deshalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie überraschte, schon beim frühsten Scheine des Tages seien die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskönigin belehrte sie des Weitern. Man konnte zweifelhaft sein, ob mehr Verstand oder Güte, mehr Reigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder leichtes verächtliches Vorurtheil darin ausgesprochen sei. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch sie irgendwo auffuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberschlag für die Freunde zur völligen Wüste gewandelt; und gewiß hätten sie selbst gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht- undankbar sie sich auf einmal gegen eine so schöne, so merkwürdige Umgebung verhielten. Kein selbstsüchtiger Hypochondrist würde so scharf und scheelüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachlässigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gänge, das Aussterben der Bäume, das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch alles Dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gescholten haben. Sie saßen sich indeß, so gut es sich fügen wollte; unser Künstler packte sorgfältig seine Arbeit zusammen, sie schifften Beide sich ein; Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo Jener, nach früherer Verabredung, seinen Weg zu Natalien suchte, um sie durch die schönen landschaftlichen Bilder in Gegenden zu versetzen, die sie vielleicht so bald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich, den unerwarteten Fall bekennend, vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen, von den Bundesgliedern des Entlassens aufs Freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt, doch getröstet zu werden.

#### Renardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerster, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht so groß, das Erlangen nicht so sicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen ist wichtiger, als beide Theile sich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu schreiben, weil sich gleich herborthut, wie unübersehbar das Ganze, wie unaussprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unsre Lösung sein. Tausend Dank, daß Sie mir auf ein so anmuthiges Geheimniß halbverschleiert in die Ferne hindeuten; ich gönne dem guten Wesen einen so einfach glücklichen Zustand, indessen mich ein Wirbel von Verschlingungen, doch nicht ohne Leitstern, umher treiben wird. Der Abbé übernimmt, das Weitere zu vermelden, ich darf nur Dessen gedenken, was fördert; die Sehnsucht verschwindet im



Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum für Betrachtung.

### Der Abbé an Wilhelm.

Wenig hätte gefehlt, so wäre Ihr wohlgemeinter Brief, ganz Ihrer Absicht entgegen, uns höchst schädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen ist so gemüthlich und reizend, daß, um sie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht Alles hätte stehen und liegen lassen, wären unsre nunmehr verbündeten Pläne nicht so groß und weitaussehend. Nun aber hat er die Probe bestanden, und es bestätigt sich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen ist und sich von allem Andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In diesem unserm neuen Verhältniß, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei näherer Untersuchung für Jene wie für uns weit größere Vortheile, als man gedacht hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünstigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Kanal projektirt, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns aneinander schließen, sich der Werth derselben ins Unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen; Alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir Andern die verwidelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieses ist also die nächste Aufgabe unsers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert sein. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft Thätigen, sich selbst und andern Nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Bothario zu berichten, er bereitet den völligen Abschluß vor. Eine Reise zu den Pädagogen hat er unternommen, um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf, als nur daß das Handwerk nicht abgeschmactt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nöthig werden. Wir müssen thun und dürfen uns Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen, ist unsre höchste Pflicht.

Tausend und aber Tausend Betrachtungen schließen sich hier an; erlauben Sie mir, nach unsrer alten Weise, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Besuches zu erwähnen, sag' ich soviel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären, was Sie eigentlich vorhätten, doch er gab sein Freundes-Wort, daß es verständig und, wenn es gelänge, der Gesellschaft höchst nützlich sein würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen sein sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deshalb wiederhol' ich im Namen Aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Vertrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie; was Ihnen gelingt, wird recht sein; möchten Sie sich zum nothwendigsten Glied unsrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunkt unsrer Kommunikationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt, wohin Sie zu jeder Jahreszeit Ihre Briefe zu senden haben; am Liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Eben so finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo sie Einen oder den Andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

### Zwischenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weshalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Kapiteln genügen, um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind, zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen.

Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhältnisse unserer alten Freunde bedeutend steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind der Art, daß zu hoffen steht, es werde Allen und Jedem, wenn sie sich ins Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir also zunächst, Einen nach dem

Andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

### Neuntes Kapitel.

Suchen wir nun unsern seit einiger Zeit sich selbst überlassenen Freund wieder auf, so finden wir ihn, wie er von Seiten des flachen Landes her in die pädagogische Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wiesen, umgeht auf trockenem Ager manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldbige Hügel, überall freie Umsicht über einen wenig bewegten Boden. Auf solchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde sich in der pferdenährenden Region; auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieses edlen Thiers verschiedenen Geschlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt sich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligst näher und näher anschwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber, durch frischen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt ist.

In vollem Galopp stürzt eine große Masse solcher edlen Thiere heran, sie werden durch reitende Hüter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheure Gewimmel vorbei; ein schöner Knabe unter den begleitenden Hültern blickt ihn verwundert an, parirt, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen; der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermisst und auf Aekern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben; da er sich denn auch in dem stillen mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, aber das Bestellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen; mit den nothwendigen und nuzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden beschäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterei endlich befördert worden. Das Geschäft, die Stuten und Fohlen zu hüten, sei mitunter zwar langweilig genug, indessen wenn man ein muntres Thierchen vor sich sehe, das Einen vielleicht in drei, vier Jahren lustig davon trüge, so sei es doch ein ganz anderes Wesen, als sich mit Kälbern und Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinaus gehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen freitheiten, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche konnte der Vater wohl zufrieden sein. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfest gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander, und man wußte nicht zu unter-

scheiden, ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafteste Schall wirksamster Blasinstrumente, und Alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkter Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren, worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern, daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend, der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb, zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltthätig und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sei, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermischte der Vater den Sohn an seiner Seite; er sah ihn, zwischen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabuletkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte und dagegen vernahm, daß es den Sohn gelte: „Lassen Sie es nur,“ sagte er zur Beruhigung des Vaters, „er ist unverloren; damit Sie aber sehen, wie wir die Unsrigen zusammenhalten,“ stieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen, das an seinem Busen hing: in dem Augenblicke antwortete es duzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: „Jetzt laß ich es dabei bewenden! es ist nur ein Zeichen, daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich; auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannigfaltige Weise vervielfältigt und von besonderem Nutzen.“

Auf einmal hatte sich um sie her ein freier Raum gebildet; man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazierte. „Zu jenen Sprachübungen,“ fuhr der Aufsehende fort, „wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern.

„Am Nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beim Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeit gerne finden mag. Damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbniß entstehe, so wird das Jahr über monat-

weise nur Eine Sprache im Allgemeinen gesprochen, nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll.

„Wir sehen unsere Schüler,“ sagte der Aufseher, „sämmlich als Schwimmer an, welche mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit Allem, dessen sich der Mensch unterfängt.“

„Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, mäßig-einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt. Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen härtigen und unbärtigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italiänischen bestimmt, und da, wie Ihr schon wißt, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch Alles durchgreift, so solltet Ihr ihn in der Langweile des Hülterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebendthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher, als man denkt.“

Da eine jede Region ihr eigenes Fest feiert, so führte man den Gast zum Bezirk der Instrumental-Musik. Dieser, an die Ebene gränzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite unter dem Rasen hie und da ein bemoofter Fels bescheiden hervortrat. Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander.jene anmuthig vereinzeltten Hütten lagen so weit auseinander, daß weder Töne noch Mischöne sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie näherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Instrumente aufgeführt, deren vollständige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orchester stand ein kleineres zur Seite, welches zu besonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen; es waren diejenigen, die noch nicht vermochten oder nicht wagten, mit ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hörte rühmen: ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickele.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieser begünstigt werde. Auf die Frage sodann, was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunst sei es

und zwar von der Iyrischen Seite. Hier komme Alles darauf an, daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander, entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselseitig bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmit stellt der Tonkünstler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Silben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmiters, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht von seiner Seite durch Iyrische Zartheit und Kühnheit dem Musiker Ehrfurcht einzusößen und neue Gefühle, bald in sanfterster Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gast über die nächste Gränze führte, sah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Häuser, nicht mehr hüttenartig; sie zeigten sich vielmehr regelmäßig zusammengestellt, tüchtig und schön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause, und eine ganz eigene Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf Alles, was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschäft ist einsam, und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet Jeder im Stillen, was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die so eben eifrig beschäftigt waren, ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien, als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgend erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieser: die Einbildungskraft sei ohnehin ein vages,

unstetes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit sicherer Grundsätze in andern Künsten. Würde der Musiker einem Schüler vergönnen, wild auf den Saiten herumzugreifen, oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei; das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ist ihm den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzmäßige Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am Meisten berechtigt, ist: daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am Ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gern seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbständigkeit zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpfückt wird.

Mit dem Genie haben wir am Liebsten zu thun: denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen, was ihm nuz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respekt, sogar vor Dem, was man konventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer sind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln schien, mannigfaltige Ansichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus, sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön. Den edlern und ernstern in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmuthigen Stils gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seien, welche



Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiderte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Musikus müsse immer in sich selbst gekehrt sein, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu schmeicheln. Das Auge bebortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geist von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken sich veredelt fühle.

Sodann ließ unser Freund sich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch erregten Tagen hier die größte Stille herrsche und das Arbeiten nicht auch ausgesetzt werde?

Ein bildender Künstler, hieß es, bedarf keines Festes, ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Treffliches geleistet hat, es steht, nach wie vor, seinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anstrengung, keines frischen Gelingens, woran sich der Musiker immerfort abplagt, dem daher das splendifeste Fest innerhalb des vollzähligsten Kreises zu gönnen ist.

Man sollte aber doch, versetzte Wilhelm, in diesen Tagen eine Ausstellung belieben, wo die dreijährigen Fortschritte der bravesten Zöglinge mit Vergnügen zu beschauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, versetzte man, mag eine Ausstellung sich nöthig machen, bei uns ist sie es nicht. Unser ganzes Wesen und Sein ist Ausstellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller-Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freilich nach hundertmal besprochenen und durchdachten Rissen: denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehen bleiben soll, muß recht stehen und, wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir schon läßlicher, am läßlichsten mit Malern; sie dürfen Dieß und Jenes versuchen, beide in ihrer Art. Ihnen steht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen sich eine Stelle zu wählen, die sie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen ist, so wird die Ausführung zugestanden; und zwar auf zweierlei Weise, entweder mit Vergünstigung, früher oder später die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn sie dem Künstler selbst mißfiele, oder mit Bedingung, das einmal Aufgestellte unabänderlich am Orte zu lassen. Die meisten erwählen das Erste und behalten sich jene Erlaubniß vor, wobei sie immer am Besten berathen sind. Der zweite Fall tritt seltner ein, und

man bemerkt, daß alsdann die Künstler sich weniger vertrauen, mit Gelehrten und Kennern lange Konferenzen halten und dadurch wirklich schätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen vermögen.

Nach alledem veräumte Wilhelm nicht, sich zu erkundigen, was für ein anderer Unterricht sich sonst noch anschließe! und man gestand ihm, daß es die Dichtkunst, und zwar die epische sei.

Doch mußte dem Freunde dieß sonderbar scheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergünst, schon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu lesen oder vorzutragen ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Uebersetzungen und Legenden lakonisch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald an malerischer oder poetischer Ausführung das eigene Produktive des einen oder des andern Kunstgewandenen Talents. Dichter und Bildner, beide beschäftigen sich an Einer Quelle, und jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vortheil hinzuleiten, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen, welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Bearbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reisende selbst hatte Gelegenheit, zu sehen, wie das verging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschäftigt; ein munterer junger Freund erzählte sehr ausführlich eine ganz einfache Geschichte, so daß er fast eben so viele Worte als Jene Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls aufs Rundeste zu vollenden.

Man versicherte, daß beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmuthig unterhielten, und daß sich auf diesem Wege öfters Improvisatoren entwickelten, welche großen Enthusiasmus für die zweifache Darstellung zu erregen wußten.

Der Freund wendete nun seine Erkundigungen zur bildenden Kunst zurück. „Ihr habt,“ so sprach er, „keine Ausstellung, also auch wohl keine Preisaufgabe?“ — „Eigentlich nicht,“ versetzte Jener, „hier aber ganz in der Nähe können wir Euch sehen lassen, was wir für nützlicher halten.“

Sie traten in einen großen, von oben glücklich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis beschäftigter Künstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine kolossale Gruppe günstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltthamen Stellungen, ranneten an jenes herrliche Gemälde zwischen Heldenknaben und Amazonen so Haß und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig-traulicher Frennschaft aus. Dieses merkwürdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Punkte ringsum gleich günstig anzusehen. In einem weiten Umfang saßen und standen bildende Künstler, jeder nach seiner Weise beschäftigt; der Maler an seiner Staffelei, der Zeichner am Reißbrett, einige unbedeckten rind, einige hoch erhoben, ja, sogar Baumstämme entwarf den Unterlag, worauf künftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Theilnehmende versuchte nach seiner Weise bei der Nachbildung Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, sorgfalt-

jedoch sie nicht zu zerstoren, sondern so viel wie möglich beizubehalten. Eben so wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßstabe wiederholt, und er schien das Modell wirklich in gewissen Bewegungen und Ueberbeugungen abstrahiren zu haben.

Nun offenbarte sich, dieß sei der Meister des Modells, der dasselbe vor der Ausführung in Marmor hier einer nicht beurtheilenden, sondern praktischen Prüfung unterwarf und so Alles, was jeder seiner Mitarbeiter nach eignen Weise und Denkart daran gesehen, beibehalten, oder verändert, genau beobachtend, bei nochmaligem Durchdenken zu eignem Vortheil anzuwenden wußte; dergestalt, daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet dastehen wird, obgleich nur von einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch Allen anzugehören scheinen möge.

Die größte Stille beherrschte auch diesen Raum, aber der Vorsteher hob seine Stimme und rief: „Wer wäre denn hier, der uns in der Erwartung dieses rationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, daß Alles, was wir hier fixirt sehen, wieder flüchtig würde, ohne seinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, Daß, was der Künstler hier festgehalten, sei auch das Wahre sey?“

Hattemtlich aufgefordert von Allen, verließ ein schöner Jüngling seine Arbeit und begann herausstretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunstwerk nur zu beschreiben schien; bald aber wagt er sich in die eigentliche Region der Dichtkunst, tauchte sich in die Mitte der Handlung und beherrschte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach steigerte sich seine Darstellung durch herrliche Deklamation auf einen solchen Grad, daß wirklich die starre Gruppe sich um ihre Achse zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht schien. Wilhelm stand entzückt und rief zuletzt: „Wer will sich hier noch enthalten, zum eigentlichen Gesang und zum rhythmischen Lied überzugehen!“

„Ich möchte ich verbiten,“ versetzte der Vorfeser: „denn wenn unser trefflicher Bildhauer aufrichtig sein will, so wird er bekennen, daß ihm unser Dichter eben darum beschwerlich gefallen, weil beide Künstler am Weitesten auseinander stehen, dagegen möchte ich wetten, ein und der andere Maler hat sich gewisse lebendige Jüge daraus angeworben.“

„Ein sanftes gemüthliches Lied jedoch möchte ich unserem Freunde zu hören geben, eines, das ihr so ernstlich vortrug; es bewegt sich über das Ganze der Kunst und ist mir selbst, wenn ich es höre, stets erbaulich.“

Nach einer Pause, in der sie einander zueinhin und sich durch Zeichen bezeugten, erscholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geist erhebende, willkürliche Gesang:

Zu erfinden, zu beschließen,  
 Bleibe, Künstler, oft allein;  
 Deines Wirkens zu genießen,  
 Eile freudig zum Verein!  
 Hier im Ganzen schau, erfahre  
 Deinen eignen Lebenslauf,  
 Und die Thaten mancher Jahre  
 Sehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,  
 Die Gestalten, ihr Bezug,  
 Eines wird das Andre schärfen,  
 Und am Ende sei's genug!  
 Wohl erfunden, klug eronnen,  
 Schön gebildet, zart vollbracht —  
 So von jeher hat gewonnen  
 Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde  
 Einen Gott nur offenbart,  
 So im weiten Kunstgebilde  
 Webt ein Sinn der ew'gen Art;  
 Dieses ist der Sinn der Wahrheit,  
 Der sich nur mit Schönnem schmückt  
 Und getrost der höchsten Klarheit  
 Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose  
 Redner, Dichter sich ergehn,  
 Soll des Lebens heitre Rose  
 Frisch auf Malertafel stehn,  
 Mit Geschwistern reich umgeben,  
 Mit des Herbstes Frucht umlegt,  
 Daß sie von geheimem Leben  
 Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe  
 Form aus Formen deiner Hand,  
 Und im Menschenbild genieße,  
 Daß ein Gott sich hergewandt.  
 Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,  
 Stellet euch als Brüder dar;  
 Und gesangweis flammt und rauchet  
 Opfersäule vom Altar.

Alles Dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr paradox und, hätte er es nicht mit Augen gesehen, gar

unmöglich scheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei in schöner Folge vorwies und bekannt machte, so bedurfte es kaum einer Frage, um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht, den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden: „Ich sehe, hier ist gar klüglich für Alles gesorgt, was im Leben wünschenswerth sein mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen, und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines, das zu einem solchen Zweck bestimmt sein könnte.“

„Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sei: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltm Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in dem Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unserm ernstern Zweck nicht vereinen.“

„Man sagt aber doch,“ versetzte Wilhelm, „diese weit um sich greifende Kunst befördere die übrigen sämmtlich.“

„Reineswegs,“ erwiderte man, „sie bedient sich der übrigen, aber verdirbt sie. Ich verdanke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Maler gesellt; der Maler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren.“

„Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vortheil ziehen möchte, wird sich immer im Nachtheil finden und der Musikus im gleichen Falle sein. Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle: es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verleugnen kann.“

Wilhelm sah mit einem tiefen Seufzer vor sich nieder, denn Alles auf einmal vergegenwärtigte sich ihm, was er auf und an den Brettern genossen und gelitten hatte; er segnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen solche Pein zu ersparen gewußt und aus Ueberzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in diesen Betrachtungen,

sondern fuhr fort: „Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verheugen, daß unter so großer Anzahl sich eine minuscule Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue, diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachstehens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dieß fordern wir zwar nicht, beobachten aber den Jüdling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährten Jüdligen sogleich dorthin, damit er, wie die Gänse auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem lustigen Lebensgemisch und Geschnatter eilfertig entgegen geleitet werde.“

Wilhelm hörte dieß mit Geduld, doch nur mit halber Uebersetzung, vielleicht mit einigem Verdruss: denn so wunderbar ist der Mensch gestant, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt sein, sich von ihm abwenden, ihn verlassen kann, aber ihn doch nicht von Andern auf gleich Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerpruchs, der in allen Menschen wohnt, als lebendiger und wirksamer, als in solchem Falle.

Mag doch der Redakteur dieser Bogen hier selbst gesehen, daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielsochem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet und Dante man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?

Doch wir finden keine Zeit, solchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig und hinzugeben, denn unser Freund steht sich angenehm überrascht, da ihm abermals einer von den Dreien, und zwar ein besonders zusagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reifsten Seelenfrieden verkündend, theilte sich höchst requiescent mit. Vertrauen konnte der Wanderer sich nähern und suchte sein Vertrauen erwidern.

Hier vernahm er nun, daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligtümern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indeß die Dreie sich vertheilt, um sämtliche Regionen heimzusuchen und überall nach gesammelter tiefter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufsehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neue bestimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieser treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Uebersicht ihrer innern Zustände und äußern Verbindungen, so wie Kenntniß von der Wechselwirkung aller verschiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Jüdling versetzt werden könne. Graug, mit dem bisher Besprochenen stimmte Alles völlig überein. Ingleich machte die Schilderung seines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte seinen ganzen Beifall gewinnen.

## Zehntes Kapitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunächst gefeiert werden sollte. Sie erstiegen mit Schwierigkeit das Gebirg; Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend sich langsamer bewegte, als würde die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen setzen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst; kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher, als wenn ein Vulkan sich aufthut und sein sprühendes Getös ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte sich einige Zeit an der Bewunderung des Gastes ergötzt — denn wirklich konnten sie einander wohl beobachten; ihre Gesichter und Gestalten erschienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, so wie ihr Weg — begann er zu sprechen: „Ihr seht hier freilich ein wunderliches Schauspiel; diese Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß versteckter, kaum erreichbarer irdischer Schätze begünstigen, diese quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unterirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung sichtbar macht.“

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammensee um einen wohlbeleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu Tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Kontrast bildeten. Sofort erklang nun die heiterste Musik zu tüchtigen Gesängen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen, und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Bewunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter ihnen, in ernster stattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte! „Nicht umsonst,“ rief dieser aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutenderen Montan vertauscht; du findest mich hier in Berg und Luft eingeweiht, und glücklicher in dieser Beschränkung unter und über der Erde, als sich



denken läßt. — „Da wirfst du also,“ versetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrener nunmehr freigebiger sein mit Aufklärung und Unterricht, als du es gegen mich warfst auf jenen Berg- und Felsklippen.“ — „Keineswegs!“ erwiderte Montan; „die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler.“

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gäste, die geladen und ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk, deswegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich ins Allgemeine, und da war von nichts Geringerem die Rede, als von Erschaffung und Entstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hügeln zu ihrem Vortheil an. Andere heftiger dagegen ließen erst glühen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, daß, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt ins Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm sowohl im Meer als auf der Erde wüthenden Vulkane bethätigte und durch successiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemäß auch dieses scheinen mochte, so waren Manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten: mächtige in dem Schooß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seien mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Theile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umher gestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seien.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche, Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und betheuerte: gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre heruntermasseln und weite, breite Landschaften durch sie bedeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen

Welcher Art aber dieß gewesen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet sein wird.

## Gilftes Kapitel.

### Hersilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir seit langen Jahren vor, ich sei ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch sein, so bin ich's ohne mein Verschulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben, und nun brauche ich Geduld mit mir selber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zusammen, bald wechselseitig, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unschuldige Alkmene, die von zwei Wesen, die einander vorstellen, unablässig heimgesucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, und doch schreibe ich Ihnen, so scheint es, nur, wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles Uebrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen:

Ich sitze unter den hohen Binden und mache so eben ein Brieftäschchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiß Einer von Beiden; da kommt ein junger Tabuletkrämer mit Körbchen und Kästchen auf mich zu, er legitimirt sich bescheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt sei, auf den Gütern zu haufiren; ich besche seine Säckelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren Niemand bedarf und die Jedermann kauft aus kindischem Trieb, zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schöne schwarze, etwas listige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er thut mancherlei Fragen, auf die Personen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Hersilie, spricht er bescheiden, wird Hersilie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte? Ich sehe ihn verwundert an, er zieht das kleinste Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man sie im Gebirg für die kindischen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, sehe es beschrieben und lese die mit scharfem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

Felix  
liebt  
Hersilien.  
Der Stallmeister  
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über Das, was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am Meisten darüber, daß das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will, als ich selbst bin. — Was soll das! sag' ich zu mir; und der kleine Schalk ist mir gegenwärtiger als je, ja, es ist mir, als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire und erfahre nichts; ich denke nach und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Wiederreden so viel, daß der junge Krämer auch die pädagogische Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inschrift geschrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die besten Geschenke versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in seinem Waarenbesteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er so freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte und schrieb:

Herfiliens  
Gruß  
an Felix.  
Der Stallmeister  
halte sich gut.

Ich betrachtete das Geschriebene und fühlte Verdruß über den ungeschickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit, noch Geist, noch Witz, bloße Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben stand ich, an einen Knaben schrieb ich; sollte mich das aus der Fassung bringen? Ich glaube gar, ich seufzte, und war eben im Begriff, das Geschriebene wegzuwischen; aber Jener nahm es mir so zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine fürsorgliche Einhüllung, und so geschah's, daß ich, weiß ich doch nicht, wie's geschah, das Täfelchen in das Brieftäschchen steckte, das Wand darum schlang und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, sich tief verneigend einen Augenblick zauberte, daß ich eben noch Zeit hatte, ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich schalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte sich schidlich eilend und war, als ich ihm nachblickte, schon verschwunden, ich begriff nicht recht, wie.

Nun ist es vorüber, ich bin schon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden und glaube kaum an die Erscheinung. Halte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es ist gar zu zierlich, die Schrift gar schön und sorgfältig gezogen; ich glaube, ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulösen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorstehendes geschrieben; was ich aber auch darüber denke, will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; dergleichen sind jetzt im

Roman nicht zu entbehren; sollten sie uns denn auch im Leben begegnen? Ungeheim und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum schied er auch vor aufgelöster Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geistes genug, um ihn schädlicher Weise festzuhalten?

Nach einer Pause nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntnisse fortzusetzen. Die entschiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir schmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes sei, in diesem Alter nach älteren Frauen sich umzusehen. Fürwahr, es gibt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, lachte ich darüber und wollte boshafter Weise gefunden haben: es sei eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache so zu denken: ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich sehe ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach, welch ein Unterschied ist es, ob man sich oder die Andern beurtheilt!

## Zwölftes Kapitel.

Wilhelm an Natalie.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschließen; es ist so Mancherlei zu sagen, mündlich fügte sich wohl Eins ans Andere, entwickelte sich auch wohl leicht Eins aus dem Andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem Allgemeinsten beginnen; es leitet mich doch zuletzt aufs Wunderliche, was ich mitzutheilen habe.

Du hast von dem Jüngling gehört, der, am Ufer des Meeres spazierend, einen Ruderpfloß fand; das Interesse, das er daran nahm, bewog ihn, ein Ruder anzuschaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernstlich nach einem Rahn und gelangte dazu. Jedoch war Rahn, Ruder und Ruderpfloß nicht sonderlich fördernd; er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich ist. Durch zweckmäßiges Bestreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geschicklichkeit; das Glück begünstigt ihn, er sieht sich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs, und so steigert sich das Gelingen; er gewinnt Wohlwollen, Ansehen und Namen unter den Seefahrern.

Indem ich nun dich veranlasse, diese artige Geschichte wieder zu lesen, muß ich bekennen, daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt, Dasjenige auszudrücken, was ich

vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten, die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere; die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen gewedt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein; er will nachmachen, nachbilden, was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist Alles beisammen: eine vielleicht im Besondern schon angeborne, in ursprünglicher Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgenrecht stufenweis fortschreitende Übung und ein entwickeltes Talent, das uns nöthigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am Glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres, als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigener Wahl in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist, was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden, daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier also zunächst eine der frühesten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber einmal, oder vielmehr sich selbst ins Freie zu führen, hatten unsere Eltern längst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fügte: Alles so einzuleiten, daß man zu Nacht wieder zu Hause sein könnte; denn außer seinem längst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Un-

möglichkeit. Die Freuden des Tages so eng zu concentriren war freilich schwer: zwei Freunde sollten besucht und ihre Ansprüche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indeß man hoffte man mit großer Pünktlichkeit Alles zu erfüllen.

Am dritten Frierstage, mit dem Fröhsten, standen Alle wunter und bereit, der Wagen fuhr zur bestimmten Stunde vor; doch hatten wir alles Schöne der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen, eine freie, weitausgebreitete Welt that sich vor den Linneten auf. Das durch einen Nachregen erst erfrischte Grün der Wäldchen und Wiesen, das mehr oder weniger hellere der eben aufkeimenden Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blühend sich verbreitende Weiß der Baumblüthe, Alles gab uns den Verichmack glücklicher paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erste Station bei einem wüthenden Schilf. Freundschaftlich empfangen, konnten wir bald gemerkt werden, daß die aufgehobene kirchliche Frier den Ruhe und Freiheit liebenden Gemüthern nicht entzogen war. Ich betrachtete den ländlichen Haushalt zum ersten Mal mit freudigem Antheil, Pflug und Egge, Mägen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der mühsam angestrebte Markt schien das Ueberflüssige im ganzen Kreise sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen stiellich anzuwachsen. Ich wies auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick wurde gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, frische Milch und sonst mancher ländliche Vorrath wurde von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassen, in dem angrenzenden Baumstaud ein Geschäft zu vollbringen, das eine alte wohlgeübte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Edelweissblumen als möglich sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die hauswirthliche Matrone gar allerlei gerundetes Geld daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Bächen und Brunnen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Stängel und Blüthen zusammengebracht, daß wir nicht wußten, wo mit hin; man steng sagt an die gelblichen Röhrenkronen anzuhängen: denn um sie war es denn eigentlich doch nur zu thun; jeder suchte in sein Köstchen, sein Bündchen möglichst zu sammeln.

Der älteste dieser Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir, war aus der Zahl der Spieler, den dieses Blumengetümmel nicht zu freuen schien. Ein Knabe, der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, lud mich ein, mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, schon ansehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wie

setzten uns mit ein paar Angelruthen an eine schattige Stelle, wo im tiefen, ruhig klaren Wasser gar manches Fischlein sich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es thun, wie der Röder am Angel zu befestigen sei, und es gelang mir einige Mal hinter einander, die kleinsten dieser zarten Geschöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuschellen. Als wir nun so zusammen an einander gelehnt beruhigt saßen, schien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Rieß aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hinein erstreckte. Da sei die schönste Gelegenheit, zu baden. Er könne, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen; und ehe ich mich's versah, war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm, verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderbar zu Muth geworden. Grashüpfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen, und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als Jener, einen großen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Gange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenthüle hinab ins kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunter zu locken; eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Rieß entkleidet, wagte ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer, als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich erhob, sich aufrichtete, im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubte ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet: so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegen einander; unsere Gemüther zogen sich an, und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig, eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit, als die Gesellschaft den angenehmsten Fuhweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber hälftewegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse vorfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle.



Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amtshause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Biergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend. Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig; wir giengen vertraulich zusammen, saßen uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu wünschen. So giengen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen; sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthenglocken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahreszeiten gesorgt; schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Kletterstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannigfaltigsten Flor; näher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstengel, gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu Schatten!

---

Betracht' ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, tröstete mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

---

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles Uebrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Kopieen zu sein scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich ursprünglichen Geistes und Sinnes ermangeln.

---

Wie müßten wir verzweifeln, das Aeußere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönnen eine schöpferische Kraft erweist!

Es dämmerte schon, als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an, um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte, lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durchs Gebüsch hin und wieder. Ich rief, ich ängstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum ersten Mal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte sich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, schon war es ein unwiderstehlich Bedürfnis, meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte. Es war voll, der Mund lispelte schon, um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundschaft, wegen vernachlässigter Zusage.

Wald aber sollten mir schwerere Prüfungen zugebracht sein. Aus den ersten Häusern des Ortes stürzten Weiber schreiend heraus, heulende Kinder folgten, Niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Schhaus sahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte sich langsam die lange Straße hin; es schien wie ein Beichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geschrei dauerte fort, es vermehrte sich, die Menge lief zusammen. Sie sind ertrunken, alle sämmtlich ertrunken! Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um sich sahen, schienen getröstet. Aber ein ernstester Mann trat heran und sprach zur Pfarrerin: „Unglücklicherweise bin ich zu lange außen geblieben; ertrunken ist Adolph selbst, er wollte sein Versprechen halten und meins.“ Der Mann, der Fischer selbst war es, gieng weiter dem Zuge nach; wir standen erschreckt und erstarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „Hier die Krebsse, Frau Pfarrerin,“ und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entsetzte sich davor wie vor dem Schädlichsten; man fragte, man forschte und erfuhr so viel: dieser letzte Kleine war am Ufer geblieben, er laß die Krebsse auf, die sie ihm von unten zuwarfen. Als, dann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man: Adolph mit zwei verständigen Knaben sei unten am und im Wasser hingegangen, zwei andere jüngere haben sich ungebeten dazu gesellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten gewesen. Nun waren über eine steinige gefährliche Stelle die Ersten fast hinaus, die Letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer Einer den Andern hinunter; so geschah es zuletzt auch dem Vordersten, und alle stürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte sich gerettet; Alles aber hielt in der Angst sich an ihn, er ward niedergezogen. Dieser Kleine sodann war schreiend ins Dorf gelaufen, seinen Sack mit Krebsen fest in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig spät rückkehrende Fischer dorthin;

man hatte sie noch und noch herausgezogen, todt gefunden, und nun trug man sie herein.

Der Pfarrer mit dem Vater gingen bedenklich dem Sichelstuhle zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Wände des Todes; ich folgte leidenschaftlich, man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umgieng das Haus und tastete nicht; endlich erfaß ich meinen Vortheil und sprang zum offenen Fenster hinaus.

In dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Stroh, nackt, ausgestreckt, glänzende Leiber, auch bei düsterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wählte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwenkte seine breite Brust mit unerblichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört, das in solchem Falle hilfreich sein sollte; ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung suchte ich ihm Athem einzublasen, aber die Perlenreihen seiner Lähme waren fest verschlossen; die Lippen, auf denen der Abschiedskuß noch zu ruhen schien, verlagten auch das leiseste Zeichen der Erweckung. An menschlicher Hülfe verzweifeln, wandte ich mich zum Gebet; ich suchte, ich betete, es war mir, als wenn ich in diesem Augenblicke Wunder thun magte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Kugel schwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, schluchzend sah ich im Wagen und vernahm kaum, was die Eltern sagten: unsere Mutter, was ich noch so oft wiederholen hörte, hatte sich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indeß eingeschlafen und erwachte verwirrt am späten Morgen in einem rationalen verwirrten Zustande.

Als ich mich aber zum Frühstück begab, fand ich Mutter, Tante und Rodin in wichtiger Berathung. Die Krebse sollten nicht gekocht, nicht auf den Tisch gebracht werden; der Vater wollte eine so unmittelbare Erinnerung an das nächstvergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante schien sich dieser seltenen Geschäfte eifrigst bemächtigen zu wollen, schalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schicksalsblumen mitzubringen verstaunt, doch schien sie sich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durch einander kriechenden Wigggestalten ihr zu heiliger Verfügung übergab, worauf sie denn deren weitere Behandlung mit der Rodin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieser Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Wesen dieser Frau das Nähere vermelden: Die Eigenschaften von denen sie beherrscht wurde, konnte man, stillschweigend betrachtet, keineswegs rühmen, und doch brachten sie, dargerlich und politisch angesehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte sie jeder baare Pfennig, den sie aus der Hand geben sollte, und sah sich überall für ihre Bedürfnisse

nach Surrogaten um, welche man umsonst, durch Tausch oder irgend eine Weise, beschaffen konnte. So waren die Schlüsselblumen zum Thee bestimmt, den sie für gesünder hielt als irgend einen chinesischen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es sei nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arznei; man brauche sich deshalb nicht an fremde Länder zu wenden. So besorgte sie in einem kleinen Garten Alles, was nach ihrem Sinn die Speisen schmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre: sie besuchte keinen fremden Garten, ohne dergleichen von da mitzubringen.

Diese Gesinnung, und was daraus folgte, konnte man ihr sehr gerne zugeben, da ihre emsig gesammelte Baarschaft der Familie doch endlich zu Gute kommen sollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu sein.

Eine andere Leidenschaft jedoch, eine thätige, die sich unermüdet geschäftig hervorthat, war der Stolz, für eine bedeutende einflußreiche Person gehalten zu werden. Und sie hatte fürwahr diesen Ruhm sich verdient und erreicht; denn die sonst unnützen, sogar oft schädlichen, unter Frauen obwaltenden Klatschereien mußte sie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles, was in der Stadt vorgieng, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete sich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den sie sich nicht zu mischen gewußt hätte, welches ihr um desto mehr gelang, als sie immer nur zu nützen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu steigern wußte. Manche Heirath hatte sie geschlossen, wobei wenigstens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was sie aber am Meisten beschäftigte, war das Fördern und Befördern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine große Anzahl Klienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Wittwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man Diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sei zunächst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglück eben so speiselustig und genäsig. Ihm also unter irgend einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste, aber auch sein Muth, seine Verwegenheit mußte in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerstand seiner Kollegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegensetzten, übertäuben sollte.

Nun war gerade der Fall, daß sie einen Unwürdigen begünstigte; sie hatte das Möglicste gethan, ihn einzuschieben; die Angelegenheit

hatte ihr sie eine günstige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Kräfte, vergleichen man selten gesehen, glücklicherweise zu Statten. Sie sollten sorgfältig gefüttert und noch und noch dem hohen Obner, der gewöhnlich ganz allein sehr sorglich war, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Gesprächen und geselligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der Ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geist getrieben war. Die großen Hindernisse, welche der Einarbeitung der Blattern anfangs entgegen standen, zu beseitigen, war er mit verständigen Ärzten und Polizeiverwandten befaßt. Ordnete Sorgfalt in den Hospitälern, menschlichere Behandlung der Gefangenen, und was sich hienun ferner schließen mag, machte das Geschäft wo nicht seines Lebens, doch seines Lebens und Nachdenkens, wie er denn auch seine Ueberzeugung überall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die bürgerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gut und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebensläufe, adwechselnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig Hagelschlag, Wasserfluthen und Brandschäden, das Gute sei zu ergreifen und zu nutzen, das Böse abzumenden oder zu ertragen, nichts aber, meinte er, sei wünschenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Folge einer solchen Grundstimmung mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen, es war die Wiederbelebung der für todt gehaltenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens wieder verloren haben. Bei solchen Gesprächen erachtete ich mir nun, daß man bei jenen Andern das Umgekehrte versucht und angewendet, so sie gewissermaßen erst ermorbet, ferner hielt man dafür, daß durch einen Verlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit verschäumen, Alles zu lernen, was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Ueberlassen, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Uein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort! Das Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt. Aberall schaut ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt, wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht ans Ziel meiner Absicht gelangt sei, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls hätte ich Folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hundertste ins Tausendste durcheinander zu werfen, wenn er ledlich seinem Leser überläßt, Das, was allenfalls daraus zu nehmen sei, in halber Bedeutung endlich aufzufinden, sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen, auf eine seltsam scheinende Weise rings umher nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in Einem Brennpunkte zuletzt abgepiegelt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne, wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen umringend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb, noch äußerem Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem Mannigfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch dieß ist gleichgültig, du mußt dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen; zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen und dir ganz natürlich scheinen, was, mit Einem Wort ausgesprochen, dir höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad, daß du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest schenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umsehen und eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserem geprüften Freunde Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Erweckung eigener Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst dich gewiß jenes Bestecks, das euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hülfreich nähertest? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieser legte keinen besondern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung: es war Zeuge des Augenblicks, wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Röbler übernachteten, der es alsobald erkannte und auf meine Erklärung erwiderte: „Ich habe nichts dagegen,“ sprach er, „daß man sich einen solchen Fetisch

auf weit ins Land hingestreckten Gleisern gleichsam aufschwinge für schwere Urheilmassen bereitet und die auf glatter Bahn fern und fern hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Aufstehens niederstenden und für ewig in fremdem Leben liegen bleiben. Auch sollte Johann durch schreckliches Treiben der Transport ungeheurer Felsblöcke vom Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht nachbringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Geden, mit wildem Toben und heutigem Schreien vorgehen zu lassen. Da nun übrigens die Gluth des Feuers stark mit einwirkte, so hätte das herrliche Fest beinahe mit tödtlichen Fährten abgeschlossen.

Manz verwirrt und verblüfft ward es unserm Freund zu Muthe, weil er noch von Altes her den Geist, der über den Wässern schwebte, und die hohe Gluth, welche funfzehn Ellen über den höchsten Gebirgen gehandelt, im stillen Sinne hegte, und dem unter diesen seltsamen Neben die so wohl geordnete, bewachte, belebte Welt vor seiner Einbildungskraft chaotisch zusammenzusinken schien.

Im andern Morgen unterließ er nicht, den ersten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „Gestern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Neben hast' ich endlich deine Meinung und deine Entscheidung zu hören: an dessen Statt warst du bald auf dieser, bald auf jener Seite und suchtest immer die Meinung Desjenigen, der da sprach, zu verstärken. Nun aber sage mir endlich, was du darüber denkst, was du davon weisst.“ Hierauf erwiderte Montan: „Ich weiß so viel wie sie und möchte darüber gar nicht denken.“ — „Hier aber,“ versetzte Wilhelm, „hab so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte.“ — „Stetseweg!“ erwiderte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerschlossen vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt.“

Nachdem man auf diese Weise noch Einiges hin und wieder gesprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort: „Du tadelst mich, daß ich einem Jeden in seiner Meinung nachhelfe, wie sich denn für Altes doch immer ein ferneres Argument auffinden läßt; ich vermehre die Verwirrung dadurch, daß ich wahr, eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, daß Liebe, und das sind doch unsere Überzeugungen, muß Jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren. Jeder weiß nur für sich was er weiß, und das muß er geheim halten; wie er es anders: sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt: kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Wesen wird so nicht vernichtet, doch gestört.“

Durch einige Gegenrede Wilhelm's veranlaßt, erklärte Montan sich ferner: „Wenn man einmal weiß, worauf Alles ankommt, hört man



auf, gesprächig zu sein.“ — „Worauf kommt nun aber, Was an?“ versetzte Wilhelm hastig. — „Das ist bald gesagt,“ versetzte Jener: „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingelesen von einem Jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte Eins ohne das Andere nicht statt finden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimalich im Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu setzen, der kann nicht irren, und tritt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Montan geleitete seinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodisch umher, überall begrüßt von einem verben Glanz auf! welches sie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl,“ sagte Montan, „ihnen manchmal zurufen: Sinn auf! denn Sinn ist mehr als Glanz, doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt sind. Weil ich nun hier, wo nicht zu befehlen, doch zu raten habe, bemüht' ich mich, die Eigenschaften des Gebirgs kennen zu lernen. Man strebt leidenschaftlich nach den Metallen, die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derselben aufzuklären gesucht, und es ist mir gelungen. Das Glanz thut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glanz herbeiführt, um es zu regeln. Wie diese Gebirge hier entstanden sind, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen, aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber ist man erpicht, das sie in ihren Euten tragen; das Wief behalt' ich für mich und gebe Veranlassung, das Gewünschte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's versuchsweise, es gelingt, und ich habe Glanz. Was ich verstehe, versieh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir für Andere, und Niemand denkt, daß es ihm auf diesem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Veracht, daß ich eine Wünscheltulpe besitze; sie merken aber nicht, daß sie mir widersprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß sie dadurch sich den Weg abschneiden zu dem Baum des Erkenntnisses, wo diese prophetischen Kelch zu brechen sind.“

Ermutigt an diesen Gesprächen, überzeugt, daß auch ihm durch sein bisheriges Thun und Denken geglückt, in einem weit entlegenen Thale, dem Hauptstamm nach, seines Freundes Forderungen sich gleichzustellen, gab er nunmehr Rücksicht von der Anwendung seiner Zeit, sondern er die Vergünstigung erlangte, die auferlegte Wanderschaft nicht nach Tagen und Stunden, sondern dem wahren Zweck einer vollständigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweise vieles Neben keine Noth; denn ein bedeutendes Ereigniß gab unserm Freunde Gelegenheit, sein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.

gezogene Linie dieses Thal gerade durchschnitt und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebushen Hügel; am Fuße desselben zog ein heiterer Fleden sich hin mit vorstehendem, in die Augen fallendem Wirthshaus; auf letzteres gieng er zu und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deswegen er alle Gäste in die ältere, weiter hinaufliegende Herberge verweisen müsse. Nach einer kurzen Unterredung schien der Mann sich zu bedenken und sagte: „Zwar findet sich jetzt Niemand im Hause; doch es ist eben Sonnabend, und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das Nächste macht. Wahrlich, es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern und eine Lust, mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind; denn man hat zwar keinen großen, aber einen sichern Gewinn.“ Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorfaal sich gedulden und, was ferner sich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Herantretende einen weiten saubern Raum, außer Bänken und Tischen völlig leer; desto mehr verwunderte er sich, eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu sehen, worauf die Worte in goldnen Buchstaben zu lesen waren: Ubi homines sunt modi sunt, welches wir deutsch erklären, daß da, wo Menschen in Gesellschaft zusammen treten, sogleich die Art und Weise, wie sie zusammen sein und bleiben mögen, sich ausbilde. Dieser Spruch gab unserm Wanderer zu denken; er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er Das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in seinem Leben als vernünftig und förderlich erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, so erschien der Vogt, welcher, von dem Wirth vorberichtet, nach einer kurzen Unterredung und keinem sonderlichen Ausforschen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an Allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen und, es geschehe, was wolle, nicht nach der Ursache zu fragen, so wenig als beim Abschied nach der Beche. Das alles mußte der Reisende sich gefallen lassen, weil der Beauftragte in keinem Punkte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt sich entfernen, als ein Gesang die Treppe herauf scholl; zwei hübsche junge Männer kamen singend heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verstehen gab, der Gast sei aufgenommen. Ihren Gesang nicht unterbrechend, begrüßten sie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig, und man konnte sehr leicht bemerken, daß sie völlig eingeübt und ihrer Kunst Meister seien. Als Wilhelm die aufmerksamste Theilnahme bewies, schlossen sie und fragten: ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei seinen Fußwanderungen einfalle und das er so vor sich hin singe? „Mir ist zwar

von der Natur," versetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt.“

„Erinnert Ihr Euch eines solchen, so schreibt es uns auf,“ sagten Jene; „wir wollen sehen, ob wir Euren singenden Dämon zu begleiten wissen;“ er nahm hierauf ein Blatt aus seiner Schreibtafel und übergab ihnen Folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln,  
Niederab das Thal entlang,  
Da erklingt es wie von Flügeln,  
Da bewegt sich's wie Gesang;  
Auch dem unbedingten Trieb:  
Folget Freude, folget Rath:  
Und dein Streben, sei's in Liebe,  
Und dein Leben sei die That!

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger, dem Wanderschnitt angemessener Zweige sang, der, bei Wiederholung und Beschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dieß seine eigne Melodie, sein früheres Thema, oder ob sie jetzt erst soangepakt sei, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten sich eine Zeit lang auf diese Weise vergnüglich ergangen, als zwei tüchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese Viere, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, hörchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu schreiten schien und Wilhelm glaubte, nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß jedoch sollte noch erhöht und bis zum Letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur, die Treppe herauf steigend, einen starken festen Tritt mit dem besten Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein schwer gepacktes Kest setzte er sogleich in die Ecke, sich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfieng, worüber die Andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Gesang zu fallen. Sehr überrascht aber fand sich Wilhelm, als mit einer ungeheuren Bassstimme dieses Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal schüttelte, und bedeutend war es, daß er den Refrain an seinem Theile sogleich verändert und zwar dergestalt sang:

Du im Leben nichts verschiebe;  
Sei dein Leben That um That

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langsameren Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige, sich ihm zu fügen. Als man zuletzt geschlossen und sich genugsam befriedigt hatte, warfen ihm die Andern vor, als wenn er getrachtet habe, sie irre zu machen. „Keineswegs,“ rief er aus; „ihr seid es, die ihr mich irre zu machen gedenkt; aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäktigt und sicher sein muß, wenn ich mit meiner Würde bergauf bergab schreite und doch zuletzt zur bestimmten Stunde eintreffen und euch befriedigen soll.“

Einer nach dem Andern gieng nunmehr zu dem Bogt hinein, und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angesehen sei, wornach er sich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwischenzeit kamen ein Paar muntere schöne Knaben, eine Tafel in der Geschwindigkeit zu bereiten, mäktigt mit Speise und Wein zu besetzen, worauf der heraustretende Bogt sie nunmehr Alle sich mit ihm niederzulassen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen sich aber auch nicht und nahmen stehend ihren Antheil daran. Wilhelm erinnerte sich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauspielern hauste, doch schien ihm die gegenwärtige Gesellschaft viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Gespräch der Handwerker mit dem Bogt belehrte den Gast hierüber aufs Klarste. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltthamer Brand die anmuthigste Landstadt in Asche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wadere Bogt mit Anschaffung des Holzes und sonstiger Baumaterialien beschäftigt sei, welches dem Gast um so räthselhafter vorkam, als sämmtliche Männer hier nicht wie Einheimische, sondern wie Vorüberwandernde sich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schlusse der Tafel holte St. Christoph, so nannten sie den Riesen, ein beseitigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Gesang hielt noch einige Zeit die Gesellschaft für das Ohr zusammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war schon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Busen unseres Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, besonders aber war ihm Benardo's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beinahe erschreckt worden wäre. Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus zitterte manchmal, und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft fieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschreden gegen

Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Raum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgefrantes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete, Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und sprach: „Eure Kunst versteht Ihr meisterlich, und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte; zugleich scheint Ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten.“

Schallhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!“ rief ihm Wilhelm nach, „Ihr seid jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist Euer Glück, daß Ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt: Ihr würdet Euch dabei schlecht befinden haben.“

Raum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich seltsam klang: das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes, und wie er mit der Bewirthung zufrieden sei; der denn von Allem, was ihm begegnet war, nur mit Lob sprechen konnte. Freilich hätte er sich gern bei diesem Manne, wie vorher bei dem schweigsamen Barbier, nach dem entseßlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht gedängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angelöbnißes jedoch eingedenk, enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu sein, aus Reigung der Gesellschaft oder zufällig nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen, und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und gieng nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben geendigt, und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Bandleuten erblickte er drei Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drei Andern. Wie die Uebrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt; so viel aber getraute er

sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorfaal zu führen, wo er ihn niedersetzen hieß. Viele Personen giengen vorbei, in einen anstößenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am Meisten auffiel, war, daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber höchst reinlich gekleidet; wenige, die er allenfalls für Kanzleiverwandte gehalten hätte.

Als und keine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbeigeführt wurde, nach oben zu, wo er drei Personen quer vorstehen sah. Aber von welchem Erstaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieser Ueberraschung hatte man sich noch nicht erholt, als ein Zweiter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und sich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete sich über alle Gegenwärtige; ein Freud- und Segensruf erscholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man sich gesetzt, ward Alles still und das Gastmahl mit einer gewissen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen; zwei Sänger standen auf, und Wilhelm verwunderte sich sehr, sein gestriges Lied wiederholt zu hören, das wir, der nächsten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,  
Niederab das Thal entlang,  
Da erklingt es wie von Flügeln,  
Da bewegt sich's wie Gesang;  
Und dem unbedingten Triebe  
Folget Freude, folget Rath;  
Und dein Streben, sei's in Liebe,  
Und dein Leben sei die That!

Raum hatte dieser Zwiegesang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, sich zum Ende geneigt, als gegenüber sich zwei andere Sänger ungestüm erhoben, welche mit ernster Hefigkeit das Lied mehr umkehrten als fortsetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber sich also vernehmen ließen:

Denn die Bande sind zerrissen:  
Das Vertrauen ist verletzt;

Kann ich sagen, kann ich wissen,  
 Welchem Zufall ausgesetzt,  
 Ich nun scheiden, ich nun wandern,  
 Wie die Wittwe trauervoll,  
 Statt dem Einen, mit dem Andern,  
 Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christoph, vom untern Ende der Tafel her, gar wohl unterscheiden. Beinahe furchtbar schwoh zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauerhaft auffiel. Wirklich schienen Alle völlig gleichen Sinnes zu sein und ihr eignes Schicksal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wunderbarsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bunde selbst gefährlich; Renardo stand auf, und Alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: „Zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schicksal, das uns Allen bevorsteht, immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu sein. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedente zu sterben! so dürfen wir lebenslustige Jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedente zu wandern! Dabei ist aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit Dessen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt, oder wozu man sich genöthigt glaubt. Ihr wißt am Besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist; gebt uns dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieses Abschiedsglas für dießmal gebracht sei!“ Er leerte sodann seinen Becher und setzte sich nieder; die vier Sänger standen sogleich auf und begannen in abgeleiteten, sich anschließenden Tönen:

bleibe nicht am Boden hesten,  
 Frisch gewagt und frisch hinaus!  
 Kopf und Arm, mit heitern Kräften  
 Ueberall sind sie zu Haus;  
 Wo wir uns der Sonne freuen,  
 Sind wir jede Sorge los;  
 Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
 Darum ist die Welt so groß.

Bei dem wiederholenden Chorgesange stand Renardo auf und mit ihm Alle; sein Wink setzte die ganze Tischgesellschaft in singende Bewegung; die Unteren zogen, St. Christoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angestimmte Wandergesang ward immer heiterer und



freier; besonders aber nahm er sich sehr gut aus, als die Gesellschaft, in den terrassirten Schloßgärten versammelt, von hier aus das geräumige Thal überjah, in dessen Fülle und Amuth man sich wohl gern verloren hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier- und dorthin zerstreute, machte man Wilhelm mit dem dritten Vorsitzenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräßliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann, die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat, und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Krängel auf den Grad gehoben, daß ein längst vernachlässigtes, in Verfall gerathenes Besizthum verblühender Familien den frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohlthätigkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben schaffe Leben, und wer Andern nützlich sei, auch sie ihm zu nützen in die Nothwendigkeit versetze.

## Zweites Kapitel.

### Herzills an Wilhelm.

Mein Zustand kommt mir vor, wie ein Trauerspiel des Affen; da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt Alles in Monologen verhandelt werden; und fürwahr, eine Correspondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsre Silben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzig Mal etwas erwiedert, worauf man wieder hätte erwiedern können? Partirend, ablehnend sind Ihre Briefe! Indem ich aufstehe, Ihnen entgegen zu treten, so weisen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorstehendes war schon einige Tage geschrieben; nun findet sich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Bernardo zu bringen; dort findet Sie's, oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß, wenn Sie nach gelesnem diesem Blatt nicht gleich vom Sitze aufspringen und als frommer Wanderer sich eilig bei mir einstellen, so erklär' ich Sie für den mährlichsten aller Männer, d. h. dem die lebenswürdigste aller Eigenschaften unseres Geschlechts völlig abgeht; ich verfluche darunter die Krugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das Entschiedenste quält.

Kurz und gut! Zu Ihrem Prachtkästchen ist das Schlüsseltchen gefunden; das darf aber Niemand wissen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun!

Vor einigen Tagen empfängt unser Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe sich zu der und der Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen seine Zacke eingebüßt habe.

Wie dieser Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig, es sei jener Fig, von dem Felix so viel zu erzählen wußte und den er sich so oft als Spielfkameraden zurückwünschte.

Nun erbat sich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn sie noch vorhanden wäre, weil der in Untersuchung gerathene Knabe sich darauf berufe. Von dieser Zumuthung spricht nun unser Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kitteltchen vor, eh er es absendet.

Mich treibt ein guter oder böser Geist, in die Brusttasche zu greifen; ein winzig kleines, flächliches Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich sonst so apprehensiv, fählich und schreckhaft bin, schließe die Hand, schließe sie, schweige, und das Kleid wird fortgeschickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichste. Beim ersten verstoßenen Blick seh' ich, errath' ich, zu Ihrem Kästchen sei es der Schlüssel. Nun gab es wunderliche Gewissenszweifel, mancherlei Strupel stiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich; was soll es jenen Gerichten, da es dem Freunde so nützlich sein kann! Dann wollte sich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überstimmen konnten.

Da sehen Sie nun, in was für einen Zustand mich die Freundschaft versetzt: ein famoscs Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderbar Ereigniß! Möchte das nicht mehr als Freundschaft sein, was meinem Gewissen dergestalt die Wage hält! Wundersam bin ich beunruhigt, zwischen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Märchen, was Alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht ist nicht zu spaßen. Herfilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Wesen, in einen Criminalprozeß verwickelt; denn darauf geht's doch hinaus; und was bleibt mir da übrig, als an den Freund zu denken, um dessentwillen ich Das alles leide! Ich habe sonst auch an Sie gedacht, aber mit Pausen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt, wenn mir das Herz schlägt und ich ans siebente Gebot denke, so muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und so wird allein die Eröffnung des Kästchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Für welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; Niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei.

freier; besonders aber nahm er sich sehr gut aus, als die Gesellschaft, in den terrassirten Schloßgärten versammelt, von hier aus das geräumige Thal übersah, in dessen Fülle und Anmuth man sich wohl gern verloren hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier- und dorthin zerstreute, machte man Wilhelm mit dem dritten Vorgesetzten bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann, die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat, und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Pflanzen gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben, daß ein längst vernachlässigtes, in Verfall gerathenes Besizthum verblühender Familien den frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohlichkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben schafft Leben, und wer Andern nützlich sei, auch sie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit versetze.

## Zweites Kapitel.

### Gespräch an Wilhelm.

Mein Zustand kommt mir vor, wie ein Trauerspiel des Missethats; da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt Alles in Monologen verhandelt werden; und wahrlich, eine Correspondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsre Silben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzig Mal etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Partirend, ablehnend sind Ihre Briefe! Indem ich aufstehe, Ihnen entgegen zu treten, so weisen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorstehendes war schon einige Tage geschrieben; nun findet sich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Bernardo zu bringen; dort findet Sie's, oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß, wenn Sie nach gelesnem diesem Blatt nicht gleich vom Sitze aufspringen und als frommer Wanderer sich eilig bei mir einstellen, so erklär' ich Sie für den männlichsten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigste aller Eigenschaften unseres Geschlechts völlig abgeht; ich verstehe darunter: die Krugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das Entsetzliche denkt quält.

waren daher  
 sehr wechselseitig  
 und Ehrs, woraus  
 er erstaunen machte,  
 wobei mußten kennen

Erzählung an: Meine  
 der ersten Anstalt der  
 Ehrs, zur Un-  
 sch mit Eifer.

Erzählung wurde, war  
 geschritten und  
 genau gesehen,  
 viele ein schöner  
 der zug ihrer hab-  
 der geborgen.  
 der nach ihre  
 schulten Glieder  
 eine Kostüms  
 behält wird.  
 den Mängeln,  
 muß, um sie,  
 diese Weise  
 die äußern  
 zu sehen:  
 ren, indem ein  
 war. Un-  
 wiederholte Klage  
 chende Anzahl der  
 unter das Messer  
 möglichster Zahl zu  
 er; nicht allein Ver-  
 wirkten, sondern auch  
 Anspruch genommen.  
 mit dieser der Wider-  
 toter Ansicht seine Persön-  
 lichen nicht aufgeben kann.  
 indem die verwirrende Sorge  
 die friedlichen Gräber geliebter  
 der seine Würde, weder Hohes  
 zu mehr sicher; der Hügel, den  
 zisten, mit denen man das Un-  
 end gegen die einträgliche Raub-  
 id, en aufs Grausamste gestört,  
 gete, mußte schon die Furcht



Hier! Aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Rathfels was sagen Sie? Erinnerst es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sei uns gnädig! Aber das Kästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen und dann, eröffnet, das Weitere selbst befehlen. Ich wollte, es fände sich gar nichts drinnen, und was ich sonst noch wollte und was ich sonst noch Alles erzählen könnte — doch sei Ihnen das vorenthalten, damit Sie desto eiliger sich auf den Weg machen.

Und nun mädchenhaft genug noch eine Nachschrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix, der hat's entbedt, hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen; ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder für Umstände sind! das schiebt sich und verschiebt sich.

Was ziehen Sie so in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wieder sehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! Thun Sie, was Sie können; aber kommen Sie Beide.

### Drittes Kapitel.

Vorliegender wunderlicher Brief war freilich schon lange geschrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufschrift gemäß, dießmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm sich vor, mit dem ersten Boten, dessen Absendung bevorstand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Herfilie schien die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwärtig zu ernstlich beschäftigt, als daß ihn auch nur die mindeste Neugierde, was in jenem Kästchen befindlich sein möchte, hätte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den verbfsten Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft begegneten, Gelegenheit, sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere gibt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern, und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um

so fruchtbarer und geisterhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als ergötlich; denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, woraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig erstaunen machte, dergestalt daß sie sich unter einander erst selbst wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends also fieng Wilhelm seine Erzählung an: Meine Studien als Wundarzt suchte ich sogleich in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundstudium, wendete ich mich sogleich mit Eifer.

Auf eine sonderbare Weise, welche Niemand errathen würde, war ich schon in Kenntniß der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten und zwar während meiner theatralischen Laufbahn; Alles genau befehen, spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Direktor glücklich genug, ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der losere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt, als irgend ein anderes Verhältniß; selbst verschiedene Kostüms nöthigen, zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird. Hievon hätte ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauspieler an sich und Andern kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen; und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag, der die äußern Theile näher kennen lehrte, eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken: so wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenstände, über die nicht hinreichende Anzahl der verbliebenen Körper, die man zu so hohen Zwecken unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Gesetze ergehen lassen; nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, sondern auch Andere, körperlich, geistig Verwahrloste wurden in Anspruch genommen.

Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieser der Widerwille des Volks, das in sittlicher und religiöser Ansicht seine Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber stieg das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch sogar für die friedlichen Gräber geliebter Abgeschiedener zu fürchten habe. Rein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges war in seiner Ruhestätte mehr sicher; der Hügel, den man mit Blumen geschmückt, die Inschriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die einträgliche Raubsucht schützen; der schmerzlichste Abschied schien aufs Grausamste gestört, und indem man sich vom Grabe wendete, mußte schon die Furcht

empfundener werden, die geschmähten beruhigten Glieder geliebter Personen getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend Jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können; und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer, die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehörten, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gelesenen und Vernommenen überzeugen und sich die so notwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Eindrucksstärke überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Anmuthigsten und Rothwendigsten zu begehren aufsteht.

Schon ein der Zeit hatte ein solcher Aufbruch und Aufbruch die Wissenschaften und Thatsachen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Ja- und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schönes Mädchen, verführt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden. Die Anatomie bemächtigte sich derselben, vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst, der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden die so eben das Gesetz geschrieben hatten, durften keine Ausnahme bewilligen, auch eilte man, so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilde in der als nächster Aspirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Tage den man ihm anwies, auf einem saubern Orte, reinlich zugebedt eine bedeutliche Aufgabe; denn als er die Hülle wahrnahm, lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Bestes in der Hand und getraute sich nicht, es zu erblicken, er stand und getraute sich nicht niederzusehen. Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugnis noch weiter zu entstellen, stritt mit der Anforderung, welche der so kienste. 1000 Mann an sich zu machen hat und welcher sämtliche Umhergehende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen Fremden, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuhörer bemerkte und denselben schon nachgefragt hatte; Niemand aber konnte nähere Auskunft geben, daß es ein Bildhauer sei, darin war man einig, man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Fremden oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämtlichen Räume jedoch verschlossen seien. Dieser Mann hatte sich zu diesem verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Bekanntschaft zu vermeiden schien.

Einmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe,



Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Gildgefühl hinaus und folgen Sie mir.“ Hiemit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saalbedienten einen Wink, und Beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pforten er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte; der sich sodann auf einer Treppe befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gipsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Bohlenverschlüge, gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ sagte der Mann, „der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar.“ Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerbe eines Bildhauers; eben so konnte Wilhelm nichts Anderes finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund Dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Lust zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herkamen, gewahren mußte. Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst: „Warum ich Sie hierher führe, werden Sie leicht einsehen; diese Thüre,“ fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Vergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse verfertigt sein, genug, sie hatten durchaus das frische farbige Ansehen erst fertig gewordener Präparate. „Hier, mein Freund,“ sagte der Künstler, „hier sehen Sie schätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Eitel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieses Geschäft im tiefsten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft schon Männer vom Fach mit Geringschätzung davon reden hören. Ich lasse mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung sein wird. Der Chirurg besonders, wenn er sich zum plastischen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verletzung gewiß am Besten zu Hülfe kommen; den Arzt selbst würde ein solcher Begriff bei seinen Funktionen erheben. Doch lassen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie sollen in Kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes Beleben mehr, als das Getödtete noch weiter Tödten; kurz also, wollen Sie mein Schüler sein?“ und auf Bejahung legte der Wissende

Demer konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langsameren Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige, sich ihm zu fügen. Als man zuletzt geschlossen und sich gegenseitig betrüchtigt hatte, warfen ihm die Andern vor, als wenn er getrachtet habe, sie irre zu machen. „Keineswegs,“ rief er aus, „Ihr seid es, die ihr mich irre zu machen gedenkt, und meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der geradigt und sicher sein muß, wenn ich mit meiner Wade bergauf bergab schreite und doch zuletzt zur bestimmten Stunde eintreffen und auch befriedigen soll.“

Demer nach dem Andern gieng nunmehr zu dem Bogt hinein, und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung anzu-  
sehen sei, wornach er sich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der  
Zweitensamen kamen ein Paar muntere schöne Knaben, eine Tafel in  
der Geduldigkeit zu bereiten, mäßig mit Speise und Wein zu be-  
legen, worauf der heraus tretende Bogt sie nunmehr Alle sich mit ihm  
nieder zu sitz'n einlad. Die Knaben warteten auf, versahen sich aber  
auch nicht und nahmen stehend ihren Antheil daran. Wilhelm erinnerte  
sich dieser Scenen, da er noch unter den Schauspielern hauste, doch  
schien ihm die gegenwärtige Gesellschaft viel ruhiger, nicht zum Scherz  
auf Ehren, sondern auf bedeutende Lebensworte gerichtet.

Das Gespräch der Handwerker mit dem Bogt belehrte den Gast  
kurzer als Klippe. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der  
Nähe, wo ein gewaltthamer Brand die armuthigste Handvoll  
in Asche gelegt hatte, nicht weniger hörte man, daß der wackere Bogt  
mit Beschäftigung des Holzes und sonstiger Baumaterialien beschäftigt  
sei, welches dem Gast um so räthselhafter vorkam, als hundertfache  
Männer hier nicht wie Einheimische, sondern wie Vorüberwandernde  
sich in allem Uebrigen anstundigten. Zum Schluß der Tafel hatte  
Er Christoph, so nannten sie den Riesen, ein besichtigtes gutes Glas  
Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Gesang hielt noch einige Zeit  
die Gesellschaft für das Ohr zusammen, die dem Bild bereits auseinander  
gegangen war, worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde  
von der armuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuch-  
tend war schon herauf und wollte ähnliche und gleiche Erinnerungen  
in dem Fusen unseres Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde  
jegen bei ihm vorüber, besonders aber war ihm Bernardo's Bild so  
lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Vieles alles  
gab ihm ein inniges Verlangen zur nächsten Ruhe, als er durch den  
wunderlichsten Laut beinahe erschreckt worden wäre. Es kam aus der  
Stemme her und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus  
zitterte manchmal, und die Balken drohten, wenn der Ton zu seiner  
größten Kraft kam. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle  
Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich  
es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang  
keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nothschreien gegen

Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Raum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschulteriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete, Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und sprach: „Eure Kunst versteht Ihr meisterlich, und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte; zugleich scheint Ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten.“

Schallhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!“ rief ihm Wilhelm nach, „Ihr seid jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist Euer Glück, daß Ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt: Ihr würdet Euch dabei schlecht befinden haben.“

Raum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich seltsam klang: das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes, und wie er mit der Bewirthung zufrieden sei; der denn von Allem, was ihm begegnet war, nur mit Lob sprechen konnte. Freilich hätte er sich gern bei diesem Manne, wie vorher bei dem schweigsamen Barbier, nach dem entseßlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht geängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angeldbnißes jedoch eingedenk, enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu sein, aus Reigung der Gesellschaft oder zufällig nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen, und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und gieng nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben beendet, und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Bandleuten erblickte er drei Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehreru gerade die drei Andern. Wie die Uebrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt; so viel aber getraute er

sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorfaal zu führen, wo er ihn niederzusen hieß. Viele Personen giengen vorbei, in einen anstößenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am Meisten auffiel, war, daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber höchst reinlich gekleidet; wenige, die er allenfalls für Ranzleiverwandte gehalten hätte.

Als und keine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbeigeführt wurde, nach oben zu, wo er drei Personen quer vorstehen sah. Aber von welchem Erstaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Renardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieser Ueberraschung hatte man sich noch nicht erholt, als ein Zweiter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und sich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete sich über alle Gegenwärtige; ein Freud- und Segensruf erscholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man sich gesetzt, ward Alles still und das Gastmahl mit einer gewissen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Renardo ein Zeichen; zwei Sänger standen auf, und Wilhelm verwunderte sich sehr, sein gestriges Lied wiederholt zu hören, das wir, der nächsten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,  
Niederab das Thal entlang,  
Da erklingt es wie von Flügeln,  
Da bewegt sich's wie Gesang;  
Und dem unbedingten Triebe  
Folget Freude, folget Rath;  
Und dein Streben, sei's in Liebe,  
Und dein Leben sei die That!

Raum hatte dieser Zwiegesang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, sich zum Ende geneigt, als gegenüber sich zwei andere Sänger ungestüm erhoben, welche mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortsetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber sich also vernehmen ließen:

Denn die Bande sind zerrissen:  
Das Vertrauen ist verletzt;

Kann ich sagen, kann ich wissen,  
 Welchem Zufall ausgesetzt,  
 Ich nun scheiden, ich nun wandern,  
 Wie die Wittwe trauervoll,  
 Statt dem Einen, mit dem Andern,  
 Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christoph, vom untern Ende der Tafel her, gar wohl unterscheiden. Beinahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauerhaft auffiel. Wirklich schienen Alle völlig gleichen Sinnes zu sein und ihr eignes Schicksal eben kurz vor dem Ausbruche zu betrauern. Die wunderbarsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bunde selbst gefährlich; Renardo stand auf, und Alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: „Zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schicksal, das uns Allen bevorsteht, immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu sein. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedente zu sterben! so dürfen wir lebenslustige Jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedente zu wandern! Dabei ist aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit Dessen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt, oder wozu man sich genöthigt glaubt. Ihr wißt am Besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist; gebt uns dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieses Abschiedsglas für dießmal gebracht sei!“ Er leerte sodann seinen Becher und setzte sich nieder; die vier Sänger standen sogleich auf und begannen in abgeleiteten, sich anschließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften,  
 Frisch gewagt und frisch hinaus!  
 Kopf und Arm, mit heitern Kräften  
 Ueberall sind sie zu Haus;  
 Wo wir uns der Sonne freuen,  
 Sind wir jede Sorge los;  
 Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
 Darum ist die Welt so groß.

Bei dem wiederholenden Chorgefange stand Renardo auf und mit ihm Alle; sein Wink setzte die ganze Tischgesellschaft in singende Bewegung; die Unteren zogen, St. Christoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angestimmte Wandergefang ward immer heiterer und

freier; besonders aber nahm er sich sehr gut aus, als die Gesellschaft in den terrassirten Schloßgärten versammelt, von hier aus das geräumige Thal über sah, in dessen Fülle und Anmuth man sich wohl gern verloren hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier- und dorthin zerstreute, machte man Wilhelm mit dem dritten Vorstehenden bekannt. Es war der Antmann, der das gräfliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann, die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat, und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben, daß ein längst vernachlässigtes, in Verfall gerathenes Besitztum verblühender Familien den frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben schaffe Leben, und wer Andern nützlich sei, auch sie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit versetze.

## Zweites Kapitel.

### Gespräch an Wilhelm.

Mein Zustand kommt mir vor, wie ein Traverspiel des Alfieri; da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt Alles in Monologen verhandelt werden; und fürwahr, eine Correspondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsre Silben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzig Mal etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Parirend, ablehnend sind Ihre Briefe! Indem ich aufstehe, Ihnen entgegen zu treten, so weisen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorstehendes war schon einige Tage geschrieben; nun findet sich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Bernardo zu bringen; dort findet Sie's, oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß, wenn Sie nach gelesnem diesem Blatt nicht gleich vom Siege aufspringen und als frommer Wanderer sich eilig bei mir einstellen, so erklär' ich Sie für den männlichsten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigste aller Eigenschaften unseres Geschlechts völlig abgeht; ich verstehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das Entschiedenste quält.

Kurz und gut! Zu Ihrem Prachtkästchen ist das Schlüsseltchen gefunden; das darf aber Niemand wissen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun!

Vor einigen Tagen empfängt unser Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe sich zu der und der Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen seine Tacke eingebüßt habe.

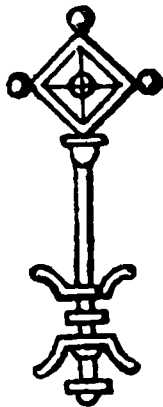
Wie dieser Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig, es sei jener Fik, von dem Felix so viel zu erzählen mußte und den er sich so oft als Spieltkameraden zurückwünschte.

Nun erbat sich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn sie noch vorhanden wäre, weil der in Untersuchung gerathene Knabe sich darauf berufe. Von dieser Zumuthung spricht nun unser Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kitteltchen vor, eh er es absendet.

Mich treibt ein guter oder böser Geist, in die Brusttasche zu greifen; ein winzig kleines, flächliches Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich sonst so apprehensiv, füglich und schreckhaft bin, schließe die Hand, schließe sie, schweige, und das Kleid wird fortgeschickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderbarste. Beim ersten verstohlenen Blick seh' ich, errath' ich, zu Ihrem Kästchen sei es der Schlüssel. Nun gab es wunderliche Gewissenszweifel, mancherlei Skrupel stiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich; was soll es jenen Gerichten, da es dem Freunde so nützlich sein kann! Dann wollte sich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überstimmen konnten.

Da sehen Sie nun, in was für einen Zustand mich die Freundschaft versetzt: ein famoses Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniß! Möchte das nicht mehr als Freundschaft sein, was meinem Gewissen dergestalt die Wage hält! Wundersam bin ich beunruhigt, zwischen Schuld und Reugier; ich mache mir hundert Grillen und Märchen, was Alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht ist nicht zu spaßen. Herflic, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Wesen, in einen Kriminalprozeß verwickelt; denn darauf geht's doch hinaus; und was bleibt mir da übrig, als an den Freund zu denken, um dessentwillen ich Das alles leide! Ich habe sonst auch an Sie gedacht, aber mit Pausen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt, wenn mir das Herz schlägt und ich ans siebente Gebot denke, so muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und so wird allein die Eröffnung des Kästchens mich beruhigen. Die Reugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Für welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; Niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei.





Hier! Aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Räthfels was sagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sei uns gnädig! Aber das Rästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen und dann, eröffnet, das Weitere selbst befehlen. Ich wollte, es fände sich gar nichts drinnen, und was ich sonst noch wollte und was ich sonst noch Alles erzählen könnte — doch sei Ihnen das vorenthalten, damit Sie desto eiliger sich auf den Weg machen.

Und nun mädchenhaft genug noch eine Nachschrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Rästchen an? Es gehört Felix, der hat's entdeckt, hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen; ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder für Umstände sind! das schiebt sich und verschiebt sich.

Was ziehen Sie so in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wieder sehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! Thun Sie, was Sie können; aber kommen Sie Beide.

### Drittes Kapitel.

Vorstehender wunderliche Brief war freilich schon lange geschrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Auffchrift gemäß, dießmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm sich vor, mit dem ersten Boten, dessen Absendung bevorstand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Herfille schien die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwärtig zu ernstlich beschäftigt, als daß ihn auch nur die mindeste Neugierde, was in jenem Rästchen befindlich sein möchte, hätte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den verbusten Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft begegneten, Gelegenheit, sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere gibt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern, und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um

so fruchtbarer und grüßerhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als möglich, denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Vernehmens und Thuns, woraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig ersäuen machte, dergestalt daß sie sich unter einander, erst selbst wieder wußten lernen.

Eines Abends also sang Wilhelm seine Gedächtnis an Meins Studien als Wandersitz. Ich logirte in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich war, zu fördern, zur Auskunds als Grundstudium wendete ich mich logirte mit einer

Auf eine sonderbare Weise welche Niemand errathen würde, war ich schon in Kenntniß der menschlichen Welt weit vorgeschritten und zwar während meiner theatralischen Laufbahn. Alles genau gesehen, spielt denn doch der Mensch da die Hauptrolle, an schönen Mann eine schöne Frau! Ist der Director glücklich genug ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödienmacher geboren. Der letztere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt macht ihre Gewissen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unterhaltenen Studien bekannt als irgend ein anderes Verhältniß, selbst verschiedene Kostüm nöthigen zur Soudoy zu bringen, was wohl verdammt zu verdammt wird. Daraus hat ich viel zu sagen, so auch von Mangeln, welche der kluge Schauspieler an sich und Andern lernen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen, und auf diese Weise war ich vorbereitet genug dem anatomischen Vortrag der die äußere Theile näher kennen lehrte, eine folgerichtige Aufmerksamkeit zu schenken: so wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorwissen davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Am angraschm hindurch war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenstände, aber die nicht hinreichende Anzahl der verbliebenen Körper, die man zu so hohen Preisen unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Oringe ergehen lassen, nicht allein Verbrechen die ihr Individuum in jedem Sinne verwerfen, sondern auch Andere, körperlich, geistig Verwundene wurden in Anspruch genommen.

Mit dem Bedorfsch wuchs die Serrone und mit dieser der Willen willk des Volks, doch in ständiger und religiöser Aufsicht ihrer Persönlichkeiten und die Verwundlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber zog das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat daß man auch sogar die der friedlichen Zeiten gezeigten Abgeschiedenen zu stricken habe. Mein Vater, seine Mutter, mein Bruder noch Aelterer war in keiner Anstalt mehr, aber der Frage den man mit Blumen geschmückt die Inschriften, mit denen man die Andenken zu erhalten getrachtet nichts konnte gegen die eintig der Handlung schämen, der schmerzliche Abschied schon aus Gewohnheit gekostet und indem man sich vom Grabe wegmehrte, mußte schon die Frucht

empfunken werden, die geschmückten beruhigten Glieder geliebter Personen getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend Jemand an ein Hilfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können; und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer, die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Anmuthigsten und Nothwendigsten zu begehren aufregt.

Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Wissens- und Thatlustigen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schönes Mädchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden: die Anatomie bemächtigte sich derselbigen; vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst, der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden, die so eben das Gesetz geschärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man, so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächster Aspirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Sarge, den man ihm anwies, auf einem saubern Brette, reinlich zugebedt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm, lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Bestes in der Hand und getraute sich nicht, es zu eröffnen; er stand und getraute nicht, niederzusitzen. Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entstellen, stritt mit der Anforderung, welche der wissensbegierige Mann an sich zu machen hat und welcher sämtliche Umherstehende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen seltenen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuschauer bemerkt und demselben schon nachgefragt hatte; Niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß es ein Bildhauer sei, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Besuchenden oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämtlichen Räume jedoch verschlossen seien. Dieser Mann hatte sich Wilhelm von verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Diesmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe,

Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Gildgefühl hinaus und folgen Sie mir.“ Hiemit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saalbiener einen Wink, und Beide verließen den Ort. Schweigend giengen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pforten er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte; der sich sodann auf einer Tene befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gipsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Bohlenverschlüge, gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ sagte der Mann, „der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar.“ Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerbe eines Bildhauers; eben so konnte Wilhelm nichts Anderes finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund Dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herlamen, gewahren mußte. Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst: „Warum ich Sie hierher führe, werden Sie leicht einsehen; diese Thüre,“ fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Vergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse gefertigt sein, genug, sie hatten durchaus das frische farbige Ansehen erst fertig gewordener Präparate. „Hier, mein Freund,“ sagte der Künstler, „hier sehen Sie schätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Eitel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieses Geschäft im tiefsten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft schon Männer vom Fach mit Geringschätzung davon reden hören. Ich lasse mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung sein wird. Der Chirurg besonders, wenn er sich zum plastischen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verletzung gewiß am Besten zu Hülfe kommen; den Arzt selbst würde ein solcher Begriff bei seinen Funktionen erheben. Doch lassen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie sollen in Kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes Beleben mehr, als das Getödtete noch weiter Tödten; kurz, als wollen Sie mein Schüler sein?“ und auf Bejahung legte der Wissen-

dem Gaste das Knochenstelet eines weiblichen Arms vor, in der Stellung, wie sie jenen vor Kurzem vor sich gesehen hatten. „Ich habe,“ fuhr der Meister fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Vnderlehre durchaus Aufmerksamkeit schenkten, und mit Recht, denn mit ihnen beginnt sich für uns das todte Knochengerassel erst wieder zu beleben; Gesekiel mußte sein Gebeinfeld sich erst auf diese Weise wieder sammeln und fügen sehen, ehe die Glieder sich regen, die Arme tasten und die Füße sich aufrichten konnten. Hier ist biegsame Masse, Stäbchen, und was sonst nöthig sein möchte; nun versuchen Sie Ihr Glück.“

Der neue Schüler nahm seine Gedanken zusammen, und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfieng, sah er, daß diese künstlich von Holz geschnigt seien. „Ich habe,“ versetzte der Lehrer, „einen geschickten Mann, dessen Kunst nach Brode gieng, indem die Heiligen und Märtyrer, die er zu schnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden; ihn hab’ ich darauf geleitet, sich der Skelettbildung zu bemch-tigen und solche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu befördern.“

Nun that unser Freund sein Bestes und erwarb sich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm, sich zu erproben, wie stark oder schwach die Erinnerung sei, und er fand zu vergnüglicher Ueberraschung, daß sie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenschaft für diese Arbeit und ersuchte den Meister, in seine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unablässig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar schädlich verbunden. Von hier aber sollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es schien eine völlige Unmöglichkeit, den ganzen Körper auf diese Weise nach allen seinen Theilen gleichmäßig herzustellen. Hierbei tröstete ihn der Lehrer, indem er die Verbielfltigung durch Abformung sehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anstrengung, neue Aufmerksamkeit verlangte.

Alles, worein der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er sich dagegen zu helfen; auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich,“ sagte der Meister, „daß Sie sich in diese Verfhrungsart zu schiden wissen und daß Sie mir ein Zeugniß geben, wie fruchtbar eine solche Methode sei, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben, und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist, soll auch knstig geschehen; das ist gut und mag und soll so sein. Wo aber die Schule stockt, das muß man bemerken und wissen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen, sonst wird man gehindert und hindert Andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That, Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Ansehen.“

Wilhelm erfuhr nun, daß solche Modelle im Stillen schon weit verbreitet seien, aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen solle. Dieser moderne Künstler hatte sich schon mit Loharto und jenen Bekannten in Verhältniß gesetzt, man fand die Ordnung einer solchen Sache in jenen sich herausbildenden Provinzen ganz besonders am Plage, je höchst notwendig besonders unter natürlich gestitteten wohlbedenkenden Menschen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Konkreteres hat. „Sehen Sie zu, daß der größte Theil von Ärzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menschlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, so werden gewiß solche Modelle hinreichen, die in seinem Geiste noch und noch erblühenden Bilder wieder anzufressen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja, es kommt auf Neigung und Erbhaderen an, so werden sich die partiesten Resultate der Zergliederungskunst nachbilden lassen. Versteht doch ja schon Zeichenkinder, Vinkel und Gradstachel.“

Hier öffnete er ein Seitenherdchen und ließ die Gesichtsnerven auf die wunderbarste Weise nachgebildet erblicken. „Doch ist leider,“ sprach er, „das letzte Kunststück eines abgekehrten jungen Geistes, der nur die beste Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünsche nützlich auszubreiten.“

Nach der Erwählung dieser Behandlungsweise nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwischen Beiden gesprochen; auch war das Verhältniß zur bildenden Kunst ein Gegenstand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes schönes Beispiel, wie auf diese Weise vorwärts und rückwärts zu arbeiten sei, ergab sich aus diesen Mittheilungen. Der Künstler hatte einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine heilame Masse abgegossen und suchte nun mit Emsigkeit die ideale Kunst von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln. „Auch hier finden sich Mittel, und Zweck so nahe beisammen, und ich will gern gestehen, daß ich über den Mitteln den Zweck vernachlässigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld, der Mensch ohne Hülle ist eigentlich der Mensch, der Fühlhauer steht unmittelbar an der Seite der Elohim, als ne der unheimlichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichsten Gebilde umzuwandeln wüßten; solche göttliche Gedanken muß er hegen, dem Keinen im Aetzwein, warum nicht die unmittelbare Absicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man doch nicht verlangen, ohne Fingerringe und Thierfelle kommt es nicht aus und das ist noch viel zu wenig. Raum hatte ich etwas gelernt, so verlangten sie von mir würdige Männer in Schlafbetten und weiten Armen und jacheten Hallen da wendete ich mich rückwärts und da ich Das, was ich verstand, nicht einmal zum Ausdruck des Schönen verwenden durfte, so mußte ich allmählich zu sein, und auch doch ist von Bedeutung. Wird wenig erfüllt, wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in so viel

Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menscheng Geist eine gewisse Frische verläßt, so wird gewiß mancher bildende Künstler sich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber auch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe.“

Hieran schloß sich die Betrachtung, daß es eben schön sei, zu bemerken, wie Kunst und Technik sich immer gleichsam die Wage halten und so nah verwandt immer eine zu der andern sich hinneigt, so daß die Kunst nicht sinken kann, ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden.

Beide Personen fügten und gewöhnten sich so vollkommen an einander, daß sie sich nur ungern trennten, als es nöthig ward, um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegen zu gehen.

„Damit man aber nicht glaube,“ sagte der Meister, „daß wir uns von der Natur ausschließen und sie verleugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe weitläufige Kastele, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aeskulap eine Kapelle vorbehalten; dort, so abgesondert wie die Strafe selbst, werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verlege, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen unschuldigen Arm ergieng, das Messer in der Hand stocke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde.“

„Dieses,“ sagte Wilhelm, „waren unsre letzten Gespräche, ich sah die wohlbepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend.“

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so geendigt, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geschüttelt habe, so fiel dem zartempfindenden Mienenkennner eine so geringe Zustimmung bei der Sache, die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deshalb zu berufen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am Wenigsten aber für ausführbar halten. Diese Meinung



suchte er durch Gründe zu unterstützen, von der Art, wie sie Demjenigen, der für eine Sache eingenommen ist und sie durchzusetzen gedenkt, mehr als man sich vorstellen mag, beleidigend auffällt. Deshalb denn auch unser plastischer Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören schien, lebhaft erwiderte:

„Du hast Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir Niemand leugnen wird, ich am Wenigsten, aber hier sprichst du wie gewöhnliche Menschen gewöhnlich; am Neuen sehen wir nur das Seltsame, aber im Seltenen jedoch alsobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört schon mehr. Für euch muß erst Alles in That übergehen, es muß geschehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut sein wie etwas Anderes. Was du vorbringst, hör' ich schon zum Voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen; von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgesprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geist Muth fassen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel auszuforschen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, ist nichts ohne die genaueste Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menschen, und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hievon genommen, sich von Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannigfaltigsten Theile des unerforschlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich soll der Arzt, dem es Ernst ist, in der Wiederholung dieses Wissens, dieses Anschauens sich zu üben, sich den Zusammenhang dieses lebendigen Wunders immer vor Geist und Auge zu erneuern alle Gelegenheit suchen. Kennte er seinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu solchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Gold nehmen, der, nach seiner Anleitung, für ihn im Stillen beschäftigt, gleichsam in Gegenwart aller Verwicklungen des verflochtensten Lebens, auf die schwierigsten Fragen sogleich zu antworten verstände.

„Je mehr man dieß einsehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenschaftlicher wird: das Studium der Vergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden sich die Mittel vermindern: die Gegenstände, die Körper, auf die solche Studien zu gründen sind, sie werden fehlen, seltener, theurer werden, und ein wahrhafter Konflikt zwischen Lebendigen und Todten wird entstehen.

„In der alten Welt ist Alles Schlandrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will. Dieser Konflikt, den ich ankündige zwischen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen, man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot in solchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das

in jenen Zuständen zu leisten hoffen,  
 und das, was jezo Kunst ist,  
 sondern geschieht, muß im Allge-  
 mein sich verbreiten, als was an-  
 der aus anerkannt werden als das  
 Bedingniß, welche besonders große  
 meines Meisters anführen, aber  
 in größtem Vertrauen:

Interessant und lustig beinah,  
 nicht fühlen hört. Erst stahlen sie die  
 dagegen stellt man Wächter auf: sie  
 um sich ihrer Beute gewaltsam zu  
 zum Schlimmen wird sich ereignen;  
 würde, zwar nicht als Mitschul-  
 der in die gefährlichste Untersuchung  
 in jedem Fall bestrafen müßte, weil  
 entdeckt hatte, den Gerichten nicht an-  
 nem Freund, in dieser Stadt hat man  
 zur bezahlenden Anatomen einen Gegen-  
 stände Körper lag vor uns. Ich darf die  
 entdeckte die Unthat, ich aber auch, wir  
 gegen Beide; wir sahen vor uns hin und  
 schau. — Und dieß ist's, mein Freund,  
 was Sie gebannt hat; dieß ist's, was gewiß  
 werden wird, welche früher oder später vor  
 werden."

Wag in die Hände und wollte des Brabo-  
 des Wilhelm zuletzt im Ernst böse wurde.  
 nun erkenne ich dich wieder! Das erste  
 wieder gesprochen wie Einer, dem etwas  
 zum ersten Mal hat der Fluß der Rede  
 dich als einen Solchen erwiesen, der  
 in der That im Stande ist."

Das Wort und vermittelte diese kleine Miß-  
 zu Wien abwesend," sprach er, "aber nur  
 gegenwärtig war. Ich erinnerte mich näm-  
 lich der Art, daß ich auf meinen Reisen ge-  
 wöhnlich interessirte, daß der Custode, der,  
 zu werden, die auswendig gelernte Schmurre  
 da er der Künstler selber war, aus der  
 einen kenntnißreichen Demonstrator bewies.

Im hohen Sommer, in kühlen Zim-  
 mern draußen, diejenigen Gegenstände vor mir  
 im strengsten Winter sich kaum zu nähern traut!  
 der Mißbegierde. In größter Gelassenheit

und schönster Ordnung zeigte er mir die Wunder des menschlichen Baues und freute sich, mich überzeugen zu können, daß zum ersten Anfang und zu später Erinnerung eine solche Anstalt vollkommen hinreichend sei; wobei denn einem Jeden frei bleibe, in der mittlern Zeit sich an die Natur zu wenden und bei schießlicher Gelegenheit sich um diesen oder jenen besondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Sammlung gearbeitet; die Universitäten aber widerständen durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Professoren, aber keine Propädisten zu bilden wüßten.

„Hiernach hielt ich denn diesen geschickten Mann für den Einzigen in der Welt, und nun hören wir, daß ein Anderer auf dieselbe Weise bemüht ist; wer weiß, wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt! Wir wollen von unsrer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhältnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden.“

### Viertes Kapitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Geste in der Hand in Wilhelms Stimmer, und ihm solches überreichend sprach er: „Gestern Abend halte ich vor allen Euren Tugenden, welche herzuzählen Ihr umständlich genug wart, nicht Raum, von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieser großen Karavane stempeln. Beschaut hier dieses Geste, und Ihr werdet ein Probestück anerkennen.“

Wilhelm überließ die Blätter mit schnellen Blicken und sah, leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort vor Wort, wie er sie abgestattet hatte, weshalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt,“ erwiderte Friedrich, „das Grundgesetz unsrer Verbindung: in irgend einem Fache muß Einer vollkommen sein, wenn er Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte? und wußte nichts aufzufinden, so nahe mir es auch lag, daß mich Niemand an Gedächtniß übertreffe, Niemand an einer schnellen, leichten, leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert Ihr Euch wohl von unsrer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Hasen in die Rüche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch soufflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geschrieben! Das war Euch damals recht,“

empfangen werden, die geschmiedeten beruhigten Gläser geliebter Personen gestimmt, verschluppt und entschuldig zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedrungen zur Sprache, ohne daß irgend Jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder davon hätte denken können, und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer, die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so notwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Gießkunst überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnöthlichem Wissenschaft: Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Hungerstich und Nothwendigsten zu begehren auftrug.

Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Meister- und Thallustigen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Haß über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Ja und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schmerzhaftes Verbrechen, verurteilt durch ungünstige Zeugen hatte dem Tod im Wasser gesucht und gefunden. Die Anstalts-Verwaltung hatte sich demselben, vergebens, mit der Verurteilung der Gläser, Verurtheilten, ja des Mordhabers selbst, der nur durch solchen Ermordung verdächtig geworden. Die oberen Räte, den, die so eben das Gesetz geschickt hatten, durften keine Ausnahme bewilligen, auch eilte man, so schnell als möglich die Beute zu beschaffen und zur Verurteilung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächster Applicant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Gieße, den man ihm anwies, auf einem laubigen Weite, reinlich jugendlich, eine bedenkliche Aufgabe, denn als er die Gasse wahrnahm, lag der schönste weltliche Arm zu erblinden, der sich wohl jemals um ein Gieße eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Gesicht in der Hand und getraute sich nicht, es zu erblicken, er stand und gekaupte nicht, niederzuschauen. Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu erblicken, stritt mit der Anforderung, welche der so heftigbegehrte Mann an sich zu machen hat und welcher unermessliche Ansehensbedürfnisse befehlen.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen Weisen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuhörer bemerkte und demselben schon nachgefragt hatte, Niemand aber konnte nähere Auskunft geben, daß es ein Bildhauer sei. Darin war man einig, man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Stube allein den Besuchenden oder bei ihm Beschäftigten zugänglich die übrigen kammernreichen Räume jedoch verschlossen seien. Dieser Mann hatte sich Wilhelmem verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Bekanntschaft zu vermeiden schien.

Tiefmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe,

Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Gildgefühls hinaus und folgen Sie mir.“ Hiemit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink, und Beide verließen den Ort. Schweigend giengen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pforten er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte; der sich sodann auf einer Tene befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gipsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Bohlenverschlüge, gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ sagte der Mann, „der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar.“ Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerbe eines Bildhauers; eben so konnte Wilhelm nichts Anderes finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund Dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herkamen, gewahren mußte. Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst: „Warum ich Sie hierher führe, werden Sie leicht einsehen; diese Thüre,“ fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Vergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse verfertigt sein, genug, sie hatten durchaus das frische farbige Ansehen erst fertig gewordener Präparate. „Hier, mein Freund,“ sagte der Künstler, „hier sehen Sie schätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Eitel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieses Geschäft im tiefsten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft schon Männer vom Fach mit Geringschätzung davon reden hören. Ich lasse mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung sein wird. Der Chirurg besonders, wenn er sich zum plastischen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verlegung gewiß am Besten zu Hülfe kommen; den Arzt selbst würde ein solcher Begriff bei seinen Funktionen erheben. Doch lassen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie sollen in Kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes Beleben mehr, als das Getödtete noch weiter Tödten; kurz also, wollen Sie mein Schüler sein?“ und auf Bejahung legte der Wissende

dem Gaste das Knochenstelet eines weiblichen Arms vor, in der Stellung, wie sie jenen vor Kurzem vor sich gesehen hatten. „Ich habe,“ fuhr der Meister fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Bänderlehre durchaus Aufmerksamkeit schenkten, und mit Recht, denn mit ihnen beginnt sich für uns das todte Knochengerassel erst wieder zu beleben; Gesekiel mußte sein Gebeinfeid sich erst auf diese Weise wieder sammeln und fügen sehen, ehe die Glieder sich regen, die Arme tasten und die Füße sich aufrichten konnten. Hier ist biegsame Masse, Stäbchen, und was sonst nöthig sein möchte; nun versuchen Sie Ihr Glück.“

Der neue Schüler nahm seine Gedanken zusammen, und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfieng, sah er, daß diese künstlich von Holz geschnigt seien. „Ich habe,“ versetzte der Lehrer, „einen geschickten Mann, dessen Kunst nach Brode gieng, indem die Heiligen und Märtyrer, die er zu schnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden; ihn hab' ich darauf geleitet, sich der Skelettbildung zu bemächtigen und solche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu befördern.“

Nun that unser Freund sein Bestes und erwarb sich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm, sich zu erproben, wie stark oder schwach die Erinnerung sei, und er fand zu vergnüglicher Ueberraschung, daß sie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenschaft für diese Arbeit und ersuchte den Meister, in seine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unablässig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar schidlich verbunden. Von hier aber sollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es schien eine völlige Unmöglichkeit, den ganzen Körper auf diese Weise nach allen seinen Theilen gleichmäßig herzustellen. Hierbei tröstete ihn der Lehrer, indem er die Verbielfältigung durch Abformung sehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anstrengung, neue Aufmerksamkeit verlangte.

Alles, worein der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er sich dagegen zu helfen; auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich,“ sagte der Meister, „daß Sie sich in diese Verfahungsart zu schiden wissen und daß Sie mir ein Zeugniß geben, wie fruchtbar eine solche Methode sei, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben, und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist, soll auch künftig geschehen; das ist gut und mag und soll so sein. Wo aber die Schule stockt, das muß man bemerken und wissen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen, sonst wird man gehindert und hindert Andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That, Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Ansehen.“



Wilhelm erfuhr nun, daß solche Modelle im Stillen schon weit verbreitet seien, aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen solle. Dieser wackere Künstler hatte sich schon mit Lothario und jenen Befreundeten in Verhältniß gesetzt; man fand die Gründung einer solchen Schule in jenen sich heranbildenden Provinzen ganz besonders am Plage, ja höchst nothwendig, besonders unter natürlich gesitteten wohl denkenden Menschen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Kannibalisches hat. „Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menschlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, so werden gewiß solche Modelle hinreichen, die in seinem Geiste nach und nach erlöschenden Bilder wieder anzufrischen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja, es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, so werden sich die zartesten Resultate der Zergliederungskunst nachbilden lassen. Leistet dieß ja schon Zeichensfeder, Pinsel und Grabstichel.“

Hier öffnete er ein Seitenschränkchen und ließ die Gesichtsnerven auf die wunderbarste Weise nachgebildet erblicken. „Dieß ist leider,“ sprach er, „das letzte Kunststück eines abgeschiedenen jungen Gehülfen, der mir die beste Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünsche nützlich auszubreiten.“

Ueber die Einwirkung dieser Behandlungsweise nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwischen Beiden gesprochen; auch war das Verhältniß zur bildenden Kunst ein Gegenstand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes schönes Beispiel, wie auf diese Weise vorwärts und rückwärts zu arbeiten sei, ergab sich aus diesen Mittheilungen. Der Meister hatte einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildsamer Masse abgegossen und suchte nun mit Einsicht die ideelle Gestalt von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln. „Auch hier finden sich Mittel und Zweck so nahe beisammen, und ich will gern gestehen, daß ich über den Mitteln den Zweck vernachlässigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld; der Mensch ohne Hülle ist eigentlich der Mensch; der Bildhauer steht unmittelbar an der Seite der Elohim, als sie den unförmlichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichsten Gebilde umzuschaffen mußten; solche göttliche Gedanken muß er hegen; dem Reinen ist Alles rein, warum nicht die unmittelbare Absicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen; ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus: und das ist noch viel zu wenig. Raum hatte ich etwas gelernt, so verlangten sie von mir würdige Männer in Schlafrocken und weiten Ärmeln und zahllosen Falten; da wendete ich mich rückwärts, und da ich Das, was ich verstand, nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, so wählte ich, nützlich zu sein, und auch dieß ist von Bedeutung. Wird mein Wunsch erfüllt, wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in so viel andern



Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menscheng Geist eine gewisse Frische verläßt, so wird gewiß mancher bildende Künstler sich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber auch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe.“

Hieran schloß sich die Betrachtung, daß es eben schön sei, zu bemerken, wie Kunst und Technik sich immer gleichsam die Wage halten und so nah verwandt immer eine zu der andern sich hinneigt, so daß die Kunst nicht sinken kann, ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden.

Beide Personen fügten und gewöhnten sich so vollkommen an einander, daß sie sich nur ungern trennten, als es nöthig ward, um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegen zu gehen.

„Damit man aber nicht glaube,“ sagte der Meister, „daß wir uns von der Natur ausschließen und sie verleugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe weitläufige Rastelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aeskulap eine Kapelle vorbehalten; dort, so abgesondert wie die Strafe selbst, werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verlege, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen unschuldigen Arm ergieng, das Messer in der Hand stocke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde.“

„Dieses,“ sagte Wilhelm, „waren unsre letzten Gespräche, ich sah die wohlbepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend.“

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so geendigt, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geschüttelt habe, so fiel dem zartempfindenden Mienenkennner eine so geringe Zustimmung bei der Sache, die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deshalb zu berufen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am Wenigsten aber für ausführbar halten. Diese Meinung

suchte er durch Gründe zu unterstützen, von der Art, wie sie Demjenigen, der für eine Sache eingenommen ist und sie durchzusetzen gedenkt, mehr als man sich vorstellen mag, beleidigend auffällt. Deshalb denn auch unser plastischer Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören schien, lebhaft erwiderte:

„Du hast Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir Niemand leugnen wird, ich am Wenigsten, aber hier sprichst du wie gewöhnliche Menschen gewöhnlich; am Neuen sehen wir nur das Seltsame, aber im Seltenen jedoch alsobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört schon mehr. Für euch muß erst Alles in That übergehen, es muß geschehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut sein wie etwas Anderes. Was du vorbringst, hör' ich schon zum Voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen; von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgesprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geist Muth fassen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel auszuforschen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, ist nichts ohne die genaueste Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menschen, und es reicht keineswegs hin, auf Schulensflüchtige Kenntniß hievon genommen, sich von Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannigfaltigsten Theile des unerforschlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich soll der Arzt, dem es Ernst ist, in der Wiederholung dieses Wissens, dieses Anschauens sich zu üben, sich den Zusammenhang dieses lebendigen Wunders immer vor Geist und Auge zu erneuern alle Gelegenheit suchen. Kennte er seinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu solchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Gold nehmen, der, nach seiner Anleitung, für ihn im Stillen beschäftigt, gleichsam in Gegenwart aller Verwicklungen des verflochtensten Lebens, auf die schwierigsten Fragen sogleich zu antworten verstände.

„Je mehr man dieß einsehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenschaftlicher wird das Studium der Bergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden sich die Mittel vermindern: die Gegenstände, die Körper, auf die solche Studien zu gründen sind, sie werden fehlen, seltener, theurer werden, und ein wahrhafter Konflikt zwischen Lebendigen und Todten wird entstehen.

„In der alten Welt ist Alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will. Dieser Konflikt, den ich ankündige zwischen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen, man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot helfen in solchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das ist's.

was mein Meister und ich in den neuen Zuständen zu leisten hoffen, und zwar nichts Neues, es ist schon da; aber Das, was jezo Kunst ist, muß Handwerk werden, was im Besondern geschieht, muß im Allgemeinen möglich werden, und nichts kann sich verbreiten, als was anerkannt ist. Unser Thun und Leisten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entschiedenen Bedrängniß, welche besonders große Städte bedroht. Ich will die Worte meines Meisters anführen, aber merkt auf! Er sprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleser findet Artikel interessant und lustig beinah, wenn er von Auferstehungsmännern erzählen hört. Erst stahlen sie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen stellt man Wächter auf: sie kommen mit gewaffneter Schaar, um sich ihrer Beute gewaltsam zu bemächtigen. Und das Schlimmste zum Schlimmen wird sich ereignen; ich darf es nicht laut sagen, denn ich würde, zwar nicht als Mitschuldiger, aber doch als zufällig Mitwisser in die gefährlichste Untersuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall bestrafen müßte, weil ich die Unthat, sobald ich sie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen gesteh' ich's, mein Freund, in dieser Stadt hat man gemordet, um dem dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gegenstand zu verschaffen. Der entseelte Körper lag vor uns. Ich darf die Scene nicht ausmalen. Er entdeckte die Unthat, ich aber auch, wir sahen einander an und schwiegen Beide; wir sahen vor uns hin und schwiegen und giengen ans Geschäft. — Und dieß ist's, mein Freund, was mich zwischen Wachs und Gips gebannt hat; dieß ist's, was gewiß auch Sie bei der Kunst fest halten wird, welche früher oder später vor allen übrigen wird gepriesen werden.“

Friedrich sprang auf, schlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, so daß Wilhelm zuletzt im Ernst böse wurde. „Bravo!“ rief Jener aus, „nun erkenne ich dich wieder! Das erste Mal seit langer Zeit hast du wieder gesprochen wie Einer, dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum ersten Mal hat der Fluß der Rede dich wieder fortgerissen, du hast dich als einen Solchen erwiesen, der etwas zu thun und es anzupreisen im Stande ist.“

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte diese kleine Mißheelligkeit vollkommen. „Ich schien abwesend,“ sprach er, „aber nur deshalb, weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Rabinets dieser Art, das ich auf meinen Reisen gesehen und welches mich dergestalt interessirte, daß der Custode, der, um nach Gewohnheit fertig zu werden, die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfieng, gar bald, da er der Künstler selber war, aus der Rolle fiel und sich als einen kenntnißreichen Demonstrator bewies.“

„Der merkwürdige Gegensatz, im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei schwüler Wärme draußen, diejenigen Gegenstände vor mir zu sehen, denen man im strengsten Winter sich kaum zu nähern traut! Hier diente bequem Alles der Wißbegierde. In größter Gelassenheit

und schönster Ordnung zeigte er mir die Wunder des menschlichen Baues und freute sich, mich überzeugen zu können, daß zum ersten Anfang und zu später Erinnerung eine solche Anstalt vollkommen hinreichend sei; wobei denn einem Jeden frei bleibe, in der mittlern Zeit sich an die Natur zu wenden und bei schicklicher Gelegenheit sich um diesen oder jenen besondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Sammlung gearbeitet; die Universitäten aber widerständen durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Prosectoren, aber keine Proplastiker zu bilden wüßten.

„Hiernach hielt ich denn diesen geschickten Mann für den Einzigen in der Welt, und nun hören wir, daß ein Anderer auf dieselbe Weise bemüht ist; wer weiß, wo noch ein Dritter und Viertes an das Tageslicht hervortritt! Wir wollen von unsrer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhältnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden.“

### Viertes Kapitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelms Zimmer, und ihm solches überreichend sprach er: „Gestern Abend hatte ich vor allen Euren Tugenden, welche herzuzählen Ihr umständlich genug wart, nicht Raum, von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieser großen Karavane stempeln. Beschaut hier dieses Hefte, und Ihr werdet ein Probestück anerkennen.“

Wilhelm überließ die Blätter mit schnellen Blicken und sah, leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort vor Wort, wie er sie abgestattet hatte, weshalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt,“ erwiderte Friedrich, „das Grundgesetz unsrer Verbindung: in irgend einem Fache muß Einer vollkommen sein, wenn er Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte? und wußte nichts aufzufinden, so nahe mir es auch lag, daß mich Niemand an Gedächtniß übertreffe, Niemand an einer schnellen, leichten, leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert Ihr Euch wohl von unsrer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Hasen in die Küche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch soufflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geschrieben! Das war Euch damals recht, Ihr

Schiebefenster entgegen gesehen, denn er war gewohnt, wo möglich an demselben Wochentage zu kommen; er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann gieng es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Raum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen, Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Eierbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepaßt und also gleichfalls die Freude hatte, den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hielten mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte Jedermann wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu leugnen, daß Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitssamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt, ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen: Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinner-technik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse, nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung geschieht folgendermaßen. Es wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gefärbet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten

nischen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde, wie man auf dem Lande fühlt, wenn man bei größeren Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Grillen, ein Handwerk um's andere entbehren muß und lieber ungeschickt und fingerhast eingreift, als daß man sich meistermäßig verspäten ließe. Zum Glück wanderte in unserer Gegend ein Tausendkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte; er richtete mir eine Drechselbank ein, deren er sich bei jedem Besuch mehr zu seinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch schaffte ich Tischlerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgesprochene Ueberzeugung: es könne Niemand sich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu fristen verstehe. Mein Eifer ward von den Erziehern nach ihren eigenen Grundsätzen gebilligt; ich erinnere mich kaum, daß ich je gespielt habe, denn alle freien Stunden wurden verwendet, etwas zu wirken und zu schaffen. Ja, ich darf mich rühmen, schon als Knabe einen geschickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schlosser, Feilenhauer und Uhrmacher gesteigert zu haben.

„Das alles zu leisten, mußten denn freilich auch erst die Werkzeuge erschaffen werden, und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechseln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß sie sich recht ernstlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch praktisch thätig erweisen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein Gutsbesitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knittelbrücken und Bänke zeugten von unserer Emsigkeit, womit wir eine Urbaukunst in ihrer ganzen Rohheit mitten in der gebildeten Welt darzustellen eifrig bemüht gewesen.

„Dieser Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernstere Theilnahme an Allem, was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist, und gab meinen mehrjährigen Reisen ein eigentliches Interesse.

„Da jedoch der Mensch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, so war ich dem Maschinenwesen weniger günstig als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deswegen ich mich auch besonders in solchen abgeschlossenen Kreisen gern aufhielt, wo nach Umständen diese oder jene Arbeit zu Hause war. Dergleichen gibt jeder Vereinigung eine besondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen aus mehreren Familien bestehenden Völkerschaft den entschiedensten Charakter; man lebt in dem reinsten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

„Dabei hatte ich mir angewöhnt, Alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszustatten und so, nicht ohne Aussicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen.“

sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlägt, so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund; links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertelellen oder etwas mehr betragen, und die schlante fleißige Spinnerin behauptete, 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Brieffspinnerin es nicht ganz lassen und versicherte: daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhältnißmäßiger Zeit. (Brieffgarnspinnen geht nämlich langsamer als spinnen am Rad, wird auch besser bezahlt. Vielleicht spinnt man am Rade wohl das Doppelte.) Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haspel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paar Mal umgeschlagen und geknüpft werde: sie nahm den Schneller ab, drehte ihn so, daß er in sich zusammenlief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geschäft der geübten Spinnerin als abgeschlossen mit unschuldiger Selbstgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, stand die Mutter auf und sagte: da der junge Herr doch Alles zu sehen wünsche, so wolle sie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem sie sich an den Weberstuhl setzte, wie sie nur diese Art handhabten, weil sie eigentlich allein für grobe Rattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen wird; sie zeigte mir dann auch solche trockene Waare; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitem Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müsse; die Fußpfade seien gut und klar, besonders bei solcher Nachtsadell. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Christoph ein ziemliches Packet mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Andern zu vertheilen.

Dienstag den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenver-



loble die Qualität der auf diesem Wege ankommenden Baumwolle, verglich sie mit der von Ost- und Westindien, besonders mit der von Capenne, als der bekanntesten; er schien von seinem Geschäft sehr gut unterrichtet, und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, so gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indessen war der ganze Zug vor uns vorüber, und ich erblickte nur mit Widerwillen auf dem in die Höhe sich schlängelnden Felsweg die unabsehbliche Reihe dieser bepacten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Voten darüber beschwerte, trat ein untersehter munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Roff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen schien. Man begrüßte sich, und es war gar bald am derben Händeschütteln zu sehen, daß St. Christoph und dieser Ankömmling einander wohl bekannt seien; da erfuhr ich denn sogleich über ihn Folgendes. Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, woher zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, gibt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieser steigt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauscht dagegen Garn ein oder kauft es; von welcher Qualität es auch sein möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im Größern an die unterhalb ansässigen Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit, hinter den Maulthieren herzuschlendern, abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann sogleich ein, mit ihm ein Seitenthal hinabzusteigen, das gerade hier von dem Hauptthale sich trennte, um die Wasser nach einer andern Himmelsgegend hinzuführen. Der Entschluß war bald gefaßt, und nachdem wir mit einiger Anstrengung einen etwas steilen Gebirgskamm überstiegen hatten, sahen wir die jenseitigen Abhänge vor uns, zuerst höchst unerfreulich; das Gestein hatte sich verändert und eine schiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Fels und Gerölle, und man sah sich von einem schroffen Niederstieg bedroht. Quellen rieselten von mehreren Seiten zusammen; man kam sogar an einem mit schroffen Felsen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr gesellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwischen sodann zerstreute ländliche Wohnungen, freilich von der ärglichsten Sorte, jede von ihren Bewohnern selbst zusammengezimmert aus ver- schränkten Balken, die großen schwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht wegführe. Unerachtet dieser äußern traurigen Ansicht war der beschränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem frohen Aussehen der Bewohner, bei denen man sich alsbald ländlich gesellig fühlte.

Der Wote schien erwartet; auch hatte man ihm aus dem Kleiner

Schiebefenster entgegen gesehen, denn er war gewohnt, wo möglich an demselben Wochentage zu kommen; er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann gieng es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Raum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen, Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Eierbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepaßt und also gleichfalls die Freude hatte, den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun mußte.

Die Alten dagegen hielten mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte Jedermann wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu leugnen, daß Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitssamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt, ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen: Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse, nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Küstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung geschieht folgendermaßen. Es wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gefarbet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Roden festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten

dasselbe mit übereinander gelegten Füßen in festem Stande, Andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr malerischen Kontrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit, die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltener, andere Lieder.

Lebige und Stieglige, in Käfigen aufgehangen, zwitschern dazwischen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden, als in einer Stube, wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädli-Garn ist jedoch das Brief-Garn vorzuziehen; hiezu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Rämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und diese nachher an der Kunkel befestigt. Aus einer solchen Düte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn.

Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen bedächtigen Personen getrieben wird, giebt der Spinnerin ein sanfteres Ansehen als das am Rade; Kleidet die letzte eine große, schlanke Figur zum Besten, so wird durch jenes eine ruhige zarte Gestalt gar sehr begünstigt. Dergleichen verschiedene Charaktere, verschiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in Einer Stube und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerksamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Zeugnen aber dürft' ich nicht sodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die seltenen Gäste aufgeregt, sich freundlich und gefällig erwiesen. Besonders freuten sie sich, daß ich mich nach Allem so genau erkundigte, was sie mir vorsprachen, bemerkte, ihre Geräthschaften und einfaches Maschinenwerk zeichnete und hübsche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abschilderte, wie hierneben zu sehen sein sollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewiesen, die vollen Spindeln in dazu bestimmten Kästchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk sorgfältig aufgehoben. Nun war man schon bekannter geworden, die Arbeit jedoch gieng ihren Gang; nun beschäftigte man

sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlägt, so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund; links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertelellen oder etwas mehr betragen, und die schlanke fleißige Spinnerin behauptete, 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Brieffspinnerin es nicht ganz lassen und versicherte: daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhältnismäßiger Zeit. (Briefgarnspinnen geht nämlich langsamer als spinnen am Rad, wird auch besser bezahlt. Vielleicht spinnt man am Rade wohl das Doppelte.) Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haspel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paar Mal umgeschlagen und geknüpft werde: sie nahm den Schneller ab, drehte ihn so, daß er in sich zusammenlief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geschäft der geübten Spinnerin als abgeschlossen mit unschuldiger Selbstgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, stand die Mutter auf und sagte: da der junge Herr doch Alles zu sehen wünsche, so wolle sie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem sie sich an den Weberstuhl setzte, wie sie nur diese Art handhabten, weil sie eigentlich allein für grobe Rattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen wird; sie zeigte mir dann auch solche trockene Waare; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitem Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müsse; die Fußpfade seien gut und klar, besonders bei solcher Nachtfadel. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Christoph ein ziemliches Packet mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dienstag den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenver-

sammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Kapelle, und es fieng schon an wohnlicher und menschlicher auszu sehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf spärlichen, sorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird.

Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote bestieg den Heuboden, und ich war eben im Begriff, ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Reß befahl und zur Thüre hinausgieng. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das Erste, daß die Familie zusammenlief und den Kindern streng verboten ward, nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräßlicher Bär oder sonst ein Unge thüm in der Nähe sich aufhalten müsse, denn es habe die Nacht über von der Kapelle dergestalt gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hier hüben hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unserer heutigen längeren Wanderung wohl auf der Hut zu sein. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle, uns abzuholen, denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher, die Zeit so gut als möglich zu nugen und mich von unsern guten Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beide waren ältliche Leute, in späteren Tagen noch mit zwei, drei Kindern gesegnet; religiöse Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer solchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weiteren Zerstreuung Anlaß fand, so ließ ich mir das Geschäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam diktiren.

Die erste Arbeit, das Garn zu leimen, war gestern verrichtet. Man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkemehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Fäden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnstränge schon trocken, und man bereitete sich, zu spuhlen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrspuhlen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit, ein Enkel stand neben ihm und schien begierig, das Spuhlrade selbst zu handhaben. Indessen steckte der Vater die Spuhlen, um zu zetteln, auf einen mit Querstäben abgetheilten Rahmen, so daß sie sich frei um perpendicular stehende starke Drähte bewegten und den

Fäden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerem Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument (das Brittli), ungefähr wie ein Sistrum gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Fäden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Bettlers, mit der Linken faßt er die Fäden zusammen und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Bettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Fäden herauf und eben so viel herunter und nennt solches die Risse; so werden die verschränkten Fäden über die zwei oben an dem Bettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Dieses geschieht, damit der Weber die Fäden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Betteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgetheilt, damit sich nichts verwirren kann, sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wieder bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werste genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine oder zuweilen einen schmalen Steg, nur an der einen Seite mit Leine versehen, angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen; das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hergeschritten und rief schon von Weitem, als Einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß’ Euch Gott, Herr Gebatter Garnträger!“ Dieser ließ ihn näher herankommen, dann rief auch er mit Verwunderung: „Danke Euch Gott, Herr Gebatter Geschirrfasser! Woher des Landes? Welche unerwartete Begegnung.“ Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreit’ ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.“ Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und Euch sorgfältig drum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich Euch in diesen Tagen

schon still herbeigewünscht hatte; er würde Euch Alles besser erklärt haben, als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht, was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Noth thut und es Jeder nur wünschen mag."

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich Einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht, da komm' ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werthen lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Beuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt wie ich selbst."

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannigfaltig fortgesetzt, und wir gelangten nach einigem Rasten und Frühstück zu einer zwar auch unter und übereinander, doch besser gebauten Häusergruppe. Er wies uns an das beste. Der Garnbote gieng mit mir und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein, sodann aber, nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfasser, und es war auffallend, daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Weberstuhl sitzenden wohlgebildeten Mädchen stochte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Bettel durchfahren sollte; eben so hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später, mit langsamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote sowohl als der Schirrfasser, setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man sich eine Zeit lang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über diese Freude des Wiedersehens nicht hintansetzen: wir können noch Tage lang mit einander schnaken; Sie müssen morgen fort. Lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen; Weimen und Betteln kennt er, zeigen wir ihm das Uebrige vor; die Jungfrauen da sind mir ja wohl behülflich. Ich sehe, an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden." Das Geschäft war der Jüngeren, zu der sie traten. Die Ältere setzte sich wieder an ihren Weberstuhl und verfolgte mit stiller liebevoller Miene ihre lebhafteste Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das Aufwinden. Zu diesem Zweck läßt man die Gänge des Bettels nach der Ordnung durch einen großen Ramm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat, auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Bettels



durchgeschloß und in dem Firdsprin fertig wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Beberstuhl und hält den Strang des Firdsprins an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel senkrecht aufwärts und zugleich fortzieht, daß Alles in der Ordnung verlaufen könnte. Wenn Alles eingerichtet ist, so werden durch die Schienen vier oder fünf Lade Stühle, Schienen, gezogen, damit sie sich halten, und nun beginnt das Einweben.

Ein solches Gewebe ist noch eine Viertelstunde am geraden Weberbaum stehen geblieben, und nun ziehen lassen etwa drei Viertelstunden lang die Fäden durch das Blatt in der Lade sowohl als durch die Schienen des Firdsprins. In diese Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zeuels, einen aus dem andern, sorgfältig an, und wenn er fertig ist, wird alles Angebrachte auf einmal durchgezogen, so daß die neuen Fäden bis an den letzten vordern Weberbaum reichen; die alten Fäden werden angehängt der Firdsprin auf kleine Spindeln gewunden, wie sie ins Weberstühlen stehen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geschlichtet.

Beim Weben der Weberstuhl ist, wird der Zeuel mit einem Leimwasser aus Handschufler bereitet, vermittelst eingelauchter Stützen durch und durch angehängt; sodann werden die abgehängten Schienen, die das Gewebe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs Geratewohl in Ordnung gelegt, und Alles so lange mit einem an einen Stab gebundenen Handschufler geschloß, bis es trocken ist, und nun kann das Weben begonnen und fortgesetzt werden, bis es wieder nöthig wird, zu schlichten.

Das Schlichten und Fädeln ist gewöhnlich jungen Leuten überlassen, welche zu dem Webergeschäft herangezogen werden, oder in der Folge des Winterabends leistet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spindeln mit dem Contragarn.

Die Rastelstühle werden nun gewebt, nämlich der Strang des Firdsprins wird in Leimwasser getaucht, noch nach auf die kleinen Spindeln gewunden und sogleich verarbeitet, wodurch sich das Gewebe wieder sich legen läßt und klar erscheint.

Donnerstag, den 18. September.

Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Hausliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube: mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spinnäder, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend. Zwischen- durch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers pietistische Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhliches schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Better Jakob ein witziges Einfall gesagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie

Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zu Stande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webeschirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin seiner baumwollener Lächer einen schweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angespannt wird (das Kunstwort heißt *dämmen*), so verlängert es sich merklich, auf 32 Ellen  $\frac{3}{4}$  Ellen und auf 64 etwa  $1\frac{1}{2}$  Elle; dieser Ueberschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

In der klarsten, sanftesten Mondnacht, wie sie nur in hohen Gebirgszügen obwaltet, saß die Familie mit ihren Gästen vor der Hausthüre im lebhaftesten Gespräch, Benardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er so oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblings-Melodie, ehe wir uns versehen, auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen, sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit.“

Aber dießmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung. „Paßt doch,“ sprach er zu sich selbst, „diese allgemein lakonische Beschreibung ganz und gar auf den Zustand, der mich hier umgibt. Ist nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich scheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen weitem, einen bessern; sie mag sich behaglich wie Diese hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherschauen.“

Nun aber durch ein lebhaftes, sich steigernes Gespräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf Das, was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke, den er diese Stunden her gehegt, vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieser Mann, dieser mit Werkzeug und Geschirr so

Schiebefenster entgegen gesehen, denn er war gewohnt, wo möglich an demselben Wochentage zu kommen; er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann gieng es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Raum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen, Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Eierbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepackt und also gleichfalls die Freude hatte, den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hielten mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte Jedermann wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu leugnen, daß Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitssamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensalles um Rath gefragt, ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen: Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinner-technik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse, nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung geschieht folgendermaßen. Es wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Rarden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gefarbt, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Roden festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten

dasselbe mit übereinander gelegten Füßen in festem Stande, Andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlankte Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr malerischen Kontrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit, die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltener, andere Lieder.

Reisige und Stieglitze, in Käfigen aufgehangen, zwitschern dazwischen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden, als in einer Stube, wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädli-Garn ist jedoch das Brief-Garn vorzuziehen; hiezu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Rämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und lämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und diese nachher an der Kunkel befestigt. Aus einer solchen Düte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn.

Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen bedächtigen Personen getrieben wird, giebt der Spinnerin ein sanfteres Ansehen als das am Rade; kleidet dieß letzte eine große, schlankte Figur zum Besten, so wird durch jenes eine ruhige zarte Gestalt gar sehr begünstigt. Vergleichen verschiedene Charaktere, verschiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in Einer Stube und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerksamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Zeugnen aber dürft' ich nicht sodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die seltenen Gäste aufgeregt, sich freundlich und gefällig erwiesen. Besonders freuten sie sich, daß ich mich nach Allem so genau erkundigte, was sie mir vortrugen, bemerkte, ihre Geräthschaften und einfaches Maschinenwerk zeichnete und hübsche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abschilderte, wie hierneben zu sehen sein sollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewiesen, die vollen Spindeln in dazu bestimmten Kästchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk sorgfältig aufgehoben. Nun war man schon bekannter geworden, die Arbeit jedoch gieng ihren Gang; nun beschäftigte man

sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlägt, so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund; links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertelellen oder etwas mehr betragen, und die schlante fleißige Spinnerin behauptete, 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Briesspinnerin es nicht ganz lassen und versicherte: daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhältnismäßiger Zeit. (Briessgarnspinnen geht nämlich langsamer als spinnen am Rad, wird auch besser bezahlt. Vielleicht spinnt man am Rade wohl das Doppelte.) Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haspel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paar Mal umgeschlagen und geknüpft werde: sie nahm den Schneller ab, drehte ihn so, daß er in sich zusammenlief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geschäft der geübten Spinnerin als abgeschlossen mit unschuldiger Selbstgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, stand die Mutter auf und sagte: da der junge Herr doch Alles zu sehen wünsche, so wolle sie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem sie sich an den Weberstuhl setzte, wie sie nur diese Art handhabten, weil sie eigentlich allein für grobe Rattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen wird; sie zeigte mir dann auch solche trockene Waare; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitem Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müsse; die Fußpfade seien gut und klar, besonders bei solcher Nachtsadell. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Christoph ein ziemliches Packet mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ahrigen zu vertheilen.

Dienstag den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenver-

sammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Kapelle, und es fieng schon an wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf spärlichen, sorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird.

Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote bestieg den Heuboden, und ich war eben im Begriff, ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Kessl besahl und zur Thüre hinausgieng. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das Erste, daß die Familie zusammenlief und den Kindern streng verboten ward, nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder sonst ein Ungeheuer in der Nähe sich aufhalten müsse, denn es habe die Nacht über von der Kapelle dergestalt gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hier hüben hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unserer heutigen längeren Wanderung wohl auf der Hut zu sein. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle, uns abzuholen, denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher, die Zeit so gut als möglich zu nutzen und mich von unsern guten Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beide waren ältliche Leute, in späteren Tagen noch mit zwei, drei Kindern gesegnet; religiöse Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer solchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weiteren Zerstreuung Anlaß fand, so ließ ich mir das Geschäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam diktiren.

Die erste Arbeit, das Garn zu leimen, war gestern verrichtet. Man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkemehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Fäden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnstränge schon trocken, und man bereitete sich, zu spuhlen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrspuhlen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit, ein Gudel stand neben ihm und schien begierig, das Spuhlrade selbst zu handhaben. Indessen steckte der Vater die Spuhlen, um zu zetteln, auf einen mit Querstäben abgetheilten Rahmen, so daß sie sich frei um perpendicular stehende starke Drähte bewegten und den

Fäden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerem Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument (das *Brittli*), ungefähr wie ein *Sistrum* gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Fäden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Zettlers, mit der Linken faßt er die Fäden zusammen und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Fäden herauf und eben so viel herunter und nennt solches die *Rispe*; so werden die verschränkten Fäden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Dieses geschieht, damit der Weber die Fäden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Zetteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgetheilt, damit sich nichts verwirren kann, sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang *Male* gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wieder bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die *Werste* genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine oder zuweilen einen schmalen Steg, nur an der einen Seite mit Lehne versehen, angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen; das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hergeschritten und rief schon von Weitem, als Einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß’ Euch Gott, Herr Gebatter Garnträger!“ Dieser ließ ihn näher herankommen, dann rief auch er mit Bewunderung: „Danf’ Euch Gott, Herr Gebatter Geschirrfasser! Woher des Landes? Welche unerwartete Begegnung.“ Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreit’ ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.“ Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und Euch sorgfältig drum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich Euch in diesen Tagen



schon still herbeigewünscht hatte; er würde Euch Alles besser erklärt haben, als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht, was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Noth thut und es Jeder nur wünschen mag."

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich Einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht, da komm' ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werthen lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Beuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt wie ich selbst."

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannigfaltig fortgesetzt, und wir gelangten nach einigem Rasten und Frühstück zu einer zwar auch unter und übereinander, doch besser gebauten Häusergruppe. Er wies uns an das beste. Der Garnbote gieng mit mir und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein, sodann aber, nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfasser, und es war auffallend, daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Weberstuhl sitzenden wohlgebildeten Mädchen stochte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Bettel durchfahren sollte; eben so hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später, mit langsamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote sowohl als der Schirrfasser, setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man sich eine Zeit lang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über diese Freude des Wiedersehens nicht hintansetzen: wir können noch Tage lang mit einander schnaken; Sie müssen morgen fort. Lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen; Weimen und Betteln kennt er, zeigen wir ihm das Uebrige vor; die Jungfrauen da sind mir ja wohl behülflich. Ich sehe, an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden." Das Geschäft war der Jüngeren, zu der sie traten. Die Ältere setzte sich wieder an ihren Weberstuhl und verfolgte mit stiller liebevoller Miene ihre lebhafteste Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das Aufwinden. Zu diesem Zweck läßt man die Gänge des Bettels nach der Ordnung durch einen großen Ramm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat, auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Bettels

durchgesteckt und in dem Einschnitt befestigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Weberstuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich Acht gibt, daß Alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn Alles aufgewunden ist, so werden durch die Risse ein runder und zwei flache Stäbe, Schienen, gestoßen, damit sie sich halte, und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe ist noch etwa eine Viertelelle am zweiten Weberbaum übrig geblieben, und von diesem laufen etwa drei Viertelellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade sowohl als durch die Flügel des Geschirrs. An diese Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zettels, einen um den andern, sorgfältig an, und wenn er fertig ist, wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, so daß die neuen Fäden bis an den leeren vordern Weberbaum reichen; die abgerissenen Fäden werden angetnüpft, der Eintrag auf kleine Spuhlen gewunden, wie sie ins Webergeschiffen passen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geschlichtet.

So lang der Weberstuhl ist, wird der Zettel mit einem Leimwasser, aus Handschuhleder bereitet, vermittelst eingetauchter Bürsten durch und durch angefeuchtet; sodann werden die obengedachten Schienen, die das Gerippe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs Genaueste in Ordnung gelegt, und Alles so lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänseflügel geschüttelt, bis es trocken ist, und nun kann das Weben begonnen und fortgesetzt werden, bis es wieder nöthig wird, zu schlichten.

Das Schlichten und Fächeln ist gewöhnlich jungen Leuten überlassen, welche zu dem Webergeschäft herangezogen werden, oder in der Muße der Winterabende leistet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spühlchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Musseline werden naß gewebt, nämlich der Strang des Einschlagegarns wird in Leimwasser getaucht, noch naß auf die kleinen Spuhlen gewunden und sogleich verarbeitet, wodurch sich das Gewebe gleicher schlagen läßt und klarer erscheint.

Donnerstag, den 18. September.

Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube; mehrere Stühle waren in Bewegung, da giengen noch Spinn- und Spuhlräder, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend. Zwischen- durch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Wetter Jakob einen witzigen Einfall gesagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie

Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Muffeline zu Stande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webeschirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin seiner baumwollener Tücher einen schweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angespannt wird (das Kunstwort heißt *dämmen*), so verlängert es sich merklich, auf 32 Ellen  $\frac{3}{4}$  Ellen und auf 64 etwa  $1\frac{1}{2}$  Elle; dieser Uberschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

In der klarsten, sanftesten Mondnacht, wie sie nur in hohen Gebirgsjügen obwaltet, saß die Familie mit ihren Gästen vor der Hausthüre im lebhaftesten Gespräch, Benardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirten und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er so oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblings-Melodie, ehe wir uns versehen, auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen, sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit.“

Aber diesmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung. „Paßt doch,“ sprach er zu sich selbst, „diese allgemein lakonische Beschreibung ganz und gar auf den Zustand, der mich hier umgibt. Ist nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich scheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen weitem, einen bessern; sie mag sich behaglich wie Diese hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherschauen.“

Nun aber durch ein lebhaftes, sich steigerndes Gespräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf Das, was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke, den er diese Stunden her gehegt, vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieser Mann, dieser mit Werkzeug und Geschirr so

meisterhaft umgehende, für unsre Gesellschaft das nützlichste Mitglied werden können? Er überlegte das und Alles, wie ihm die Vorzüge dieses gewandten Arbeiters schon stark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Gespräch dahin und machte zwar wie im Scherze, aber desto unbewundener, Jenem den Antrag, ob er sich nicht mit einer bedeutenden Gesellschaft verbinden und den Versuch machen wolle, übers Meer auszuwandern.

Jener entschuldigte sich, gleichfalls heiter betheuernd, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Besseres erwarte; in dieser Landesart sei er geboren, darin gewöhnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in diesen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden, keine Noth ängstige sie, und ein Gebirg halte seine Leute fest.

„Deshwegen wundert's mich,“ sagte der Garnbote, „daß es heißen will, Frau Susanne werde den Faktor heirathen, ihr Besizthum verkaufen und mit schönem Geld übers Meer ziehen.“ Auf Befragen erfuhr unser Freund, es sei eine junge Wittwe, die in guten Umständen ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugnissen des Gebirges betreibe, wovon sich der wandernde Reisende morgen gleich selbst überzeugen könne, indem man auf dem eingeschlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde. „Ich habe sie schon verschiedentlich nennen hören,“ versetzte Senardo, „als belebend und wohlthätig in diesem Thale, und versäumte, nach ihr zu fragen.“

„Gehen wir aber zur Ruh,“ sagte der Garnbote, „um den morgenden Tag, der heiter zu werden verspricht, von früh auf zu nutzen.“

Hier endigte das Manuscript, und als Wilhelm nach der Fortsetzung verlangte, hatte er zu erfahren, daß sie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde sei. Sie war, sagte man, an Mafarien gesendet, welche gewisse Verwicklungen, deren darin gedacht worden, durch Geist und Liebe schlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflösen solle. Der Freund mußte sich diese Unterbrechung gefallen lassen und sich bereiten, an einem geselligen Abend in heiterer Unterhaltung Vergnügen zu finden.

## Sechstes Kapitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumher-schauenden Laube saßen, trat eine' ansehnliche Figur auf die Schwelle, welche unser Freund sogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, stummen Büdling des Mannes erwiederte Senardo: „Ihr kommt, wie immer, sehr gelegen und werdet nicht säumen, uns mit Eurem Talent zu erfreuen.“ „Ich lann Ihnen wohl,“ fuhr er zu Wilhelm gewendet fort, „Einiges von der Gesellschaft erzählen, deren Band zu sein ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unsern Kreis,

als wer gewisse Talente aufzuweisen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Gesellschaft dienen würden. Dieser Mann ist ein berber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entschluß und körperliche Kraft gefordert wird, seinem Meister trefflich an der Seite zu stehen bereit ist. Was er als Bartkünstler leistet, davon können Sie ihm selbst ein Zeugniß geben. Hiedurch ist er uns eben so nöthig als willkommen. Da nun aber diese Beschäftigung gewöhnlich eine große und oft lästige Schwägigkeit mit sich führt, so hat er sich zu eigner Bildung eine Bedingung gefallen lassen; wie denn Jeder, der unter uns leben will, sich von einer gewissen Seite bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freiheit gewährt ist. Dieser also hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, in sofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges durch sie ausgedrückt wird; daraus aber hat sich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches absichtlich, flug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben ist reich an wunderlichen Erfahrungen, die er sonst zu ungelegener Zeit schwägend zersplitterte, nun aber, durch Schweigen genöthigt, im stillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet sich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geschehenen Leben und Bewegung. Mit besonderer Kunst und Geschicklichkeit weiß er wahrhafte Märchen und märchenhafte Geschichten zu erzählen, wodurch er oft zur schädlichen Stunde uns gar sehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöst wird; wie ich denn gegenwärtig thue und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er sich in geraumer Zeit, seitdem ich ihn kenne, noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich, daß er auch dießmal, unserm theuern Gaste zu Lieb' und Ehren, sich besonders hervor-  
thun werde.“

Ueber das Gesicht des Rothmantels verbreitete sich eine geistreiche Heiterkeit, und er fieng ungesäumt folgendermaßen zu sprechen an.

### Die neue Melusine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt ist, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht besonders lieben, so will ich ohne Weiteres versichern, daß ich dießmal vorzüglich gut zu bestehen hoffe. Von mir sind zwar schon gar manche wahrhafte Geschichten zu hoher und allseitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich sagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl sie mir schon vor einigen Jahren begegnet ist, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Sie möchte schwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerst sei gestanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer so eingerichtet, um der nächsten Zeit, ja des nächsten Tages ganz sicher zu sein. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einst nahm ich mir eine Reise vor, die mir guten Gewinn verschaffen sollte; aber ich machte meinen Zu-

schnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich sie mit Extrapost angefangen und sodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgesetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt, dem Ende derselben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Bursche hatte ich von jeher die Gewohnheit, sobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzusehen und mich schmeichlerisch gegen sie zu zeigen, wodurch denn meine Beche meistens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Posthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weise verfahren wollte, rasselte gleich hinter mir ein schöner zweifitziger Wagen, mit vier Pferden bespannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und sah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte sogleich, ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob sie etwas zu befehlen habe. Beim Aussteigen zeigte sich eine schöne Gestalt, und ihr liebenswürdiges Gesicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geschmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — „O ja!“ sagte sie, „wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kästchen, das auf dem Sige steht, herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar sehr, es recht stet zu tragen und im Mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln.“ Ich nahm das Kästchen mit Sorgfalt, sie verschloß den Rutschenschlag, wir stiegen zusammen die Treppe hinauf, und sie sagte dem Gesinde, daß sie diese Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer; sie hieß mich das Kästchen auf den Tisch setzen, der an der Wand stand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß sie allein zu sein wünschte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig, aber feurig die Hand küßte.

„Bestellen Sie das Abendessen für uns Beide,“ sagte sie darauf; und es läßt sich denken, mit welchem Vergnügen ich diesen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Gesinde kaum über die Achsel ansah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen sollte. Es war aufgetragen, wir setzten uns gegen einander über, ich labte mich zum ersten Mal seit geraumer Zeit an einem guten Essen und zugleich an einem so erwünschten Anblick: ja, mir kam es vor, als wenn sie mit jeder Minute schöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch suchte sie Alles abzulehnen, was sich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich suchte allerlei Kunstgriffe, mich ihr zu nähern, aber vergebens; sie hielt mich durch eine gewisse Würde zurück, der ich nicht widerstehen konnte, ja, ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr scheiden.

Nach einer meist durchwachten und unruhig durchträumten Nacht

war ich früh auf, erkundigte mich, ob sie Pferde bestellt habe; ich hörte Nein und gieng in den Garten, sah sie angekleidet am Fenster stehen und eilte zu ihr hinauf. Als sie mir so schön und schöner als gestern entgegen kam, regte sich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Berwegenheit; ich stürzte auf sie zu und faßte sie in meine Arme. „Englisches unwiderstehliches Wesen!“ rief ich aus: „verzeih, aber es ist unmöglich!“ Mit unglaublicher Gewandtheit entzog sie sich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie solche Ausbrüche einer plötzlichen leidenschaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verscherzen wollen, das Ihnen sehr nahe liegt, das aber erst nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.“

„Fordere, was du willst, englischer Geist!“ rief ich aus, „aber bringe mich nicht zur Verzweiflung.“ Sie versetzte lächelnd: „Wollen Sie sich meinem Dienste widmen, so hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher, eine Freundin zu besuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indessen wünsche ich, daß mein Wagen und dieß Kästchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun, als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft gibt, daß es Niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist.“

Ich sah sie an, mir ward sonderbar zu Muth; ich versprach, Alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, sie bald wieder zu sehen, und wenn sie mir diese Hoffnung mit einem Kuß besiegelte. Sie that es, und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich sollte nun die Pferde bestellen, sagte sie. Wir besprachen den Weg, den ich nehmen, die Orte, wo ich mich aufhalten und sie erwarten sollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie schien gerührt beim Abschied, und ich wußte schon nicht mehr, was ich that oder thun sollte.

Als ich von meiner Bestellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verschlossen. Ich versuchte gleich meinen Hauptschlüssel, und er machte sein Probestück vollkommen. Die Thüre sprang auf, ich fand das Zimmer leer, nur das Kästchen stand auf dem Tische, wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kästchen sorgfältig hinunter und setzte es neben mich. Die Wirthin fragte: „Wo ist denn die Dame?“ Ein Kind antwortete: „Sie ist in die Stadt gegangen.“ Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestaubten Samaschen hier angekommen war. Daß



ich nun bei guter Muße diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen schielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und rastete nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt war, wohin sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonderes Zimmer gestellt und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenten an sie beschäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt, ohne Gesellschaft zu leben; diese fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fieng bei dieser Gelegenheit an zu schmelzen und verlor sich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorsichtig einem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Vom Gelde entblößt, mit dem Ansehen eines reichen Mannes eine tüchtige Beche erwartend, ungewiß, ob und wann meine Schöne sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt sehnte ich mich nach ihr und glaubte nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendessen, das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es dießmal einsam zu genießen genöthigt worden, gieng ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte mich, warf mich auf den Boden, zerraupte mir die Haare und erzeugte mich ganz ungeberdig. Auf einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer nebenan eine leise Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffte mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel, aber die Flügelthüren springen von selbst auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände; sie hebt mich auf, ich wage nicht, sie zu umarmen, kaum sie anzusehen; doch gestehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — „Er ist zu verzeihen,“ sagte sie, „nur verspätet Ihr leider euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder sehen. Hier ist noch mehr Gold,“ sagte sie, „und hinreichend, wenn Ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat Euch aber dießmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hüllet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen.“

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen; ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Beche verlangte, lächelte der Kellner und sagte: „So wissen wir doch, warum Ihr Eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bei Euch viel Geld und Kostbarkeiten; nun aber

haben wir den Schatz die Treppe hinuntergehen sehen, und auf alle Weise schien er würdig, wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiderte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnungen meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten sich mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte, ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immerfort, so wie es eben vorlief. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war, wie Anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fieng nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend, unzählbar zu sein, entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, ich konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kästchen zu öffnen, ob vielleicht in demselben einige Hülfe zu finden sei. Denn war es gleich nicht schwer genug, um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin sein, und auch diese wären mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff, den Vorsatz auszuführen, doch verschob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da gieng es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgereggt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beim Nachtsche ein älterer Freund meiner liebsten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich zu ihr setzte und ohne große Umstände seine alten Rechte geltend zu machen suchte. Daraus entstand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Tische, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hause getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlassen; es war schon tief in der Nacht, mein Wärter eingeschlafen: die Thür des Seiten-

zimmers gieng auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und setzte sich zu mir ans Bett. Sie fragte mich nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Antheil zu sprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewissen Balsam, so daß ich mich geschwind und entschieden gestärkt fühlte, so gestärkt, daß ich mich erzürnen und sie ausschelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf sie, auf die Leidenschaft, die sie mir eingeflößt, auf ihr Erscheinen, ihr Verschwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnsucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiel, und ich schwur ihr zuletzt, daß, wenn sie nicht die Meinige sein, mir dießmal nicht angehören und sich mit mir verbinden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht, mich zu verbluten. Aber wie erstaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper schmuß und glänzend und sie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichste Paar von der Welt. Wir baten einander wechselseitig um Verzeihung und wußten selbst nicht recht warum. Sie versprach nun, mit mir weiter zu reisen, und bald saßen wir nebeneinander im Wagen, das Kästchen gegen uns über, am Plage der dritten Person. Ich hatte desselben niemals gegen sie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein, davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen stand und wir durch eine stillschweigende Uebereinkunft Beide dafür sorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben möchte; nur daß ich es immer aus und in den Wagen hob und mich wie vormal's mit dem Verschuß der Thüren beschäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarschaft zu Ende gieng, ließ ich sie es bemerken. — „Dafür ist leicht Rath geschafft,“ sagte sie und deutete auf ein paar kleine Taschen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldstücke heraus, so wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzusetzen. So reisten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit Andern froh, und ich dachte nicht daran, daß sie mich wieder verlassen könnte, um so weniger, als sie sich seit einiger Zeit entschieden guter Hoffnung befand, wodurch unsere Heiterkeit und unsere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich sie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne sie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Kästchen wieder auf den Weg, versuchte die Kraft der beiden Taschen und fand sie noch immer bewährt.

Die Reise gieng glücklich von Statten, und wenn ich bisher über

mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwicklung der wunderbaren Begebenheiten erwartete, so ereignete sich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erstaunen, in Sorgen, ja in Furcht gesetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reisen gewohnt war, so geschah es, daß ich oft im Finstern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgiengen, ganz dunkel war. Einmal bei so finsterner Nacht war ich eingeschlafen, und als ich erwachte, sah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denselben und fand, daß er aus dem Kästchen hervorbrach, das einen Riß zu haben schien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit gesprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege, ich vermuthete, daß ein Karfunkel im Kästchen liege, und wünschte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich, so gut ich konnte, zurecht, so daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geschmack, ja Kostbarkeit meublirtes Zimmer hineinsah, gerade so als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinab gesehen. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raumes beobachten, der mich auf das Uebrige schließen ließ. Ein Kaminfeuer schien zu brennen, neben welchem ein Lehnstuhl stand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich sogleich für meine Frau erkannte, obgleich ihr Bild nach dem allerkleinsten Maßstabe zusammengezogen war. Die Schöne setzte sich in den Sessel ans Kamin, um zu lesen, legte die Brände mit der lieblichsten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, daß allerliebste kleine Wesen sei ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt, meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinsah und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum gewesen, war das Licht verschwunden, und ich blickte in eine leere Finsterniß.

Wie erstaunt, ja erschrocken ich war, läßt sich begreifen. Ich machte mir tausend Gedanken über diese Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber schlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Kästchen nur desto sorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererscheinung in völliger Menschengröße wünschen oder fürchten sollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so kam sie mir länger vor, als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen.

Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte sie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Brust drücken.

„Mein Liebster,“ sagte sie, „ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehen; du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde; dein Glück und das meinige ist hiedurch unterbrochen, ja, es steht auf dem Punkte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlassen und weiß nicht, ob ich dich jemals wieder sehen werde.“ Ihre Gegenwart, die Anmuth, mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorge schwebt hatte. Ich empfing sie mit Begehrtheit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung, genug, ich that so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

„Prüfe dich genau,“ sagte sie, „ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweierlei Gestalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Wesens nicht auch deine Neigung vermindern werde.“

Ich sah sie an; schöner war sie als jemals, und ich dachte bei mir selbst: ist es denn ein so großes Unglück, eine Frau zu besitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, so daß man sie im Kästchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn sie zur Riesin würde und ihren Mann in den Rasten steckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte sie um Alles in der Welt nicht fahren lassen. — „Bestes Herz,“ versetzte ich, „laß uns bleiben und sein, wie wir gewesen sind. Könnten wir's Beide denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit, und ich verspreche dir, das Kästchen nur desto sorgfältiger zu tragen. Wie sollte das Niedlichste, was ich in meinem Leben gesehen, einen schlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber sein, wenn sie solche Miniaturbilder besitzen könnten! Und am Ende war es nur ein solches Bild, eine kleine Taschenspielerlei. Du prüfst und neckst mich; du sollst aber sehen, wie ich mich halten werde.“

„Die Sache ist ernsthafter, als du denkst,“ sagte die Schöne; „indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß du sie leicht nimmst: denn für uns Beide kann noch immer die heiterste Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun; nun versprich mir, dieser Entdeckung niemals vorwurfsweise zu gedenken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inständig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht.“

Ich versprach, was sie begehrte, ich hätte zu und immer zu versprochen; doch sie wendete selbst das Gespräch, und Alles war im vorigen Gleise. Wir hatten nicht Ursache, den Ort unseres Aufenthaltes zu verändern, die Stadt war groß, die Gesellschaft vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfest.

Bei allen solchen Freuden war meine Frau sehr gern gesehen, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes, einschmeichelndes Betragen, mit einer gewissen Hoheit verknüpft, machte sie Jedermann lieb und ehrenwerth. Ueberdies spielte sie herrlich die Laute und sang dazu, und alle geselligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur gestehen, daß ich mir aus der Musik niemals viel habe machen können, ja, sie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, suchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf diese Weise zu unterhalten; dagegen schien sie sich in Gesellschaft zu entschädigen, wo sie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum sollte ich es leugnen? unsere letzte Unterredung, ungeachtet meines besten Willens, war doch nicht vermögend gewesen, die Sache ganz mit mir abzuthun; vielmehr hatte sich meine Empfindungsweise gar seltsam gestimmt, ohne daß ich es mir vollkommen bewußt gewesen wäre. Da brach eines Abends in großer Gesellschaft der verhaltene Unmuth los, und mir entsprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, so liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eifersüchtig auf sie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir schräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung saßen, befand ich mich sehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir seit einiger Zeit reizend geschiene hatten. Unter Scherz und Liebesreden sparte man des Weines nicht, indessen von der andern Seite ein paar Musikfreunde sich meiner Frau bemächtigt hatten und die Gesellschaft zu Gesängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böse Laune; die beiden Kunstliebhaber schienen zudringlich; der Gesang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, so wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und setzte ihn sehr unsanft nieder.

Durch die Unmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich sogleich zwar wieder gemildert; aber es ist eine böse Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege ist. Er lochte heimlich fort, obgleich Alles mich hätte sollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit stimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tödtlicher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Gesang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicherweise erbat man sich eine allgemeine Stille. Also auch schwagen sollte ich nicht mehr, und die Töne thaten mir in den Ohren weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinste Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als sie nach mir, und wahrlich recht liebevoll, herüber sah.

Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunter schlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie mir lieblich drohend. „Bedenken Sie, daß es Wein ist!“ sagte sie, nicht lauter, als daß ich es hören konnte. — „Wasser ist für die Nigen!“ rief ich aus. — „Meine Damen,“ sagte sie zu meinen Nachbarinnen, „kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde.“ — „Sie werden sich doch nicht meistern lassen!“ zischelte mir die Eine ins Ohr. — „Was will der Zwerg?“ rief ich aus, mich heftiger geberdend, wodurch ich den Becher umstieß. — „Hier ist viel verschüttet!“ rief die Wunderschöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder auf sich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um so mehr, als sie aufstand, aber nur, als wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte, und zu prälabiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte, und war recht innerlich zerknirscht. Zum ersten Mal sprach die Musik mich an; die erste Strophe, die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societät gleichsam auseinander, Jeder fühlte sich einzeln abge sondert, Niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber was soll ich von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unser Zimmer gelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: „Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern Abend das rührende Abschiedslied. Singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum ersten Mal kennen lernten.“

„Das vermag ich nicht, mein Freund,“ versetzte sie mit Ernst. „Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns Beide die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück, und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen.“

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: „Das kann ich leider wohl, denn es ist doch um mein Bleiben bei dir gethan. Vernimm also, was ich dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte. Die Gestalt, in der du



nich im Kästgen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Schwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so Vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thätig und geschäftig und daher auch leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihren Arbeiten zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerter, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten. Jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Puges und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du unsere Werkstätten und Waarenlager hindurchgehen solltest. Dieß wäre nun Alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte."

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wunderbaren Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

"Es ist bekannt," sagte sie, "daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren könnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erhob und sich die Herrschaft der Erde anzumaken gedacht, weshalb denn Gott die Drachen erschaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen sich in den großen Höhlen und Spalten selbst einzunisten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derselben Feuer speien und manch anderes Wüste begiengen, so wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth undummer bereitet, dergestalt, daß sie nicht mehr wußten, wo aus noch ein, und sich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieses unsaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach seiner Weisheit sein Geschöpf zu zerstören nicht beschließen mochte, so gieng ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsbald die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigstens vermindern sollten.

"Als nun aber die Riesen so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, deswegen sie gar manches Frebele, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wandten, der sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von

dieser Seite beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie die Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt.

„Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehen kann, sondern Alles, was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksal am Ersten unterworfen ist. Deshalb haben unsere weisen Meister schon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzessin aus dem königlichen Hause heraus in das Land gesendet werde, um sich mit einem ehrsamem Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeschlecht wieder angefrischt und vom gänzlichen Verfall gerettet sei.“

Indessen meine Schöne diese Worte ganz treuherzig vorbrachte, sah ich sie bedenklich an, weil es schien, als ob sie Lust habe, mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß sie mich anstatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir keiniges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben sollen, meine Vorfahren seien von Gott unmittelbar erschaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte sie freundlich: „Aber sage mir, mein liebes Kind, wie kommst du zu dieser großen und ansehnlichen Gestalt? denn ich kenne wenig Frauen, die sich dir an prächtiger Bildung vergleichen können.“ — „Das sollst du erfahren,“ versetzte meine Schöne. „Es ist von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man sich so lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu senden, wenn nicht mein nachgeborener Bruder so klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen sogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen ist. Bei diesem in den Jahrbüchern des Zwergenreichs ganz unerhörten Falle versammelte man die Weisen, und kurz und gut, der Entschluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu schicken.“

„Der Entschluß!“ rief ich aus: „das ist wohl Alles schön und gut. Man kann sich entschließen, man kann etwas beschließen; aber einem Zwerglein diese Göttergestalt zu geben, wie haben eure Weisen dieß zu Stande gebracht?“

„Es war auch schon,“ sagte sie, „von unsern Ahnherren vorgeesehen. In dem königlichen Schatz lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich spreche jetzt von ihm, wie er mir vorkam, da er

mir, als einem Kinde, ehemals an seinem Orte gezeigt wurde: denn es ist derselbe, den ich hier am Finger habe; und nun gieng man folgendergestalt zu Werke. Man unterrichtete mich von Allem, was bevorstehe, und belehrte mich, was ich zu thun und zu lassen habe.

„Ein köstlicher Palast nach dem Muster des liebsten Sommeraufenthalts meiner Eltern wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünschen kann. Er stand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte sie aufs Beste. An dem bestimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte, und vierundzwanzig Priester trugen auf einer köstlichen Bahre, nicht ohne Beschwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über sie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abschiede schritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fieng sogleich merklich zu wachsen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring sogleich an den Finger steckte. Nun im Nu verschlossen sich Fenster, Thür und Thore; die Seitenflügel zogen sich ins Hauptgebäude zurück: statt des Palastes stand ein Kästchen neben mir, das ich sogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, so groß und so stark zu sein, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landstrecken, aber doch immer schon ein Riese gegen Gras und Kräuter, besonders aber gegen die Ameisen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß stehen und deswegen oft von ihnen geplagt werden.

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt ergieng, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug, ich prüfte Manchen, aber Niemand als du schien mir werth, den Stamm des herrlichen Edwals zu erneuern und zu verewigen.“

Bei allen diesen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geschüttelt hätte. Ich that verschiedene Fragen, worauf ich aber keine sonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß sie nach Dem, was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müßte. Sie hoffe zwar, wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe sie sich unvermeidlich zu stellen, weil sonst für sie so wie für mich Alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen, und was sonst noch Alles daraus entstehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter, was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln, ich schwieg, und sie schien mich zu verstehen.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kästchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palast ansehen konnte. So gieng es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Täschchen rechts und links bequem und

reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne vorausgieng und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald ruhig laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Kästchen niederlegen und sagte: „Sebe wohl! du findest den Weg gar leicht zurück; gedenke mein; ich hoffe, dich wiederzusehen.“

In diesem Augenblick war mir's, als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag, oder wenn ihr wollt, ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen, aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebevoll genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

„Ist denn gar keine Möglichkeit,“ rief ich aus, „daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten könntest?“ Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Geberden und Tönen, daß sie gerührt schien und nach einigem Bedenken mir gestand, eine Fortdauer unserer Verbindung sei nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich! Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte sie endlich, mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß, wenn ich mich entschlöße, mit ihr so klein zu werden, als ich sie schon gesehen, so könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieser Vorschlag gefiel mir nicht ganz; doch konnte ich mich einmal in diesem Augenblick nicht von ihr losreißen, und aus Wunderbare seit geraumer Zeit schon gewöhnt, zu raschen Entschlüssen aufgelegt, schlug ich ein und sagte, sie möchte mit mir machen, was sie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausstrecken, sie stützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. kaum war dieß geschehen, so fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog sich zusammen und folterte mich entsetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verschwunden war. Wie mir indessen zu Muth gewesen, dafür wußte ich keinen Ausdruck zu finden; auch bleibt mir nichts übrig zu sagen, als daß ich mich sehr bald in kleiner Person neben meiner Schönen in einem Walde von Grasshalmen befand. Die Freude des Wiedersehens nach einer kurzen und doch so seltsamen Trennung oder, wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, übersteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, sie erwiderte meine Liebesungen, und das kleine Paar fühlte sich so glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinahe ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erstaunt war ich, dort eine große geregelte Masse zu sehen, die ich doch bald für das Rästchen, in dem Zustand, wie ich es hingesezt hatte, wieder erkennen mußte.

„Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an, du wirst Wunder sehen,“ sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten sich hervor, und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verschiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenster, Säulengänge und Alles, was zu einem vollständigen Palaste gehört, auf einmal zu Gesichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntgen gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Resports in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldsächer sich auf einmal oder kurz nach einander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Kamin, das ich ehemals von oben gesehen, und den Sessel, worauf sie gegessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich hereingeschaut hatte. Ich verschone euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug, Alles war geräumig, köstlich und geschmackvoll. Raum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie aus einer ansehnlichen Felskluft ein glänzender Zug sich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofstaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein goldnes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palast aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, sie riß mich mit sich fort; wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich sehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freilich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofes mit einer wohlstudirten Rede, worin er seine Ueberraschung, uns hier zu finden, ausdrückte, zu bewillkommen geruhete, mich als seinen Schwiegersohn erkannte und die Trauungszeremonie auf morgen ansezte.

Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Muth, als ich von Heirath reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor fast mehr als vor der Musik selbst, die mir doch sonst das Verhaßteste auf

Erden schien. Diejenigen, die Musik machen, pflegte ich zu sagen, stehen doch wenigstens in der Einbildung, unter einander einig zu sein und in Uebereinstimmung zu wirken: denn wenn sie lange genug gestimmt und uns die Ohren mit allerlei Misttönen zerrissen haben, so glauben sie steif und fest, die Sache sei nunmehr aufs Reine gebracht, und ein Instrument passe genau zum andern. Der Kapellmeister selbst ist in diesem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns Andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Ehestand hingegen ist dieß nicht einmal der Fall: denn ob er gleich nur ein Duett ist und man doch denken sollte, zwei Stimmen, ja zwei Instrumente müßten einigermaßen übereingestimmt werden können, so trifft es doch selten zu; denn wenn der Mann einen Ton angibt, so nimmt ihn die Frau gleich höher, und der Mann wieder höher; da geht es dann aus dem Kammer- in den Chorton und immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können. Und also, da mir die harmonische Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann.

Von allen Festlichkeiten, worunter der Tag hingleng, mag und kann ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das kostbare Essen, der köstliche Wein, nichts wollte mir schmecken. Ich sann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszufinnen. Ich entschloß mich, als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinrige, in die ich mich hineinzwängte und so gut als möglich verbarg. Mein erstes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu schaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, sobald ich ihn abziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber sogleich nachließen, sobald ich von meinem Vorhaben abstand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Person hatte sehr gut geschlafen — und wollte mich eben weiter umsehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entsetzte ich mich, als Alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameisenheer über mich niederstürzte. Raum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wader und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich solle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und sich sogar meiner Gunst empfahl. Ich vernahm, daß die Ameisen Allirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er sie im gegenwärtigen Fall aufgerufen

und verpflichtet, mich herbeizuschaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich sah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schwöne nicht vertrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien schweigen, genug, wir waren verheirathet. So lustig und munter es jedoch bei uns hergieng, so fanden sich bekungete einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das sollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß, die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja, wenn man will, verhältnißmäßig besseres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich, ein Kuß von dem Mädchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir alle diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum ersten Mal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergensfigur, so viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, so beschloß ich, ihn abzuseilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweise war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; sie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, so dünn es aussah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammengezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbeobachtet an dieses Geschäft und war klug genug, als das Metall bald durchgeseilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal sprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger, und meine Figur schoß mit solcher Festigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu stoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unseres Sommerpalastes durchgestoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine frische Unbehüllichkeit zerstört haben würde.

Da stand ich nun wieder, freilich um so Vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um Vieles dümmmer und unbehüllicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, sah ich die Schatulle neben mir stehen, die ich ziemlich schwer fand, als ich sie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einspannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich sogleich den Versuch mit den



Kästchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen schien, fand ich ein Schlüsselchen; es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlich guten Ersatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieser verkauft, um mich auf dem Postwagen fortzubringen. Die Schatulle schlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, sie sollte sich noch ein Mal füllen. Und so kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlich langen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerst habt kennen lernen.

## Siebentes Kapitel.

### Herzliebe an Wilhelm.

Bekanntschaften, wenn sie sich auch gleichgültig ankündigen, haben oft die wichtigsten Folgen, und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgültig war. Der wunderliche Schlüssel kam in meine Hände als ein seltsames Pfand; nun besitze ich das Kästchen auch. Schlüssel und Kästchen, was sagen Sie dazu? Was soll man dazu sagen? Hören Sie, wie's zugieht:

Ein junger, feiner Mann läßt sich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der kuriose Antiquitätenkrämer, der mit Ihnen lange in Verbindung gestanden, vor Kurzem gestorben sei und ihm die ganze merkwürdige Verlassenschaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt sei, unverzüglich zurückzugeben. „Eignes Gut beunruhige Niemanden, denn man habe den Verlust allein zu ertragen; fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er sich nur in besondern Fällen erlaubt; ihm wolle er diese Last nicht aufbürden, ja, er verbiete ihm, in väterlicher Liebe und Autorität sich damit zu befassen.“ Und hiemit zog er das Kästchen hervor, das, wenn ich es schon aus der Beschreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten gesehen, gab es zurück und sagte: „Auch er habe es sich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und sich mit keiner Antiquität, die sei auch noch so schön und wunderbar, zu belasten, wenn er nicht wisse, wem sie früher angehört und was für eine historische Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen sei. Nun zeige dieses Kästchen weder Buchstaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch sonst eine Andeutung, woraus man den frühern Besitzer oder Künstler errathen könne, es sei ihm also völlig unnütz und ohne Interesse.“

Der junge Mann stand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Besinnen, ob er nicht erlauben wolle, solches bei seinen Gerichten niederzulegen? Der Oheim lächelte, wandte sich zu mir und sprach: „Das wäre ein hübsches Geschäft für dich, Herzliebe; du hast ja auch allerlei Schmutz und zierliche Rostbarkeiten, leg' es dazu; denn ich

wollte wetten, der Freund, der dir nicht gleichgültig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab."

Das muß ich nun so hinschreiben, wenn ich treu erzählen will, und sodann muß ich bekennen, ich sah das Kästchen mit neidischen Augen an, und eine gewisse Habsucht bemächtigte sich meiner. Mir widerte, das herrliche, dem holden Felix vom Schicksal zuge dachte Schatzkästlein in dem alteisernen verrosteten Depostentasten der Gerichtsstube zu wissen. Wünschelruthenartig zog sich die Hand darnach, mein Bißchen Vernunft hielt sie zurück; ich hatte ja den Schlüssel, das durfte ich nicht entdecken; nun sollte ich mir die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu lassen, oder mich der unbefugten Kühnheit hingeben, es aufzuschließen! Allein ich weiß nicht, war es Wunsch oder Ahnung, ich stellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären schon da, wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir so wunderbar, so seltsam, so konfus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich sage nichts weiter, beschreibe nicht, entschuldige nicht; genug, hier liegt das Kästchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüssel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, so denken Sie, wie mir zu Muth ist, wie viele Leidenschaften sich in mir herumkämpfen, wie ich Sie herwünsche, auch wohl Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigstens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint sei, mit diesem wunderbaren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen; und sollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, so wünsche ich wenigstens sehnlichst, daß diese sich aufläre, sich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen sollte.

## Achtes Kapitel.

Unter den Papieren, die uns zur Redaktion vorliegen, finden wir einen Schwank, den wir ohne weitere Vorbereitung hier einschalten, weil unsere Angelegenheiten immer ernsthafter werden und wir für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte diese Erzählung dem Leser nicht unangenehm sein, wie sie St. Christoph am heitern Abend einem Kreise versammelter lustiger Gesellen vertrug.

### Die gefährliche Wette.

Es ist bekannt, daß die Menschen, sobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alsobald nicht wissen, was sie vor Uebermuth anfangen sollen; und so hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit, während der Ferien schaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Suiten zu reißen, welche freilich nicht immer die besten Folgen hatten. Sie waren gar verschiedener Art, wie sie

das Burschenleben zusammenführt und bindet. Ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geist und Bildung, aber alle gesellig in einem heitern Sinne mit einander sich fortbewegend und treibend. Mich aber wählten sie oft zum Gesellen: denn wenn ich schwerere Lasten trug als einer von ihnen, so mußten sie mir auch den Ehrentitel eines großen Suitiers ertheilen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ich seltener, aber desto kräftiger meine Poffen trieb, wovon denn Folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unseren Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeschiedenen Lage den Vortheil einer Poststation und in großer Einsamkeit ein paar hübsche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verschlendern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deshalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tisch, als Einige sich im erhöhten, Andere im erniedrigten Zustand befanden. Die Einen lagen und schliefen ihren Rausch aus; die Andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weise ausgelassen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine schöne Equipage, die mit vier Pferden hereinrasselte, zog uns an die Fenster. Die Bedienten sprangen vom Boock und halfen einem Herrn von stattlichem vornehmem Ansehen heraus, der ungeachtet seiner Jahre noch rüstig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Nase fiel mir zuerst ins Gesicht, und ich weiß nicht, was für ein böser Geist mich anhauchte, so daß ich in einem Augenblick den tollsten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, sogleich auszuführen begann.

„Was dünkt euch von diesem Herrn?“ fragte ich die Gesellschaft. „Er steht aus,“ versetzte der Eine, „als ob er nicht mit sich spaßen lasse.“ — „Ja ja,“ sagte der Andre, „er ha' ganz das Ansehen so eines vornehmen Mühr mich nicht an.“ — „Und dessen ungeachtet,“ erwiderte ich ganz getrost, „was wettet ihr, ich will ihn bei der Nase zupfen, ohne daß mir deshalb etwas Uebles widerfahre; ja, ich will mir sogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen.“

„Wenn du es leistest,“ sagte Kaufhold, „so zahlt dir Jeder einen Louisd'or.“ — „Rassiren Sie das Geld für mich ein,“ rief ich aus; „auf Sie verlasse ich mich.“ — „Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen,“ sagte der Kleine. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ versetzte ich und sprang die Treppe hinunter.

Bei dem ersten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen sehr starken Bart hatte, und vermuthete, daß keiner von seinen Leuten rassiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: „Hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ — „Freilich!“ versetzte der Kellner, „und es ist eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn ist schon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will seinen Bart absolut los sein, und unser einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarschaft hingegangen.“

„So meldet mich an,“ versetzte ich; „führt mich als Bartscheerer bei dem Herrn nur ein; und Ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“ Ich nahm das Rasirzeug, das ich im Hause fand, und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Gracität, besah mich von oben bis unten, als ob er meine Geschicklichkeit aus mir herauspflögnomiren wollte. „Versteht Er Sein Handwerk?“ sagte er zu mir.

„Ich suche meines Gleichen,“ versetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“ Auch war ich meiner Sache gewiß: denn ich hatte früh die edle Kunst getrieben und war besonders deswegen berühmte, weil ich mit der linken Hand rasirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr seine Toilette machte, gieng nach dem Hof und war so gelegen, daß unsere Freunde süglich hereinsehen konnten, besonders wenn die Fenster offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Padron hatte sich gesetzt und das Tuch vorgenommen. Ich trat ganz bescheidenlich vor ihn hin und sagte: „Excellenz! mir ist bei Ausübung meiner Kunst das Besondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasirt habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Ursache bald da, bald dort gesucht, endlich aber gefunden, daß ich's in freier Luft viel besser mache als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben, daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden.“ Er gab es zu, ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und sieng an, den starken Bart mit großer Anmuth einzuseifen. Eben so behend und leicht strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Öbner bei der Nase zu fassen und sie merklich herüber und hintüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel: man sah, daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen schwarzen, aber freundlichen Blick und sagte: „Er verdient, mein Freund, vor Vielen Seines Gleichen gelobt zu werden, denn ich bemerkte an Ihm weit weniger Unarten als an Andern. So führt Er nicht zwei dreimal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit Einem Strich gethan; auch streicht Er nicht, wie Mehrere thun, Sein Scheermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist Seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier ist etwas für Seine Mühe,“ fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. „Nur Eines merkt Er sich: daß man Leute vom Stande nicht bei der Nase faßt. Wird Er

diese häusliche Sitte künftig vermeiden, so kann Er wohl noch in der Welt Sein Glück machen."

Ich verneigte mich tief, versprach alles Mögliche, bat ihn, bei allenfalliger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte, was ich konnte, zu unseren jungen Gesellen, die mir zuletzt ziemlich Angst gemacht hatten. Denn sie verführten ein solches Gelächter und ein solches Geschrei, sprangen wie toll in der Stube herum, klatschten und riefen, weckten die Schlafenden und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich selbst, als ich ins Zimmer trat, die Fenster vor allen Dingen zumachte und sie um Gottes willen bat, ruhig zu sein, endlich aber mitlachen mußte über das Aussehen einer närrischen Handlung, die ich mit so vielem Ernste durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit sich die tobenden Wellen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu, und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte, des andern Tages auseinander zu gehen. Aber uns war nicht bestimmt, mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können, so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fährige genannt, hatte ein Liebesverständnis mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen, und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte, genug, er erzählte ihr den Spaß, und so wollten sie sich nun zusammen todlachen. Dabei blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Märe lachend weiter, und so mochte sie endlich noch kurz vor dem Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst: denn es war den Tag über genug getobt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns sehr zugehan war, hereinsprang und rief: „Rettet euch, man wird euch todtschlagen!“ Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er aber war schon zur Thüre wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Thüre pochen und schlagen, ja, wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück, alle waren verstummt: „Wir sind verrathen,“ rief ich aus: „der Teufel hat uns bei der Nase!“

Kaufbold griff nach seinem Degen, ich zeigte hier abermals meine Riesenkraft und schob ohne Beihülfe eine schwere Kommode vor die Thüre, die glücklicherweise hereinwärts gieng. Doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unserer Thüre.

Der Baron schien entschieden, sich zu vertheidigen; wiederholt aber rief ich ihm und den Uebrigen zu: „Rettet euch! hier sind Schläge zu

fürchten nicht allein, aber Beschimpfung, das Schlimmste für den Edelgeborenen.“ Das Mädchen stürzte herein, dieselbe, die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd, ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wissen. „Fort, fort!“ rief sie und faßte ihn an; „fort, fort! ich bring' euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt Alle, der Letzte zieht die Leiter nach.“

Alles stürzte nun zur Hintertüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Riste, um die schon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuschieben und festzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trug wollte mir verderblich werden.

Als ich den Uebrigen nachzueilen rannte, fand ich die Leiter schon aufgezo-gen und sah alle Hoffnung, mich zu retten, gänzlich versperrt. Da steh' ich nun, ich, der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen schon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken stehen, da ich jetzt hier gegenwärtig euch das Märchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß diese verwegene Suite sich in schlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief getränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog sich's zu Gemüthe, und man behauptet, dieses Ereigniß habe seinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweise die Theilnahme des Barons, und erst nach Jahren hierüber ganz klar, forderte er diesen heraus, und ohne Wunde, ihn, den schönen Mann, entstellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch seinem Gegner verdarb dieser Handel einige schöne Jahre, durch zufällig sich anschließende Ereignisse.

Da nun jede Fabel eigentlich etwas lehren soll, so ist euch Allen, wohin die gegenwärtige gemeint sei, wohl überklar und deutlich.

## Neuntes Kapitel.

Der höchst bedeutende Tag war angebrochen: heute sollten die ersten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden, heut' sollte sich's entscheiden, wer denn wirklich in die Welt hinaus gehen, oder wer lieber dießseits, auf dem zusammenhangenden Boden der alten Erde, verweilen und sein Glück versuchen wolle.

Ein munteres Lied erscholl in allen Straßen des heitern Fledens; Massen thaten sich zusammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks schlossen sich an einander an, und so zogen sie unter einstimmigem Gesang nach einer durch das Loos entschiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgesetzten, wie wir Benardo, Friedrichen und den Amtmann bezeichnen wollen, waren eben im Begriff, ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Wesen zu ihnen trat und sich die Erlaubniß ausbat, an der Ver-

sammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts abzuschlagen gewesen, so gesittet, zuvorkommend und freundlich war sein Betragen, wodurch eine imposante Gestalt, welche sowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen Leben hindeutete, sich höchst anmuthig erwies. Er trat mit den Uebrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz; Alle hatten sich gesetzt, Senardo blieb stehen und fieng folgendermaßen zu reden an:

„Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall, wo sich nutzbarer Boden hervorthut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt und in gleichem Verhältniß gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbesitzes und sind genöthigt, ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne. Finden wir nun bei näherer Ansicht Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums im Großen und Kleinen immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachsen mit einander, und zugleich knüpfen sich die schönsten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeste alles Daseins widerwärtig berühren, Werth und Würde so schöner einziger Himmelsgabe verkennen?

„Und doch darf man sagen: wenn Das, was der Mensch besitzt, von großem Werth ist, so muß man Demjenigen, was er thut und leistet, noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bei völliger Ueberschau den Grundbesitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen und in Demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

„Hiernach uns umzusehen, werden wir Jüngeren besonders genöthigt; denn hätten wir auch die Lust, zu bleiben und zu verharren, von unsern Vätern geerbt, so finden wir uns doch tausendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umsicht keineswegs zu verschließen. Eilen wir deßhalb schnell ans Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermessliche Räume der Thätigkeit offen stehen, und bekennen wir schon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.

„Doch in solche gränzenlose Weiten wollen wir uns nicht verlieren, sondern unsere Aufmerksamkeit dem zusammenhängenden, weiten, breiten Boden so mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort sehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährendes Heerdenbesitz überall hingleiten ist. Wir sehen sie inmitten der Wüste, auf großen grünen Weidenplätzen, wie in erwünschten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung,



solches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfnis; endlich betrachten sie die Oberfläche der Welt, als wäre sie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüssen durchzogen. Haben wir doch den Nordosten gesehen sich gegen Südwesten bewegen, ein Volk das andere vor sich hertreiben, Herrschaft und Grundbesitz durchaus verändert.

„Von überbevölkerten Gegenden her wird sich Ebendasselbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wunderbar aber ist es, daß durch eigene Ueberbevölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten, daß wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

„Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch fassen und vorhaben, geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

„Man hat gesagt und wiederholt: ‚wo mir's wohlgeht, ist mein Vaterland!‘ Doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: ‚wo ich nütze, ist mein Vaterland!‘ Zu Hause kann Einer unnütz sein, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: ‚trachte Jeder, überall sich und Andern zu nützen,‘ so ist dieß nicht etwa Lehre noch Rath, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.

„Nun beschaue man den Erdball und lasse das Meer vorerst unbeachtet, man lasse sich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und hefte den Blick auf das feste Land und staune, wie es mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht übergossen ist. Hierzu hat Gott der Herr selbst Anlaß gegeben, indem er, den babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Lasset uns ihn darum preisen, denn dieser Segen ist auf alle Geschlechter übergegangen.

„Bemerket nun mit Heiterkeit, wie sich alle Jugend sogleich in Bewegung setzt. Da ihr der Unterricht weder im Hause noch an der Thüre geboten wird, eilt sie alsobald nach Ländern und Städten, wohin sie der Ruf des Wissens und der Weisheit verlockt; nach empfangener schneller, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben, weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgend eine nützliche Erfahrung, zu ihren Zwecken behülfslich, auffinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! Wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneten Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegen gehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

„Sehet aber auch auf glatten Heerstraßen Staub auf Staub in

langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer, überpakter Wägen, worin Vornehme, Reiche und so manche Andere dahinfliegen, deren verschiedene Denkweise und Absicht Vorit uns gar zierlich auseinanderlegt.

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getrost nachschauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher, als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handelnden; ein kleiner Krämer sogar darf nicht versäumen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen, Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Beispiel, an der Theilnahme des Gränzlosen zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge Derer, die auf unsern Beutel auch gegen unsern Willen Anspruch zu machen beflissen sind. Muster aller Art und Preisverzeichnisse verfolgen uns in Stadt- und Landhäusern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geschäftig überraschen sie uns, Gelegenheit bietend, welche selbst aufzusuchen Niemand in den Sinn gekommen wäre. Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen Andern sich zueignet und durch seine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten versteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; nichts Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hütet, nichts Böses, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechselseitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet ist.

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der sämmtlichen Künstler mit Theilnahme zu gedenken, denn sie sind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler mit Staffelei und Palette von Gesicht zu Gesicht? und werden seine Kunstgenossen nicht bald da-, bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden ist? Lebhafter jedoch schreitet der Musiker daher, denn er ist es eigentlich, der für ein neues Ohr neue Ueberraschung, für einen frischen Sinn frisches Erstaunen bereitet. Die Schauspieler sodann, wenn sie gleich Theatris' Wagen verschmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören umher, und ihre bewegliche Welt ist an jeder Stelle behend genug aufgebaut. Eben so verändern sie einzeln, sogar ernste, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein gesteigertes Talent mit zugleich gesteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand gibt. Hierzu bereiten sie sich gewöhnlich dadurch vor, daß sie kein bedeutendes Brettergerüst des Vaterlandes unbestiegen lassen.

„Hiernach werden wir sogleich gemahnt, auf den Vorrath zu sehen; diesen findet ihr gleichfalls in fortwauernder Bewegung, ein Ratheder um das andere wird betreten und verlassen, um den Samen eiliger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszuspenden. Emsiger

aber und weiter ausgreifend sind jene frommen Seelen, die, das Heil den Völkern zu bringen, sich durch alle Welttheile zerstreuen. Dagegen pilgern Andere, sich das Heil abzuholen; sie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu suchen und zu empfangen, was ihrem Innern zu Hause nicht verliehen ward.

„Wenn uns nun diese sämmtlich nicht in Verwunderung setzen, weil ihr Thun und Lassen ohne Wandern meist nicht denkbar wäre, so sollten wir Diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigstens an denselben gefesselt halten. Keineswegs! Auch ohne Besitz läßt sich Benutzung denken, und wir sehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlassen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat; ungeduldig forscht er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es sei nah oder fern. Ja, sogar der Eigenthümer verläßt seinen erst gerodeten Neubruch, sobald er ihn durch Kultur einem weniger gewandten Besitzer erst angenehm gemacht hat; aufs Neue dringt er in die Wüste, macht sich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes ersten Bemühens einen doppelt und dreifach größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

„Lassen wir ihn dort mit Bären und anderm Gethier sich herum-schlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich beschauet man, wo der Fähigste sich als den Beweglichsten denken muß; nach dem Wink des Fürsten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern versetzt. Auch ihm gilt unser Zuruf: suchet überall zu nugen, überall seid ihr zu Hause. Sehen wir aber bedeutende Staatsmänner, obwohl ungern, ihren hohen Posten verlassen, so haben wir Ursache, sie zu bedauern, da wir sie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil sie einen wünschenswerthen Zustand entbehren, ohne daß irgend eine Aussicht auf bessere Zustände sich auch nur scheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weise nützlich zu sein selten vergönnt ist.

„Zu einem eigenen Wanderleben jedoch ist der Soldat berufen; selbst im Frieden wird ihm bald dieser, bald jener Posten angewiesen; fürs Vaterland nah oder fern zu streiten, muß er sich immer beweglich erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, sondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrscher wendet er seinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur Wenigen ist es vergönnt, sich hie oder da anzusiedeln. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft obenan steht, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht, deßhalb wir denn gewisse, wegen ihrer Zuverlässigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geistlichen Regenten als Leibwache dienen sehen.

„Noch eine sehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Klasse erblicken wir in jenen Geschäftsmännern, welche, von Hof zu Hofe ge-

landet, Fürsten und Minister umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen. Auch Deren ist Keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick sicher; im Frieden sendet man die Tüchtigsten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem fliegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, sind sie immer eingerichtet, einen Ort um den andern zu verlassen, deßhalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abschiedskarten mit sich führen.

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichste Masse thätiger Menschen als unsere Gesellen und Schicksalsgenossen angesprochen, so stehet euch, theure Freunde, zum Abschluß noch die höchste Gunst bevor, indem ihr euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüderet findet. Denken wir zuerst segnend jenes edlen kaiserlichen Wanderers Hadrian, welcher zu Fuß, an der Spitze seines Heers, den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchschritt und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm. Denken wir mit Schauern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerstreit helfen, Mauer und Bollwerk harmlose Völker nicht schirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürsten, die, von dem Gipfel der Höhe herabsteigend, nicht einmal in die bescheidene Gilde thätiger Wanderer aufgenommen werden könnten.

„Da wir uns nun alles Dieses einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, so wird kein beschränkter Trübsinn, keine leidenschaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit ist vorüber, wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wissenschaftlicher, weislich beschreibender, künstlerisch nachbildender Weltumreiser sind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wissen, was zu erwarten sei.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aber ist darauf gegründet, daß Jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend Einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen, was im Ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; uns wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, ist die angenehmste, höchst belohnende Unterhaltung.

„In solchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen ansehen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig, deßhalb keine Spaltung, kein Widerstreit unter uns. In sofern wir Grundsätze haben, sind sie uns Allen gemein. Der Mensch, so sagen wir, lerne sich ohne dauernden äußeren Bezug zu denken, er suche das Folgerechte nicht an den Umständen, sondern in sich selbst; dort wird er's finden, mit Liebe hegen und pflegen. Er wird sich ausbilden und einrichten, daß er überall zu Hause sei. Wer sich dem Nothwendigsten widmet, geht überall am Sichersten zum Ziel; Andere hingegen, das Höhere, Bessere suchend,

haben schon in der Wahl des Weges vorsichtiger zu sein. Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

„Und so ist denn Allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sei; Niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wieder hergestellt finden werde.

„Zwei Pflichten sodann haben wir aufs Strengste übernommen: jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen und, da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch sei, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen. Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Bedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns selbst verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entspringt, zu denen wir uns sämmtlich bekennen, auch Alle in diese höhere allgemeine Weisheit, Einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu sein das Glück und die Freude haben. Dieses alles haben wir in der feierlichen Trennungsstunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Liebewohl besiegeln wollen.

Bleibe nicht am Boden heften,  
Frisch gewagt und frisch hinaus!  
Kopf und Arm mit heitern Kräften,  
Überall sind sie zu Haus;  
Wo wir uns der Sonne freuen,  
Sind wir jede Sorge los;  
Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
Darum ist die Welt so groß.“

## Zehntes Kapitel.

Unter dem Schlußgesange richtete sich ein großer Theil der Anwesenden rasch empor und zog paarweise geordnet mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Benardo, sich niederlegend, fragte den Gast: ob er sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke, oder eine besondere Sitzung verlange? Der Fremde stand auf, begrüßte die Gesellschaft und begann folgende Rede:

„Hier ist es, gerade in solcher Versammlung, wo ich mich vorerst ohne Weiteres zu erklären wünsche. Diese hier in Ruhe Verbliebenen, dem Anblick nach sämmtlich wadere Männer, geben schon durch ein solches Verharren deutlich Wunsch und Absicht zu erkennen, dem vaterländischen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie sind mir Alle freundlich gegrüßt, denn ich darf erklären: daß ich ihnen sämmtlich, wie sie sich hier ankündigen, ein hinreichendes Tagewerk auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünsche jedoch, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Vorstehern, welche bisher diese wadern Leute zusammenhielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Verharrenden im Einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein statliches Unerbieten zu erwidern gedenken.“

Hierauf begehrte Senardo einige Frist, die nöthigsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen, und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Uebriggebliebenen anständig in die Höhe, gleichfalls paarweise unter einem mäßig geselligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Odoard entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsätze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hieraus bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinth menschlicher Gefinnungen und Schicksale. Hier nun fand sich Odoard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben, deßhalb denn auch von diesem Gespräche uns freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch sollen wir auch hier Friedrichs glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergewärtigung interessanter Scenen verdanken, so wie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes, der uns zu interessiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären Desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

### Nicht zu weit.

Es schlug Zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten und Alles bereit: im bekränzten Sälchen zu Vieren eine geräumige ge Tafel gedeckt, mit feinem Nachtsch und Zuckerzierlichkeiten schen blinkenden Leuchtern und Blumenkranz. Wie freuten sich die

Kinder auf diese Nachkost, denn sie sollten mit zu Tische sitzen; indessen schlichen sie umher, gepuzt und maskirt, und weil Kinder nicht zu entstellen sind, erschienen sie als die niedlichsten Zwillingsgenien. Der Vater berief sie zu sich, und sie sagten das Festgespräch, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhülfe gar schidlich her.

Die Zeit verstrich, von Viertel- zu Viertelstunde, enthielt die gute Alte sich nicht, des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, jagte sie, seien auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe, ausgesuchte Lieblings Speisen der Gefeierten könnten übergar werden, so sei es zu befürchten. Die Kinder aus Langerweile fiengen erst unartig an, und aus Ungeduld wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen, und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen; er horchte sehnsüchtig auf die Wagen; einige rasselten unaufgehalten vorbei, ein gewisses Vergerniß wollte sich regen. Zum Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; diese, im Ueberdruß unachtsam, zerstreut und ungeschickt, sprachen falsch, keine Geberde war mehr richtig, sie übertrieben wie Schauspieler, die nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente, halb eilf Uhr war vorüber; das Weitere zu schildern, überlassen wir ihm selbst.

„Die Glocke schlug Elfe, meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung gesteigert, ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange, sie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth sich flüchtig entschuldigen, versichern, daß sie sehr müde sei, und sich betragen, als würde sie mir vor, ich beschränke ihre Freuden. In mir lehrte sich Alles um und um, und gar Vieles, was ich Jahre her geduldet, lastete wiederkehrend auf meinem Geiste. Ich fieng an, sie zu hassen, ich mußte kein Betragen zu denken, wie ich sie empfangen sollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgepuzt, schliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden, ich begriff, ich verstand mich nicht, und mir blieb nichts übrig, als zu fliehen, bis nur die nächsten Augenblicke überstanden wären. Ich eilte, leicht und festlich angezogen, wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht, was ich der guten Alten für einen Vorwand hinstotterte; sie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zustande, den ich seit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngsten leidenschaftlichen Menschen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannt' ich die Gassen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen, aber ein kalter feuchter Wind blies streng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begrenzen.“

Wir haben, wie an dieser Stelle auffallend zu bemerken ist, die Rechte des epischen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leser nur allzu schnell in die Mitte leidenschaftlicher Darstellung gerissen. Wir sehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deßhalb wir denn für den Augenblick, um nur einigermaßen den Zustand aufzuklären, uns zu der



nach und nach das Beabsichtigte in die Höhe. Den Dachbeder rufen wir eiligst herbei; im Innern bedürfen wir des Tischers, Glasers, Schlossers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, so geschieht es, weil er mit seiner Arbeit zur verschiedensten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hülfsarbeiten gedenke ich nicht, nur die Hauptsache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen aufs Strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. Wer herantritt, weiß, daß er sich einer strengen Kunst ergibt, und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinns verbannt sein.

„Gerade hier muß die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. Sehen wir die sogenannten freien Künste an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen sind, so findet man, daß es ganz gleichgültig ist, ob sie gut oder schlecht betrieben werden. Die schlechteste Statue steht auf ihren Füßen wie die beste, eine gemalte Figur schreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgestalteten Arme greifen gar kräftig zu, die Figuren stehen nicht auf dem richtigen Plan, und der Boden fällt deswegen nicht zusammen. Bei der Musik ist es noch auffallender; die gellende Fiedel einer Dorfschenke erregt die wadern Glieder aufs Kräftigste, und wir haben die unschönlichsten Kirchenmusiken gehört, bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß, wo sie eine Grenze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt; dagegen die strengen Künste dürfen sich nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben, man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, sowohl die freien als strengen Künste, in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterei und Boßbeutelei, jene vor Gedankenlosigkeit und Puscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat, wird hierauf aufmerksam machen; Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht, denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten sein; ich bemerke nur noch Folgendes: Wer sich einer strengen Kunst ergibt, muß sich ihr fürs Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Betenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben, und das kann sie nicht auf vielerlei Weise.“

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, anstatt abzugiehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Oberen. Edoard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein patriotisches Lied sangen:

Bleiben, Sehen, Sehen, Bleiben,  
 Sei fortan dem Läch'tgen gleich;  
 Wo wir Nütliches betreiben,  
 Ist der wertheste Bereich.  
 Dir zu folgen wird ein Leichtes,  
 Wer gehorchet, der erreicht es;  
 Zeig' ein festes Vaterland!  
 Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilest Kraft und Würde  
 Und erwägst es ganz genau,  
 Gibst dem Alten Ruh und Würde,  
 Jünglingen Geschäft und Frau.  
 Wechselseitiges Vertrauen  
 Wird ein reinlich Häuschen bauen,  
 Schließen Hof und Gartenzaun,  
 Auch der Nachbarschaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen  
 Man in neuer Ehre weilt,  
 Wo dem Fremdling reicher Raßten  
 Ackerfeld ist zugetheilt,  
 Siedeln wir uns an mit Andern.  
 Eilet, eilet, einzuwandern  
 In das feste Vaterland!  
 Heil dir, Führer! Heil dir, Band!

### Dreizehntes Kapitel.

Eine vollkommene Stille schloß sich an diese lebhafteste Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über stehen, und es ward gar bald merkbar, daß zwei von ihnen, Leonardo und Friedrich, von einer sonderbaren Unruhe bewegt wurden; sie verbargen nicht, daß beide ungeduldig seien, für ihren Theil in der Abreise von diesem Ort sich gehindert zu sehen. Sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indeß nichts Vernünftiges, nichts Entscheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Paket überbringend, worüber sich Friedrich sogleich herwirft, um es zu eröffnen. Leonardo

... unberührt, leg' es vor uns nieder  
... denken und vermuthen, was es  
... ist seiner Bestimmung näher,  
... darüber sind, wenn es von dem Ver-  
... anderer abhängt, ein Ja oder Nein,  
... dann ziemt es, ruhig zu stehen, sich  
... es erdulden würde, als wenn es ein  
... wo uns auferlegt ist, die Vernunft

... als du scheinen willst," versetzte Friedrich;  
... deinen Geheimnissen und schalte darüber  
... sie auf alle Fälle nicht; aber laß mich  
... Freunde den Inhalt offenbaren und die  
... legen, die wir ihm schon so lange verheim-  
... Worten riß er unsern Freund mit sich weg,  
... er aus: „Sie ist gefunden, längst gefunden!  
... wie es mit ihr werden soll.“  
... sagte Wilhelm; „denn Freunde offenbaren  
... am Deutlichsten, was sie einander verschweigen;  
... Tagebuch, wo sich Senardo gerade mitten im  
... manert, den ich ihm schrieb, rief mir in der  
... ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes  
... ich ihn schon mit dem nächsten Morgen sich  
... zu erkennen, und was daraus mochte gefolgt sein.  
... richtig gestehen, daß nicht Neugierde, sondern  
... den ich ihr gewidmet habe, mich über euer  
... beunruhigte.“  
... Sinne," rief Friedrich, „bist du gerade bei  
... Badet hauptsächlich mit interessirt; der Ver-  
... war an Malariaen gesandt, und man wollte dir  
... erkanntmuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun  
... haben; Senardo hat gewiß indessen ausgepackt,  
... zu seiner Aufklärung.“  
... damit nach alter Art hinweg, sprang wieder  
... das versprochene Fest. „Nun muß ich aber auch  
... was aus uns werden wird.“ Hiermit war er  
... und Wilhelm las:

### Senardo's Tagebuch.

Fortsetzung.

Freitag den 19.

Es vom Haus nicht säumen durfte, um zeitig zu Frau Susanne  
... man eilig mit der ganzen Familie, dankte  
... und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher

zurückblieb, die den Jungfrauen zugebachten Geschenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zuschiebend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Diesmal war der Weg frühe zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzuweiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite von Wellen des klaren Sees leicht bespült sich widerspiegelte, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer, sorgfältig gepflegter Boden bei sonniger Lage einiges Gartenwerk begünstigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Susannen vorgestellt, fühlte ich etwas ganz Eigenes, als sie uns freundlich ansprach und versicherte: es sei ihr sehr angenehm, daß wir Freitags kämen, als dem ruhigsten Tage der Woche, da Donnerstag Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten, welcher sagte: „Die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!“ versetzte sie: „Gewiß, er versteht das Geschäft so löblich und treu, als wenn es sein eigenes wäre.“ — „Ist doch auch der Unterschied nicht groß,“ versetzte Jener, übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin und eilte, seine Geschäfte in den Seitenthälern zu vollbringen, versprach, in einigen Tagen wieder zu kommen und mich abzuholen.

Wir war indessen ganz wunderbar zu Ruche; mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen, daß es die Ersehnte sei; beim längeren Hinblick war sie es wieder nicht, konnte es nicht sein, und doch beim Wegblicken, oder wenn sie sich umkehrte, war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit geizigert hatten, brachten sie nach; die Herrin, mit freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwei Mädchen, welche sie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um desto aufmerksamer betrachtete, als ich ausforschen wollte, wie sie mit der Schilderung des Geschirrfassers allenfalls zusammenträfen. Diese beiden Figuren machten mich ganz irre und zerstörten alle Aehnlichkeit zwischen der Gejuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete diese nur desto genauer, und sie schien mir allerdings das würdigste, liebenswürdigste Wesen von allen, die ich auf meiner Gebirgsreise erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug, um mit ihr über das Geschäft, welches sie gut verstand, mit Kenntniß sprechen zu können; meine einsichtige Theilnahme erfreute sie sehr, und als ich fragte: woher sie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport übers Gebirg ich vor einigen Tagen gesehen; so erwiderte sie, daß eben dieser Transport ihr einen ansehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts sei auch deshalb so glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptstraße

etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo sie denn entweder in Person oder durch einen Faktor die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme, wie denn das vorgestern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen künftigen Keller hineinschauen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geschmeidig werde. Dann fand ich auch, was ich schon im Einzelnen kannte, meistens hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dieß und jenes, und ich nahm verständigen Antheil. Indessen wurde sie stiller; aus ihren Fragen konnte ich errathen, sie vermüthe, daß ich vom Handwerk sei. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit für einen Jeden, welcher sich legitimiren könne.

Einigermassen verlegen, suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach, als sie eben Einiges anzuordnen durchs Zimmer gieng; sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück, und mich dünkt, es sei was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?“ sagte sie; „ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen ums Herz ist.“ Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken, so lang als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor, als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gelesenes freundliches Kind, führte mich ab, mir die künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig; ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte, in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens: denn ich hatte ganz Anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getretener sowohl als gezogener Weberei geschieht, je nachdem das Muster es erfordert, mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit türkisch-roth gefärbten, dergleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Beim Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen.“

Lieschen, die unter den Scherernden geseffen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig, drein zu reden, und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessen ungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher, um etwas zu holen, zu bringen, und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu sein, mit ihrem zarten Ellbogen zweimal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den Übrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten, ehe sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Rächeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint, wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muth. Wir giengen neben einander her, ich getraute mir nicht, ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte; wir schienen uns Beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzubald ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strack aufgesteimte Baumwollensrauben erkannte. — „So nähren und pflegen wir die für unser Geschäft unnützen, ja widerwärtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit, und es ist ein eigen Vergnügen, Dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Dasein belebt. Sie sehen hier den Anfang, die Mitte ist Ihnen bekannt, und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.“

„Wir als Fabrikanten selbst oder ein Faktor bringen unsre die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von Andern, die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein Jeder seine Waare zu den Kaufleuten, die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungstatt.“

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrication nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo Einer aus der Familie in die Stadt zu Markt gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnssüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verlauf der Waaren ausgefallen, und berechnen schon im Voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Puzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modestücken, die der

etwa  
sie d  
bestin  
vorg

hine  
nich  
weri  
mei  
jene  
aus  
Har  
mer  
Er  
die  
we

no  
er

br  
fi  
r  
i  
i

... te Federn endlich und  
... und wenn es auch nur

... ich gewöhnlich bis gegen  
... und die Schiffe gleiten  
... trieben, über seine Fläche  
... kommen; und die, denen es  
... welche zurück zu bleiben sich

... Schauspiel um die Fahrt auf  
... mit den anliegenden Gebirgen,  
... und allmählig tiefer und tiefer  
... die Abendbetglocken sich hören  
... Lichter entzünden, im Wasser  
... zucht und seinen Schimmer über  
... das reiche Gelände fliehet vorüber,  
... bleiben zurück; endlich in die  
... ein Horn gestoßen, und sogleich  
... Lichter erscheinen, die sich nach dem  
... aus, das einen Angehörigen im  
... das Gepäck tragen zu helfen.

... oder jedes von uns hat oft genug  
... mit das Geschäft betrifft, so sind wir

... derung zugehört, wie gut und schön  
... mich der offenen Bemerkung nicht  
... Gegend, bei einem so mechanischen  
... Jude gelangen können? Sie versetzte,  
... wackhaften Lächeln vor sich hinsehend:  
... and freundlicher Gegend geboren, wo  
... und haufen, und ob ich gleich als Kind  
... so war doch der Einfluß geistreicher  
... anerkennbar. Die größte Wirkung jedoch  
... eine fromme Erziehung, die ein gewisses  
... Schicksal, als von Allgegenwart gött-  
... mit entwickelte. Wir wanderten aus," fuhr  
... verließ ihren Mund, eine unterdrückte  
... wir wanderten weit, weit, von einer  
... fromme Fingerzeige und Empfehlungen  
... hierher, in diese höchst thätige Gegend;  
... finden, war von gleichgesinnten Menschen  
... und traulich auf, mein Vater sprach dieselbe  
... Sinn, wir schienen bald zur Familie zu

... and Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein,



und Alles, über welches Sie mich nun gebieten sehen, habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art, die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht, nach und nach mir Dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich, da ich in Alles eingieng, hielt er nicht länger zurück, mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen, und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt, welche den Menschen selbständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gefinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden.“

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblitzte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht: „Ich muß,“ sagte sie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun, und damit Sie meine Wohlredenheit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.“

„Leider mußten wir Beide uns vor den Übrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr hüteten, nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu sein, so waren wir es doch im zarteren, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizumohnen nirgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar Manches gegen unsere Ueberzeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht Alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehen. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergözte der Gute sich daran, endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich, ihn zu beschwichtigen, den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.“

„So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie zu möglicher Ausübung desselben, war eigentlich, was uns vereinigte.“

Reisende etwa :  
besonders die  
Sammeln wären.

„Die Abfahrt  
Abend; dann  
segelnd, oder  
hin; jedes be-  
gelingt, verhö-  
genöthigt sehen

„Es ist  
dem See, we-  
vom Abendro-  
schattirt, die  
lassen, in d-  
widerscheinen  
die kaum b-  
Dorf um  
Nähe der  
sieht man in  
Ufer herab  
Schiffe hat

„Wir  
diese Fahrt  
alle von a-

Ich !  
fie Das a-  
enthalten:  
Geschäft,  
mit einem

„Ich bin  
vorzüglich  
mich will  
Besitzer a-  
auf ein j-  
Gefühl d-  
licher Lie-  
sie fort -  
Thräne f-  
Gegend  
geleitet;  
das Hau-  
bewohnt:  
Sprache,  
gehören.

„In

Statt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzusehen Ursache fand.

„Er schied nunmehr, und es war, als wenn mit ihm alle guten Geister geschieden wären. Die Bemerkung ist nicht neu, wie die Erscheinung eines vorzüglichen Menschen in irgend einem Zirkel Epoche macht und bei seinem Scheiden eine Lücke sich zeigt, in die sich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun lassen Sie mich einen Schicksal über das Nächstfolgende werfen! Durch einen Zufall ward meines Verlobten kostbares Leben, seine herrliche Gestalt plötzlich zerstört, er wendete flandhaft seine letzten Stunden dazu an, sich mit mir Trostlosen verbunden zu sehen und mir die Rechte an seinem Erbtheil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und sich nun im eigentlichen Sinne verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüth dergestalt ergriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange forseten. Sie giengen den lieben Jhrigen bald nach, und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag getroffen, zwar noch sinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Thätigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbstständigkeit in der größten Noth und Absonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig gelübt und noch vor Kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gekräftigt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar sein, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Faktor alles Das besorgt, was in solchen Verhältnissen als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heut Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm.“

Ich hatte Manches dazwischen gesprochen und durch belustigten vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht, Etwas, ungeganz nahe zu berühren, was noch nicht völlig ausgesprochen war, auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß ins Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!“ Sie eilte voraus, und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere, sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich gieng auf ihn zu, er sah mich erst starr, dann mit lebhaftern Augen an; seine Züge erheiterten sich, er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreckte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich anstreichend.

„O Gott!“ rief er, „der Junfer Lenardo! er ist's, er ist es selbst!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen; er sank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu, ihm beizustehen; auch sie rief: „Er ist's! Sie sind es, Lenardo!“

Die jüngere Nichte war herbeigekommen; sie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: „Wie glücklich, glücklich! bald sehen wir uns wieder!“

Ich stand vor mich hinschauend und denkend; Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden, es sei dasselbige, wovon gesprochen. Ich erkannte sogleich Wilhelms Handschrift, so wie vorhin seine Person aus der Beschreibung mir entgegen getreten war. Mancherlei fremde Gesichter schwärmten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhause. Und dann ist es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthusiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbaren Erinnerns, der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge, und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der schroffen Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dießmal war der Freitag Abend überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wohl sein mochte; der Faktor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt, er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche, Jung und Alt, in Erwartung wie gewöhnlich zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter, Lieschen besonders, die ihm entgegen gegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend, ohne hineinzusehen, denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht, aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwidern, folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsre Wünsche und misleiten unser Schicksal!“ So rief ich aus; doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter, das Folgende zu lesen.

---

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb-, endlich ganz bewußt: immerfort findet er sich bedingt, begränzt in seiner Stellung; weil aber Niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren,

steht stille, bewegt sich, zaudert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, Augenblick für den Augenblick zu sein, und gelangt deswegen im Allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wunderbare Fragen durch euren unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes! Wenn ihr sodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sei heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sei für sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören; dabei überzeugt' ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beschäftigt schien. Sie fuhr fort: „Es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sei und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn Alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches aufs Zierlichste zu legen, die schönste fehlerfreiste Seite oben vor's Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen.“

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare

hält ihn ab und spricht: „Daß es unberührt, leg' es vor uns nieder auf den Tisch; wir wollen es ansehen, denken und vermuthen, was es enthalten möge. Denn unser Schicksal ist seiner Bestimmung näher, und wenn wir nicht selbst Herren darüber sind, wenn es von dem Verstande, von den Empfindungen Anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein So oder So zu erwarten ist, dann ziemt es, ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen, ob man es erdulden würde, als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist, die Vernunft gefangen zu nehmen.“

„Du bist nicht so gefaßt, als du scheinen willst,“ versetzte Friedrich; „bleibe deswegen allein mit deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben; mich berühren sie auf alle Fälle nicht; aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben.“ Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg, und schon unterwegs rief er aus: „Sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage, wie es mit ihr werden soll.“

„Das wußt' ich schon,“ sagte Wilhelm; „denn Freunde offenbaren einander gerade Das am Deutlichsten, was sie einander verschweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert, den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen, und was daraus mochte gefolgt sein. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen, daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidmet habe, mich über euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte.“

„Und in diesem Sinne,“ rief Friedrich, „bist du gerade bei diesem angekommenen Packet hauptsächlich mit interessirt; der Verfolg des Tagebuchs war an Malariaen gesandt, und man wollte dir durch Erzählung das ernstamuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun sollst du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indeß ausgepackt, und das braucht er nicht zu seiner Aufklärung.“

Friedrich sprang hiemit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Gest. „Nun muß ich aber auch erfahren,“ rief er, „was aus uns werden wird.“ Hiermit war er wieder entsprungen, und Wilhelm las:

### Lenardo's Tagebuch.

#### Fortsetzung.

Freitag den 19.

Da man heute nicht säumen durfte, um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit versteckten Glückwünschen und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher

sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt. „Es waren,“ sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; dießmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Anne hinfließen sehen. Es war mir angst und bange, er möchte sich in diesen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er sich ganz munter zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Gast, sobald er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen.“

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte: seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dieß der Fall sei. „Ich habe,“ fuhr sie fort, „wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätzig wußte, man möchte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelsforge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich: es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Thäler sich durchs Gebirg schlängen, wie das, wodurch Sie herabkamen; noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die gepuzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugniß gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere: entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das Andere hat sein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann Niemanden



etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo sie denn entweder in Person oder durch einen Factor die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme, wie denn das vorgeftern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen künftigen Keller hineinschauen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geschmeidig werde. Dann fand ich auch, was ich schon im Einzelnen kannte, meistentheils hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dieß und jenes, und ich nahm verständigen Antheil. Indessen wurde sie stiller; aus ihren Fragen konnt' ich errathen, sie vermuthete, daß ich vom Handwerk sei. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit für einen Jeden, welcher sich legitimiren könne.

Einigermassen verlegen, suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach, als sie eben Einiges anzuordnen durchs Zimmer gieng; sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück, und mich dünkt, es sei was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?“ sagte sie; „ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erbringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen ums Herz ist.“ Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen mußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken, so lang als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor, als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gefestigtes freundliches Kind, führte mich ab, mir die künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig; ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte, in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens: denn ich hatte ganz Anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getretener sowohl als gezogener Weberei geschieht, je nachdem das Muster es erfordert, mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit türkisch-roth gefärbten, dergleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Beim Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen.“

Lieschen, die unter den Scheerenden geseffen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig, drein zu reden, und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessen ungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher, um etwas zu holen, zu bringen, und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu sein, mit ihrem zarten Ellbogen zweimal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den Ubrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten, ehe sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Säckeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint, wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muth. Wir giengen neben einander her, ich getraute mir nicht, ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte; wir schienen uns Beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzubald ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strach aufgekeimte Baumwollensrauben erkannte. — „So nähren und pflegen wir die für unser Geschäft unnützen, ja widerwärtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit, und es ist ein eigen Vergnügen, Dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Dasein belebt. Sie sehen hier den Anfang, die Mitte ist Ihnen bekannt, und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.“

„Wir als Fabrikanten selbst oder ein Faktor bringen unsre die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von Andern, die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein Jeder seine Waare zu den Kaufleuten, die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungstatt.“

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrication nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfnis und Vergnügen. Wo Einer aus der Familie in die Stadt zu Markt gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnlüthigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Waaren ausgefallen, und berechnen schon im Voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Pußliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modestücken, die der

Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eckwaaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

„Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt sich der See allmählig, und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes bemüht sich, dem andern vorzukommen; und die, denen es gelingt, verhöhnen wohl scherzend die, welche zurück zu bleiben sich genöthigt sehen.

„Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen, vom Abendroth erleuchtet, sich warm und allmählig tiefer und tiefer schattirt, die Sterne sichtbar werden, die Abendbetglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück; endlich in die Nähe der Heimath gekommen, wird in ein Horn gestoßen, und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.

„Wir liegen höher hinauf; aber jedes von uns hat oft genug diese Fahrt mitbestanden, und was das Geschäft betrifft, so sind wir alle von gleichem Interesse.“

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und schön sie Das alles sprach, und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie sie in dieser rauhen Gegend, bei einem so mechanischen Geschäft, zu solcher Bildung habe gelangen können? Sie versetzte, mit einem allerliebsten, beinahe schallhaften Lächeln vor sich hinsehend: „Ich bin in einer schönern und freundlichere Gegend geboren, wo vorzügliche Menschen herrschen und hausen, und ob ich gleich als Kind mich wild und unbändig erwies, so war doch der Einfluß geistreicher Besitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Wesen that eine fromme Erziehung, die ein gewisses Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte. Wir wanderten aus,“ fuhr sie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte Thräne füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in diese höchst thätige Gegend; das Haus, worin Sie mich finden, war von gleichgesinnten Menschen bewohnt: man nahm uns traulich auf, mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn, wir schienen bald zur Familie zu gehören.

„In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein,

und Alles, über welches Sie mich nun gebieten sehen, habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art, die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht, nach und nach mir Dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich, da ich in Alles eingieng, hielt er nicht länger zurück, mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen, und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt, welche den Menschen selbständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden.“

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblatte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillstehen erheiterte sich ihr Gesicht: „Ich muß,“ sagte sie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun, und damit Sie meine Wohlredenheit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.

„Leider mußten wir Beide uns vor den Übrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr hüteten, nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu sein, so waren wir es doch im zarteren, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizuwohnen nirgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar Manches gegen unsere Ueberzeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht Alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehen. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergözte der Gute sich daran, endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich, ihn zu beschwichtigen, den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.

„So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie zu möglicher Ausübung desselben, war eigentlich, was uns vereinigte.

„Indem ich nun bedenke, was Sie veranlaßt haben mag, zu einer solchen Erzählung mich zu bewegen, so war es meine lebhafteste Beschreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie sich darüber nicht; denn gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung holder und erhabener Naturscenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geschäftlosen Stunden am Schönsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt; Hallers Alpen, Gessners Idyllen, Kleists Frühling wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

„Noch gern erinnere ich mich, wie wir Beide, scharf- und weit-sichtig, uns um die Wette und oft hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dieß war die schönste Erholung, nicht nur vom täglichen Geschäft, sondern auch von jenen ernstesten Gesprächen, die uns oft nur zu tief in unser eigenes Innere versenkten und uns dort zu beunruhigen drohten.

„In diesen Tagen kehrte ein Reisender bei uns ein, wahrscheinlich unter geborgtem Namen; wir dringen nicht weiter in ihn, da er sogleich durch sein Wesen uns Vertrauen einflößt, da er sich im Ganzen höchst sittlich benimmt, so wie anständig aufmerksam in unsern Versammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt, zeigt er sich ernst, einsichtig und kenntnißreich. Auch ich geselle mich zu ihren sittlichen Unterhaltungen, wo Alles nach und nach zur Sprache kommt, was einem innern Menschen bedeutend werden kann; da bemerkt er denn gar bald in unserer Denkweise in Absicht auf die göttlichen Dinge etwas Schwanfendes. Die religiösen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unsres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten sein müsse, an welches von Jugend auf sich so viel angeschlossen; sie sei höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Polizei auf den äußeren Anstand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen sei, aus eigener Brust sittlich gleichgeltende, gleichwirksame, gleichberuhigende Gefinnungen hervorzurufen.

„Die Eltern hatten unsre Verbindung stillschweigend vorausgesetzt, und ich weiß nicht, wie es geschah, die Gegenwart des neuen Freundes beschleunigte die Verlobung; es schien sein Wunsch, diese Bestätigung unsres Glücks in dem stillen Kreise zu feiern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorsteher die Gelegenheit ergriff, uns an den Bischof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit, die man uns wollte angemerkt haben, zu erinnern. Wir besprachen noch einigemal diese Gegenstände, und er ließ uns ein hierauf bezüglichen

Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzusehen Ursache fand.

„Er schied nunmehr, und es war, als wenn mit ihm alle guten Geister gewichen wären. Die Bemerkung ist nicht neu, wie die Erscheinung eines vorzüglichen Menschen in irgend einem Zirkel Epoche macht und bei seinem Scheiden eine Lücke sich zeigt, in die sich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun lassen Sie mich einen Schleier über das Nächstfolgende werfen! Durch einen Zufall ward meines Verlobten kostbares Leben, seine herrliche Gestalt plötzlich zerstört; er wendete standhaft seine letzten Stunden dazu an, sich mit mir Trostlosen verbunden zu sehen und mir die Rechte an seinem Erbtheil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und sich nun im eigentlichsten Sinne verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüth dergestalt ergriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange fristeten. Sie giengen den lieben Ihrigen bald nach, und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch sinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Thätigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbstständigkeit in der größten Noth und Absonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt und noch vor Kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gestärkt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar sein, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Faktor alles Das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heut Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm.“

Ich hatte Manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht, Dasjenige ganz nahe zu berühren, was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß ins Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!“ sie eilte voraus, und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere, sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich gieng auf ihn zu, er sah mich erst starr, dann mit lebhaftern Augen an; seine Züge erheiterten sich, er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend.

„O Gott!“ rief er, „der Junker Lenardo! er ist's, er ist es selbst!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen; er sank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu, ihm beizustehen; auch sie rief: „Er ist's! Sie sind es, Lenardo!“

Die jüngere Nichte war herbeigekommen; sie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: „Wie glücklich, glücklich! bald sehen wir uns wieder!“

Ich stand vor mich hinschauend und denkend; Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden, es sei dasselbige, wovon gesprochen. Ich erkannte sogleich Wilhelms Handschrift, so wie vorhin seine Person aus der Beschreibung mir entgegen getreten war. Mancherlei fremde Gesichter schwärmten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhause. Und dann ist es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthusiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbaren Erinnerns, der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge, und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der schroffen Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Diesmal war der Freitag Abend überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wohl sein mochte; der Faktor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt, er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche, Jung und Alt, in Erwartung wie gewöhnlich zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter, Lieschen besonders, die ihm entgegen gegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend, ohne hineinzusehen, denn es hatte mir schon heinlichen Verdruß gemacht, aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwidern, folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsre Wünsche und misleiten unser Schicksal!“ So rief ich aus; doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter, das Folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb-, endlich ganz bewußt: immerfort findet er sich bedingt, begränzt in seiner Stellung; weil aber Niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren,



steht stille, bewegt sich, zaudert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, flug für den Augenblick zu sein, und gelangt deswegen im Allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wunder-same Fragen durch euren unaufhalt-sam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes! Wenn ihr sodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine führende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sei heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sei für sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören; dabei überzeugt' ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beschäftigt schien. Sie fuhr fort: „Es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sei und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn Alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches aufs Zierlichste zu legen, die schönste fehlerfreiste Seite oben vors Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen.“

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare

ins Haus tragend, worunter ich auch Die erblickte, welche unsern Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth: der Herr Geschirrfasser sei bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerstehenden Weberstuhl und habe ihr beim Abschied versichert: was er an ihm thue, solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen. Darauf gieng sie, wie die Ubrigen, ins Haus, und ich konnte mich nicht enthalten, die liebe Wirthin zu fragen: „Um's Himmels willen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?“ — „Es ist,“ versetzte sie, „der dritte, den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten, denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste lebendigste Stellvertreter der Person.“ Darauf versetzte ich: „Ein vierter ist schon gefunden: ich würde Sie Gute-Schöne nennen, in sofern es von mir abhänge.“ Sie machte eine gar lieblich demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters mit der Freude, mich wieder zu sehen, so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Schöne-Gute, doppelt und dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir giengen zusammen bei schönstem Wetter durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man überzeugt sich wohl, daß weder Fels noch Wald, noch Wassersturz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt; der Bote trug ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Bechenhause eines Bergwerks, wo Niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen nichts leidiger vorkommt als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Untheilnehmen.

Am Wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Garuträger mich gewiesen hatte, mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besonderen Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerkten hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Berggenosß gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

---

Sonntag den 21.

Mittag kam beinahe herbei, eh ich die Freundin wieder ansichtig werden konnte. Der Hausgottesdienst, bei dem sie mich nicht gegenwärtig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte demselben beigewohnt und, die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich

sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt. „Es waren,“ sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; dießmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen sehen. Es war mir angst und bange, er möchte sich in diesen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er sich ganz munter zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Gast, sobald er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen.“

Nach Tiſche ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte: seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dieß der Fall sei. „Ich habe,“ fuhr sie fort, „wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätzig wußte, man möchte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handels Sorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich: es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Thäler sich durchs Gebirg schlängeln, wie das, wodurch Sie herabkamen; noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die gepuzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugniß gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere: entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das Andere hat sein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann Niemanden

verdanken, daß er sich für seinen eigenen Nächsten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, sollt' ich diese guten Menschen plündern und sie zuletzt arm und hilflos wandern sehen; und wandern müssen sie früh oder spät. Sie ahnen, sie wissen, sie sagen es, und Niemand entschließt sich zu irgend einem heilsamen Schritte. Und doch, woher soll der Entschluß kommen? wird er nicht Jedermann eben so sehr erschwert als mir?

„Mein Bräutigam war mit mir entschlossen zum Auswandern; er besprach sich oft über Mittel und Wege, sich hier loszuwinden. Er sah sich nach den Besseren um, die man um sich versammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an sich heranziehen, mit sich fortziehen könnte; wir sehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in solche Gegenden, wo Dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengesetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundschaftlich liebevoll anhänglich, er ist ganz der entgegengesetzten Meinung.

„Ich muß Ihnen von ihm sprechen, eh Sie ihn gesehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die persönliche Gegenwart gar manches Räthsel aufschließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, schloß er sich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Gespielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; sie wuchsen zusammen heran und hielten zusammen, und doch waren es zwei ganz verschiedene Naturen; der Eine freigeistig und mittheilend, der Andere in früherer Jugend gedrückt, verschlossen, den geringsten ergriffenen Besitz festhaltend, zwar frommer Gesinnung, aber mehr an sich als an Andere denkend.

„Ich weiß recht gut, daß er von den ersten Zeiten her ein Auge auf mich richtete; er durfte es wohl, denn ich war ärmer als er; doch hielt er sich zurück, sobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er sich bald zum Mitgenossen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unserer Auswanderung diesen hier einzusetzen und ihm das Zurückgelassene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er sich mir, und vor einiger Zeit verhielt er nicht, daß er sich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umstand ein, daß er sich von jeher gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig betreibt, wir sollen auch Maschinen anlegen. Seine Gründe freilich sind dringend, denn in unsern Gebirgen hauset ein Mann, der, wenn er, unsere einfacheren Werkzeuge vernachlässigend, zusammengesetztere sich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieser in seinem Fache sehr geschickte Mann — wir nennen ihn den Geschirrfasser — ist einer wohlhabenden Familie in der Nachbarschaft anhänglich, und man darf wohl glauben, daß er im Sinne hat, von jenen steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten nützlichen

Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehülfsen ist nichts einzuwenden: denn schon ist gewissermaßen zu viel Zeit versäumt, und gewinnen Jene den Vorrang, so müssen wir, und zwar mit Unkosten, doch das Gleiche thun. Dieses ist, was mich ängstigt und quält; das ist's, was Sie mir, theuerster Mann, als einen Schutzengel erscheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröstliches hierauf zu erwidern; ich mußte den Fall so verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Sie aber fuhr fort: Ich habe noch Manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wundersam erscheine. Der junge Mann, dem ich persönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten ersetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde" — sie seufzte, indem sie dieß sprach — „wird seit einiger Zeit entschieden dringender, seine Vorträge sind so liebevoll als verständig. Die Nothwendigkeit, meine Hand ihm zu reichen, die Unflughheit, an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzig wahre Mittel der Selbsterhaltung zu versäumen, sind nicht zu widerlegen, und es scheint ihm mein Widerstreben, meine Grille des Auswanderns so wenig mit meinem übrigen haushälterischen Sinn übereinzustimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Gespräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müsse wo anders sein." — Sie brachte das Rechte nur mit einigem Stoßen hervor und blickte vor sich nieder.

Was mir bei diesen Worten durch die Seele fuhr, denke Jeder, und doch, bei blitzschnell nachfahrender Ueberlegung, mußte ich fühlen, daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, so vor ihr stehend, mir deutlich bewußt, daß ich sie im höchsten Grade lieb gewonnen habe und nun Alles, was in mir von vernünftiger, verständiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht sogleich meine Hand anzubieten. Mag sie doch, dachte ich, Alles hinter sich lassen, wenn sie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollst du eine neue falsche Hoffnung hegen, um lebenslänglich daran zu büßen!

Wir hatten Beide eine Zeit lang geschwiegen, als Dießchen, die ich nicht hatte herankommen sehen, überraschend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte, auf dem nächsten Hammerwerke diesen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt. Ich hatte mich indeß zusammengenommen und fieng an, im Allgemeinen zu erzählen: wie ich auf meinen Reisen Das alles längst herankommen gesehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag sich vermehre; doch bleibe dieß immer das Gefährlichste. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiedertekehr; kein anderes Unternehmen bedürfe so viel Vorsicht und Leitung als ein solches. Diese Betrachtung war ihr nicht fremd; sie hatte viel über alle Verhältnisse gedacht; aber zuletzt sprach sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe diese Tage Ihres Hierseins immer gehofft, durch vertrauliche Erzählung Trost zu

gewinnen; aber ich fühle mich übler gestellt als vorher, ich fühle recht tief, wie unglücklich ich bin.“ Sie hob den Blick nach mir, aber die aus den schönen guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen, wendete sie sich um und entfernte sich einige Schritte.

Ich will mich nicht entschuldigen, aber der Wunsch, diese herrliche Seele, wo nicht zu trösten, doch zu zerstreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wunderbaren Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu sprechen, in die ich schon seit einiger Zeit getreten war. Unversehens hatte ich schon so weit mich herausgelassen, daß ich kaum hätte zurückhalten können, als ich gewahrte, wie unvorsichtig mein Vertrauen gewesen sein mochte. Sie beruhigte sich, staunte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Wesen und fragte mit solcher Reigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen konnte, daß ich ihr Alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und sagte: wir möchten zum Vater kommen! Das Mädchen schien sehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden sagte die Schöne-Gute: „Lieschen hat Urlaub für heut Abend, besorge du die Geschäfte.“ — „Ihr hättet ihn nicht geben sollen,“ versetzte Gretchen, „sie stiftet nichts Gutes; Ihr seht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr, als recht ist. Eben jetzt erfahr' ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; Euer Gespräch hat sie behorcht, jetzt geht sie ihm entgegen.“

Ein Kind, das indessen beim Vater geblieben war, bat mich, zu eilen, der gute Mann sei unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette. „Kinder,“ sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgesängen Davids ist von mir unberührt geblieben, und ich füge hinzu, aus eignem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe? da muß er handeln und sich helfen; in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen.“ Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend, sprach er: „Das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band sein; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und hilft einander, so uneigennützig, wie euch Gott helfe.“ Als er dieß gesagt, sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bett nieder, Lenardo neben sie; ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gehülfe rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über der Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: „Er ist todt; in dem Augenblick, da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, des Wesens, das ich nächst Gott am Meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz, das den Werth meiner Reigung fühlen könnte. Für mich ist sie verloren, sie kniet neben einem Andern! Hat er euch eingesegnet? gesteht's nur!“

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden, Lenardo hatte sich erhoben und erholt; sie sprach: „Ich erkenn' Euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt Ihr doch, wie ich Euch danke, wie ich von Euch denke.“

„Von Danken und Denken ist hier die Rede nicht,“ versetzte Jener gefaßt, „hier handelt sich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieser fremde Mann macht mich besorgt; wie ich ihn ansehe, getrau' ich mich nicht, ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu lösen, vermag ich nicht.“

„Sobald du wieder in dich selbst zurücktreten kannst,“ sagte die Gute, schöner als je, „wenn mit dir zu sprechen ist wie sonst und immer, so will ich dir sagen, dir betheuern bei den irdischen Resten meines verklärten Vaters, daß ich zu diesem Herrn und Freunde kein ander Verhältniß habe, als das du kennen, billigen und theilen kannst, und dessen du dich erfreuen mußt.“

Lenardo schauderte bis tief ins Innerste; alle Drei standen still, stumm und nachdenkend eine Weile; der Jüngling nahm zuerst das Wort und sagte: „Der Augenblick ist von zu großer Bedeutung, als daß er nicht entscheidend sein sollte. Es ist nicht aus dem Stegreif, was ich spreche; ich habe Zeit gehabt, zu denken; also vernehmt: die Ursache, deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung, dir zu folgen, wenn du aus Noth oder Grille wandern würdest. Hier also erklär' ich feierlich vor diesem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und dir überall folgen will. Gegen diese mir nicht abgenöthigte, sondern nur durch die seltsamsten Umstände beschleunigte Erklärung verlang' ich aber im Augenblick deine Hand.“ Er reichte sie hin, stand fest und sicher da; die beiden Andern wichen überrascht, unwillkürlich zurück.

„Es ist ausgesprochen,“ sagte der Jüngling, ruhig mit einer gewissen frommen Hoheit: „Das sollte geschehen, es ist zu unser aller Bestem, Gott hat es gewollt; aber damit du nicht denkst, es sei Ueber-eilung und Grille, so wisse nur, ich hatte dir zu Lieb auf Berg und Felsen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt Alles eingeleitet, um nach deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein, du wirfst mir die Mittel dazu nicht versagen; du behältst noch immer genug übrig, um es hier zu verlieren, wie du fürchtest, und wie du Recht hast, zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt: der künstliche, werththätige Schelm hat sich ins obere Thal gewendet, dort legt er Maschinen an; du wirst ihn alle Nahrung an sich ziehen sehen; vielleicht rufft du, und nur allzubald, einen treuen Freund zurück, den du verreibst.“

Peinlicher haben nicht leicht drei Menschen sich gegenüber gestanden, Alle zusammen in Furcht, sich einander zu verlieren, und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Beidenschaftlich entschlossen stürzte der Jüngling zur Thüre hinaus.



Auf ihres Vaters erkaltete Brust hatte die Schöne-Gute ihre Hand gelegt: „In die Nähe soll man nicht hoffen,“ rief sie aus, „aber in die Ferne: das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, Jeder sich selbst und dem Andern, so wird sich's wohl fügen.“

### Vierzehntes Kapitel.

Unser Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich gestehen, er habe schon beim Schluß des vorigen Hestes geahnet, ja vermuthet, das gute Wesen sei entdeckt worden. Die Beschreibung der schroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerst in jene Zustände versetzt, besonders aber sei er durch die Ahnung Lenardo's in jener Mondennacht, so auch durch die Wiederholung der Worte seines Briefes auf die Spur geleitet worden. Friedrich, dem er Das alles umständlich vortrug, ließ sich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens immer schwieriger. Wer fühlt nicht, daß wir uns diesmal dem Ende nähern, wo die Furcht, in Umständenlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunsche, nichts völlig unerörtert zu lassen, uns in Zwiespalt versetzt. Durch die eben angelkommene Depesche wurden wir zwar von Manchem unterrichtet; die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verschiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Interesse. Wir sind also gesonnen, Dasjenige, was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch Das, was später zu unserer Kenntniß kam, zusammen zu fassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getrost abzuschließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Theresen, seiner Gemahlin, und Katalien, die ihren Bruder nicht von sich lassen wollte, in Begleitung des Abbe's schon wirklich zur See gegangen sind. Unter günstigen Vorbedeutungen reisten sie ab, und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre sittliche Trauer, nehmen sie mit: daß sie Katalien vorher nicht ihren Besuch abstatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend; schon warf man sich einige Zögerung vor und mußte selbst eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber, an unserer erzählenden und darstellenden Seite, sollten diese theuren Personen, die uns früher so viele Reigung abgewonnen, nicht in so weite Entfernung ziehen lassen, ohne von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, besonders da wir so lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwohl unterlassen wir dieses, weil ihr bisheriges Geschäft sich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezog, auf welches wir sie lossteuern sehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, sie dereinst in voller

geregelter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verschiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wieder zu finden.

Juliette, die sinnige Gute, deren wir uns wohl noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in seinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche Derjenigen zusammentrafen, auf die sie wohlthätigen Einfluß gehabt; nicht nur solche, die dem festen Lande gewidmet bleiben, auch solche, die über See zu gehen gedenken. Senardo hingegen hatte schon früher mit Friedrichen Abschied genommen; die Mittheilung durch Boten war unter diesen desto lebhafter.

Bermischte man also in dem Verzeichnisse der Gäste jene edlen Obengenannten, so waren doch manche bedeutende uns schon näher bekannte Personen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entschieden reicher Gutsbesitzer auftrat. Sie in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzugroßen Leichtigkeit, von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Lauf der Erzählung schuldig gefunden. Besonders die Männer rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstößig, weil ein Jeder wünschen und hoffen mag, auch an die Reihe zu kommen.

Flavio, ihr Gemahl, rüftig, munter und liebenswürdig genug, schien vollkommen ihre Neigung zu fesseln; sie mochte sich das Vergangene selbst verziehen haben; auch fand Matarie keinen Anlaß, dessen zu erwähnen. Er, der immer leidenschaftliche Dichter, bat sich aus, beim Abschiede ein Gedicht vorlesen zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen seines Hierseins verfaßte. Man sah ihn oft im Freien auf und ab gehen, nach einigem Stillstand mit bewegter Geberde wieder vorwärts schreitend in die Schreibtafel schreiben, finnen und wieder schreiben. Nun aber schien er es für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunsch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verstand sich hiezu, und es ließ sich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter nichts erfuhr, als was man schon wußte, nichts fühlte, als was man schon gefühlt hatte. Indessen war denn doch der Vortrag leicht und gefällig, Wendung und Reime mitunter neu, wenn man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünschen mögen. Zuletzt übergab er dasselbe, auf gerändertes Papier sehr schön geschrieben, und man schied mit vollkommener wechselseitiger Zufriedenheit.

Dieses Paar, welches von einer bedeutenden wohlgenutzten Reise nach Süden zurückgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hause abzulösen, der mit jener Unwiderstehlichen, die nun seine Gemahlin geworden, auch etwas von der paradiesischen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Diese Beiden kamen denn auch im Wechsel, und so wie überall

hatte bei Matarien die Merkwürdige auch vorzügliche Gunst, welche sich besonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieser empfahl sich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und Landwirth, Literaturfreund, sogar als Lehrdichter beifallswürdig und fand bei dem Astronomen und sonstigen Hausgenossen guten Eingang.

Auch von unserm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er besonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, dießmal mehr, als er sonst pflegte, obgleich nur für Stunden herüber kam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei solchen kurzen Zusammentünften war seine Gegenwart jedoch höchst erfreulich, weil er sodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte: wobei denn sogar ein Zug von aristokratischer Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem gieng dießmal sein Behagen von Grund aus; er war glücklich, wie wir uns Alle fühlen, wenn wir mit verständig vernünftigen Leuten Wichtiges zu verhandeln haben. Das umfassende Geschäft war völlig im Gange, es bewegte sich stetig mit gepflogener Verabredung.

Hievon nur die Hauptmomente. Er ist drüben über dem Meere, von seinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, seinen Freunden näher erklären. Diese wichtigen Besitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Gesellschaft, die wir genugsam kennen, ist nun berechtigt, dort Besitz zu nehmen, mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung, von da sie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil ersehen und sich in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten kann. Hier nun will sich Friedrich mit Lenardo besonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn beginnen und einen Naturweg einschlagen könne.

Raum hatten sich die Genannten von ihrem Aufenthalte höchst zufrieden entfernt, so waren dagegen Gäste ganz anderer Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wohl kaum, Philinen und Lydien an so heiliger Stätte auftreten zu sehen, und doch kamen sie an. Der zunächst in den Gebirgen noch immer weilende Montan sollte sie hier abholen und auf dem nächsten Wege zur See bringen. Beide wurden von Haushälterinnen, Schaffnerinnen, sonst angestellten und mitwohnenden Frauen sehr gut aufgenommen; Philine brachte ein paar allerliebste Kinder mit und zeichnete sich, bei einer einfachen sehr reizenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß sie vom blumig gestickten Gürtel herab an langer silberner Kette eine mäßig große englische Scheere trug, mit der sie manchmal, gleichsam als wollte sie ihrem Gespräch einigen Nachdruck geben, in die Luft

schmitt und schnippte und durch einen solchen Akt die sämmtlichen Anwesenden erheiterte; worauf denn bald die Frage folgte: ob es denn in einer so großen Familie nichts zuzuschneiden gebe? und da fand sich denn, daß, erwünscht für eine solche Thätigkeit, ein paar Bräute sollten ausgestattet werden. Sie sieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor sich auf und ab gehen und schneidet immer zu, wobei sie aber, mit Geist und Geschmack verfahren, ohne dem Charakter einer solchen Tracht etwas zu benehmen, das eigentlich stöckende Barbarische derselben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, so gelind, daß die Bekleideten sich und Andern besser gefallen und die Bangigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen sein.

Hier kam nun Lydie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verstand, vollkommen zu Hülfe, und man durfte hoffen, mit dem üblichen weiblichen Beistand die Bräute schneller, als man gedacht hatte, herausgeputzt zu sehen. Dabei durften sich diese Mädchen nicht lange entfernen: Philine beschäftigte sich mit ihnen bis auf's Kleinste und behandelte sie wie Puppen oder Theaterstatisten. Gehäufte Bänder und sonstiger in der Nachbarschaft üblicher Festschmuck wurde schicklich vertheilt, und so erreichte man zulezt, daß diese tüchtigen Körper und hübschen Figuren, sonst durch barbarische Bedanterei zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Verhheit doch immer zu einiger Anmuth herausgestuft erschien.

Allzu thätige Personen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zustande lästig. Philine war mit ihrer gefräßigen Scheere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie, in Stoffen aller Art, zur Hand lagen. Da fand sie nun in der Aussicht, Das alles zu zerschneiden, die größte Glückseligkeit; man mußte sie wirklich daraus entfernen und die Thüren fest verschließen, denn sie kannte weder Maß noch Ziel. Angela wollte wirklich deshalb nicht als Braut behandelt sein, weil sie sich vor einer solchen Zuschneiderin fürchtete; überhaupt ließ sich das Verhältniß zwischen Beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hievon kann erst später die Rede sein.

Montan, länger als man gedacht hatte, zauberte, zu kommen, und Philine drang darauf, Mafarien vorgestellt zu werden. Es geschah, weil man sie alsdann um desto eher los zu werden hoffte; und es war merkwürdig genug, die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu sehen. Zu beiden Seiten lagen sie ihr an den Knien, Philine zwischen ihren zwei Kindern, die sie lebhaft anmuthig niederdrückte; mit gewohnter Heiterkeit sprach sie: „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beschäftige mich gern für sie, auch für Andere; das Uebrige verzeihst du!“ Mafarie grüßte sie segnend; sie entfernte sich mit anständiger Beugung.

Lydie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Gesicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort sprechen,

Makarie, ihre Thränen auffassend, klopfte ihr auf die Schulter als beschwichtigend; dann küßte sie ihr Haupt zwischen den geschaitelten Haaren, wie es vor ihr lag, brünstig und wiederholt in frommer Absicht.

Lydie richtete sich auf, erst auf ihre Kniee, dann auf die Füße und schaute zu ihrer Wohlthäterin mit reiner Heiterkeit. „Wie geschieht mir!“ sagte sie, „wie ist mir! Der schwere lästige Druck, der mir, wo nicht alle Besinnung, doch alles Ueberlegen raubte, er ist auf einmal von meinem Haupte aufgehoben; ich kann nun frei in die Höhe sehen, meine Gedanken in die Höhe richten, und,“ setzte sie nach tiefem Athemholen hinzu, „ich glaube, mein Herz will nach.“ In diesem Augenblicke eröffnete sich die Thüre, und Montan trat herein, wie öfters der allzulang Erwartete plötzlich und unverhofft erscheint. Lydie schritt munter auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem sie ihn vor Makarien führte, rief sie aus: „Er soll erfahren, was er dieser Göttlichen schuldig ist, und sich mit mir dankend niederwerfen.“

Montan, betroffen und gegen seine Gewohnheit gewissermaßen verlegen, sagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: „Es scheint sehr viel zu sein, denn ich werde dich ihr schuldig. Es ist das erste Mal, daß du mir offen und liebevoll entgegen kommst, das erste Mal, daß du mich ans Herz drückst, ob ich es gleich längst verdiente.“

Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen: daß Montan Lydien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Rothario sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Vermunderung unserer früheren Leser, als Gattin zugeeignet habe.

Diese Drei zusammen, welche sich in der europäischen Gesellschaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude, wenn von den dort erwarteten Zuständen die Rede war. Die Scheere Philinens zuckte schon: denn man gedachte sich das Monopol vorzubehalten, diese neuen Kolonien mit Kleidungsstücken zu versorgen. Philine beschrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath sehr artig und schnitt in die Lust, die Ernte für Sichel und Sense, wie sie sagte, schon vor sich sehend.

Lydie dagegen, erst durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder aufgewacht, sah im Geiste schon ihre Schülerinnen sich ins Hundertsache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernste Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen dergestalt vor Augen, daß er alle sein Wissen und Können manchmal nur für ängstlich tastendes Versuchen erklären möchte, um erst dort in eine reiche belehrende Ernte nuthig einzugreifen.

Daß Montan sich mit unserm Astronomen bald verstehen würde, war vorauszusehen. Die Gespräche, die sie in Gegenwart Makariens führten, waren höchst anziehend; wir finden aber nur Weniges davon

niedergeschrieben, indem Angela seit einiger Zeit beim Zuhören minder aufmerksam und beim Aufzeichnen nachlässiger geworden war. Auch mochte ihr Manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir schalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geschrieben uns zugekommen sind.

Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren, welche die Natur behandeln, ist die Untersuchung so nöthig als schwer: ob Das, was uns von Alters her überliefert und von unsern Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich zuverlässig sei, in dem Grade, daß man darauf fernerhin sicher fortbauen möge? oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur stationär geworden und deßhalb mehr einen Stillstand als einen Fortschritt veranlasse? Ein Kennzeichen fördert diese Untersuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Bestreben einwirkend und fördernd gewesen und geblieben.

Im Gegensatz steht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklicher Gewinn, oder nur modische Uebereinstimmung sei? denn eine Meinung, von energischen Männern ausgehend, verbreitet sich contagios über die Menge, und dann heißt sie herrschend — eine Annahme, die für den treuen Forscher gar keinen Sinn ausdrückt. Staat und Kirche mögen allenfalls Ursache finden, sich für herrschend zu erklären: denn die haben es mit der widerspenstigen Masse zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wissenschaften ist die absolute Freiheit nöthig: denn da wirkt man nicht für heut und morgen, sondern für eine undenklich vorschreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich, bei verbreitetem allgemeinem Licht, auch wieder hervortragen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderföhlam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montans, daß ihm bei seinen gebirgischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wunderfame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf Alles habe, was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdisch fließenden Wasser, metallischer Lager und Gänge, so wie der Steinkohlen, und was dergleichen in Massen beisammen sein möchte, sondern was wunderbarer sei, sie befinde sich anders und wieder anders, sobald sie nur den Boden wechsele. Die verschiedenen Gebirgsarten übten auf sie einen besondern

Einfluß, worüber er sich mit ihr, seitdem er eine zwar wunderliche, aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestehe, indem sie sowohl chemische als physische Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja sogar schon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterscheide. Diese Person, über deren Geschlecht er sich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreisenden Freunden vorausgeschickt und hoffe zu seinen Zwecken in den ununtersuchten Gegenden sehr viel von ihr.

Dieses Vertrauen Montans eröffnete das strenge Herz des Astronomen, welcher sodann mit Matariens Vergünstigung auch ihm das Verhältniß derselben zum Weltsystem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Astronomen sind wir in dem Fall, wo nicht Genugsame, doch das Hauptsächliche ihrer Unterhaltungen über so wichtige Punkte mitzutheilen.

Bewundern wir indessen die Aehnlichkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verschiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte sich in die tiefsten Klüfte der Erde versenkt, und auch dort ward er gewahr, daß in der Menschennatur was Analoges zum Starrsten und Rohsten vorhanden sei; dem Andern gab von der Gegenseite der Geist Matariens ein Beispiel, daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen sei, daß man weder nöthig habe, bis zum Mittelpunkt der Erde zu dringen, noch sich über die Gränzen unsres Sonnensystems hinaus zu entfernen, sondern schon genügend beschäftigt und vorzüglich auf That aufmerksam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchsten irdischen Bedürfnisse das Material, eine Welt des Stoffes, den höchsten Fähigkeiten des Menschen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geistigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirkksamkeit gefunden. Diese beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderseitigen Eigenschaften in der vorübergehenden Lebenserscheinung zu manifestiren, das ist die höchste Gestalt, wozu sich der Mensch auszubilden hat.

Hierauf schlossen beide Freunde einen Bund und nahmen sich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil Derjenige, der sie als einem Roman wohl ziemende Märchen belächeln könnte, sie doch immer als ein Gleichniß des Wünschenswertheften betrachten dürfte.

Der Abschied Montans und seiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihn mit Lydien noch gern gehalten hätte, so war doch die allzu unruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, besonders aber der edlen Angela beschwerlich, wozu sich noch besondere Umstände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie sonst die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, sondern ander-



wärts beschäftigt schien. Um diese Anomalie an einer der Ordnung dergestalt ergebenen und in den reinsten Kreisen sich bewegenden Person zu erklären, sind wir genöthigt, einen neuen Mitspieler in dieses vielumfassende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unser alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte sich bei zunehmenden, ja gleichsam ins Unendliche sich vermehrenden Geschäften nach frischen Gehülfsen umsehen, welche er nicht ohne vorläufige besondere Prüfung näher an sich anschloß. Einen solchen sendet er nun an Matarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche diese Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beschloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werners Gehülfe und Geselle, ein frischer natürlicher Jüngling und eine Wundererscheinung, empfiehlt sich durch ein eignes Talent, durch eine gränzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, so besonders bei den Unternehmern, wie sie jetzt zusammenwirkten, da sie sich durchaus mit Zahlen im mannigfaltigsten Sinne einer Gesellschaftsrechnung beschäftigen und ausgleichen müssen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Widerreden über weltliche Dinge von Zahlen, Summen und Ausgleichen die Rede ist, muß ein solcher höchst willkommen mit einwirken. Ueberdem spielte er den Flügel höchst anmuthig, wo ihm der Ralkul und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerst wünschenswerth zu Hülfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmonisch zusammen; manchmal aber deutet er an, daß er auch wohl in tiefern Regionen zu Hause wäre, und so wird er höchst anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gefühltes aus seinen Gesprächen durchblickt. Auf alle Fälle ist er jünger als seine Jahre, man möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm sei, er hat Angela's Gunst gewonnen, sie die seinige, zu Matariens größter Zufriedenheit: denn sie hatte längst gewünscht, das edle Mädchen verheirathet zu sehen.

Diese jedoch, immer bedenkend und fühlend, wie schwer ihre Stelle zu besetzen sein werde, hatte wohl schon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht sogar einer stillen Reigung Gewalt angethan; seitdem aber eine Nachfolgerin denkbar, ja gewissermaßen schon bestimmt worden, scheint sie, von einem wohlgefälligen Eindruck überrascht, ihm bis zur Leidenschaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall, das Wichtigste zu eröffnen; indem ja Alles, worüber seit so mancher Zeit die Rede gewesen, sich nach und nach gebildet, aufgelöst und wieder gestaltet hatte. Entschieden ist also auch nunmehr, daß die Schöne-Gute, sonst das rufbraune Mädchen genannt, sich Matarien zur Seite füge. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo schon gebilligte Plan ist seiner Ausführung ganz nah; alle Theilnehmenden sind einig; die Schöne-Gute übergibt dem Gehülfsen ihr ganzes Besitztum. Er hei-

rathet die zweite Tochter jener arbeitsamen Familie und wird Schwager des Schirrfassers. Hiedurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrikation durch Local und Zusammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitslustigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weise beschäftigt.

Dadurch wird die Liebenswürdige frei, sie tritt bei Matarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne schon verlobt ist. Hiemit wäre Alles für den Augenblick berichtet; was nicht entschieden werden kann, bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Schöne-Gute, daß Wilhelm sie abhole; gewisse Umstände sind noch zu berichtigen, und sie legt bloß einen großen Werth darauf, daß er Das, was er doch eigentlich angefangen, auch vollende. Er entdeckte sie zuerst, und ein wunderbar Geschick trieb Lenardo auf seine Spur; und nun soll er, so wünscht sie, ihr den Abschied von dort erleichtern und so die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verschränkten Schicksalsfäden selbst wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müssen wir, um das Geistige, das Gemüthliche zu einer Art von Vollständigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar Folgendes: Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Schönen-Guten niemals das Mindeste geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiederfenden war denn doch auf eine zarte Weise an ihr geforscht worden, wie sie dieß Verhältnis ansehe, und was sie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwidern konnte man sich so viel zusammensetzen: sie fühle sich nicht werth, einer solchen Neigung wie der ihres edlen Freundes durch Hingebung ihres getheilten Selbst zu antworten. Ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Wesens; dieß aber könne sie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechselseitigen Einigung Beider sei noch so lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Wesen dergestalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenschaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinste Wohlwollen, und in diesem Falle die vollkommenste Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte sich hiebei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig, hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hofentlich hier am rechten Orte stehen. Das Verhältnis sämmtlicher vorübergehenden Personen zu Matarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll, alle fühlten die Gegenwart eines höheren Wesens, und doch blieb in solcher Gegenwart einem Jeden die Freiheit, ganz in seiner eigenen Natur zu erscheinen. Jeder zeigt sich, wie er ist, mehr als je vor Eltern und Freunden, mit einer gewissen Zuversicht: denn er war gelockt und veranlaßt, nur das Gute das Beste, was an ihm war, an den Tag zu geben, daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entstand.

Berschweigen aber können wir nicht, daß durch diese gewissermaßen zerstreuenden Zustände Malaria mit der Lage Leonardo's beschäftigt blieb; sie äußerte sich auch darüber gegen ihre Nächsten, gegen Angela und den Astronomen. Leonardo's Inneres glaubten sie deutlich vor sich zu sehen: er ist für den Augenblick beruhigt, der Gegenstand seiner Sorge wird höchst glücklich; Malaria hatte für die Zukunft auf jeden Fall gesorgt. Nun hatte er das große Geschäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schicksal zu überlassen. Dabei konnte man vermuthen, daß er in jenen Unternehmungen hauptsächlich gestärkt sei durch den Gedanken, sie dereinst, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar selbst abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hiebei sich nicht enthalten. Man beachtete näher den seltenen Fall, der sich hier hervorthat: Leidenschaft aus Gewissen. Man gedachte zugleich anderer Beispiele einer wunderbaren Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwicklung angeborener Neigung und Sehnsucht. Man bedauerte, daß in solchen Fällen wenig zu rathen sei, würde es aber höchst räthlich finden, sich möglichst klar zu halten und diesem oder jenem Gang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu diesem Punkte aber gelangt, können wir der Versuchung nicht widerstehen, ein Blatt aus unsern Archiven mitzutheilen, welches Malaria betrifft und die besondere Eigenschaft, die ihrem Geiste ertheilt ward. Leider ist dieser Aufsatz erst lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden, aus dem Gedächtniß geschrieben und nicht, wie es in einem so merkwürdigen Fall wünschenswerth wäre, für ganz authentisch anzusehen. Dem sei aber, wie ihm wolle, so wird hier schon so viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerksamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo schon etwas Aehnliches oder sich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

### Fünfzehntes Kapitel.

Malaria befindet sich zu unserm Sonnensystem in einem Verhältniß, welches man auszusprechen kaum wagen darf. Im Geiste, der Seele, der Einbildungskraft hegt sie, schaut sie es nicht nur, sondern sie macht gleichsam einen Theil desselben; sie steht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend.

Wenn man annehmen darf, daß die Wesen, in sofern sie körperlich sind, nach dem Centrum, in sofern sie geistig sind, nach der Peripherie streben, so gehört unsere Freundin zu den geistigsten; sie scheint nur geboren, um sich von dem Irdischen zu entbinden, um die nächsten und fernsten Räume des Daseins zu durchdringen. Diese Eigenschaft,

so herrlich sie ist, ward ihr doch seit den frühesten Jahren als eine schwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert sich von Klein auf ihr inneres Selbst als von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft sah sie zwei Sonnen, eine innere nämlich und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in seiner Größe bei allen Phasen sich gleich blieb, der innere sich immer mehr und mehr verminderte.

Diese Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten Alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, dergestalt, daß sie allen äußeren Verhältnissen zu genügen wußte, und indem ihr Herz, ihr Geist ganz von überirdischen Gesichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelsten, Sittlichen gemäß blieb. Wie sie heranwuchs, überall hülfreich, unaufhaltbar in großen und kleinen Diensten, wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne, aber nach dem Ueberweltlichen in stetig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten schien, da sie denn, bei gedämpftem innerem Licht, äußere Pflichten auf das Treueste zu erfüllen strebte, bei frisch aufleuchtendem Innerem sich der seligsten Ruhe hingab. Ja, sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche, die sie stets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheim hielt, gehörte viel dazu, sie zu ertragen; was sie davon offenbarte, wurde nicht anerkannt und mißdeutet; sie ließ es daher in ihrem langen Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den ihr bei uns steht, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr heransand. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieb, das Gegenwärtige ans Vergangene angeschlossen und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag vor Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, hielt er es für Täuschung; denn sie leugnete nicht, daß von der ersten Jugend an sie sich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit versäumt, sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu verfinnlichen. Deßhalb er sich denn nicht ausreden ließ, es sei eingelehrt.

Die Wirkung einer in hohem Grad entwickelten Giebelungskraft, der Einfluß des Gedächtnisses sei zu vermuten, eine Mitwirkung der Urgeisteskraft, besonders aber eines verstandenen Kalküls.

Er ist ein Mathematiker und also hartnäckig, ein heiserer Geist und also unglaublich, er wehrte sich lange, bemerkte jedoch, was sie angab, genau, suchte der Folge verschiedener Jahre beizukommen, hielt sich besonders an die neußen, mit dem gegenwärtigen Stande der Himmelslichter übereinstimmenden Angaben und rief endlich aus: „Nun, warum sollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Fernsichtsfähigkeit, ein geistiges Fernsichtswerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und stündlich lehren, dem Gang der Gestirne von selbst auf seine Weise zu folgen im Stande wäre?“

Hier aber wagen wir nicht weiter zu gehen, denn das Unglaubliche verliert seinen Werth, wenn man es näher im Einzelnen betrachten will. Doch sagen wir so viel. Dasjenige, was zur Grundlage der angestellten Berechnungen diente, war folgendes. Ihr, der Schererin, erschien unsere Sonne in der Vision um Vieles kleiner, als sie solche bei Tage erblide, auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieses höheren Himmelslichtes im Thierkreise Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entstanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauernde ein und das andere Gestirn andeutete, als gleichfalls in dem Jodiol erscheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten sein. Denn aus andern Angaben ließ sich schließen, daß sie, längst über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter sich näherte. Offenbar hatte sie eine Zeit lang diesen Planeten, es wäre zu fragen in welcher Entfernung mit Stannen in seiner ungeheuren Nähe betrachtet und das Spiel seiner Monde um ihn herumherumgeführt, aber ihn auf die wunderbarste Weise als abnehmenden Mond gesehen, und zwar umgewendet, wie uns der wachsende Mond erscheint. Daraus wurde geschlossen, daß sie ihn von der Erde aus und wirklich im Begriff sei, über dessen Bahn hinauszufahren, und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegen zu streben. In dem Moment folgt ihr keine Giebelungskraft, aber wir hoffen, daß sie, wenn sie an die Ufer des Ozeans desselben gelangt ist, sich wieder zurückwenden werde, um zu Quasten unserer Krone in das irdische Leben und die irdische Welt wieder einzutreten.

Indem wir nun diese ätherische Dichtung, Erzählung beenden, hienüt beschließen, wenden wir uns wieder zu jenen irdischen Dingen, wozu wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Ansehen von Ehrlichkeit an jener wunderbare Person, welche mit ihren Gefühlen den Menschen der irdischen Stoffe so wohl zu bezeichnen wisse, sei schon von den ersten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem Auf-

merkamen durchaus hätte sollen unwahrscheinlich dünken. Denn wie wollte Montan und seines Gleichen eine so bereite Wünschelruthe von der Seite gelassen haben? Auch ward kurz nach seiner Abreise durch Hin- und Wiederreden und sonderbare Erzählungen der unteren Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmählig rege. Philine nämlich und Sydie hatten eine Dritte mitgebracht, unter dem Vorwand, es sei eine Dienerin, wozu sie sich aber gar nicht zu schiden schien; wie sie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben wohlgebauten Körper gar schicklich, deutete aber, so wie die ganze Person, auf etwas Ländliches. Ihr Betragen, ohne roh zu sein, zeigte keine gesellige Bildung, wovon die Kammermädchen immer die Karikatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Garten- und Feldgenossen, ergriff den Spaten und arbeitete für Zwei bis Drei. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das Geschickteste über das aufgewühlte Erdreich, und die weiteste Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr: man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und querfeldein über Stock und Stein springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Punkte aus, wo sie gestanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Wasser zu finden gewußt, wenn sie dessen bedurfte.

Und so war denn doch für Montans Angaben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrscheinlich, um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edeln Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden, auch unvollständig, wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter, als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun, reundlich aufmerksam zu machen.

## Sechzehntes Kapitel.

Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor Kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eigenen immer vor Augen habend, saß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit jener Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit vorzutragen und auseinander zu setzen sich bemühte. Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt, was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen ausgehen. Die Einen hatten Abschied genommen, über das



Meer zu setzen, die Andern, um auf dem festen Lande ihr Unterkommen zu finden; nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschied zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen rüstigen Männern sich gar mancher mit den hübschen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur einige bewiesen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abgieng, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Venardo's Auswanderern war keiner geblieben, aber von diesen Lektorn theuerten verschiedene, in kurzer Zeit zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann, welcher die sämtliche Persönlichkeit und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft ganz genau kannte, lachte heimlich als ein wahrer Egoist über das Ereigniß, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande sich frei und thätig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe und ihm Gelegenheit gebe, einige der Vorzüglichsten zurückzuhalten und bei sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher, als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß, in seinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner dießmal gleichsam genöthigt, ihre Töchter den allzufrühen Gatten gesetzmäßig zu überlassen. Der Amtmann machte ihnen einen solchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war, daß gerade die in diesem Sinne brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer, die Einleitung zu einer Meubelfabrik zu machen, die, ohne weitläufigen Raum und ohne große Umstände nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das Letzte versprach der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das alles hatte der gewandte Geschäftsmann schon im Stillen bei Anwesenheit und im Tumult der Menge gar wohl überdacht und konnte daher, sobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werke schreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieser Fluth über die Straßen des Orts, über den Hof des Schlosses gekommen, als unsern rechnenden und berechnenden Geschäftsmann ein herein-sprengender Reiter aufrief und aus seiner ruhigen Fassung brachte. Des Pferdes Huf klappete freilich nicht, es war nicht beschlagen, aber der Reiter, der von der Decke herabsprang — er ritt ohne Sattel und Steigbügel, auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trense — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gästen und war leidenschaftlich verwundert, Alles so still und todt zu finden.



Der Amtsdienner wußte nicht, was er aus dem Ankömmling machen sollte; auf einen entstandenen Wortwechsel kam der Amtmann selbst hervor und wußte auch weiter nichts zu sagen, als daß Alles weggezogen sei. — Wohin? war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. — Mit Gelassenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoards, auch eines dritten problematischen Mannes, den sie theils Wilhelm, theils Meister genannt hätten. Dieser habe sich auf dem einige Meilen entfernten Flusse eingeschifft; er fahre hinab, erst seinen Sohn zu besuchen und alsdann ein wichtiges Geschäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling sich wieder aufs Pferd geschwungen und Kenntniß genommen von dem nächsten Wege zum Flusse hin, als er schon wieder zum Thor hinaus stürzte und so eilig davon flog, daß dem Amtmann, der oben aus seinen Fenstern nachschaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten schien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen, und unser Amtmann wollte sich wieder zu seinem Geschäft niederlegen, als zum obern Schloßthor ein Fußbote hereingesprungen kam und ebenfalls nach der Gesellschaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen er eilig abgesendet worden. Er hatte für sie ein größeres Packet, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adressirt an Wilhelm, genannt Meister, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer besonders auf die Seele gebunden und dessen baldige Bestellung eifrigst eingeschärft worden war. Leider konnte auch diesem kein anderer Bescheid werden, als daß er das Nest leer finde und daher seinen Weg eiligst fortsetzen müsse, wo er sie entweder sämmtlich anzutreffen oder eine weitere Anweisung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber selbst, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchst bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Hersilie, einem so wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unsern Mittheilungen nur selten erscheint, aber bei jedesmaligem Auftreten gewiß jeden Geistreichen, Feinfühlenden unwiderstehlich angezogen hat. Auch ist das Schicksal, das sie betrifft, wohl das Sonderbarste, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

## Siebzehntes Kapitel.

### Hersilie an Wilhelm.

Ich saß denkend und wußte nicht zu sagen, was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an; es ist eine Art von empfundener Gleichgültigkeit. Ein Pferd springt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe, die Thüre springt auf, und Felix tritt herein im jugendlichsten Glanze wie ein kleiner Abgott. Er eilt

auf mich zu, will mich umarmen, ich werfe ihn zurück; er scheint gleichgültig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Geistes-leit preist er mir das Pferd an, das ihn hergetragen, erzählt von seinen Uebungen, von seinen Freuden umständlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Gesichten bringt uns auf das Brackfäßchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt, es zu sehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu verweigern. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt, ich verwirre mich und verrothe, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier auf's Höchste, auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man Niemand sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen holden Augen, mit so süßen schmeichelnden Worten, und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von Weltem; aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn und streng muthwillig zur Seite um einen Tisch herum.

„Ich habe nichts vom Räßchen noch vom Schlüssel!“ rief er aus; „dein Herz wünscht ich zu sehen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegen käme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken.“ Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte, hob er das Räßchen auf dem Tisch immer vor sich hin, schon hat der Schlüssel drane, er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrt, als man sein kann und sein sollte. Er beachtet mein Unaufmerksamkeit, läßt das Räßchen stehen, fährt auf mich los und setzt mich in die Arme. Ich rang vergebens, seine Augen wütheten sich den meinigen, und es ist was Schönes, sein eigenes Licht im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum ersten Mal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gesehen, ich gab ihm keine Küsse zurück; es ist doch sehr schön, einen Küsschen zu machen. Ich riß mich los, die Luft, die uns trennt, er's nur zu deutlich, statt mich zu lassen, überschreitt ich das Maß, ich hieh ihn jährennd weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verstand, ich bedrohte, ich hielt ihn, befohl ihm, nie wieder vor mir zu erscheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck. „Gut!“ sagte er, „so reiß ich in die Welt, bis ich zurückkomme.“ Er warf sich auf sein Blut und strengte weg. Noch halb träumend will ich das Räßchen verwahren, die Hälfte des Schlüssels lag abgebrochen; ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O Männer, o Weibchen! Werdet ihr denn niemals die Vernunft fortspangen? war es nicht an dem Vater genug, der so viel Unheil anrichtete, bedurft' es noch des Sohns, um uns unauflöslich zu verwirren?

Diese Bekenntnisse lagen eine Zeit lang bei mir, nun tritt ein sonderbarer Umstand ein, den ich melden muß, der Obiges aufklärt und verbüßert.

Ein alter, dem Oheim ehrenwerther Goldschmied und Juwelenhändler trifft ein, zeigt seltsame antiquarische Schätze vor; ich werde veranlaßt, das Kästchen zu bringen, er betrachtet den abgebrochenen Schlüssel und zeigt, was man bisher übersehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, sondern glatt sei. Durch Berührung fassen die beiden Enden einander an, er zieht den Schlüssel ergänzt heraus, sie sind magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Kästchen springt auf, das er gleich wieder zudrückt: an solche Geheimnisse sei nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zustand vergegenwärtigen Sie sich, Gott sei Dank, gewiß nicht; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen. Das bedeutende Kästchen steht vor mir, den Schlüssel, der nicht schließt, hab' ich in der Hand; jenes wollt' ich gern uneröffnet lassen, wenn dieser mir nur die nächste Zukunft aufschlösse.

Um mich bekümmern Sie sich eine Weile ja nicht, aber was ich inständig bitte, flehe, dringend empfehle: forschen Sie nach Felix! ich habe vergebens umher gesandt, um die Spuren seines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht, ob ich den Tag segnen oder fürchten soll, der uns wieder zusammenführt.

Endlich, endlich! verlangt der Bote seine Abfertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten, er soll die Wanderer mit wichtigen Depeschen ereilen. In dieser Gesellschaft wird er Sie ja auch wohl finden, oder man wird ihn zurecht weisen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt sein.

### Achtzehntes Kapitel.

Nun gleitete der Rahn, beschienen von heißer Mittagssonne, den Fluß hinab; gelinde Bülste kühlten den erwärmten Aether, sanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen, doch behäglichem Anblick. Das Kornfeld näherte sich dem Strome, und ein guter Boden trat so nah heran, daß ein rauschendes Wasser, auf irgend eine Stelle sich hinwerfend, das lockere Erdbreich gewaltig angegriffen, fortgerissen und steile Abhänge von bedeutender Höhe sich gebildet hatten.

Ganz oben auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, wo sonst der Leinpfad mochte hergegangen sein, sah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut, von kräftiger Gestalt. Raum

aber wollte man ihn schärfer ins Auge fassen, als der dort überhangende Rasen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über, Mann unter, ins Wasser stürzt. Hier war nicht Zeit zu denken, wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilschnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die schöne Beute gefohrt. Entsezt schreiennd lag der holde Jüngling im Schiffe, und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gemandten Männer einem Riedweidicht zu, das sich mitten im Fluß gebildet hatte. Sanden, den Körper ans Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war Ems. Noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingeseut in ihren Armen!

Wilhelm griff sogleich nach der Lanzette, die Wund des Arms zu öffnen; das Blut sprang reichlich hervor, und mit der schlangensnappenden Welle vermischt, folgte es getreistem Strome nach. Das Leben kehrte wieder; kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit, die Wunde zu befestigen, als der Jüngling sich schon muthvoll auf seine Füße stellte, Wilhelm schaut an und rief: „Wenn ich leben soll, so sei es mit dir!“ Mit diesen Worten fiel er dem erkennend und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So standen sie fest umschlungen, wie Rastor und Bolluz, Brüder, die sich auf dem Wechselwege vom Orcus zum Licht begegnen!

Man hat ihn, sich zu beruhigen. Die modernen Männer hatten schon ein bequemes Lager, halb sonnig, halb schattig, unter leichten Wäschchen und Zweigen bereitet, hier lag er nun, auf den väterlichen Mantel hingestreckt, der holde Jüngling; braune Locken, schnell getrocknet, rollten sich schon wieder auf, er lächelte beruhigt und schlief ein. Mit Gefallen sah unser Freund auf ihn herab, indem er ihn jubelte. — „Wirst du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!“ rief er aus, „und wirst sogleich wieder bedrückt, verletzt von innen oder von außen.“ — Der Mantel fiel über ihn her, eine gemäßigte Sonnenhitze durchwärmte die Glieder sanft und innig, seine Wangen rötheten sich gesund, er schien schon völlig wieder hergestellt.

Die thätigen Männer, einer guten gegliederten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum Voraus sich erfreuend, hatten auf dem heißen Ried die Kleider des Jünglings schon so gut als getrocknet, um ihn beim Erwachen sogleich wieder in den gewöhnlich anständigen Zustand zu versetzen.

# Die Wahlverwandtschaften.

Ein Roman.

---

## Erster Theil.

### Erstes Kapitel.

Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter — Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pfropfreiser auf junge Stämme zu bringen. Sein Geschäft war eben vollendet; er legte die Geräthschaften in das Futteral zusammen und betrachtete seine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und sich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergözte.

Hast du meine Frau nicht gesehen? fragte Eduard, indem er sich weiter zu gehen anschickte.

Drüben in den neuen Anlagen, versetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die sie an der Felswand, dem Schlosse gegenüber, gebaut hat. Alles ist recht schön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmspitze man fast hinwegsieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, versetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten sehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet sich rechts das Thal, und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felsen hinauf ist gar hübsch angelegt. Die gnädige Frau versteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh zu ihr, sagte Eduard, und ersuche sie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünsche die neue Schöpfung zu sehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte sich eilig, und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte im Vorbeigehen

Gewächshäuser und Treibbeete, bis er ans Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hingieng, ließ er liegen, um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Stieg und sah sich durch allerlei Treppen und Abfälle auf dem schmalen, bald mehr, bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thüre und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte. Er freute sich daran, in Hoffnung, daß der Frühling bald Alles noch reichlicher beleben würde. Nur Eines habe ich zu erinnern, setzte er hinzu: die Hütte scheint mir etwas zu eng.

Für uns Beide doch geräumig genug, versetzte Charlotte.

Nun freilich, sagte Eduard, für einen Dritten ist auch wohl noch Platz.

Warum nicht? versetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Gesellschaft wollen wir schon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungestört hier allein sind, sagte Eduard, und ganz ruhigen heiteren Sinnes, so muß ich dir gestehen, daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir so etwas angemerkt, versetzte Charlotte.

Und ich will nur gestehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Postbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entschließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geschwiegen.

Was ist es denn? fragte Charlotte, freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennst die traurige Lage, in die er, wie so mancher Andere, ohne sein Verschulden gesetzt ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten sein, sich außer Thätigkeit zu sehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit Dem, was ich für ihn wünsche: ich möchte, daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, versetzte Charlotte.

Meine Ansichten bin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In seinem letzten Briefe herrscht ein stiller Ausdruck des tiefsten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfnis fehle: denn er weiß sich durchaus zu beschränken, und für das Nothwendige habe ich gesorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen: denn wir sind unsre Lebzeit über einander wechselseitig so viel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser

Kredit und Debet sich gegen einander verhalte — daß er geschäftlos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielsache, was er an sich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er Das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet.

Ich dachte doch, sagte Charlotte, ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Gefinnungen, seine Art, zu sein, und das ist ihm unmöglich. Je mehr ich Das alles betrachte, je mehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch, ihn bei uns zu sehen.

Es ist recht schön und liebenswürdig von dir, versetzte Charlotte, daß du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir, dich aufzufordern, auch deiner, auch unser zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; besonders wenn ich zugleich bedente, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles Andre findet sich. Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verfloßen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir Beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch



recht frei und umständlich und sage mir Alles, was du zu sagen hast; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte; so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf Das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien an diesen Zusammenhang geknüpft ist und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deswegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Vorzügen, unsern Plänen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

Mag ich doch so gern unserer frühesten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; du früher, indem dich dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, als du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht versagen, was du für dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannigfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung am Besten herangewachsen wäre. Das alles geschah mit deiner Einstimmung, bloß damit wir uns selbst leben, bloß damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Äußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, dir in Allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, in wie fern wir auf diese Weise mit einander ausreichen.

Da das Zusammenhängende, wie du sagst, eigentlich euer Element ist, versetzte Eduard, so muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder sich entschließen, euch Recht zu geben, und du soll

auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserm Dasein gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und soll sich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiste, du im Park, soll das nur für Einsiedler gethan sein?

Recht gut! versetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes hereinbringen. Bedenke, daß unsere Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beiderseitiges Zusammensein bezogen. Du wolltest zuerst die Tagebücher deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin Gehörige von Papieren in Ordnung bringen und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und Andere erfreuliches Ganze zusammenstellen. Ich versprach, dir an der Abschrift zu helfen, und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zusammen nicht sehen sollten, in der Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemacht. Dann hast du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleitest mich am Klavier; und an Besuchen aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens habe mir aus allem Diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, bei alle Dem, was du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beigieng, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr Alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat Manches, und in verschiedenem Sinne, sich angemerkt: wir benutzten das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungebuld, daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wäret ihr Frauen wohl unüberwindlich, versetzte Eduard: erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingibt, gefühlvoll, daß man euch nicht wehthun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gebe nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistens unbewusste Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Eintritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt worden.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die, schon durch Erfahrung aufgeklärt, sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtsein, mein Liebster, entgegnete Charlotte, ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für Den, der sie führt; und aus Diesem allen tritt wenigstens so viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Gönn' mir noch einige Tage Entscheidung!

Wie die Sache steht, erwiederte Eduard, werden wir uns, auch nach mehreren Tagen, immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselseitig vorgebracht; es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das Beste, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, versetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder wütschest; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich dich für einen Frevel halten.

Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben? rief Eduard aus; denn ich muß mich gleich hinlegen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief, jagte Charlotte.

Das heißt so viel wie keinen, versetzte Eduard.

Und doch ist es in manchen Fällen, versetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben.

## Zweites Kapitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde Charlottes, die Vergewärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Vorsätze sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch gieng und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen, alle Empfindungen, die ihn diese Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltenen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereben mußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigener Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechslung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wissend, aber viel und vielerlei wissend, freilich

müthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war Alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besiz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnädige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Dasein gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einige Mal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig, wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben; es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das Natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spaziergang nach derselben Stelle die Gelegenheit, das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm; denn wenn er, empfänglich, wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnädigkeit ungeduldig machen konnte, so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des Andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich Das, was ich dem Ehmann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Wenigstens, mein Lieber, fuhr sie fort, sollst du gewahr werden, daß deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage, wie du, und habe mir schon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich selbst zumuthe.

Das hör' ich gern, sagte Eduard; ich merke wohl, im Ehestande muß man sich manchmal streiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun sollst du also erfahren, sagte Charlotte, daß es mir mit Ottikien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchst ungern weiß ich das liebe Kind in der Pension, wo sie sich in sehr drückenden Verhältnissen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Ge-

schichtliches, und was sonst von Kenntnissen ihr mitgetheilt wird, so wie ihre Notizen und Variationen vom Platte wegwieft, wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß sie, man möchte wohl sagen, Alles vergißt und im Augenblicke sich an Alles erinnert, wenn sie durch Freiheit des Betragens, Unmuth im Tange, schließliche Bequemlichkeit des Gesprächs sich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrschendes Wesen sich zur Königin des kleinen Reichs macht, wenn die Vorsteherin dieser Anstalt sie als eine kleine Gottheit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Vertrauen erwerben und einen Zustuß von andern jungen Personen verschaffen wird, wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Spinnen sind über die Vortrefflichkeit eines solchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Prose zu überlegen weis, so ist dagegen, was sie schließlich vom Ottilien erwähnt, nur immer Entschuldigung auf Entschuldigung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das Wenige, was sie sonst noch hinzusetzt, ist gleichfalls für mich kein Räthsel, weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner werthesten Freundin, gewahrt werde, die sich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufseherin sein wollte, zu einem herrlichen Geschöpf heraufbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in unsern Plan geht und man an seinen Lebensverhältnissen nicht so viel zupfen und zerren, nicht immer was Neues an sie heranziehen soll, so trag ich das lieber, ja, ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, sich ihrer Vortheile übermäßig gegen sie bedient und unsre Wohlthat dadurch gewissermaßen vernichtet.

Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen Andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden möchte? Und diese Prüfungen möcht Ottiliens Werth, aber trotzdem ich den persönlichen Zustand recht deutlich erkenne, habe ich nur Mähe gegeben, sie weiterwärts unterzubringen. Stilllich soll mir eine Antwort kommen und alsdann will ich mich laudern. So steht es mit mir, mein Kind, Du siehst wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinlich tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben.

Wir sind wunderliche Menschen, sagte Edward lächelnd. Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sei es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufheben, aber uns im Einzelnen begeben, ist eine Forderung, der wir selten gemachsen sind. So wie meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr war,

konnte sie der augenblicklichen Besorgnisse nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet sein; durchnezte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich verreiste, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, so handeln wir Beide thöricht und unverantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dieß nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sei der Versuch gemacht!

Es möchte noch zu wagen sein, sagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst du denn aber, daß es räthlich sei, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in deinen Jahren, in den Jahren — daß ich dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen? —

Ich weiß doch auch nicht, versetzte Eduard, wie du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Süßlich ist sie, das ist wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit dir bei deiner Tante trafen. Süßlich ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das ist löblich an dir, sagte Charlotte, denn ich war ja gegenwärtig; und ob sie gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für dich, daß du über die aufblühende, versprechende Schönheit hinaussehst. Es gehört auch dieß zu deiner Art, zu sein, deßhalb ich so gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflgetochter eine so große Partie zuzuwenden; denn an sich selbst, in Bezug auf Eduard, dachte sie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angestiftet, Eduarden aufmerksam zu machen; aber dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben stand das Ehepaar im Begriff, die neuen Anlagen herunter nach dem Schlosse zu gehen, als ein Bedienter ihnen hastig entgegen stieg und mit lachendem Munde sich schon von unten herauf vernehmen ließ: Kommen Ew. Gnaden doch ja schnell herüber! Herr Mittler ist



in den Schloßhof geführt. Er hat uns alle zusammengesprochen, wir sollen Sie auffuchen, wir sollen Sie fragen, ob es Roth thut? Ob es Roth thut, rief er uns nach; hört ihr? aber geschwind, geschwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus; kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geschwind zurück! befohl er dem Bedienten; sage ihm: es thue Roth, sehr Roth! Er soll nur absteigen. Versorgt sein Pferd, führt ihn in den Saal, setzt ihm ein Frühstück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächsten Weg nehmen, sagte er zu seiner Frau und schlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er sonst zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl gesorgt habe. Mit möglichster Schonung der alten Denkmäler hatte sie Alles so zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gern verweilten.

Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht: der hohe Sockel der Kirche selbst war damit vermannigfaltigt und geziert. Eduard schloß sich sonderbar überrascht, wie er durch die kleine Pforte herrintrat; er drückte Charlotten die Hand, und im Auge stand ihm eine Thräne.

Aber der närrische Gast verschreckte sie gleich. Denn dieser hatte kein Ruhe im Schloß gehabt, war spornstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofsthor geritten, wo er sich hielt und seinen Freunden entgegenrief: Ihr habt mich doch nicht zum Besten? Thut's wirklich Roth, so bleibe ich zu Mittag hier. Haltet mich nicht auf: ich habe heute noch viel zu thun.

Da Ihr Euch so weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen, so reitet noch vollends herein; wir kommen an einem erhehlichen Orte zusammen, und seht, wie schön Charlotte diese Trauer auszeichnet! hat

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Diese da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Gefallen muß ich mir's lassen, wenn man mich einmal die Füße daran hereinschleppt. Also ist's Ernst!

Ja, rief Charlotte, recht Ernst! Es ist das erste Mal, daß wir neue Gatten in Roth und Verwirrung find, woraus wir uns nicht zu helfen wissen.

Ihr seht nicht darnach aus, versetzte er; doch will ich's glauben. Führt ihr mich an, so laß ich euch künftig reden. Folgt geschwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu gut kommen.

Bald fanden sich die Dreie im Saale zusammen, das Essen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von seinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Thätigkeit in seinem Amte aus-  
ausgezeichnet, daß er alle Streittigkeiten, sowohl die häuslichen



Kredit und Debet sich gegen einander verhalte — daß er geschäftlos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielsache, was er an sich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er Das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet.

Ich dachte doch, sagte Charlotte, ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich opfern, seine Zeit, seine Gesinnungen, seine Art, zu sein, und das ist ihm unmöglich. Je mehr ich Das alles betrachte, je mehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch, ihn bei uns zu sehen.

Es ist recht schön und liebenswürdig von dir, versetzte Charlotte, daß du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir, dich aufzufordern, auch deiner, auch unser zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; besonders wenn ich zugleich bedente, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles Andre findet sich. Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verfloßen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir Beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch

recht frei und umständlich und sage mir Alles, was du zu sagen hast; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte; so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf Das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien an diesen Zusammenhang geknüpft ist und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deswegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Vorlägen, unsern Plänen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

Mag ich doch so gern unserer frühesten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; du früher, indem dich dein Mütterchen im Besitze eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, als du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht versagen, was du für dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannigfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung am Besten herangewachsen wäre. Das alles geschah mit deiner Einstimmung, bloß damit wir uns selbst leben, bloß damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Äußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, dir in Allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, in wie fern wir auf diese Weise mit einander ausreichen.

Da das Zusammenhängende, wie du sagst, eigentlich euer Element ist, versetzte Eduard, so muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder sich entschließen, euch Recht zu geben, und du sollst

auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserm Dasein gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und soll sich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiste, du im Park, soll das nur für Einsiedler gethan sein?

Recht gut! versetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes hereinbringen. Bedenke, daß unsere Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beiderseitiges Zusammensein bezogen. Du wolltest zuerst die Tagebücher deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin Gehörige von Papieren in Ordnung bringen und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und Andere erfreuliches Ganze zusammenstellen. Ich versprach, dir an der Abschrift zu helfen, und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zusammen nicht sehen sollten, in der Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemacht. Dann hast du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleitest mich am Klavier; und an Besuchen aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens habe mir aus allem Diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, bei alle Dem, was du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beigiengt, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr Alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat Manches, und in verschiedenem Sinne, sich angemerkt: wir benutzten das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wäret ihr Frauen wohl unüberwindlich, versetzte Eduard: erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingibt, gefühlvoll, daß man euch nicht wehthun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gebe nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistens unbewusste Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Eintritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt worden.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die, schon durch Erfahrung aufgeklärt, sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtsein, mein Liebster, entgegnete Charlotte, ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für Den, der sie führt, und aus Diesem allen tritt wenigstens so viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Gönn' mir noch einige Tage; entscheide nicht!

Wie die Sache steht, erwiderte Eduard, werden wir uns, auch nach mehreren Tagen, immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselsweise vorgebracht; es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das Beste, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, versetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich dieß für einen Frevel halten.

Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben? rief Eduard aus; denn ich muß mich gleich hinsetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief, sagte Charlotte.

Das heißt so viel wie keinen, versetzte Eduard.

Und doch ist es in manchen Fällen, versetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben.

## Zweites Kapitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde Charlottens, die Vergewärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Vorsätze sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch gieng und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen, alle Empfindungen, die ihn diese Tage gepenigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereben wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigener Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechslung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, frei-

müthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war Alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besiz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnädige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Dasein gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einige Mal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig, wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben; es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das Natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spaziergang nach derselben Stelle die Gelegenheit, das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm; denn wenn er, empfänglich, wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnädigkeit ungeduldig machen konnte, so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des Andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich Das, was ich dem Ehmann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Wenigstens, mein Lieber, fuhr sie fort, sollst du gewahr werden, daß deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage, wie du, und habe mir schon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich selbst zumuthe.

Das hör' ich gern, sagte Eduard; ich merke wohl, im Ehestande muß man sich manchmal streiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun sollst du also erfahren, sagte Charlotte, daß es mir mit Ottifens geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchst ungern weiß ich das liebe Kind in der Pension, wo sie sich in sehr drückenden Verhältnissen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Ge-



schicklichste, und was sonst von Kenntnissen ihr mitgetheilt wird, so wie ihre Noten und Variationen vom Platte wegschmeißt, wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß sie, man möchte wohl sagen, Alles vergißt und im Augenblicke sich an Alles erinnert, wenn sie durch Freiheit des Tragens, Anmuth im Tanze, schickliche Bequemlichkeit des Gesprächs sich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrschendes Wesen sich zur Königin des kleinen Kreises macht; wenn die Vorsteherin dieser Anstalt sie als eine kleine Gottheit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Vertrauen erwerben und einen Zufluchtsort von andern jungen Personen verschaffen wird; wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen sind über die Fortschritte eines solchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Prose zu übersetzen weiß: so ist dagegen, was sie schließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entschuldigung auf Entschuldigung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das Wenige, was sie sonst noch hinzusetzt, ist gleichfalls für mich sehr werthvoll, weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner wertheften Freundin, gewahrt werde, die sich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Vorsteherin sein könnte, zu einem herrlichen Geschöpfe herausbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in unsern Plan geht und man an seinen Lebensverhältnissen nicht so viel zupfen und zerrn, nicht immer was Neues an sie heranziehen soll, so trag ich das lieber, ja, ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, sich ihrer Vortheile übermäßig gegen sie bedient und unsre Wohlthat dadurch gewissermaßen vernichtet.

Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen Andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden mußte? Durch diese Prüfungen wächst Ottiliens Werth, aber selbstem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich nur Muth gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Vester. Du siehst, wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen freundschaftlichen Herzen. Daß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben.

Wir sind wunderliche Menschen, sagte Eduard lächelnd. Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sei es gethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen hegen, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So ist meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr

und unterhaltender waren ihr die Berichte, die sie aus der Pensionsanstalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorsteherin, welcher sich wie gewöhnlich über der Tochter Fortschritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachschrift hinzugefügt, nebst einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Institut, die wir beide mittheilen.

#### Nachschrift der Vorsteherin.

Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten ist. Ich wüßte sie nicht zu schelten, und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr sein. Sie ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen Andre; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verschiedene Zeuge geschickt. Das erste hat sie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen sehr reinlich und gut und scheint nur in diesem Sinn die Kleider zu wechseln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht loben. An unserm Tisch ist kein Ueberfluß; doch sehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder sich an schmackhaften und gesunden Speisen satt essen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt ist, soll auch aufgegessen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja, sie macht sich irgend ein Geschäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas versäumen, nur um eine Speise oder den Nachtiß zu übergehen. Bei Diesem allen kommt jedoch in Betrachtung, daß sie manchmal, wie ich erst spät erfahren habe, Kopfschmerz auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber schmerzlich und bedeutend sein mag. So viel von diesem übrigens so schönen und lieben Kinde.

#### Beilage des Gehülfen.

Unsere vortreffliche Vorsteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe lesen, in welchen sie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgesetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet sind, lese ich immer mit doppelter Aufmerksamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünschen haben, die alle jene glänzenden Eigenschaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporsteigt, so muß ich wenigstens Sie nicht minder glücklich preisen, daß Ihnen in Ihrer Pflanztochter ein Kind beschert ist, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu seinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie ist fast unser einziger Zögling, über den ich mit unserer so sehr verehrten Vorsteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieser thätigen Frau keinesweges, daß sie verlangt, man soll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich sehen; aber es gibt auch verschlossene Früchte, die erst die rechten lernhaften sind und die sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln. Dergleichen



ist gewiß Ihre Pflügtochter. So lange ich sie unterrichte, sehe ich sie immer gleichen Schrittes gehen, langsam, langsam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig ist, vom Anfange anzufangen, so ist es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht. Sie steht unfähig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich.

Bei diesem langsamen Vorschreiten bleibt sie gegen ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, Alles, auch das Unzusammenhängende leicht fassen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Beschwerde näher untersucht: es ist wahr, sie schreibt langsam und fleißig, wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar: sie weiß Vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: sie lernt nicht als Eine, die erzogen werden soll, sondern als Eine, die erziehen will; nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer Jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erkläre. Ew. Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Welt-Kenntniß wird aus meinen beschränkten wohlgemeinten Worten das Beste nehmen. Sie werden sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu hoffen ist. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß, wieder zu schreiben, sobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute sich über dieses Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorstellungen zusammen, welche sie von Ottilien hegte; dabei konnte sie sich eines Sächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrens herzlicher zu sein schien, als ihn die Einsicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweise ließ sie auch ein solches Verhältniß, wie so viele andre, vor sich liegen; die Theilnahme des verständigen Mannes an Ottilien hielt sie werth: denn sie hatte in ihrem Leben genugsam einsehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu schätzen sei in einer Welt, wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hause

## Viertes Kapitel.

Die topographische Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßstabe, charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen sicher zu gründen mußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf als dieser thätige Mann bedurfte kaum Jemand, so wie sein Tag stets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, sagte er zu seinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbeschreibung, wozu schon genugsame Vorarbeit da sein muß, aus der sich nachher Pachtanschläge und Anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festsetzen und einrichten: trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft Noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem andern desto freier sein; anstatt daß bei einer Vermischung das Sichere durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit Andern abzutheilen hatte, was bloß von ihm selbst abhieng, es war nicht geschieden; so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung nicht genugsam von einander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer sich spalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repositor für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene, schafften alle Dokumente, Papiere, Nachrichten aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schränken und Kisten herbei, und auf das Geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünschte, ward vollständiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei gieng ihnen ein alter Schreiber sehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht nicht vom Pulte kam und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden gewesen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, sagte Eduard zu seinem Freund, wie thätig und brauchbar der Mensch ist. Das macht, versetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie du siehst, sehr viel; sobald man ihn stört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht, Charlotten regelmäßig zu besuchen. fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches

öfters geschah, so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt, die Gegenwart zu nützen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapothek, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert und Charlotte sowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothsfälle durchdachte, so wurde Alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war. Über jene Aeußerungen hinausgieng.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der Das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat, als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer Das, was auf dem Lande am Meisten vermist wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fieng an, mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicher Weise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er ha-

eine sehr wohlklingende tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter, gefühlter Recitation dichterischer und rednerischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andere Gegenstände, die ihn beschäftigten, andre Schriften, woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehreren Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut, als der Dichter, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu überraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieser beabsichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wirklich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deswegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu Dreien war diese Vorsicht unnöthig; und da es dießmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war, so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungebuld erwachte, und er verwies es ihr, gewissermaßen unfreundlich: Wollte man sich doch solche Unarten, wie so manches Andre, was der Gesellschaft lästig ist, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich Jemand vorlese, ist es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich etwas vorträge? Das Geschriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fensterchen vor meiner Stirn, vor meiner Brust angebracht wäre, so daß Der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir Jemand ins Buch sieht, so ist mir immer, als wenn ich in zwei Stücke gerissen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit sich in größeren und kleineren Zirkeln besonders dadurch bewies, daß sie jede unangenehme, jede heftige, ja selbst nur lebhaftre Aeußerung zu beseitigen, ein sich verlängerndes Gespräch zu unterbrechen, ein störendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlassen. Du wirst mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, was mir diesen Augenblick begegnet ist. Ich hörte von Verwandtschaften lesen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Bettern, die mir gerade in diesem Augenblick zu schaffen machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu deiner Vorlesung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort; so behandelt er Alles, was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet ihr mich, versetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sei.

Das will ich wohl gerne thun, erwiederte der Hauptmann, gegen den sich Charlotte gewendet hatte; freilich nur so gut, als ich es vermag; wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen.

Es ist schlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, sagte Charlotte, nehmen es nicht so genau; und wenn ich aufrichtig sein soll, so ist es mir eigentlich nur um den Wortverstand zu thun, denn es macht in der Gesellschaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunstwort falsch anwendet. Deshalb möchte ich nur wissen, in welchem Sinne dieser Ausdruck eben bei diesen Gegenständen gebraucht wird. Wie es wissenschaftlich damit zusammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlassen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, sich wohl schwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am Schnellsten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pause den Hauptmann, der, sich ein wenig bedenkend, bald darauf erwiederte:

Wenn es mir erlaubt ist, dem Scheine nach weit auszuholen, so sind wir bald am Plage.

Sein Sie meiner ganzen Aufmerksamkeit versichert, sagte Charlotte, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und so begann der Hauptmann: An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug auf sich selbst haben. Es klingt freilich wunderbar, wenn man etwas ausspricht, was sich ohnehin versteht; doch nur indem man sich über das Bekannte völlig verständigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortschreiten.

Ich dachte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beispiele bequem. Stelle dir nur das Wasser, das

das Quecksilber vor, so wirst du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen.

Ohne Frage, sagte Charlotte beistimmend. Regentropfen vereinigen sich schnell zu Strömen. Und schon als Kinder spielen wir erstaunt mit dem Quecksilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zusammenlaufen lassen.

Und so darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieser völlig reine, durch Flüssigkeit mögliche Bezug sich entschieden und immer durch die Kugelgestalt auszeichnet. Der fallende Wassertropfen ist rund; von den Quecksilberkügelchen haben Sie selbst gesprochen; ja, ein fallendes geschmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erstarren, kommt unten in Gestalt einer Kugel an.

Lassen Sie mich voreilen, sagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie Jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen Andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Del und Wasser zusammengerüttelt sich den Augenblick wieder auseinander sondert.

Es fehlt nicht viel, sagte Charlotte, so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiste Aehnlichkeit jedoch mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüber stellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civilist.

Und doch, versetzte Eduard, wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so gibt es auch in unserer chemischen Welt Mittelglieder, Dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Del durch Laugensalz mit dem Wasser.

Nur nicht zu geschwind mit Ihrem Vortrag, sagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?

Ganz richtig, erwiderte der Hauptmann, und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am

Entschiedensten suchen und fassen, sich modificiren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Bedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Cabinet ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke.

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen; denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — sagte sie zu Eduard gewendet — jetzt im Vorlesen nicht weiter stören und, um so viel besser unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst du so leicht nicht los; denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärken, entfernen, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiderte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einigungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laß mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge seid, ein paar solche Fälle wissen.

So schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an Dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen, ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum: denn es ist am Ende



leicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf sie an, versetzte der Hauptmann, sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gips hat gut reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt.

Ich müßte irren, sagte Eduard lächelnd, oder es steckt eine kleine Lücke hinter deinen Reden. Gesich nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gips verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht; und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Wir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben wird.

Da sind die Chemiker viel galanter, sagte Eduard; sie gesellen ein Viertes dazu, damit Keines leer ausgehe.

Ja wohl! versetzte der Hauptmann; diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs Neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften vollkommen gerechtfertigt.

Beschreiben Sie mir einen solchen Fall, sagte Charlotte.

Man sollte dergleichen, versetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt, sobald ich Ihnen die Versuche selbst zeigen kann, wird Alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte

ich Sie mit schrecklichen Kunstworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorstellung gäben. Man muß diese todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen.

Ich leugne nicht, sagte Eduard, daß die seltsamen Kunstwörter Demjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen versöhnt ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch könnten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht, versetzte der Hauptmann, so kann ich wohl in der Zeichensprache mich kürzlich zusammenfassen. Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung; A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das Andere zuerst verlassen, wer sich mit dem Andern zuerst wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein, bis wir alles Dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Capitän, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn du nicht ins Unbestimmte entweichen sollst, dir für ein D gesorgt werde, und das ist ohne Frage das lebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfst.

Gut! versetzte Charlotte; wenn auch das Beispiel, wie mir scheint, nicht ganz auf unsern Fall paßt, so halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zusammentreffen und daß diese Natur- und Wahl-Verwandtschaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beschleunigen. Ich will es also nur gestehen, daß ich seit diesem Nachmittage entschlossen bin, Ottilien zu berufen: denn meine bisherige treue Beschließerin und Haushälterin wird abziehen, weil sie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinethwillen; was mich um Ottiliens willen bestimmt, das wirst du uns vorlesen. Ich will dir nicht ins Blatt sehen, aber freilich ist mir der Inhalt schon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit diesen Worten zog sie einen Brief her und reichte ihn Eduarden.

## Fünftes Kapitel.

### Brief der Vorsteherin.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung Dessen, was wir im vergangenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorgesetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz sein, weil ich mit Wenigem viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die Erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, ihr eigener Brief, der die Beschreibung der Preise enthält, die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben, ein so weit vorgeschrittenes Frauenzimmer bei uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit, nächstens meine Gedanken über Das, was ich am Vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehülfe.

### Brief des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unsre ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre, Dasjenige, was zu melden ist, zu melden, theils auch, weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie Das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter Denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten Andre kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren sie Alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überparlirten und überexponirten sie Manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermiste man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte, durch eine offene Darstellung ihrer Art, zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendet hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich, aber lakonisch: Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung, dieß ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus Dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In Das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren oder, wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die Andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: Aber sagen Sie mir, ums Himmels willen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich habe gerade heute wieder mein Kopfwelh und ziemlich stark. Das kann Niemand wissen! versetzte die sonst so theilnehmende Frau und lehrte sich verdrießlich um.

Nun, es ist wahr: Niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schläfe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht Alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die Letzte bleiben! rief die Fräulein und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden Andern, nur nicht für mich. innre unangenehme lebhafteste Bewegung, der sie widersteht, zeigt

## Viertes Kapitel.

Die topographische Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßstabe, charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen sicher zu gründen mußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf als dieser thätige Mann bedurfte kaum Jemand, so wie sein Tag stets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, sagte er zu seinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbeschreibung, wozu schon genugsame Vorarbeit da sein muß, aus der sich nachher Pachtanschlüsse und Anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festsetzen und einrichten: trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft Noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem andern desto freier sein; anstatt daß bei einer Vermischung das Sichere durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit Andern abzuthun hatte, was bloß von ihm selbst abhieng, es war nicht geschieden; so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung nicht genugsam von einander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer sich spalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repositor für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene, schafften alle Dokumente, Papiere, Nachrichten aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schränken und Kisten herbei, und auf das Geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünschte, ward vollständiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei gieng ihnen ein alter Schreiber sehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht nicht vom Pulte kam und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden gewesen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, sagte Eduard zu seinem Freund, wie thätig und brauchbar der Mensch ist. Das macht, versetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie du siehst, sehr viel; sobald man ihn stört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht, Charlotten regelmäßig zu besuchen. fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches

öfters geschah, so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt, die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert und Charlotte sowohl durch saßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothsfälle durchdachte, so wurde Alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausgleng.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der Das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat, als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer Das, was auf dem Lande am Meisten vermist wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fieng an, mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicher Weise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte

eine sehr wohlklingende tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter, gefühlter Recitation dichterischer und rednerischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andere Gegenstände, die ihn beschäftigten, andre Schriften, woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehreren Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut, als der Dichter, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu überraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieser beabsichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wesentlich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deswegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu Dreien war diese Vorsicht unnöthig; und da es dießmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war, so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungeduld erwachte, und er verwies es ihr, gewissermaßen unfreundlich: Wollte man sich doch solche Unarten, wie so manches Andre, was der Gesellschaft lästig ist, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich Jemand vorlese, ist es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich etwas vorträge? Das Geschriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fensterchen vor meiner Stirn, vor meiner Brust angebracht wäre, so daß Der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir Jemand ins Buch sieht, so ist mir immer, als wenn ich in zwei Stücke gerissen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit sich in größeren und kleineren Zirkeln besonders dadurch bewies, daß sie jede unangenehme, jede heftige, ja selbst nur lebhaftere Aeußerung zu beseitigen, ein sich verlängerndes Gespräch zu unterbrechen, ein störendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlassen. Du wirfst mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, was mir diesen Augenblick begegnet ist. Ich hörte von Verwandtschaften lesen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in diesem Augenblick zu schaffen machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu deiner Vorlesung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.



Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narcis; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort; so behandelt er Alles, was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür lehrt er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Wächst ihr mich, versetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sei.

Das will ich wohl gerne thun, erwiderte der Hauptmann, gegen den sich Charlotte gewendet hatte; freilich nur so gut, als ich es vermag; wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen.

Es ist schlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, sagte Charlotte, nehmen es nicht so genau; und wenn ich aufrichtig sein soll, so ist es mir eigentlich nur um den Wortverstand zu thun, denn es macht in der Gesellschaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunstwort falsch anwendet. Deshalb möchte ich nur wissen, in welchem Sinne dieser Ausdruck eben bei diesen Gegenständen gebraucht wird. Wie es wissenschaftlich damit zusammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlassen, die übrigen, wie ich habe bemerken können, sich wohl schwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am Schnellsten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pause den Hauptmann, der, sich ein wenig bedenkend, bald darauf erwiderte:

Wenn es mir erlaubt ist, dem Scheine nach weit auszuholen, so sind wir bald am Platze.

Sein Sie meiner ganzen Aufmerksamkeit versichert, sagte Charlotte, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und so begann der Hauptmann: An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug auf sich selbst haben. Es klingt freilich wunderbar, wenn man etwas ausspricht, was sich ohnehin versteht; doch nur indem man sich über das Bekannte völlig verständigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortschreiten.

Ich dachte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beispiele bequem. Stelle dir nur das Wasser, das Cel,

das Quecksilber vor, so wirst du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen.

Ohne Frage, sagte Charlotte beistimmend. Regentropfen vereinigen sich schnell zu Strömen. Und schon als Kinder spielen wir erstaunt mit dem Quecksilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zusammenlaufen lassen.

Und so darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieser völlig reine, durch Flüssigkeit mögliche Bezug sich entschieden und immer durch die Kugelgestalt auszeichnet. Der fallende Wassertropfen ist rund; von den Quecksilberkügelchen haben Sie selbst gesprochen; ja, ein fallendes geschmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erstarren, kommt unten in Gestalt einer Kugel an.

Lassen Sie mich voreilen, sagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie Jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen Andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Del und Wasser zusammengemittelt sich den Augenblick wieder auseinander sondert.

Es fehlt nicht viel, sagte Charlotte, so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiste Aehnlichkeit jedoch mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüber stellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civilist.

Und doch, versetzte Eduard, wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so gibt es auch in unserer chemischen Welt Mittellglieder, Dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Del durch Laugenfalz mit dem Wasser.

Nur nicht zu geschwind mit Ihrem Vortrag, sagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?

Ganz richtig, erwiderte der Hauptmann, und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am

Entschiedensten suchen und fassen, sich modificiren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Kabinet ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke.

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen; denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — sagte sie zu Eduard gewendet — jetzt im Vorlesen nicht weiter stören und, um so viel besser unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst du so leicht nicht los; denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärken, entfernen, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiderte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einigungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laß mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge seid, ein paar solche Fälle wissen.

So schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an Dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen, ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende viel-

leicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf sie an, versetzte der Hauptmann, sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gips hat gut reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt.

Ich müßte irren, sagte Eduard lächelnd, oder es steckt eine kleine Lücke hinter deinen Reden. Gesich nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gips verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht; und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Wir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben wird.

Da sind die Chemiker viel galanter, sagte Eduard; sie gesellen ein Viertes dazu, damit Keines leer ausgehe.

Ja wohl! versetzte der Hauptmann; diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs Neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften vollkommen gerechtfertigt.

Beschreiben Sie mir einen solchen Fall, sagte Charlotte.

Man sollte vergleichen, versetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt, sobald ich Ihnen die Versuche selbst zeigen kann, wird Alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte

ich Sie mit schrecklichen Kunstworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorstellung gäben. Man muß diese todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen.

Ich leugne nicht, sagte Eduard, daß die seltsamen Kunstwörter Demjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen versöhnt ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch könnten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht, versetzte der Hauptmann, so kann ich wohl in der Zeichensprache mich kürzlich zusammenfassen. Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung; A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das Andere zuerst verlassen, wer sich mit dem Andern zuerst wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein, bis wir alles Dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Capitän, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn du nicht ins Unbestimmte entweichen sollst, dir für ein D gesorgt werde, und das ist ohne Frage das lebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfst.

Gut! versetzte Charlotte; wenn auch das Beispiel, wie mir scheint, nicht ganz auf unsern Fall paßt, so halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zusammentreffen und daß diese Natur- und Wahl-Verwandtschaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beschleunigen. Ich will es also nur gestehen, daß ich seit diesem Nachmittage entschlossen bin, Ottilien zu berufen: denn meine bisherige treue Beschließerin und Haushälterin wird abziehen, weil sie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinethwillen; was mich um Ottiliens willen bestimmt, das wirst du uns vorlesen. Ich will dir nicht ins Blatt sehen, aber freilich ist mir der Inhalt schon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit diesen Worten zog sie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

## Fünftes Kapitel.

### Brief der Vorsteherin.

Eu. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung Dessen, was wir im vergangenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorgesetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz sein, weil ich mit Wenigem viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die Erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, ihr eigener Brief, der die Beschreibung der Preise enthält, die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben, ein so weit vorgeschrittenes Frauenzimmer bei uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit, nächstens meine Gedanken über Das, was ich am Vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehülfe.

### Brief des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unsre ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre, Dasjenige, was zu melden ist, zu melden, theils auch, weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie Das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter Denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten Andre kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren sie Alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überparlirten und überexponirten sie Manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermigte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte, durch eine offene Darstellung ihrer Art, zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendet hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich, aber lakonisch: Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung, dieß ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus Dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In Das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren oder, wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die Andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: Aber sagen Sie mir, ums Himmels willen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich habe gerade heute wieder mein Kopfwel und ziemlich stark. Das kann Niemand wissen! versetzte die sonst so theilnehmende Frau und lehrte sich verdrießlich um.

Nun, es ist wahr: Niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schläfe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht Alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die Letzte bleiben! rief die Fräulein und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden Andern, nur nicht für mich. Eine innre unangenehme lebhaft Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich



durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dich Zeichen, und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsere Vorseherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir besprachen uns lange, und ohne deshalb weitläufiger zu sein, will ich Ein Gnaden unsern Beschluß und unsre Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie sich selbst am Besten entfalten. Bestimmen Sie sich hiezu, so luge ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt und dann Ihre Heulein Tochter, wie zu vermuthen steht, so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch Eines, das ich vielleicht in der Folge vergessen habe: ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für Den, der den Sinn davon gesucht hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von Allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist, so gedenken Sie mehr und schonen Ottilien. —

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Wenig! rief Eduard endlich aus, es ist entschieden, sie kommt! Ihr dich wäre gesorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag hervortreten. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowohl Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit, zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den schönsten Raum.

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter Andern rief er aus: Es ist doch recht zuvorkommend von der Auhle, ein wenig Kopfweg auf der linken Seite zu haben, ich habe es manchmal auf der rechten. Triffst es zusammen und wir sitzen gegen einander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken geküßt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt, so muß das ein Paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: Nehmen Sie sich nur, lieber Freund, vor dem D in Acht! Was sollte D. denn anfangen, wenn ihm E. entrisen würde?

Nun, ich dachte doch, versetzte Charlotte, daß verstände sich von selbst.

Freilich, rief Eduard, es kehrte zu seinem A zurück, zu seinem A und O! rief er, indem er aufsprang und Charlotten fest an seine Brust drückte.

## Sechstes Kapitel.

Ein Wagen, der Ottilie brachte, war angefahren. Charlotte gieng ihr entgegen; das liebe Kind eilte, sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. Es ist so demüthig nicht gemeint, versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte, als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf, und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommener Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln; sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sei. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja, was noch mehr ist, empfunden. Was sie für Alle, für einen Jeden insbesondre zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo Jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, hat sie Charlotten, ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden, wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr, als sie zu wollen schien. Besonders ergözte sich Char-

lotte an einer zufälligen, zwar genauen, aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte, dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts Neues, aber manches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste, was die Frauen beschäftigte, war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich mit geringer Beihülfe Anderer schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von Neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang, so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht so bald von Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ Beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob Einer vor dem Andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet sein möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiderung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens

mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Gehen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Gehen, Bringen, wieder Niederstigen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, eine ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viele Freude. Ein Einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn Jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeugt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Ältere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht so viel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte: denn ich wußte nicht, wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrucklich gewesen; so folgende:

Als Karl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldene Knopf des Stöckchens, das er trug, herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich Alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm Jemand auch diesmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich Niemand; er blickte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an Niemanden kann etwas aus den Händen fallen sehen, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich sein mag, und ich, fuhr sie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzählen kann; so will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indessen hatten die guten Anstalten, zu denen sich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja, täglich fanden sie neuen Anlaß, etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als sie eines Tages zusammen durch das Dorf giengen, bemerkten sie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückstehe, wo die Bewohner durch die Kostbarkeit des Raums auf Beides hingewiesen werden.

Du erinnerst dich, sagte der Hauptmann, wie wir auf unserer Reise durch die Schweiz den Wunsch äußerten, eine ländliche, sogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verschönern, indem wir ein so gelegenes Dorf nicht zur Schweizer-Bauart, sondern zur Schweizer-Ordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung so sehr befördern, einrichteten.

Hier z. B., versetzte Eduard, gienge das wohl an. Der Schloßberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter; das Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbkreis gegenüber gebaut; dazwischen fließt der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der Eine mit Steinen, der Andre mit Pfählen, wieder Einer mit Balken und der Nachbar sodann mit Planken verwahren will, Keiner aber den Andern fördert, vielmehr sich und den Uebrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeschickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Wasser, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, so würde kein großer Zuschuß nöthig sein, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den schönsten Raum herzustellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anstalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es uns versuchen, sagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überließ und schnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, versetzte Eduard.

Du hast so unrecht nicht, erwiederte der Hauptmann, denn auch wir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen Das, was zu gewinnen ist! wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer, Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der Andre verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.

Indem sie standen und sprachen, bettelte sie ein Mensch an, der mehr frech als bedürftig ausah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, schalt ihn, nachdem er ihn einige Mal vergebens gelassener abgewiesen hatte; als aber der Kerl sich murrend, ja gegensteltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almosen versagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe,

weil er so gut wie jeder Andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, kam Eduard ganz aus der Fassung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, sagte darauf: Laß uns diesen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unsere ländliche Polizei auch hierüber zu erstrecken. Almosen muß man einmal geben; man thut aber besser, wenn man sie nicht selbst gibt, besonders zu Hause. Da sollte man mäßig und gleichförmig in Allem sein, auch im Wohlthun. Eine allzureichliche Gabe lockt Bettler herbei, anstatt sie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reise, im Vorbeifliegen, einem Armen an der Straße in der Gestalt des zufälligen Glücks erscheinen und ihm eine überraschende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schlosses eine solche Anstalt sehr leicht; ich habe schon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein paar alte gute Leute; an beiden Orten mußt du eine kleine Geldsumme niederlegen. Nicht der ins Dorf Hereingehende, sondern der Hinausgehende erhält etwas; und da die beiden Häuser zugleich an den Wegen stehen, die auf das Schloß führen, so wird auch Alles, was sich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewiesen.

Komm, sagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie giengen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, sagte Eduard, indem sie zusammen den Schloßberg wieder hinaufstiegen, daß Alles in der Welt ankommt auf einen geschickten Einfall und auf einen festen Entschluß. So hast du die Partanlagen meiner Frau sehr richtig beurtheilt und mir auch schon einen Wink zum Bessern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht leugnen will, sogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, versetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du hast sie irre gemacht; sie läßt Alles liegen und trugt in dieser einzigen Sache mit uns: denn sie vermeidet, davon zu reden, und hat uns nicht wieder zur Moosshütte geladen, ob sie gleich mit Ottilien in den Zwischenstunden hinaufgeht.

Dadurch müssen wir uns, versetzte Eduard, nicht abschrecken lassen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geschehen könnte und sollte, so habe ich keine Ruhe, bis ich es gethan sehe. Sind wir doch sonst klug, etwas einzuleiten. Laß uns die englischen Partbeschreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher deine Gutsarte. Man muß es erst problematisch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernst wird sich schon finden.

Nach dieser Verabredung wurden die Bücher aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in ihrem ersten rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf

andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das bestehende Gute zu nutzen und zu steigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Besizung, zur eigenen Umgebung und zu Dem, was man daran ausbilden könnte, sehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Karte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beschäftigung, nur konnte man sich von jener ersten Vorstellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Ausgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen; dieses sollte einen Bezug aufs Schloß haben, aus den Schloßfenstern sollte man es übersehen, von dorthier Schloß und Gärten wieder bestreichen können.

Der Hauptmann hatte Alles wohl überlegt und gemessen und brachte jenen Dorfsweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich gewinne, sagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinauf führe, gerade so viel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. So bald Eins ins Andre greift, wird Beides wohlfeiler und geschwinder bewerkstelligt.

Nun aber, sagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wie viel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Kasse ist unter meinem Beschluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich selbst.

Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen, sagte Eduard.

Nicht viel in willkürlichen Dingen, versetzte Charlotte. Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines ernstern und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und Beiden wurde es leicht, zusammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohl wollte, davon war ein sicherer Beweis, daß sie ihn einen schönen Ruheplatz, den sie bei ihren ersten Anlagen besonders ausgesucht und verziert hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen zerstören ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben.

## Siebentes Kapitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinsame Beschäftigung fand, so war die Folge, daß sich Eduard mehr zu Ottilien



gesellte. Für sie sprach ohnehin seit einiger Zeit eine stille freundliche Neigung in seinem Herzen. Gegen Jedermann war sie dienstfertig und zuvorkommend; daß sie es gegen ihn am Meisten sei, das wollte seiner Selbstliebe scheinen. Nun war keine Frage: was für Speisen und wie er sie liebte, hatte sie schon genau bemerkt; wie viel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr ist, entgieng ihr nicht. Besonders war sie sorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte und deßhalb mit seiner Frau, der es nicht lustig genug sein konnte, manchmal in Widerspruch gerieth. Eben so wußte sie im Baum- und Blumengarten Bescheid. Was er wünschte, suchte sie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergestalt, daß sie in Kurzem wie ein freundlicher Schutzgeist ihm unentbehrlich ward und er anfieng, ihre Abwesenheit schon peinlich zu empfinden. Hierzu kam noch, daß sie gesprächiger und offener schien, sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduards zu Charlotten. Ottilie wollte sich der Beiden noch als des schönsten Hospaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedächtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal bei seinem Hereintreten in Charlottens Schooß versteckt, nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen können: weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden, sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deßhalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Kopisten müßig fanden. Sie giengen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm Manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten sich eine Zeit lang mit Concipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am Wenigsten von Stattem gieng, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte, seine chronometrische Sekundenuhr aufzuziehen, das erste Mal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfangs, ihnen gleichgültig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine

außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und Alles, was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte, so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Aussicht, geruhig der Spur jener rascheren Vorgänger.

Eines Tages leitete sie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gasthose, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen sie hingen, so weit man gewöhnlich das Wasser verfolgte, dessen Ufer sodann, von einem buschigen Hügel und weiterhin von Felsen eingeschlossen, aufhörte, gangbar zu sein.

Aber Eduard, dem von seinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachsenen Pfade weiter vor, wohl wissend, daß die alte, zwischen Felsen versteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigem Gestein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauschen der Räder verkündigte ihnen sogleich die Nähe des gesuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts-tretend, sahen sie das alte schwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor sich, von steilen Felsen so wie von hohen Bäumen umschattet. Sie entschlossen sich kurz und gut, über Moos und Felstrümmer hinabzusteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe sah, und Ottilie, leicht schreitend, ohne Furcht und Angstlichkeit, im schönsten Gleichgewicht von Stein zu Stein, ihm folgte, glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte. Und wenn sie nun manchmal an unsicherer Stelle seine ausgestreckte Hand ergriff, ja, sich auf seine Schulter stützte, dann konnte er sich nicht verleugnen, daß es das zarteste weibliche Wesen sei, das ihn berührte. Fast hätte er gewünscht, sie möchte straucheln, gleiten, daß er sie in seine Arme auffangen, sie an sein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Ursache: er fürchtete, sie zu beleidigen, sie zu beschämen.

Wie dieß gemeint sei, erfahren wir sogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tische

gegenüber lag, die freundliche Mälerin nach Rüdch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengehandelt war, stieg Edward mit einigem Zaudern zu sprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie, verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir sie auch verlagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Manns, den Sie kaum gekannt und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild ist ungeschickt groß, und dieses Metall, dieses Glas macht mir tausend Kengsten, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor sich hintragen, wenn die Ruthe schwanzt, wenn wir durchs Gebüsch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felsen herabstiegen. Mir ist die Möglichkeit schrecklich, daß irgend ein unvorhergesehener Stoß, ein Fall, eine Verletzung Ihnen schädlich und verderblich sein könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer, ja, geben Sie ihm den schönsten, den heiligsten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Brust entfernen Sie etwas, dessen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Kengstlichkeit, so gefährlich scheint.

Ottilie schweig und hatte, während er sprach, vor sich hingesehen; dann, ohne Ueberrung und ohne Zaudern, mit einem Blick, mehr zum Himmel als auf Edward gewendet, löste sie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin mit den Worten: Geben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen. Ich vermag Ihnen nicht besser zu befehlen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß.

Der Freund wagte nicht, das Bild an seine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte sie an seine Augen. Es waren vielleicht die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammengeschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt, langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte sich, man ergrüßte und erquollte sich. Zurück wollte man denselben Weg nicht kehren, und Edward schlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Reiche wieder zu Gesicht kamen, indem man ihn mit einiger Anstrengung zurücklegte. Nun durchstrich man abwechselndes Gebüsch und erblickte nach dem Lande zu mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereten mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächst ein Dorfwerk, das an der Höhe mitten im Gölze gar vertraulich lag. Am Schluß zeigte sich der größte Reichtum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der senkrechtstiegem Höhe, von da man zu einem lustigen Wäldchen gelangte und beim Herabtreten auf denselben sich auf dem Felsen dem Schlosse gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvernuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen sollte, und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Moosshütte hinunter und saß zum ersten Mal darin zu Bieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn gesellig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der ersfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich sein würden.

Hier ist auch zu helfen, versetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöbte zu diesen Anlagen verwenden, so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Kapitals, da wir jetzt mit Mißmuth, bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs, eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zur Verschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pächter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen, und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige, gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlängeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um sich Alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Karte vor. Man über sah den zurückgelegten Weg und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorsätze wurden nochmals durchgesprochen und mit den neuesten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauses gegen dem Schloß über nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeschlossen.

Ottile hatte zu Dem allen geschwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor sie hinwandte und sie zugleich einlud, ihre Meinung zu sagen, und, als sie einen Augenblick

anhielt, sie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu schweigen: Alles sei ja noch gleichgültig, Alles noch im Werden.

Ich würde, sagte Ottilie, indem sie den Finger auf die höchste Fläche der Anhöhe setzte, das Haus hierher bauen. Man sähe zwar das Schloß nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Aussicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu ist außerordentlich schön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard; wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, so ist es gemeint, Ottilie? — Er nahm einen Bleistift und strich ein längliches Viereck recht stark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele: denn er sah einen sorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf diese Weise verunstaltet; doch sagte er sich nach einer leisen Mißbilligung und gieng auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, sagte er. Macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fisch zu genießen, der uns zu Hause nicht so gut geschmeckt hätte? Wir verlangen Abwechslung und fremde Gegenstände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hierher gebaut: denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin recht wohl schicken und in der guten Jahreszeit die angenehmsten Stunden gewähren.

Je mehr man die Sache durchsprach, desto günstiger erschien sie, und Eduard konnte seinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war so stolz darauf, als ob die Erfindung sein gewesen wäre.

## Achtes Kapitel.

Der Hauptmann untersuchte gleich am frühesten Morgen den Platz, entwarf erst einen flüchtigen und, als die Gesellschaft an Ort und Stelle sich nochmals entschieden hatte, einen genauen Riß nebst Anschlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geschäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch sogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zusammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit sei, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundsteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen solche Feste zu überwinden: denn es kam ihm schnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der später fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen und was deßhalb geschehen sollte, bedeutend, ernstlich, ja fast bedenklich vorkamen, beschäftigte sich damit, die Anschläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für sich durchzugehen. Man sah sich des Tages weniger, und mit desto mehr Verlangen suchte man sich des Abends auf.

Ottilie war indeß schon völlig Herrin des Haushaltes, und wie konnte es anders sein bei ihrem stillen und sichern Betragen. Auch war ihre ganze Sinnesweise dem Hause und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß sie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitgieng, daß sie nur aus geselliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit suchte, um wieder hineinzugehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinschaftlichen Wanderungen so einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hause war, und fieng an, was er lange unterlassen hatte, Gedichte vorzulesen, solche besonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenschaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich saßen sie Abends um einen kleinen Tisch, auf hergebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Sessel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie saß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las. Alsdann rückte sich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu sehen: denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja, er hielt oft längere Pausen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden Beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt, seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehen wird. Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Klavier. Die Zuhrenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduards anzupassen wußte. Anzupassen wußte ist nicht der rechte

Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geschicklichkeit und freiem Willen abhieng, ihrem bald zögernden, bald voreilenden Gatten zu Liebe hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Sonate von Jenen einige Mal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie Jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den übrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht tastgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Komponist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wunderbaren, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser Beiden eben so gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß Beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fieng der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühesten Morgen aufstand, Alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie ihn zu verstehen und achtete ihn nur um desto mehr.

Bermied nun der Hauptmann, mit Charlotten allein zu sein, so war er desto eifriger, zur glänzenden Feier des herannahenden Geburtstages die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten und hatte Alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben und ein schöner Grundstein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen freundlichen geheimnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, seine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten Beide mit Empfindung, Behagen und Freiheit eins der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden



Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

Sie machen es besser als wir, Ottilie! sagte Eduard. Wir wollen sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.

## Neuntes Kapitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und Alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einsaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortließ, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Moosbütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählig auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man gieng zur Kirche, wo man die Gemeinde im festlichen Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste ausruhen. Hier überfahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Mannerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen, in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein, an einer Seite unterstügt, eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drei Dinge, sieng er an, sind bei einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das Erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeinde bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht, bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

Das Dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja, wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das Zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit und, daß wir es nur

fest heraus sagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft, und unsere Einladung ist ernsthaft: denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier, innerhalb dieses engen, ausgegrabenen Raums, erweisen Sie uns die Ehre, als Zeugen unseres geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen, und bald werden diese mit schönen und würdigen Personen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, sie werden ausgefüllt sein.

Diesen Grundstein, der mit seiner Ede die rechte Ede des Gebäudes, mit seiner Rechtswinkligkeit die Regelmäßigkeit desselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne Weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf seiner eigenen Schwere. Aber auch hier soll es am Ralk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesez sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt; und da es sich nicht ziemen will, unter den Thätigen müßig zu sein, so werden Sie nicht verschmähen, auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotten, welche damit Ralk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angeschlossen und der Stein alsobald niedergesenkt; worauf denn Charlotten und den Uebrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Poehen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

Des Maurers Arbeit, fuhr der Redner fort, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im Verborgnen, doch zum Verborgnen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmeger und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

Wem muß also mehr daran gelegen sein, Das, was er thut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zu nähren Ursache? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist, so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Dasein und seinen Halt zu danken hat.

Über wie Jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie dennoch ans Licht kommen werde, so muß Derjenige erwarten, der ins Geheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deshalb machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschied-

Hohen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingeklinkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nothweil. Diese metallenen zugedachten Röhren enthalten schriftliche Nachrichten, auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben, in diesen schönen gläsernen Fässen verlesen wir den besten alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs, es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesen Fässen gerätht alles Dichtes erhalten wir durch die Freigebigkeit unsers Bauherrn. Auch ist hier noch mancher Blog, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nothweil zu übergeben Belieben trüge.

Nach einer kleinen Pause sah der Gefelle sich um, aber wir es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Niemand war vorbereitet. Jedermann Aderrast, bis endlich ein junger munterer Offizier aufstieg und sagte: Wenn ich etwas beitragen soll, das in dieser Schatzkammer noch nicht niedergelegt ist, so muß ich ein paar Andenken von der Uniform schnaden, die doch wohl auch verdienen, auf die Nothweil zu kommen. Wängl, gesthan' und nun hatte Mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer konnten nicht von ihren kleinen Haarkämmen hinstempeln; Ruchschöpfen und andere Fierden wurden nicht gekostet. Nur Orkide jauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigefeuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie that darauf die goldne Kette vom Hals, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinodien hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefunge Dedel sogleich aufgeschürzt und eingeführt wurde.

Der junge Gefelle, der sich dabei am Thätigsten erwies, nahm seine Rednermühe wieder an und fuhr fort: Wir ständen diesen Steln für einzig zur Eicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Wenn indessen wir hier g riefiam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich, bei dem gründlichsten aller Orkide, an die Vergänglichkeil der menschlichen Den e, wir denken und eine Möglichkeit, daß dieser festverlegelte Dedel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben, damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Leht uns, uns begangenen heutigen Gehe, unsre Arbeit sogleich fördern, damit Gauer von den Gewerken, die auf unsrem Grunde fortarbeiten, zu fern brauchen, daß der Bau eilig in die Höhe frige und vollendet werde und aus den Fenstern, die noch nicht sind, der Hausherr mit den Seinigen und seinen Göttern sich fröhlich in der Gegend amthauet, deren Aller, sowie sämmtlicher Umwohnenden, Gesundheit hiermit gekunden sei!

Und so lehrte er ein wohlgeschliffenes Andenken auf einen Zug aus und warf es in die Luft: denn es bezeichnet das Ueberragen einer Fremde, das Geisß zu zerstören, dessen man sich in der Fröhtigkeit

bedient. Aber dießmal ereignete es sich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengesetzten Ecke den Grund völlig herausgeschlagen, ja, schon angefangen, die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüst erbaut, so hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es besonders zu dieser Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuschauer hinaufgelassen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geschehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der diesen Zufall als ein glückliches Zeichen für sich ansah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu lassen, und man sah darauf die Buchstaben E und O in sehr zierlicher Verschlingung eingeschnitten: es war eins der Gläser, die für Eduarden in seiner Jugend gefertigt worden.

Die Gerüste standen wieder leer, und die leichtesten unter den Gästen stiegen hinauf, sich umzusehen, und konnten die schöne Aussicht nach allen Seiten nicht genugsam rühmen: denn was entdeckt Der nicht Alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geschloß höher steht. Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorschein: den silbernen Streifen des Flusses erblickte man deutlich; ja, selbst die Thürme der Hauptstadt wollte Einer gewahr werden. An der Rückseite hinter den waldigen Hügeln erhoben sich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächste Gegend über sah man im Ganzen. Nun sollten nur noch, rief Einer, die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick Alles, was groß und wünschenswerth ist.

Das ließe sich wohl machen, sagte der Hauptmann; denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee.

Nur bitte ich, meine Platanen- und Pappelgruppe zu schonen, sagte Eduard, die so schön am mittelften Teich steht. Sehen Sie — wandte er sich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies — diese Bäume habe ich selbst gepflanzt.

Wie lange stehen sie wohl schon? fragte Ottilie. Etwa so lange, versetzte Eduard, als Sie auf der Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da Sie noch in der Wiege lagen.

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Dort hatten sich, auf des Hauptmanns Veranlassung, die Bewohner vor ihren Häusern versammelt; sie standen nicht in Reihen, sondern familienweise natürlich gruppirt, theils, wie es der Abend forderte, beschäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigstens jeden Sonntag und Festtag diese Reinlichkeit, diese Ordnung zu erneuen.

Eine innre Geselligkeit mit Reigung, wie sie sich unter unseren

Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Gesellschaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle Biere waren zufrieden, sich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieses häusliche Gefühl einigermaßen gestört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäste auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten! rief Eduard Charlotten zu; der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da ist also auch die Baronesse nicht weit, versetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard, sie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zusammen wieder fortreisen.

Da müssen wir unsre Anstalten bei Zeiten machen, Ottilie! sagte Charlotte.

Wie befehlen Sie die Einrichtung? fragte Ottilie.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte sich.

Der Hauptmann erkundigte sich nach dem Verhältniß dieser beiden Personen, daß er nur im Allgemeinen kannte. Sie hatten früher, Beide schon anderwärts verheirathet, sich leidenschaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufsehen gestört; man dachte an Scheidung. Bei der Baronesse war sie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten sich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn sie Winters in der Residenz nicht zusammen sein konnten, so entschädigten sie sich Sommers auf Lustreisen und in Bädern. Sie waren Beide um etwas älter als Eduard und Charlotte und sämtlich genaue Freunde aus früherer Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht Alles an seinen Freunden billigte. Nur dießmal war Charlotten ihre Ankunft gewissermaßen ganz ungelegen, und wenn sie die Ursache genau untersucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute reine Kind sollte ein solches Beispiel so früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein paar Tage wegbleiben können, sagte Eduard, als eben Ottilie wieder hereintrat, bis wir den Vorwerksverkauf in Ordnung gebracht. Der Aufsatz ist fertig; die eine Abschrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten, und unser alter Kanzellist ist recht krank. Der Hauptmann bot sich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie mit einiger Hast.

Du wirst nicht damit fertig, sagte Charlotte.

Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es ist viel, sagte Eduard. Es soll fertig sein, rief Ottilie, und hatte das Blatt schon in Händen.

Des andern Morgens, als sie sich aus dem obern Stock nach den Gästen umsahen, denen sie entgegenzugehen nicht verfehlen wollten, sagte Eduard: Wer reitet denn so langsam dort die Straße her? Der Hauptmann beschrieb die Figur des Reiters genauer. So ist er's doch,

sagte Eduard; denn das Einzelne, das du besser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl sehe. Es ist Mittler, Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?

Die Figur kam näher, und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe hinaufstieg. Warum sind Sie nicht gestern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feste lieb' ich nicht, versetzte Jener. Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit euch im Stillen nachzufeiern.

Wie können Sie denn so viel Zeit gewinnen? fragte Eduard scherzend.

Meinen Besuch, wenn er euch etwas werth ist, seid ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause, wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit Denen freuen willst, die du zum Frieden bewogen hast. Warum freust du dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, sagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit Jenen will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt euch in Acht: sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.

Man suchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Wer mir den Ehestand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ihn nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rothen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Beiden

und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

So sprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillons die Ankunft der Herrschaften verkündigt hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenossen entgegen-eilten, versteckte sich Mittler, ließ sich das Pferd an den Gasthof bringen und ritt verdrießlich davon.

### Zehntes Kapitel.

Die Gäste waren bewillkommt und eingeführt; sie freuten sich, das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo sie früher so manchen guten Tag erlebt und die sie eine lange Zeit nicht gesehen hatten. Höchst angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen so wie die Baronesse konnte man unter jene hohen schönen Gestalten zählen, die man in einem mittlern Alter fast lieber als in der Jugend sieht: denn wenn ihnen auch etwas von der ersten Blüthe abgehen möchte, so erregen sie doch nun mit der Reigung ein entschiedenes Zutrauen. Auch dieses Paar zeigte sich höchst bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weise, die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit theilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand begränzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich Augenblicks in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenschaftlichen Zustande eine Art von Gegensatz, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten und ein schnelles lebhaftes Gespräch Alle geschwind zusammenverband.

Es währte indessen nicht lange, als schon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen sich auf ihren Flügel zurück und fanden daselbst, indem sie sich mancherlei vertrauten und zugleich die neuesten Formen und Zuschnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu mustern anfiengen, genugsame Unterhaltung, während die Männer sich um die neuen Reisewägen, mit vorgeführten Pferden, beschäftigten und gleich zu handeln und zu tauschen anfiengen.

Erst zu Tische kam man wieder zusammen. Die Umkleidung



war gesehen, und auch hier zeigte sich das angekommene Paar zu seinem Vortheile. Alles, was sie an sich trugen, war neu und gleichsam ungewohnt und doch schon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Gespräch war lebhaft und abwechselnd, wie denn in Gegenwart solcher Personen Alles und nichts zu interessiren scheint. Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständniß auszuschließen, und schweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einer Befremdung vernahm, daß sie ehestens geschieden werden sollte.

Es ist unerfreulich, sagte Charlotte, wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt: eh man sich's versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichere Pfade des Lebens betreten soll.

Eigentlich, meine Beste, versetzte der Graf, sind wir selbst Schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge, und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammenreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Es muß doch so schlimm nicht sein, sagte Charlotte lächelnd, da man sieht, daß auch Personen, die von diesem Theater abgetreten sind, wohl gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, sagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeachtetes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervorthat, behauptete, eine jede Ehe solle nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sei, sagte er, dieß eine schöne ungrade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, sich zu entzweien und, was das Schönste sei, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: Wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei, drei Jahre wenigstens giengen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen sein,

das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, je mehr man sich dem Termin der Auflösung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Vertragen begünstigt und eingenommen. Man vergähe, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergibt, daß die Zeit verfliehe, und fände sich aus dem Verflusse überrascht, wenn man nach verlaufenem Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sei.

Sowarig und lustig dieß Hlang und so gut man, wie Charlotte wohl empfand, diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung geben konnte, so waren ihr dergleichen Aeußerungen, besonders um Ottilie zu willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher sei, als ein allzu freies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja lässlichen behandelt, und dahin gehört doch gewiß Alles, was die eheliche Verbindung antastet. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise das Gespräch abzuwenden, da sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie Alles so wohl eingerichtet hatte, um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhige, vernünftige Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch P. d. und W. d., daß Alles auf das Treffliche gerieth, obgleich ein paar neue ungeübte Bedienten in der Stube saßen.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Absichten nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war, im Gespräch irgend lässig zu sein, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, mochten ihn bitter gegen Alles, was eheliche Verbindungen betraf, die er doch selbst mit der Baroness so eifrig wünschte.

Sein Freund, so fuhr er fort, that noch einen andern Vorschlag. Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigstens der eine Theil zum dritten Mal verheirathet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bestimme sie unwiderstehlich, daß sie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun sei auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren früheren Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als able Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen, man habe eben so gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.

Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren, sagte Ottilie, denn in der That, jetzt, wenn wir verheirathet sind, fragt Niemand weiter mehr nach unsern Tugenden, noch unsern Mängeln.

Bei einer solchen Einrichtung, fiel die Baroness lächelnd ein, hätten unsere lieben Wirthe schon zwei Stufen glücklich überstiegen und könnten sich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen ist's wohl gerathen, sagte der Graf; hier hat der Tod willig gethan, was die Konsistorien sonst nur ungern zu thun pflegen.

Lassen wir die Todten ruhen, versetzte Charlotte mit einem halb-ernsten Blicke.

Warum? versetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann. Sie waren bescheiden genug, sich mit einigen Jahren zu begnügen, für mannigfaltiges Gute, das sie zurückließen.

Wenn nur nicht gerade, sagte die Baronesse mit einem verhaltenen Seufzer, in solchen Fällen das Opfer der besten Jahre gebracht werden müßte.

Ja wohl, versetzte der Graf, man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt so Weniges eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was sie versprechen; junge Leute sehr selten, und wenn sie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Gespräch sich wendete, versetzte heiter: Nun! wir müssen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute stück- und theilweise zu genießen.

Gewiß, versetzte der Graf, Sie haben Beide sehr schöner Zeiten genossen. Wenn ich mir die Jahre zurückerrinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hof waren: weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie Beide zusammen tanzten, Aller Augen waren auf Sie gerichtet, und wie umworben Beide, indem Sie sich nur in einander bespiegelten!

Da sich so Manches verändert hat, sagte Charlotte, können wir wohl so viel Schönes mit Bescheidenheit anhören.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, sagte der Graf, daß er nicht beharrlicher war: denn am Ende hätten seine wunderlichen Eltern wohl nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen ist keine Kleinigkeit.

Ich muß mich seiner annehmen, fiel die Baronesse ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen; und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entöhnen.

Eduard nickte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Vorsprache.

Und dann muß ich Eins, fuhr sie fort, zu Charlottens Entschuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger, als ihr Andern gern zugestehen mögt.

Siehe Freundin, versetzte der Graf etwas lebhaft, bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer Andern. Ich finde

daß einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortsetzen, ja, durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen.

Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Männer noch mehr, versetzte die Baronesse; wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß Niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer, dem Sie früher geneigt waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Vorsprache einer Solchen sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte.

Einen solchen Vorwurf darf man sich wohl gefallen lassen, versetzte der Graf; doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mir das schöne Paar aus einander sprengte, ein wahrhaft prädestinirtes Paar, das, einmal zusammengegeben, weder fünf Jahre zu scheuen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte.

Wir wollen versuchen, sagte Charlotte, wieder einzubringen, was wir versäumt haben.

Da müssen Sie sich dazu halten, sagte der Graf. Ihre ersten Heirathen, fuhr er mit einiger Festigkeit fort, waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verhassten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit Eins wie das Andre nunmehr seiner Wege gehe.

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dieß Gespräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt, sich zu äußern, und der Nachtschisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die bunteste, in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parolanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vorwande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie oben auf die Höhe gelangt waren und der Hauptmann gefällig hinunter eilte, um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: Dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Eben so scheint seine Thätigkeit sehr ernst und folgerecht. Was er hier leistet, würde in einem höhern Kreise von viel Bedeutung sein.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie sagte sich jedoch und bekräftigte das Gesagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überrascht war sie aber, als der Graf fortfuhr: Diese Bekanntschaft kommt mir sehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, an die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine solche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das Allerbeste verbinden.

Es war wie ein Donnerschlag, der auf Charlotten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts: denn die Frauen, gewohnt, sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr, was der Graf sagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's, ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend weg-schicken kann.

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen sowie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweise fort, von seinen Plänen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzusehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraustrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie den Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Moosbütte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baronesse an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von Allem unterrichtet sein mochte, bemerkte bald in einem tastenden Gespräch, daß Eduard sich zu Ottiliens Liebe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine so natürliche Weise nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier sei eine Leidenschaft nicht auf dem Wege, sondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn sie sich auch unter einander nicht lieben, stehen doch stillschweigend mit einander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer solchen Zuneigung stellten sich ihrem weltgewandten Geiste nur allzugeschwind dar. Dazu kam noch, daß sie schon heute früh mit Charlotten über Ottilien gesprochen und den Aufenthalt dieses Kindes auf dem Lande, besonders bei seiner stillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorschlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die sehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende und sich nur nach einer

gutartigen Gespielin umsehe, die an die zweite Kindesstatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen solle. Charlotte hatte sich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth diesen Vorschlag bei der Baronesse ganz zur vorsäglichen Festigkeit, und um so schneller dieses in ihr vorgieng, um desto mehr schmeichelte sie äußerlich Eduards Wünschen. Denn Niemand besaß sich mehr als diese Frau, und diese Selbstbeherrschung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns, sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die Andern zu verbreiten, um uns durch Das, was wir äußerlich gewinnen, für Dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten.

An diese Gefinnung schließt sich meist eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der Andern, über das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, sondern zugleich auch auf die künftig überraschende Beschämung. Und so war die Baronesse böshaft genug, Eduarden zur Weinlese auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob sie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weise, die er beliebig zu seinen Gunsten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard sprach schon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Flusse, den Hügeln, Felsen und Weinbergen, von alten Schlössern, von Wasserschiften, von dem Jubel der Weinlese, des Kelterns u. s. w., wobei er in der Unschuld seines Herzens sich schon zum Voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das frische Gemüth Ottiliens machen würden. In diesem Augenblick sah man Ottilien heran kommen, und die Baronesse sagte schnell zu Eduard, er möchte von dieser vorhabenden Herbstreise ja nichts reden: denn gewöhnlich geschähe Das nicht, worauf man sich so lange voraus freue. Eduard versprach, nöthigte sie aber, Ottilien entgegen geschwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch Das, was an dieser Reigung strafbar sein mochte, nicht billigen durfte, so konnte sie Das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammen gesetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielt sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend

an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung; eben so wenig an Eduard, der, erst durstig, dann aufgereg, des Weines nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilien unterhielt, die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Beobachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil sie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sei bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr am Besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem so ruhigen, keineswegs eiteln und überhaupt lakonischen Manne verschiedene Wendungen, um zu erfahren, was er wünschte. Sie giengen mit einander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgereg von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenster scherzte, Charlotte und die Baronesse aber stillschweigend an der andern Seite des Saals neben einander hin und wieder giengen. Ihr Schweigen und müßiges Umherstehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Gesellschaft. Die Frauen zogen sich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und so schien dieser Tag abgeschlossen.

### Fünftes Kapitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durchs Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwundlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen und die zwar etwas barbarische, aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die sich nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie giengen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals den Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegensetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur um sich sagen zu können daß sie sich liebten.

Erinnerst du dich, fuhr der Graf fort, welches Abenteuer ich dir



recht freundschaftlich und uneigennützig bestehen helfen, als unsere höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläufigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem liebevollen Gespräch verstreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie sich wohl gemerkt, sagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, versetzte der Graf, mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten hatte; da mir denn, indessen ihr euch mit Blicken und Worten sehr gut unterhieltet, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch gestern, versetzte Eduard, als Sie sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten, wie an den übrigen, vorbei gehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matrazen verlegt, auf denen die Riesen in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur einer von diesen schnarchenden Enatskindern erwacht wäre.

Ich hatte große Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte: denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gesehen haben!

In diesem Augenblick schlug die Schloßglocke Zwölf.

Es ist hoch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute, wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben, sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher, als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich schon finden, und für alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzustolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen, versetzte Eduard; nur sind die drei Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch bei einander finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehn gewinnen.

Nur ohne Sorge! sagte der Graf; die Baronesse erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache ist übrigens leicht, versetzte Eduard und nahm ein

Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende desselben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erstiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim ersten Versuch sogleich sich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andere Thüre links gieng in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte sprach zu ihrem Kammermädchen: Ist Ottilie schon zu Bette? Nein, versetzte jene; sie sitzt noch unten und schreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, sagte Charlotte, und gehe Sie nur hin: es ist spät. Die Kerze will ich selbst auslöschen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch schreibe. Sie beschäftigt sich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finsterniß ganz in sich selbst geengt, sah er sie sitzen, schreiben; er glaubte zu ihr zu treten, sie zu sehen, wie sie sich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen, ihr noch einmal nahe zu sein. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeschoß, wo sie wohnte. Nun fand er sich unmittelbar an seiner Frauen Thüre; eine sonderbare Verwechselung gieng in seiner Seele vor; er suchte die Thüre aufzudrehen, er fand sie verschlossen; er pochte leise an, Charlotte hörte nicht.

Sie gieng in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte sich aber und abermals, was sie seit jenem unerwarteten Vorschlag des Grafen oft genug bei sich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann schien vor ihr zu stehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge, und er sollte fort, Das alles sollte leer werden! Sie sagte sich Alles, was man sich sagen kann, ja, sie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Trost, daß auch solche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünschte die Zeit, die es braucht, um sie zu lindern; sie verwünschte die todtenhafte Zeit, wo sie würden gelindert sein.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um so willkommener, als sie bei ihr selten statt fand. Sie warf sich auf den Sopha und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Eduard seinerseits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum dritten Mal etwas stärker, so daß Charlotte durch die Nachtstille es ganz deutlich vernahm und erschreckt auffuhr. Der erste Gedanke war: es könne, es müsse der Hauptmann sein; der zweite: das sei unmöglich! Sie hielt es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete, es gehört zu haben. Sie gieng ins Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthüre. Sie schalt sich über ihre Furcht: wie leicht kann die Gräfin etwas bedürfen! sagte sie zu sich selbst und rief gefast und gesezt: Ist Jemand da? Eine leise Stimme antwortete:

Ich bin's. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thüre. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete, und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich, in diesem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthselhaften Besuch in räthselhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, sagte er zuletzt, muß ich dir nur gestehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch deinen Schuh zu küssen.

Das ist dir lange nicht eingefallen, sagte Charlotte. Desto schlimmer, versetzte Eduard, und desto besser!

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Nachtkleidung seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder, und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die, von Natur mäßig, im Ehestande, ohne Vorfaß und Anstrengung, die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja, seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg: denn die Lustgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber Das, was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, so gewinnen Diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als stark und gefaßt kennen. Eduard war so lebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernst, bald scherzhaft suchte er sie zu bereben, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe, und löschte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Reigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wunderbar genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein, als sie erwachte.

## Zwölftes Kapitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammen kam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baronesse begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein Paar Liebende empfinden, die sich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten; dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegen traten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt, und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter, nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser Alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder neuer Besuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus sich selbst heraus zu gehen, sich zu zerstreuen wünschte; Eduarden ungelogen, der eine doppelte Neigung fühlte, sich mit Ottilien zu beschäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünscht, die mit ihrer auf morgen früh so nöthigen Abschrift noch nicht fertig war. Und so eilte sie auch, als die Fremden sich spät entfernten, sogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe sie sich in den Wagen setzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig, noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit ansehnlichen Kosten aus der Ferne verschrieben hatte. Man wollte versuchen, ob er sich leicht bewegen und lenken lasse.

Er war am Ufer des mittelften Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man schon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier sollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektonischer Ruheplatz aufgeführt werden, wonach Diejenigen, die über den See fahren, zu steuern hätten.

Wo wird man denn nun drüben die Landung am Besten anlegen? fragte Eduard. Ich sollte denken, bei meinen Platanen.

Sie stehen ein wenig zu weit rechts, sagte der Hauptmann. Landet man weiter unten, so ist man dem Schlosse näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann stand schon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte stieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andere Ruder; aber als er eben im Abstoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte, daß ihn diese Wasserfahrt verspäten, wer weiß erst wann zurückführen würde. Er entschloß sich kurz und gut

sprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andre Ruder und eilte, sich flüchtig entschuldigend, nach Hause.

Dort vernahm er, Ottilie habe sich eingeschlossen, sie schreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß sie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteste Mißbehagen, sie nicht gegenwärtig zu sehen. Seine Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Er gieng in dem großen Saale auf und ab, versuchte allerlei, und nichts vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie wünschte er zu sehen, allein zu sehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat sie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie legte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. Wollen wir collationiren? sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden: aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überließ! Um Gottes willen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus, Ottilie, du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das Andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet: er nicht mehr, was er gewesen, die Welt nicht mehr, was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff, sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. O wie viel zu früh kommt ihr! sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard, liebevoll aufgereggt, sprach gut von einem Jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidenbe Gesellschaft immer das strengste Zungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sei.

Mit Feuer und herzlichem Ueberzeugungs rief Eduard: Man muß nur Ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen Einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah vor sich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es doch auch etwas Aehnliches.

Man erkennt nur erst das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man solche Gefinnungen an Einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte suchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um sich der Erinnerung Dessen zu überlassen, was diesen Abend zwischen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard ans Ufer springend den Rahn vom Lande stieß, Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete, sah nunmehr Charlotte den Mann, um den sie im Stillen schon so viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, selten gefühlte Traurigkeit. Das Kreisen des Rahns, das Plätschern der Ruder, der über den Wasserspiegel hinschauende Windhauch, das Säuseln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne, Alles hatte etwas Geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern und sie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beschrieb ihr unterdessen, wie nach seiner Absicht die Anlagen werden sollten. Er rühmte die guten Eigenschaften des Rahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von Einer Person bewegen und regieren lasse. Sie werde das selbst lernen, es sei eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigener Fähr- und Steuermann zu sein.

Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung aufs Herz. Sagt er das mit Vorsatz? dachte sie bei sich selbst. Weiß er schon davon? vermuthet er's? oder sagt er es zufällig, so daß er mir bewußtlos mein Schicksal vorausverkündigt? Es ergriff sie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; sie bat ihn, baldmöglichst zu landen und mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren.

Es war das erste Mal, daß der Hauptmann die Teiche besuhr, und ob er gleich im Allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fieng es an zu werden, er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Aussteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch von dieser Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengstlichkeit den Wunsch wiederholte, bald am Lande zu sein. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren, und seine Bemühungen, wieder los zu kommen, waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig, als in das Wasser zu steigen, das leicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug, um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme

um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs Neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Rippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurück gegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie hob ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunter neigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt, Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dieß Geheimniß zu entdecken. Nur in so fern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unsre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unsre Gesinnung zu ändern. Sie hob ihn auf und ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduards empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widersprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannigfaltig geübter Charakter zu Hülfe. Immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nähern; ja, sie mußte über sich selbst lächeln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöste. Gerührt kniete sie nieder, sie wiederholte den Schwur, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen giengen vor ihr in heitern Bildern vorüber. Sie fühlte sich innerlich wieder hergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit, und ruhig schläft sie ein.

### Dreizehntes Kapitel.

Eduard von seiner Seite ist in einer ganz verschiedenen Stimmung. Zu schlafen denkt er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt, sich auszuziehen. Die Abschrift des Documentes küßt er tausendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich schüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küssen, weil er seine eigene Hand zu sehen glaubt. O, daß es ein andres Document wäre! sagt er sich im Stillen; und doch ist es ihm auch so schon die schönste Versicherung, daß sein höchster Wunsch erfüllt sei. Bleibt es ja doch in seinen Händen, und wird er



es nicht immerfort an sein Herz drücken, obgleich entsetzt durch die Unterschrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond steigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freie; er schweift umher, er ist der unruhigste und der glücklichste aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten, sie sind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schlosse zieht es ihn zurück; er findet sich unter Ottiliens Fenstern. Dort setzt er sich auf eine Terrassentreppe. Mauern und Miegel, sagt er zu sich selbst, trennen uns jetzt, aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stünde sie vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als diese Gewißheit! Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich sind. Er hieng ganz seinen glücklichen Träumen nach, schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blicke heraufstieg und die frühesten Nebel gewältigte.

Nun fand er sich den ersten Wachenden in seinen Besitzungen. Die Arbeiter schienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es schienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgelegte Tagesarbeit für seine Wünsche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern: man versprach sie und stellte sie im Laufe des Tages. Aber auch diese sind ihm nicht genug, um seine Vorsätze schleunig ausgeführt zu sehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr: es soll schon Alles fertig sein, und für wen? Die Wege sollen gebahnt sein, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze schon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hause treibt er, was er kann: es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Gefinnungen wie in seinen Handlungen ist kein Maß mehr. Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm Alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andre Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die jetzt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen, Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Kasse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber selbst beschleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da Alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf Einmal und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei Dem, was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig über Eduards Leidenschaft; sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilien näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten; denn die Großtante, davon unterrichtet, will sie nun ein für allemal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren; der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt; und Alles stand wie vor wenigen Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzustellen, und sie legte Das alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte: in einen frühern beschränkten Zustand könne man zurückkehren, ein gewalttham Entbundenes lasse sich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indessen die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erschwerte, sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehrern; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Kasse zu erschöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja, er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist partiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den Begehren beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht

ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: Es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendubelei verschonte; es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschnmerzt hat, da ich Sie so gern accompagnire.

Raum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduards Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen: er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Annakung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wüthend, um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit, mit Ottilien zu sein, sie zu sehen, ihr etwas zuzusüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich, ihr zu schreiben, sie um einen geheimen Briefwechsel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß laconisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtisch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuseln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eisens zu versuchen, blühte sich dieser nach Papierschneideln auf der Erde; dießmal ergriff er das Billet, zwidte es eilig, und es war versengt. Eduard, den Mißgriff bemerkend, riß es ihm aus der Hand. Bald darauf setzte er sich hin, es noch einmal zu schreiben; es wollte nicht ganz so zum zweiten Mal aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Besorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den ersten Augenblick, wo er sich ihr nähern konnte.

Ottilie versäumte nicht, ihm zu antworten. Ungelesen steckte er das Bettelchen in die Weste, die, modisch kurz, es nicht gut verwahrte. Es schob sich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte sah es und hob es auf und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier ist etwas von deiner Hand, sagte sie, das du vielleicht ungern verlorest.

Er war betroffen. Versteht sie sich, dachte er. Ist sie den Inhalt des Blättchens gewahr geworden, oder irrt sie sich an der Ähnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das Rechte. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber diese sonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich; vielmehr, indem sie ihn immer weiter führte, empfand er die Beschränkung, in der man ihn zu halten schien, immer unangenehmer. Die freundliche Geselligkeit verlor sich. Sein Herz war verschlossen, und wenn er mit Freund und Frau zusammen zu

sein genöthigt war, so gelang es ihm nicht, seine frühere Neigung zu ihnen in seinem Busen wieder aufzufinden, zu beleben. Der stille Vorwurf, den er sich selbst hierüber machen mußte, war ihm unbequem, und er suchte sich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle diese Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war sich ihres ernstesten Vorsatzes bewußt, auf eine so schöne edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie sehr wünscht sie, jenen Beiden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte sie wohl, wird nicht allein hinreichend sein, ein solches Uebel zu heilen. Sie nimmt sich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber sie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eignen Schwankens steht ihr im Wege. Sie sucht sich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zustand, den sie auszusprechen scheut. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Reife Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie, getragen durch das Gefühl ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun und, aufgeschlossener gegen Andre, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

So setzen Alle zusammen, Jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; Alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo Alles auf dem Spiele steht, noch immer so fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

## Vierzehntes Kapitel.

Von dem Grafen war indeß ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter: einer zum Vorzeigen, der sehr schöne Aussichten in die Ferne darwies; der andre hingegen, der ein entschledenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geschäftsstelle, den Charakter als Major, ansehnlichen Gehalt und andre Vortheile, sollte wegen verschiedener Nebenumstände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann seine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg, was so nahe bevorstand.

Indessen setzte er die gegenwärtigen Geschäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie Alles in seiner Abwesenheit ungehinderten Fortgang haben konnte. Es ist ihm nun selbst daran gelegen, daß für Manches ein Termin bestimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag Manches beschleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obgleich ohne ausdrückliches Einverständnis, gern zusammen. Edward ist nun recht zufrieden, daß man durch das Herausheben der Leiber die Kasse verhärtet hat; die ganze Anstalt rückt auf das Rascheste vorwärts.

Die drei Leiche in einen See zu verwandeln, hätte jetzt der Hauptmann am liebsten ganz widerrufen. Der untere Damm war zu verstärken, die mittleren abzutragen und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie sie in einander wirken konnten, waren schon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Jüdling des Hauptmanns, sehr erwünscht, der theils mit Anstellung tüchtiger Meister, theils mit Verbindungen der Arbeit, wo sich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer versprach; wobei sich der Hauptmann im Stillen freute, daß man seine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundlag, aus einem übernommenen unvollendeten Geschäft nicht zu scheiden, bis er seine Stelle genügend ersetzt habe. Ja, er betrachtete diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erst noch Verwirrung in ihrem Kreise anrichten, indem sie als ungebildete Selbstler das zu verstehen wünschen, wobei sie nicht mehr fortwirken sollen.

So arbeitete man immer mit Anstrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausdrückte, oder sich's recht aufrichtig bekannte. Noch Charlottens obgleich neidlosen Gefinnungen konnte es doch kein entschiedenes Fest werden. Die Jugend Ottiliens, ihre Umstände, das Verhältniß zur Familie berechtigten sie nicht, als Königin eines Tages zu erscheinen. Und Edward wollte nicht davon gesprochen haben, weil Alles wie von selbst entspringen, überraschen und natürlich erfreuen sollte.

Alle kamen daher stillschweigend in dem Vorwande überein, als wenn an diesem Tage, ohne weitere Bezeichnung, jenes Lusthaus gerichtet werden sollte, und bei diesem Anlaß konnte man dem Volke, sowie den Freunden, ein Fest ankündigen.

Edwards Reizung war aber gränzenlos. Wie er sich Ottilien zuweilen beehrte, so konnte er auch kein Maß des Hingebens, Zerkens, Verschwendens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an diesem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorschläge gethan. Er sprach mit seinem Kammerdiener, der seine Garderobe besorgte und mit Handelsteuten und Modeshändlern in beständigem Verhältniß blieb; dieser, nicht unbekannt sowohl mit den angenehmsten Gaben selbst, als mit der besten Art sie zu überreichen, bestellte so-

gleich in der Stadt den niedlichsten Koffer; mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beschlagen und angefüllt mit Geschenken, einer solchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorschlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen versäumt hatte. Dieß konnte man leicht verstärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken, und Jener versprach, für die Ausführung zu sorgen. Die Sache sollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdessen, je näher der Tag heranrückte, seine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für so nöthig hielt, wenn eine Masse Menschen zusammen berufen oder gelockt wird. Ja sogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Festes gestört wird, durchaus Vorseege genommen.

Eduard und sein Vertrauter dagegen beschäftigten sich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelften Teiche vor jenen großen Eichenbäumen sollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen sollte die Gesellschaft sich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abspiegelung im Wasser, und was auf dem Wasser selbst brennend zu schwimmen bestimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuschauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Gesträuch, Gras und Moos säubern, und nun erschien erst die Herrlichkeit des Baumwuchses sowohl an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war ungefähr um diese Jahreszeit, als ich sie pflanzte. Wie lange mag es her sein? sagte er zu sich selbst. — Sobald er nach Hause kam, schlug er in alten Tagebüchern nach, die sein Vater, besonders auf dem Lande, sehr ordentlich geführt hatte. Zwar diese Pflanzung konnte nicht darin erwähnt sein, aber eine andre häuslich wichtige Begebenheit an demselben Tage, deren sich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt stehen. Er durchblättert einige Bände; der Umstand findet sich: aber wie erstaunt, wie erfreut ist Eduard, als er das wunderbarste Zusammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung ist zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

### Fünftezehntes Kapitel.

Endlich leuchtete Eduarden der sehnlich erwartete Morgen, und nach und nach stellten viele Gäste sich ein; denn man hatte die Einladungen weit umhergeschickt, und Manche, die das Legen des Grundsteins versäumt hatten, wovon man so viel Artiges erzählte, wollten diese zweite Feierlichkeit um so weniger verfehlen.

Vor Tafel erschienen die Zimmerleute mit Musik im Schloßhofe,

ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen stufenweise übereinander schwankenden Laub- und Blumenreihen zusammengesetzt war. Sie sprachen ihren Gruß und erbateten sich zur gewöhnlichen Ausschmückung seidene Tücher und Bänder von dem schönen Geschlecht. Indes die Herrschaft speiste, setzten sie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem sie sich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daselbst Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, so kamen sie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus stand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Gesellschaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feierlichen förmlichen Zug, und man fand sich daher in einzelnen Partien, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht besser: denn weil Ottilie wirklich die Letzte war, die herantrat, so schien es, als wenn Trompeten und Pauken nur auf sie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hause das rohe Ansehen zu nehmen, hatte man es mit grünem Meißig und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architektonisch ausgeschmückt; allein ohne dessen Mitwissen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Gesims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Siebelsfelde glänzte. Er wußte dieses Beginnen auf eine geschickte Weise abzulehnen und die schon fertigen Blumenbuchstaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgesteckt und weit umher in der Gegend sichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft, und eine kurze Rede verscholl zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiseten Plage vor dem Gebäude sollte nun angehen. Ein schmucker Zimmergeselle führte Eduarden ein flinkes Bauernmädchen zu und forderte Ottilien auf, welche daneben stand. Die beiden Paare fanden sogleich ihre Nachfolger, und bald genug wechselte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Gesellschaft mischte sich fröhlich in den Tanz des Volks, indes die Aelteren beobachteten.

Sodann, ehe man sich auf den Spaziergängen zerstreute, ward abgeredet, daß man sich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder versammeln wolle. Eduard fand sich zuerst ein, ordnete Alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite in Gesellschaft des Feuerwerfers die Lusterscheitungen zu besorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuschauer mit Eduard sprechen, als ihn derselbe etwas hastig bat, er möge ihm diesen Theil der Feierlichkeit doch allein überlassen.

Schon hatte sich das Volk auf die Höhe versammelt, und



vom Rasen entblöckten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unsicher war. Die Sonne gieng unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Gesellschaft unter den Platanen mit Erfrischungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute sich in Gedanken, künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannigfaltig begränzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprochen, das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damm losgetrennt, man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben, und nun konnte Niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann sprang auf und hinzu, mehr um zu schauen, als zu thun: denn was war da zu thun, wo Niemand hinreichen konnte. Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfsreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen, nur einige Mal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weise war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt, nur langsam konnte man ihn ausladen, und die Hülfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige kräftige Gestalt flößte Jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraschung drang aus der Menge hervor, als er sich ins Wasser stürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indessen ruderte der Kahn herbei, der Hauptmann bestieg ihn und forschte genau von den Anwesenden, ob denn auch wirklich Alle gerettet seien. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, sie bittet den Hauptmann, nur für sich zu sorgen, nach dem Schlosse zurückzukehren und die Kleider zu wechseln. Er zaudert, bis ihm geketzte verständige Leute, die ganz nahe gegenwärtig gewesen, die selbst zur Rettung der Einzelnen beigetragen, auf das Heiligste versichern, daß Alle gerettet seien.

Charlotte sieht ihn nach Hause gehen, sie denkt, daß Wein und Thee, und was sonst nöthig wäre, verschlossen ist, daß in solchen Fällen die Menschen gewöhnlich verkehrt handeln; sie eilt durch die zerstreute Gesellschaft, die sich noch unter den Platanen befindet. Eduard ist beschäftigt, Jedermann zuzureden: man soll bleiben; in Kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben, und das Feuerwerk soll beainnen; Charlotte

tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verschieben, das jetzt nicht am Plage sei, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genossen werden könne; sie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter schuldig sei. Der Chirurgus wird schon seine Pflicht thun, versekte Eduard. Er ist mit Allem versehen, und unser Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte bestand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die sich sogleich zum Weggehn anschickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen diesen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schwester ist sie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen sich abtrocknen.

Charlotte schwieg und gieng. Einige folgten ihr, Andere diesen; endlich wollte Niemand der letzte sein, und so folgten Alle. Eduard und Ottilie fanden sich allein unter den Platanen. Er bestand darauf, zu bleiben, so dringend, so ängstlich sie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er, das Außerordentliche geschieht nicht auf glattem gewöhnlichen Wege. Dieser überraschende Vorfall von heute Abend bringt uns schneller zusammen. Du bist die Meine! Ich habe dir's schon so oft gesagt und geschworen; wir wollen es nicht mehr sagen und schwören, nun soll es werden!

Der Kohn von der andern Seite schwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden sollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für dich allein war es bestellt, Ottilie, und nun sollst du es auch allein sehen! Erlaube mir, an deiner Seite sitzend, es mit zu genießen. Zärtlich bescheiden setzte er sich neben sie, ohne sie zu berühren.

Raketen rauschten auf, Kanonenschläge donnerten, Leuchtkugeln flogen, Schwärmer schlängelten und plakten, Räder gischten, jedes erst einzeln, dann gepaart, dann alle zusammen, und immer gewaltiger hinter einander und zusammen. Eduard, dessen Busen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriednem Blick diese feurigen Erscheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem Gemüth war dieses rauschende blitzende Entstehen und Verschwinden eher ängstlich als angenehm. Sie lehnte sich schüchtern an Eduard, dem diese Annäherung, dieses Zutrauen das volle Gefühl gab, daß sie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufgieng und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg und sprach sie um ein Almosen an, da er an diesem festlichen Tage versäumt worden sei. Der Mond schien ihm ins Gesicht, und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber so glücklich, wie er war, konnte er nicht ungehalten sein, konnte es ihm nicht einfallen, daß besonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forschte nicht lange in der Tasche und gab ein Goldstück hin. Er hätte Jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Grenzen schien.

Zu Hause war indeß Alles erwünscht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nöthigen, der Beistand Charlottens, Alles wirkte zusammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt. Die Gäste zerstreuten sich, sowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu sehen, als auch, um nach solchen verworrenen Szenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geschwind umgekleidet, an der nöthigen Vorsorge thätigen Antheil genommen; Alles war beruhigt, und er fand sich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß seine Abreise nahe bevorstehe. Sie hatte diesen Abend so viel erlebt, daß diese Entdeckung wenig Eindruck auf sie machte; sie hatte gesehen, wie der Freund sich aufopferte, wie er rettete und selbst gerettet war. Diese wunderbaren Ereignisse schienen ihr eine bedeutende Zukunft, aber keine unglückliche zu weissagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage, in die der Hauptmann versetzt werden sollte. Unbändig drangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er jenen mit Charlotten verbunden, sich mit Ottilien. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Koffer auf ihrem Tische fand. Sie säumte nicht, ihn zu eröffnen. Da zeigte sich Alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu küssen wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber Alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

## Schözehntes Kapitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verschwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher schon halben und einsilbigen Abschied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab sich darein: denn in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er diesem Punkt keine Aufmerksamkeit schenkte, so hielt sie doch die Sache schon für gewiß und entsagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte sie nun auch die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich gewesen, Andern sollte das Gleiche möglich sein. In diesem Sinne begann sie das Gespräch mit ihrem Gemahl, um so mehr offen und zuversichtlich, als sie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müsse.

Unser Freund hat uns verlassen, sagte sie, wir sind nun wieder gegen einander über wie vormal, und es käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vernahm, als was seiner Leidenschaft schmeichelte, glaubte, daß Charlotte durch diese Worte den früheren Wittwenstand bezeichnen und, obgleich auf unbestimmte Weise, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte.

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: Auch Ottilien in eine andre Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältnisse zu geben, die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Pension zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indessen, versetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie sich in unserer freundlichen Gesellschaft so verwöhnt, daß ihr eine andre wohl schwerlich willkommen sein möchte.

Wir haben uns Alle verwöhnt, sagte Charlotte, und du nicht zum Letzten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert, die uns ernstlich ermahnt, an das Beste sämmtlicher Mitglieder unseres kleinen Birkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu versagen.

Wenigstens finde ich es nicht billig, versetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geschähe doch, wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieße. Den Hauptmann hat sein gutes Geschick hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegcheiden lassen. Wer weiß, was Ottilien bevorsteht; warum sollten wir uns übereilen?

Was uns bevorsteht, ist ziemlich klar, versetzte Charlotte mit einiger Bewegung; und da sie die Absicht hatte, ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: Du liebst Ottilien, du gewöhnst dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vorsicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann, versetzte Eduard, der sich zusammennahm, so läßt sich doch soviel sagen, daß

man eben alsdann sich am Ersten entschließt, abzuwarten, was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.

Hier vorauszu sehen, versetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und so viel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir Beide nicht mehr jung genug sind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht sollte. Niemand kann mehr für uns sorgen; wir müssen unsre eigenen Freunde sein, unsre eigenen Hofmeister. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerstes verlieren werden, Niemand erwartet, uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannst du mir's verdienen, versetzte Eduard, der die offne reine Sprache seiner Gattin nicht zu erwidern vermochte, kannst du mich schelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen ist, sondern ein gegenwärtiges. Denke dir, aufrichtig und ohne Selbstbetrug, Ottilien aus unserer Gesellschaft gerissen und fremden Menschen untergeben — ich wenigstens fühle mich nicht grausam genug, ihr eine solche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entschlossenheit ihres Gemahls hinter seiner Verstellung gewahr. Erst jetzt fühlte sie, wie weit er sich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief sie aus: Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit! wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt.

Für unsere Kinder, dünkte ich, wäre gesorgt, sagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch gleich das Aeußerste denken!

Das Aeußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst, bemerkte Charlotte. Lehne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe, die ich uns biete. In trüben Fällen muß Derjenige wirken und helfen, der am Klarsten sieht. Dießmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren! Kannst du mir zumuthen, daß ich auf mein wohl erworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradehin Verzicht leisten soll?

Wer sagt das? versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du selbst, versetzte Charlotte; indem du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst du nicht Alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte, wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochenes Wort ist fürchterlich, wenn es Das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiderte Eduard: Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was du vorhast.

Meine Absicht war, versetzte Charlotte, mit dir die beiden Vor-

schläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am Gemähesten sein, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll. Sie legte darauf umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber, um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausgieng, etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Abreise Ottiliens, zu der sie schon Alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für ausgedacht, künstlich und planmäßig, um ihn auf ewig von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabsehbare Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich, sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Abreise nicht gegenwärtig sein, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorschub. Er befahl seine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweisung, was er einpacken und wie er ihm folgen solle, und so, wie schon im Stegreife, setzte er sich hin und schrieb.

#### Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar sein oder nicht, dieß nur fühl' ich: wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns Alle. Indem ich mich opfere, kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigeren ruhigeren Ausichten zurück. Du sollst es indessen besorgen, aber mit Ottilien. Bei dir will ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, handle sie wie sonst, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verspreche, kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwissend, wie ihr lebt; ich will mir das Beste denken. Denkt auch so von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das Innigste, auf das Lebhafteste: mache keinen Versuch, Ottilien sonst irgendwo unterzugeben, in neue Verhältnisse zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schlosses, deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir, und ich werde mich ihrer bemächtigen. Christ du aber meine Neigung, meine Wünsche, meine Schmerzen, schmeichelst du meinem

Wahn, meinen Hoffnungen, so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet. —

Diese letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja, wie er sie auf dem Papier sah, fieng er bitterlich zu weinen an. Er sollte auf irgend eine Weise dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entsagen! Jetzt erst fühlte er, was er that. Er entfernte sich, ohne zu wissen, was daraus entstehen konnte. Er sollte sie wenigstens jetzt nicht wiedersehen; ob er sie je wieder sähe, welche Sicherheit konnte er sich darüber versprechen? Aber der Brief war geschrieben; die Pferde standen vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten, Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich seinen Entschluß bereitt zu sehen. Er sagte sich, er dachte, daß es ihm doch möglich sei, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade seinen Wünschen näher zu kommen. Im Gegentheil stellte er sich Ottilien vor, aus dem Hause gedrängt, wenn er bliebe. Er siegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und schwang sich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshause vorbeiritt, sah er den Bettler in der Laube sitzen, den er gestern Nacht so reichlich beschenkt hatte. Dieser saß behaglich an seinem Mittagsmahle, stand auf und neigte sich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben diese Gestalt war ihm gestern erschienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte sie ihn schmerzlich an die glücklichste Stunde seines Lebens. Seine Leiden vermehrten sich; das Gefühl Dessen, was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: O du Beneidenswerther! rief er aus, du kannst noch am gestrigen Almosen zehren, und ich nicht mehr am gestrigen Glück!

## Siebzehntes Kapitel.

Ottile trat ans Fenster, als sie Jemanden wegreiten hörte, und sah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne sie gesehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte sie auf einen weiten Spaziergang mit sich zog und von mancherlei Gegenständen sprach, aber des Gemahls, und wie es schien, vorzüglich, nicht erwähnte. Doppelt betroffen war sie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tisch nur mit zwei Bedecken besetzt zu finden.

Wir vermissen ungern geringscheinende Gewohnheiten, aber schmerzlich empfinden wir erst ein solches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten, Charlotte hatte seit langer Zeit zum ersten Mal den Tisch selbst angeordnet, und es wollte Ottilien scheinen, als wenn sie abgesetzt wäre. Die beiden Frauen saßen gegen einander über; Charlotte sprach ganz unbefangen von der Anstellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen. Das Einzige tröstete Ottilien in ihrer Lage, daß sie glauben



konnte, Eduard sei, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduards Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte, wer ihn hieher bestellt habe, so antwortete man ihr, es sei der Kammerdiener, der hier noch Einiges aufspaden wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch Einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein paar silberne Löffel und Mancherlei, was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken: sie verstehe nicht, was er damit sagen wolle; denn er habe ja Alles, was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen und sie deswegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, mußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit ent-rissen war, konnte sie fühlen. Charlotte fühlte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir wagen nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen zu schildern, sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag weghelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie, ein anderes Wesen an-zutreffen.

Sie hatte sich nicht gefast, sich nicht ergeben, aber sie war, nach so großem Verluste, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtsein wiedergekehrt, war sogleich: sie möchte nun nach Entfernung der Männer gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Diese suchte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur ungern von sich; und ob sie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu wirken vermag, so kannte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseins und brachte daher Manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für diese ein großer Trost, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: Wie lebhaft ist, sagte sie, die Dankbarkeit Derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinausshelfen. Laß uns freudig und munter in Das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben;

so bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir Das, was ihr stürmendes ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsere Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante, versetzte Ottilie, so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung Anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren giengen und oft statt Alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschlüsse veranlaßt werden!

Charlotte gab ihr Recht; doch setzte sie das Gespräch nicht fort: denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie bloß Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter, als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die Männer, besonders Eduarden, wieder herandenken können, so war es ihr um desto auffallender, als Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache sprach, wodurch denn Alles ein anderes Ansehen gewann, als sie nach Eduards frühern Versicherungen sich vorstellen mochte. Durch alles Dieß vermehrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, scharfsinnig, argwöhnisch geworden, ohne es zu wissen.

Charlotte durchdrang indessen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit scharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei sie Ottilien beständig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bänglichkeit, ins Enge; ja, wenn sie Alles genau betrachtete, so hielt sie den leidenschaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schidung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Gränzenlose gerathen und hätte den schönen Zustand reichlicher Glücksgüter, ohne sich zeitig genug zu besinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerstört, doch erschüttelt.

Was von Parianlagen im Gange war, störte sie nicht. Sie ließ vielmehr Dasjenige fortsetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Ihr zurücktehrender Gemahl sollte noch genug erfreuliche Beschäftigung finden.

Bei diesen Arbeiten und Vorjagen konnte sie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen und die neu entstandenen Ufer zierlich und mannigfaltig bepflanzt und berauschet. An dem neuen Hause ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, besorgt, und dann machte sie einen Abschluß da, wo man mit Vergnügen wieder von

vern anfangen konnte. Dabei war sie ruhig und heiter; Ottilie schien es nur: denn in Allem beobachtete sie nichts als Symptome, ob Edward wohl bald erwartet werde, oder nicht. Nichts interessirte sie an Allem als diese Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anstalt, zu der man die Gärtnereien versammelte und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Edward hatte schon den Gedanken gesagt. Man ließ den Knaben eine Art von heit'rer Monirung machen, die sie in den Abendstunden anjog, nachdem sie sich durchaus gereinigt und gekübert hatten. Die Gärtnerei war im Schloß, dem verständigsten, genauesten Knaben vertraute man die Aufsicht an, der Architekt leitete das Ganze und che man sich's verloh, so hatten die Knaben alle ein gewisses Geschick. Man fand an ihnen eine bequeme Dressur, und sie verrichteten ihr Geschick nicht ohne eine Art von Wandern. Gewiß, wenn sie mit ihren Scharrreihen, gestrichen Messerlingen, Rechen, kleinen Spaten und Hacken und werdelartigen Besen einherzogen, wenn andre mit Röhren hinterdrein kamen, um Unkraut und Sterne bei Seite zu schaffen; andre das hohe, große eiserne Walzenrad hinter sich herzogen: so gab es einem häßlichen erschütternden Anblick, in welchem der Architekt eine ertige Folge von Störungen und Thätigkeiten für den Friede eines Gärtnereies sich anmerkte. Ottilie hingegen sah darin nur eine Art von Parade, welche den rüchlebrenden Hausherrn bald begrüßen sollte.

Dies gab ihr Muth und Lust, ihn mit etwas Hehnlichem zu empfangen. Man hatte zethier die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu remontern gesucht. Auch diese Tugenden hatten zugenommen seit jenen Anstalten zu Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte stets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Reizung. Nun gedachte sie es vollständiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt sich kein Chor bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne sich's ganz deutlich zu machen, suchte sie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an sein Haus, seine Eltern und seine Geschwister einzusößen.

Das gelang ihr mit Vielen. Nur aber ein Aelch, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Geschick sei und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind sein, denn ihr war es besonders freundlich. In ihr lag es sich, mit ihr gien und lief es, wenn sie es erlaubte. So war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin schien dem Kinde Bedürfnis zu sein. Anfanglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes: dann sagte sie selbst Reizung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr, und Nancy begleitete ihre Herrin überall hin.

Dies nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich ihre das schöne Geschick. Die Beer- rlung zu

Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny sich besonders schmecken ließ. Bei dem übrigen Obste, das für den Herbst eine so reichliche Ernte versprach, gedachte der Gärtner beständig des Herrn, und niemals, ohne ihn herbeizuwünschen. Ottilie hörte dem guten alten Manne so gern zu. Er verstand sein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzusprechen.

Als Ottilie sich freute, daß die Pfropfreiser dieses Frühjahrs alle so gar schön gekommen, erwiderte der Gärtner bedenklich: Ich wünsche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverlässig, als sonst die Rathhäuser waren. In den Katalogen findet man wohl lauter honette Namen. Man pfropft und erzieht und endlich, wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen.

Am Wiederholtesten aber fragte der treue Diener, fast so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß merken, daß er glaube, sie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gesät, Alles gepflanzt hatten, stand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die späteren Blumen, die sich erst anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduards Geburtstag, dessen Feier sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Reigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung, dieses Fest zu sehen, nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offenen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn Alles beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor Alles, man kann wohl sagen, Alles: denn sie hatte zuerst Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz, das sucht, fühlt wohl, daß ihm etwas mangle; ein Herz, das verloren hat, fühlt, daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch,

obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigne Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sei. Wie oft aber lag diese Nachts, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knien vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten, nichts gefertigt. Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach. Auch auf dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Rahn und ruderte sich bis mitten in den See: dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde, und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

### Achtzehntes Kapitel.

Daß jener wunderbar thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern: denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sei, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deshalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten und eilte, Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen, baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte, bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter, und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu sein.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sei Eduards gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir soviel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Pläne sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht leugnen, daß er Ottilien hier zu sehen wünsche, daß er wünsche, sie hieher zu führen, zu locken, und was er sich sonst noch

Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich sein.

So verfloßen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Vorsätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittlers überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verzögerungen und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt war Eduard, als er vernahm, Mittler komme nicht von dorthier, sondern aus eigenem Antriebe. Sein Herz verschloß sich, und das Gespräch wollte sich Anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beschäftigtes Gemüth das dringende Bedürfnis hat, sich zu äußern, das, was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuschütten, und ließ sich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, diesmal aus seiner Rolle herauszugehen und statt des Vermittlers den Vertrauten zu spielen.

Als er hiernach auf eine freundliche Weise Eduarden wegen seines einsamen Lebens tadelte, erwiderte dieser: O ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen sollte! Immer bin ich mit ihr beschäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unschätzbaren Vortheil, mir denken zu können, wo sich Ottilie befindet, wo sie geht, wo sie steht, wo sie ausruht. Ich sehe sie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, schaffen und vornehmen, freilich immer Das, was mir am Meisten schmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht: denn wie kann ich fern von ihr glücklich sein! Nun arbeitet meine Phantasie durch, was Ottilie thun sollte, sich mir zu nähern. Ich schreibe süße vertrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen. Ich habe versprochen, keinen Schritt gegen sie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet sie, daß sie sich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grausamkeit gehabt, Versprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß sie mir nicht schreiben, keine Nachricht von sich geben wolle? Es ist natürlich, es ist wahrscheinlich, und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn sie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entschließt sie sich nicht, warum wagt sie es nicht, zu fliehen und sich in meine Arme zu werfen? Sie sollte das, denke ich manchmal, sie könnte das.

Wenn sich etwas auf dem Vorsaale regt, sehe ich gegen die Thüre. Sie soll hereintreten! denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich ist, bilde ich mir ein, das Unmögliche müsse möglich werden. Nachts, wenn ich aufwache, die Lampe einen unsichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da sollte ihre Gestalt, ihr Geist, eine Ahnung von ihr vorüberstoben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Versicherung hätte, sie denke mein, sie sei mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne sind wir im Traume zusammen, und sonderbar genug, seit ich andere liebenswürdige Personen hier in der Nachbarschaft kennen gelernt, jetzt erst erscheint mir ihr Bild im Traum, als wenn sie mir sagen wollte: siehe nur hin und her! du findest doch nichts Schöneres und Lieberes als mich. Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander. Bald unterschreiben wir einen Kontrakt; da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige; beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. Auch nicht ohne Schmerz sind diese wonnevollen Gaukeleien der Phantasie. Manchmal thut sie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erst, wie sehr ich sie liebe, indem ich über alle Beschreibung geängstet bin. Manchmal neckt sie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber sogleich verändert sich ihr Bild, ihr schönes, rundes, himmlisches Gesichtchen verlängert sich: es ist eine Andere. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder lächeln Sie auch! O, ich schäme mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörichten rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war Alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Einhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade ins Gesicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein, aber ich hatte Das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will Den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wohl schwerlich je wieder aufgebe.

Durch diese lebhaften, herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er, vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt, in Thränen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.



Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verleugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduards weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und doch seine Mißbilligung. Eduard — hier es — solle sich ermannen, solle bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sei: solle nicht vergessen, daß dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche, im Unglück sich zu fassen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anstand zu ertragen, um höchlich geschätzt, verehrt und als Rußer aufgestellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichsten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm diese Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glücklich, der Behagliche hat gut reden, fuhr Eduard auf; aber schämen würde er sich, wenn er einführte, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben, einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es gibt Fälle, ja, es gibt deren! wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist. Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schilbern weiß, keineswegs, die Seinigen bei schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprichwort sagt er: Thränenreiche Männer sind gut. Verlasse mich Jeder, der trocknes Herz, trockne Augen ist! Ich verfluche die Glücklich, denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel gebenden, um ihren Beifall zu erhalten, und, damit sie ihm beim Verschelden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen. Bisher Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Besuch; aber Sie erzeugten mir eine große Liebe, wenn Sie sich im Garten, in der Gegend umsähen. Wir kommen wieder zusammen. Ich suche gefasster und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler machte lieber einklinken, als die Unterhaltung abbrechen, die er so leicht nicht wieder anschließen konnte. Auch Eduard war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen krebte.

Freilich, sagte Eduard, hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter diesem Reden bin ich mich selbst erst gewahr worden, habe ich mich selbst erst gewahr, was ich mich entschließen sollte, was ich zu machen bin. Ich sehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir nur, zwischen Mord und Genug habe ich zu wählen. Verzeihen Sie, lieber Mann, eine Scheidung, die so nothwendig, so sehr nöthig ist, lassen Sie mir Charlottens Einwilligung. Ich will nicht weiter aufzählen, warum ich glaube, daß sie zu erlangen ist. Ich sehe Sie, den lieben Mann, beruhigen Sie uns Alle, und Sie uns glücklich!

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: Ihren Schicksal und Cithrens ist nicht zu trennen, und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen

Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; Niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen, daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn Alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Lassen Sie in dieser Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwischen diesem Hoffen und Bangen dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitstern, nach welchem es hinblide, wenn es auch nicht darnach steuern kann.

Ich ließe mir's wohl gefallen, versetzte Mittler, wenn dabei nur einige Consequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch; auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet und der Glaube für sie ganz allein lebendig.

Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, so nahm er den dringenden Wunsch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke noch entgegensetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforschen, wie es um die Frauen stehe, das war es, was ihm selbst nach seinen eigenen Gefinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie sonst gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von Allem, was vorgefallen war; denn aus Eduards Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehen auszusprechen. Wie verwundert, erstaunt und, nach seiner Gefinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm in Gefolg so manches Unerfreulichen endlich sagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß Alles sich wieder geben, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders sein, da Sie mich guter Hoffnung finden.

Verstehe ich Sie recht? fiel Mittler ein. — Vollkommen, versetzte Charlotte — Tausendmal gesegnet sei mir diese Nachricht! rief er, die Hände zusammenschlagend. Ich kenne die Stärke dieses Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen sah ich dadurch beschleunigt, befestigt, wieder herzustellen! Mehr als tausend

Worte wirkt eine solche gute Hoffnung, die fürwahr die beste Hoffnung ist, die wir haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache, verdrießlich zu sein. In diesem Falle, sehe ich wohl, wird meiner Eigenliebe nicht geschmeichelt. Bei euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sei. Er wollte das nicht eingehen. Alles ist schon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote ist so gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war dießmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben so gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wagte lange nicht, ihn aufzubrechen, und wie stand er betroffen, als er das Blatt gelesen, versteinert bei folgender Stelle, womit es sich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an dich zogst, sie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme schloßest. Laß uns in dieser seltsamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unserer Verhältnisse gesorgt hat in dem Augenblick, da das Glück unseres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht.“

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorgieng, würde schwer zu schildern sein. In einem solchen Gedränge treten zuletzt alle Gewohnheiten, alle Reigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Dasein unerträglich zu werden drohte; ja, es war ihm ein Trost, zu denken, daß er nicht mehr sein werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne. Niemand stellte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf: es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten,

für das Ungebohrne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochene Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte deswegen den Dienst verlassen: nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß.

Ottolie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, gieng in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir Einiges mitzutheilen gedenken.

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunstgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren sich entfernen, verbergen, sich der Unthätigkeit hingeben, gleich sodann schon ein Zweiter, Dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt und, indem er seine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerksamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preises würdig erscheint.

So zeigte sich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung so manches Unternehmens allein abhieng, wobei er sich genau, verständig und thätig erwies und zugleich den Damen auf mancherlei Art beistand und in stillen langwierigen Stunden sie zu unterhalten wußte. Schon sein Aeußeres war von der Art, daß es Vertrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Wortes, wohlgebaut, schlank, eher ein wenig zu groß, bescheiden, ohne ängstlich, zutraulich, ohne zudringend zu sein. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen, und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entsprang.

Unter Andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der, von einem benachbarten Edelmann gesendet, eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner sonderlichen Bedeu-

tung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müssen dieses Vorfalles gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pfortchen führte, war das Übrige alles mit verschiedenen Arten Klee besät, der auf das Schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthüre ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zu Gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein demungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohl erhaltenen Monumente zeigten zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut seine und seines Prinzipals Gründe darlegte und der Gesellschaft Manches zu denken gab.

Sie sehen, sprach er nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte, Sie sehen, daß dem Geringsten wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn

auch ein solches Merkzeichen wie die Trauer selbst durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden, so haben Begüterte nichts Angelegneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher, und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich, wie um einen Markstein, Gatten, Verwandte, Freunde selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.

Ich halte deswegen dafür, daß mein Prinzipal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß ist noch billig genug, denn die Glieder der Familie sind auf eine Weise verlegt, wofür gar kein Ersatz zu denken ist. Sie sollen das schmerzlich süße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröstliche Hoffnung, dereinst unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache ist nicht von der Bedeutung, versetzte Charlotte, daß man sich deßhalb durch einen Rechtshandel beunruhigen sollte. Meine Anstalt reut mich so wenig, daß ich die Kirche gern wegen Dessen, was ihr entgeht, entschädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit wenigstens nach dem Tode scheint mir beruhigender, als dieses eigensinnige starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Unhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. Und was sagen Sie hierzu? richtete sie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, versetzte dieser, in einer solchen Sache weder streiten noch den Ausschlag geben. Lassen Sie mich Das, was meiner Kunst, meiner Denkweise am Nächsten liegt, bescheidenlich äußern. Seitdem wir nicht mehr so glücklich sind, die Reste eines geliebten Gegenstandes eingekernt an unsere Brust zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug sind, sie unverfehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja, da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unserigen finden, sondern hinaus ins Freie gewiesen sind: so haben wir alle Ursache, die Art und Weise, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweise neben einander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig

entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel ungesäumt vergleiche und so die Decke, indem Alle sie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas, das der Erinnerung entgegen käme, sollte Das alles so vorübergehen? versetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort, nicht vom Andenken, nur vom Plaze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseins erwarte; und deswegen wünsche ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgefät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort oder in schönen Hallen um die Begräbnißpläze Denkzeichen, Denkschriften auf. Es gibt tausenderlei Formen, die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierrathen, womit man sie ausschmücken kann.

Wenn die Künstler so reich sind, versetzte Charlotte, so sagen Sie mir doch: wie kann man sich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestuften Säule und eines Aschenkruhs herausfinden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen.

Das ist wohl bei uns so, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Erfindung und der schicklichen Anwendung eine eigne Sache sein. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernstlichen Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses gibt mehr als irgend etwas Anders einen Begriff von Dem, was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Notizen: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Masse auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande, sie völlig wieder zu beleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, dieß Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall, wo es steht, steht es für sich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. <sup>Wahrlich</sup> Soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? selbst ich habe ich eine Art von



Abneigung: denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muth? Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gerechten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu zeigen.

Und leider ereignet sich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der Andern; es ist meist nur ein selbstlicher Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

## Zweites Kapitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst in guten Maaßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Auferstehungsfelde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten, bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen

Umgebungen und Angebauten zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitenkapelle von noch geistreichern und leichtern Maßen, von noch gefälligeren und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnittenen und gemalten Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigne Weise zu feiern mußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Kapelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht und freute sich, dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem Andern zeigte er versprochenemmaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfacheren Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte Alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernstesten Dinge durch seine Behandlung etwas Puzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästchen eines Modehändlers, hinblidte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistens deutschen Ursprungs: Bracteaten, Diarmünzen, Siegel, und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrißne Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Dasein hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Weitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Geberden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe,

der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklarte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste, was geschah, hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die Meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter ihres Gleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder die Räume zwischen den Spitzbogen der Kapelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja, vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit, von Demjenigen, was Ottilie sich daraus in ihren Hefen angemerkt, Einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer lebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne Alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Eben so zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der Alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche, und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle gibt davon das entschiedenste Zeugniß.

### Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben Denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.“

„Es gibt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn

es unähnlich ist, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu Zweien ist und doch nicht auseinander kann."

"Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja, sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält."

"Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deshwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theueren Menschen entbehren müßte."

"Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

"Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn Alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

"Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

### Drittes Kapitel.

Es ist eine so angenehme ~~Empfindung~~ <sup>Empfindung</sup>, sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann — den Dilettanten schelten

solte, wenn er sich mit einer Kunst abgibt, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er, über die Gränze seiner Kunst hinaus, in einem benachbarten Felde sich zu ergehen Lust hat.

Mit so billigen Gefinnungen betrachten wir die Anstalten des Architekten zum Ausmalen der Kapelle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Kartone gezeichnet; allen Anspruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt sich an seine Umrisse; nur die sitzenden und schwebenden Figuren geschickt auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszufüllen, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit gieng vorwärts, und da schon Einiges, was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider sein, daß Charlotte mit Ottilien ihn besuchte. Die lebendigen Engelsgesichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles frommes Wesen das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen leicht und bequem Das alles zugiegt, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein saltenreiches Gewand mit so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah, wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die Beiden gewähren und gieng, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie Niemanden mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwicklung dieser Empfängniß abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernst als zutraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter Denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugete sich zugleich, daß er größere auffuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzusehr deuten, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten würde zurückgehalten sein. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Ge-

anken und mochte sie hin und wieder legen, wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle Dem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun gieng es rasch weiter, und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Übung gewannen Ottilie und der Architect bei den letzten Bildern mehr Freiheit, sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architecten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie stiegen sämmtlich an, Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach auf dem Wege vom Auge zur Hand nichts verloren gieng, ja, daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichter glückte vollkommen, so daß es schien, als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen heruntersähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer Eins zum Andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster; und ob schon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden, so kam man doch früher, als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch sah aber Alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architect erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Kapelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er, sie nicht begleiten zu dürfen, und empfahl sich sogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraschung zugebracht haben mag, sagte Charlotte, als er weggegangen war, so habe ich doch gegenwärtig keine Lust, hinunter zu gehen. Du nimmst es wohl allein über dich und gibst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in deiner Beschreibung und dann gern in der Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied und besonders nicht überrascht sein wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah

sich unwillkürlich nach dem Architekten um, der aber nirgends erschien und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen fand. Diese war schon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Kapelle, deren schwere, mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmuthig zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Pierde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gegossene Gipsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architect heimlich bereiten lassen und konnte nun in kurzer Zeit Alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schönge schnitzte Chorstühle vorgefunden, die nun gar schicklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Ottile freute sich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, gieng hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn Dieß alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottile vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht, in welche sonderbare Epoche diese Überraschung gefallen sei. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feiern gehofft: wie sollte nicht Alles zu diesem Feste geschmückt sein? Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Asten sahen noch immer still bescheiden vor sich hin; und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient, einen Ort auszuschnücken, der, wenn er nicht bloß eine Künstler-Grille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtstfest gefeiert, sie mußte des neugerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel Freundliches versprach. Ja, das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.



tung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müssen dieses Vorfalles gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pfortchen führte, war das Übrige alles mit verschiedenen Arten Alee besät, der auf das Schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthüre ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zu Gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein demungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigten zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut seine und seines Principals Gründe darlegte und der Gesellschaft Manches zu denken gab.

Sie sehen, sprach er nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte, Sie sehen, daß dem Geringsten wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn

auch ein solches Merkzeichen wie die Trauer selbst durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden, so haben Begüterte nichts Angelegneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher, und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich, wie um einen Markstein, Gatten, Verwandte, Freunde selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.

Ich halte deswegen dafür, daß mein Prinzipal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß ist noch billig genug, denn die Glieder der Familie sind auf eine Weise verletzt, wofür gar kein Ersatz zu denken ist. Sie sollen das schmerzlich süße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröstliche Hoffnung, dereinst unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache ist nicht von der Bedeutung, versetzte Charlotte, daß man sich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen sollte. Meine Anstalt reut mich so wenig, daß ich die Kirche gern wegen Dessen, was ihr entgeht, entschädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit wenigstens nach dem Tode scheint mir beruhigender, als dieses eigensinnige starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. Und was sagen Sie hierzu? richtete sie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, versetzte dieser, in einer solchen Sache weder streiten noch den Ausschlag geben. Lassen Sie mich Das, was meiner Kunst, meiner Denkweise am Nächsten liegt, bescheidenlich äußern. Seitdem wir nicht mehr so glücklich sind, die Reste eines geliebten Gegenstandes eingeurnt an unsere Brust zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug sind, sie unverfehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja, da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unserigen finden, sondern hinaus ins Freie gewiesen sind: so haben wir alle Ursache, die Art und Weise, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweise neben einander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig

entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel ungesäumt vergleiche und so die Decke, indem Alle sie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas, das der Erinnerung entgegen käme, sollte Das alles so vorübergehen? versetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort, nicht vom Andenken, nur vom Plaze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseins erwarte; und deßwegen wünsche ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgefät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze Denkzeichen, Denkschriften auf. Es gibt tausenderlei Formen, die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierrathen, womit man sie ausschmücken kann.

Wenn die Künstler so reich sind, versetzte Charlotte, so sagen Sie mir doch: wie kann man sich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestuften Säule und eines Aschenkruks herausfinden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen.

Das ist wohl bei uns so, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Erfindung und der schicklichen Anwendung eine eigne Sache sein. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernstlichen Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses gibt mehr als irgend etwas Anders einen Begriff von Dem, was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Notizen: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Masse auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande, sie völlig wieder zu beleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, dieß Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall, wo es steht, steht es für sich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von

Abneigung: denn sie scheinen mir immer einen stillen Bortwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedankt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muth? Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gerechten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet sich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der Andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

## Zweites Kapitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung der Architect manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Auferstehungsfelde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten, bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit alle-

Umgebungen und Angebauten zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitenkapelle von noch geistreichern und leichtern Massen, von noch gefälligeren und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnittenen und gemalten Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigne Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Kapelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht und freute sich, dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem Andern zeigte er versprochenemassen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfacheren Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte Alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernstesten Dinge durch seine Behandlung etwas Pughafte annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästchen eines Modehändlers, hinblidte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistens deutschen Ursprungs: Bracteaten, Diarmünzen, Siegel, und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrißne Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Dasein hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Weitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Geberden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichthümliche Knabe,

der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste, was geschah, hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die Meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter ihres Gleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder die Räume zwischen den Spitzbogen der Kapelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja, vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit, von Demjenigen, was Ottilie sich daraus in ihren Hefen angemerkt, Einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schädlichen Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer lebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne Alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Eben so zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der Alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche, und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle gibt davon das entschiedenste Zeugniß.

### Aus Ottiliens Tagebuche.

„Reben Denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.“

• „Es gibt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst w-

es unähnlich ist, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu Zweien ist und doch nicht auseinander kann."

"Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja, sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält."

"Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theueren Menschen entbehren müßte."

"Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugebedt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

"Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn Alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder ausziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

"Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

### Drittes Kapitel.

Es ist eine so angenehme Empfindung, sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann, daß Niemand den Dilettanten schelten



solte, wenn er sich mit einer Kunst abgibt, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er, über die Gränze seiner Kunst hinaus, in einem benachbarten Felde sich zu ergeben Lust hat.

Mit so billigen Gesinnungen betrachteten wir die Anstalten des Architekten zum Ausmalen der Kapelle. Die Farben waren bereitet, die Mäße genommen, die Skizzen gezeichnet; allen Anspruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt sich an seine Umrisse; nur die stehenden und schwebenden Figuren geschickt auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszufüllen, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit gieng vorwärts, und da schon Einiges, was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider sein, daß Charlotte mit Ottilie ihn besuchte. Die leuchtenden Engelsgesichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles frommes Wesen des Muths zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Geräth geklettert und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen leicht und bequem das Alles gieng, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Winkel griff und auf erhaltene Anweisung ein saltentriches Gewand mit so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah, wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die Weiden gewähren und gieng, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie Niemanden mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt und ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, so betrachten wir Tage es mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Zustands ausgestet worden, daß die Entwicklung dieser Empfängnis abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefast und ernst als vertraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter Denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie mußte nun, welchen Weg er genommen hatte, sie ersuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeigte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur abjuchsen deuten, daß er in jedem Sinne schmerzlich vom Aeußersten würde zurückgehalten sein. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in

danke und mochte sie hin und wieder legen, wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottile, von alle Dem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun gieng es rasch weiter, und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Übung gewannen Ottile und der Architect bei den letzten Bildern mehr Freiheit, sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architecten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fiengen sämmtlich an, Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach auf dem Wege vom Auge zur Hand nichts verloren gieng, ja, daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichter glückte vollkommen, so daß es schien, als wenn Ottile selbst aus den himmlischen Räumen heruntersähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer Eins zum Andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottile ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster; und ob schon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden, so kam man doch früher, als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch sah aber Alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architect erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Rapelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er, sie nicht begleiten zu dürfen, und empfahl sich sogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraschung zugebracht haben mag, sagte Charlotte, als er weggegangen war, so habe ich doch gegenwärtig keine Lust, hinunter zu gehen. Du nimmst es wohl allein über dich und gibst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in deiner Beschreibung und dann gern in der Wirklichkeit genießen.

Ottile, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied und besonders nicht überrascht sein wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah

sich unwillkürlich nach dem Architekten um, der aber nirgends erschien und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen fand. Diese war schon huter fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Kapelle, deren schwere, mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmuthig zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Erde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gegossene Gipsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten lassen und konnte nun in kurzer Zeit Alles zusammensetzen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schöngezeichnete Stühle vorgefunden, die nun gar glücklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Otilie freute sich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, gieng hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn Dieß alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Otilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht, in welche sonderbare Epoche diese Überraschung gefallen sei. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feiern gehofft: wie sollte nicht Alles zu diesem Feste geschmückt sein? Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichtum ungepflückt. Die Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Aeltern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient, einen Ort auszusmücken, der, wenn er nicht bloß eine Künstler-Grille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinfamen Grabstätte geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtstest gefeiert, sie mußte des neuerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel Freundliches versprochen. Ja, das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft, aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

## Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das Deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich Das am Wenigsten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden.“

„Der Baukünstler vor Allen hat hierin das wunderbarste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur Herz erhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergibt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit Dem, was Allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen bestimmt war!“

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem Neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern, als ich in der Kapelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gefehrt sitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernstesten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe.“

„Man mag sich stellen, wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre, zu sehen. Es könnte wohl sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften.“

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Ähre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.“

## Viertes Kapitel.

Wie seltsam mußte, nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe. Es entgieng ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. — Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es gibt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so fortführen.

Es war daher, als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pension in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Ubrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, in sofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deßhalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst: die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Bächen, Mantelsäcke und anderer ledernen Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale auseinander. Des Gepäcks und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben beg

nete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja, ihr heiteres Gesicht erschien im schönsten Glanze: denn sie hatte in kurzer Zeit Alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, Jedermann nach seiner Art bequem und glaubte gut bedient zu sein, weil er nicht gehindert war, sich selbst zu bedienen.

Nun hätten Alle gern, nach einer höchst beschwerliche Reise, einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu bezeugen; aber Luciane konnte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufstehen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anschlag; es war, als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war; sie mußte die Anlagen besichtigen, von denen sie Vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geschehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte sie Alles gesehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Wesens war ihr nicht leicht zu widersprechen. Die Gesellschaft hatte Manches zu leiden, am Meisten aber die Kammermädchen, die mit Waschen und Bügeln, Aufstreuen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Raum hatte sie das Haus und die Gegend erschöpft, als sie sich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarschaft Besuch abzulegen. Weil man sehr schnell ritt und fuhr, so reichte die Nachbarschaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbesuchen überschwemmt, und damit man sich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald bestimmte Tage angesetzt.

Indessen Charlotte mit der Tante und dem Geschäftsträger des Bräutigams die innern Verhältnisse festzustellen bemüht war und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu sorgen mußte, daß es an nichts bei so großem Zubrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fischer und Krämer in Bewegung gesetzt wurden, zeigte sich Luciane immer wie ein brennender Kometen-Kern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Die gewöhnlichen Besuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unschmackhaft. Raum daß sie den ältesten Personen eine Ruhe am Spieltisch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ sich nicht durch ihre reizenden Zubringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Begirspiel. Und obgleich Das alles, so wie hernach die Pfänderlösung, auf sie selbst berechnet war, so gieng doch von der andern Seite Niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art sein, von welcher er wollte, ganz leer aus; ja, es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eignes Geschick zu Statten,



so daß, indem Alle sich begünstigt sahen, Jeder sich für den am Meisten Begünstigten hielt: eine Schwachheit, deren sich sogar der Älteste in der Gesellschaft am Allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu sein, Männer, die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben, so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: Jeder hatte sein Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen langlockigen Haar so unbefangen herausah, so gerad und ruhig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal halb unwillig, halb listig entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäck mitgebracht, ja, es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine unendliche Abwechslung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, sich des Tags drei-, viermal umzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln, so erschien sie dazwischen wohl auch einmal im wirklichen Maskenkleid, als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Rutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu sein glaubte.

Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsächlich benutzte, waren pantomimische Stellungen und Tänze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Geberden mit der wenigen nöthigen Musik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede, und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie bei der Pause eines lebhaften Balls, auf ihren eigenen heimlichen Antrieb, gleichsam aus dem Stegreife, zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener Klavier spielende Gehülfe, mit dem es abgeredet sein mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfieng und sie aufforderte, jene Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarsches in Gestalt der königlichen Wittwe, mit gemessenen Schritt einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man



eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeschnittenes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas ins Ohr sagte, gieng sogleich, den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewissermaßen herbeizuschieben, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen und also keineswegs einen Stützen, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn er machte in seiner ganz schwarzen knappen modernen Civilgestalt einen wunderlichen Kontrast mit jenen Flören, Treppen, Franzen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so sagte er sich doch gleich innerlich, allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein Paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardischen als einem karischen König wäre gemäß gewesen, aber doch in so schönen Verhältnissen, so ernst in seinen Theilen, so geistreich in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entstehen sah und, als es fertig war, bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Königin gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich, als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin und bezeichnete das Verlangen, diese oben auf dem Gipfel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Lucianen betraf, so war sie endlich von ihrer Ungebuld erlöst: denn ihre Absicht war keineswegs, eine gewissenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinstizziert, was etwa einem Monument ähnlich gesehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgegeben, so wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit: denn ob sie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemal beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen, so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt, daß sie allzuoft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer steigern, mehr einer Wittwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Klavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr, in welchen Ton er ausweichen sollte. Er dankte Gott, als er die Urne auf der Pyramide stehn sah, und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrücken wollte, in ein lustiges Thema; wodurch die Vorstellung zwar ihren Charakter verlor, die Gesellschaft jedoch völlig aufgehheitert wurde, die sich denn

so gleich theilte, der Dame für ihren vortreflichen Ausdruck und dem Architekten für seine künstliche und geistliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweisen.

Besonders der Bräutigam unterhielt sich mit dem Architekten. Es thut mir leid, sagte Jener, daß die Zeichnung so vergänglich ist. Sie erlauben wenigstens, daß ich sie mir auf mein Zimmer bringen lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte der Architekt, so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieses nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf ist.

Ottilie stand nicht fern und trat zu den Beiden. Verzeihen Sie nicht, sagte sie zum Architekten, den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung sehen zu lassen: er ist ein Freund der Kunst und des Alterthums; ich wünsche, daß Sie sich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon ist die Rede?

Von einer Sammlung Kunstwerke, antwortete der Baron, welche dieser Herr besitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag sie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen sie gleich? setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht sein, versetzte der Architekt.

Was! rief Luciane gebieterisch, Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen? Dann legte sie sich auf ein neckisches Pöttein.

Sein Sie nicht eigensinnig, sagte Ottilie halb leise.

Der Architekt entfernte sich mit einer Beugung, sie war weder brisierend noch verneinend.

Raum war er fort, als Luciane sich mit einem Windspiel im Saale herumjagte. Ach, rief sie aus, indem sie zufällig an ihre Mutter fiel, wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Allen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es ist aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieses Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen lassen, es soll mir Jemand hin, ihn zu holen. Wenn ich nur sein Bildniß sehen könnte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen, und er soll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich trösten, versetzte Charlotte, wenn ich dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse. Luciane schrieb vor Freuden laut auf, und der Folio-band wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Gesichter machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit einem bekannten Menschen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Onkel? rief sie unbarmherzig, der wie der Galanteriehändler M—, der wie der Pfarrer E—, und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch di

Affen die eigentlichen Incroyables, und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart Alles erlaubte.

Ottile unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf Manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun, als ob von etwas die Frage gewesen wäre. Ottile ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wieder-aufjagen einer schon gesunkenen Lust dauerten dießmal, wie sonst auch, weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können, so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgend einen Hest mitgetheilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen sein.

#### Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.“

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so Viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.“

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versteht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.“

„Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.“

„Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.“

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißversteht.“

„Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.“

„Wer vor Andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.“

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegenstand.“

„Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.“

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch Das, was sie lächerlich finden.“

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“

„Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.“

„Der Verständige findet fast Alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.“

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, verlegte er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann.“

„Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.“

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alle Freunde gewisse Eigenschaften ablegten.“

„Man sagt: er stirbt bald, wenn Einer etwas gegen seine Art und Weise thut.“

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja, an uns kultiviren? Solche, die den Andern eher schmeicheln als sie verletzen.“

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.“

„Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.“

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich.“

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Belennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen Die, die wir lieben.“

### Fünftes Kapitel.

So peitschte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel vor sich her. Ihr Hofflaas vermehrte sich täglich, theils w

Treiben so Manchen anregte und anzog, theils weil sie sich Andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden mußte. Mittheilend war sie im höchsten Grade: denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Röstliches auf einmal zugeflossen war, so schien sie nichts Eigenes zu besitzen und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So zauderte sie nicht einen Augenblick, einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so nettliche geschickte Weise, daß Niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränksten zu erkundigen und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzubiel lästige Nothleidende an sie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte sie so sehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft floh, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, obgleich rühmlich in der Schlacht, verloren hatte. Diese Verstümmelung erregte ihm einen solchen Mißmuth, es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unfall bekannt machen sollte, daß er sich lieber versteckte, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts wollte zu schaffen haben.

Das Dasein dieses jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erst in kleiner Gesellschaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm sich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen Andern, besonders wußte sie durch zudringliche Dienstfertigkeit ihm seinen Verlust werth zu machen, indem sie geschäftig war, ihn zu ersezen. Bei Tafel mußte er neben ihr seinen Plaz nehmen, sie schnitt ihm vor, daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarschaft weg, so erstreckte sie ihre Aufmerksamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten Das ersezen, was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben: er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht, wie ihm geworden war, und wirklich fleng er von diesem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht sollte man denken, ein solches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er rechnete ihr diese Bemühungen zu großem Verdienst an und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie Alles, was im Mindesten vorfänglich schien, von



sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit Jedermann nach Belieben umspringen. Jeder war in Gefahr, von ihr einmal angeklagen, gezeigt oder sonst gekränkt zu werden. Niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben. Niemand sie nach Willkür berühren. Niemand auch nur im entferntesten Sinne eine Freiheit, die sie sich nahm, erwidern, und so hielt sie die Andern in den strengsten Grenzen der Züchtligkeit gegen sich, die sie gegen Andern jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sei bei ihr Regime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Reizung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte, so verwarf sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Junge, die Niemanden schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelehnt, wiewohl sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freudig aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das Ausgelaßene merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sei. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter übereilt hatte, hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehagliche Nieme. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritte über ein Kind, das andere wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit doch wieder einmal Jemand im Hause zum Vorschein käme, da ihnen keine Nothherben gegeben waren. Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht liebe. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautleuchter bis zu der neuesten Papierlampe vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferbild, eins wie das andre mußte leiden, eines wie das andre wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgesetzt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie flücht Weilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem vernünftigen Bestreben, ein selbstlicher Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen, aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältnis zu Cécile erzeugt. Auf die ruhige, ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und geachtet wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Cécile der Gärten und der Treibhäuser annahm, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, unangesehen des tiefen Winters, in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gemacht warte, sondern sie ließ auch von nun an so viel Grüns, so viel Zwilge, was nur irgend konnte, herbeiholen und zur täglichen Zier

Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig getränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Eben so wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja so viel Andre nicht davon starben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei; denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet gieng, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens den Männern immer die schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Plage befinden, ja, der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit, die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Kapelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte, in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden; doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extempoirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben so gut hin, als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gipsernes oder ein lebendes Haupt sein, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend Jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Kompliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte, daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte: denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Kapelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehen sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.



Das persönliche Verhältniß Cutiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft: denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die Alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besetzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Offiziere von entfernteren Garnisonen, die Gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man wunderte sich nicht lange sie Beide zusammen und so heiter zu sehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sei gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen sein, sobald es die Schickslichkeit nur erlaube. Cutilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Wort, was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entzagen gesprochen ward. Beide Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gehofften Glück so nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sei, so wußte sie ein Konzert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, so verstand man sie so wenig, als wenn sonst eine deutsche Schöne zur Guitarre singt. Indeß versicherte Jedermann, sie habe mit viel Ausdruck zu singen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden sein. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, den sie auch besonders zu verblenden hoffte, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte und deshalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie Alle, höflich gegen sie, aber sie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weil er nichts von ihm vernahm, bis sie endlich aus Ungebuld einen ihrer Poeten an ihn schickte und sondiren ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sei, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vorzutragen zu hören. Meine Gedichte? versetzte dieser mit Erstaunen.

Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Böpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken waren über alle Begriffe schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich, schlank und leicht, zeigte sich an ihr in dem älteren Kostüm äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte gesorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der künstlichsten Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch ins Angesicht zu schauen, nahm dergestalt überhand, daß ein lustiger ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt: *tournez s'il vous plaît*, laut ausrief und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu wohl gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben sollen. Die beschämt scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durchsichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktszenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baronesse reisten ab und versprachen, in den ersten glücklichen Wochen ihrer neuen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühsam überstandenen Monaten die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Braut- und Jugendaumel sich würde gelegt haben: denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, Alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Wichtigkeit. Auf's Neujahr sollte ihm dieser folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane sich von der Wiederholung der so schön eingerichteten Gemälde, sowie von hundert andern Dingen die größte Glückseligkeit versprach, um so mehr, als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten schienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun sollte man scheiden, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weise geschehen. Man scherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt seien, als der Ehrenmann, der den Belisar vorgestellt hatte und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingerissen, denen er nun schon so lange huldigte, unbedachtſam ausrief: So lassen Sie es uns auf polniſche Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und ſo gehet es dann weiter in der Runde herum. Gefagt, gethan: Luciane ſchlug ein. Den andern Tag war gepackt, und der Schwarm warf ſich auf ein anderes Beſitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entſtand manches Unſchidliche, das erſt Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüſter und wilder. Treibjagen im tiefften Schnee, und was man ſonſt nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranſtaltet. Frauen ſo wenig als Männer durften ſich excluſiviren, und ſo zog man, jagend und reitend, ſchlittensfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, biß man ſich endlich der Reſidenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man ſich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andere Wendung gaben und Lucianen mit ihrer ſämmtlichen Begleitung, indem die Tante ſchon vorausgegangen war, unaufhaltſam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

#### Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er ſich gibt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.“

„Man kann der Geſellſchaft Alles aufdrängen, nur nicht, was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen ſteht.“

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Beſuchenden Mancherlei auszuſetzen haben, daß wir ſogleich, wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum Liebevollſten urtheilen: denn wir haben ſo zu ſagen ein Recht, ſie nach unſerm Maßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Cenſur.“

„Wenn man dagegen bei Andern geweſen iſt und hat ſie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuſtänden geſehen, wie ſie um ſich wirken, oder wie ſie ſich fügen, ſo gehört ſchon Unverſtand und böſer Wille dazu, um Das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig ſcheinen müßte.“

„Durch Das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, ſoll Das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt.“

„Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.“

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen mit der Lebensart bestehen.“

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.“

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.“

„Rohe Kriegersleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.“

„Niemand ist lästiger als ein läppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Hohem zu beschäftigen hat.“

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schicksliche haben, so wird es uns Angst um ihre Willen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stühle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann.“

„Es läme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Brille vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten.“

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.“

„Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.“

„Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.“

„Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.“

„Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.“

„Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummheit was zu Gute thun.“

„Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das

kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen.“

„Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.“

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.“

„Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.“

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.“

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen ist nicht so beschwerlich, als ernten.“

## Sechstes Kapitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch diesen Besuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum ersten Mal, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durchs Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Verhältnisse gebildet, eine sehr angenehme und liebenswürdige Reise erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter sich um desto eher eine für Andere vielleicht unangenehme Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen, oder wenigstens nicht belästigt sein wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weise jedoch sollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreise getroffen werden, indem diese nicht sowohl durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen, als durch Das, was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter sich gelassen hatte. Luciane schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, sondern auch mit den Traurigen traurig zu sein und, um den Geist des Widerspruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo sie hinkam, erkundigte sie sich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Gesellschaft erscheinen konnten. Sie be-

suchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem Jeden aus ihrer Kellerapothek, die sie beständig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf, da denn eine solche Kur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortreflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Versuch von der sittlichen Seite, und dieser war es, der Charlotten viel zu schaffern machte, weil er Folgen hatte, und Jedermann darüber sprach. Erst nach Luchians Abreise hörte sie davon, Cutille, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehenen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Schwägerer schuld zu sein und sich darüber nicht beruhigen noch wieder finden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still und ertrug selbst den Mitleid der Andern nur, wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn Mehrere beisammen waren, daß man unter einander über sie und ihren Zustand reflectire. Gegen Jedes allein äußerte sie sich verächtlich und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luchane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wiederzugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen und, so viel man merken konnte, durch Rußi ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt verlor sie es: denn eben weil sie Aufsehen erregen wollte, so brachte sie das schöne blasse Kind, das sie genau mitgerechnet hatte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Aufmerksamkeit, aus Neugierde und Apprehension, sich umgekehrt zu bewegen, so um die Kränze versammelt, sie wieder gemacht hätte und die Töchter, Köpfe zusammensteden irre gemacht und aufgeregelt hätte. Die dort Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter Vorwänden eilends, das gleichsam ein Geschehen vor einem Richter vorzuführen ausgedrückt schien. Erschreckt fuhr die Gesellschaft auseinander, und Cutille war unter denen, welche die Unruhige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Die Töchter, welche eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Mutter richteten, ohne im Mindesten daran zu denken, daß sie durch das Uebeln und ohne sich durch dieses und anderes Mißgehen zum Vorwurfe und Erwidern abhalten zu lassen.

Die Mutter, die Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, sie hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arge Uebel nicht mehr beherrschen konnten, sondern einer öffentlichen Unterstützung bedurften. Charlotten blieb nichts übrig, als durch ein öffentliches Vernehmen gegen jene Familie den von ihrer



Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr, als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotte nicht leugnete, daß bei einer consequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständnis zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben, und sie wußte selbst nicht, warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig: denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architect nicht versagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen gibt. Niemand denkt daran, daß, wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hinter einander eben so verfahren, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in solche Verlegenheit gesetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?

Niemals, versetzte der Architect, niemals! Ihnen wäre es unmöglich: das Schädliche ist mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, versetzte Ottilie, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den Kapiteln, wie man sich in Gesellschaft beim Essen und Trinken benehmen soll, ein recht umständliches einschöbe, wie man sich in Kunstsammlungen und Museen zu betragen habe.

Gewiß, versetzte der Architect, würden alsdann Custoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm schon lange verziehen; als er sich aber den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien und immer aufs Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig sei, so empfand



sie, daß sie kein zartes Gemüth verlegt habe, und schloß sich als seine Schuldnerin. Nicht wohl konnte sie ihm daher eine Bitte rund abschlagen, die er in Folge dieses Gesprächs an sie that, ob sie gleich, indem sie schnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einjah, wie sie ihm seine Wünsche gewähren könne.

Die Sache verhielt sich also. Daß Ottillie durch Paulus Eifersucht von den Gemäldevorstellungen ausgeschlossen worden, war ihm höchst empfindlich gewesen; daß Charlotte diesem glänzenden Theil der geselligen Unterhaltung nur unterbrochen betheiligen konnte, weil sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt. Nun wollte er sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch dadurch zu beweisen, daß er zur Ehre der Einen und zur Unterhaltung der Andern eine weit schönere Darstellung veranstaltete, als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm selbst unbewußt, ein anderer geheimer Antrieb. Es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja, es schien ihm unmöglich, von Ottillies Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich gemogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahen sich, und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldevorstellungen durch runde Figuren von dem sogenannten Presche ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer schreibbaren Niedrigkeit erst von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen veranschaulicht. Ein schöner frischer Knabe war gefunden, an Hirten und Königen konnte es auch nicht fehlen, aber ohne Ottillie war die Ausführung nicht auszuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Ehre Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottillie, halb verlegen über seinen Antrag, wies ihn mit seiner Bitte an Charlotte. Diese erbrachte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Sache Ottillies, sich jener heiligen Gestalt anzunähern, auf eine friedliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Am zwanzigsten Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohne irgend einen Bedürfnis, und Ottillies Gegenwart schien ihm fast alles zu ersetzen, indem er um ihre Willen arbeitete, war es, als wenn er in ihrem Schloß, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feierlichen Abendstunde war beinahe Alles fertig und es war ihm möglich gewesen, wohlklingende Musikinstrumente zu beschaffen, welche die Einleitung machten und die gewünschte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war das Bild wirklich überroßend. Das Bild, das sich ihr vorstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck

davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben standen umher, die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätherischer Leib vor dem göttlich-menschlichen verdichtet und lichtbedürftig schien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung einge-  
geschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erstarrt zu sein. Physisch geblendet, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffenen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Lust als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen; obgleich diese auch nicht vergessen und einigen ältern Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Geberde, Miene, Blick übertraf aber Alles, was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, ob ihm jemals etwas wieder so gefallen könne. Unglücklicherweise war Niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermesslichen Glück bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von Dem machen konnte, was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte hauptsächlich das Kind auf sie. Ihre Augen strömten von Thränen, und sie stellte sich auf das Lebhafteste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzubringen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigkeitsbild in ein Tag- und Glorienbild zu

verwandeln, und deswegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatralischen Lage bisher die größte Beruhigung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen Niemand dieser frommen Kunstummerei zugehört. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als sie in der Zwischenzeit vernahm, es sei ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie ergab sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten, und eine ganz unendliche Helligkeit umgab sie. Der Vorhang gieng auf, für die Zuschauenden ein überraschender Anblick: das ganze Bild war Alles Licht, und statt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblinzelnd, bemerkte Ottilie eine Mannsperson neben Charlotten sitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehülfen aus der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie Vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: Darfst du ihm Alles bekennen und gestehen? Und wie wenig werth bist du, unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, dich, die er nur natürlich gesehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit, die keines Gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegen einander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang, immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen anfieng und der Künstler sich genöthigt sah, das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen sollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegen eilen zu können, sich schon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens gesellt, so war sie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte sie in diesem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn? sollte sie sich umkleiden? Sie wählte nicht, sie that das Beste und suchte sich in der Zwischenzeit zusammenzunehmen, sich zu beruhigen, und war nur erst wieder mit sich selbst in Einstimmung, als sie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

## Siebentes Kapitel.

In sofern der Architect seinen Gönnerinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehülfen zu wissen; indem er jedoch ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerz-

haft, sich so bald und, wie es seiner Bescheidenheit dünken mochte, so gut, ja vollkommen, ersetzt zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn hinweg: denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieser halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Abschiede noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie Beide lange Zeit hatte stricken sehen, mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen, dem sie dereinst werden könnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste, die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Spiels der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin, sich zu schmeicheln, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben sein.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem sie wohlwollten und dem es bei ihnen wohl werden sollte. Das weibliche Geschlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Interesse, von dem sie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geselligen Verhältniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen, der sie eben beschäftigt, und so durch Abweisen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen magt.

Hatte der Architekt, gleichsam nach eigener Lust und Belieben, seine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derselben geübt und bewiesen; war Beschäftigung und Unterhaltung in diesem Sinne und nach solchen Absichten eingerichtet: so machte sich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andere Lebensweise. Seine große Gabe war, gut zu sprechen und menschliche Verhältnisse, besonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und so entstand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegensatz, um so mehr, als der Gehülfe nicht ganz Dasjenige billigte, womit man sich die Zeit über ausschließlich beschäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bei seiner Ankunft empfing, sprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Kapelle, und was sich darauf bezog, mit Zufriedenheit sehen ließ, konnte er seine Meinung, seine Gefinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft, sagte er, so will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man sich gewisse besondre Räume widmet, weiht und aufschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen

Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergötzen pflegt. Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler That zu gestalten.

Charlotte, die seine Gefinnungen schon im Ganzen kannte und sie noch mehr in kurzer Zeit erforschte, brachte ihn gleich in seinem Fache zur Thätigkeit, indem sie ihre Garteknaben, welche der Architect vor seiner Abreise eben gemustert hatte, in dem großen Saal aufmarschiren ließ; da sie sich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit geseglichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Wesen, sehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte sie nach seiner Weise und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht und, ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht sollte man, versetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht sein, gesprächsweise an einer Masse Kinder zu erfahren, was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig sein, mögen noch so sehr ins Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie sich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken lassen, so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen, sich überzeugen, nur von Dem, was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler ist der, wenn er sich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er sie nicht auf dem Punkte festzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächstens einen Versuch, und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das ist artig, sagte Charlotte; die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchste Gebot, gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.

Abwechselung ohne Zerstreuung wäre für Lehre und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre! sagte der Gehülfe und wollte weiter fortfahren, als

Ihr Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug sich so eben über den Hof bewegte. Er bezeugte seine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — so sagte er — sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter ihres Gleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn, so wie ein knapperes, stracteres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten: man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erstklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, versetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemisch zu ergötzen.

Ich billige das sehr, versetzte Jener. Frauen sollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigener Art und Weise, damit eine jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl ziemt. Eine wichtigere Ursache ist noch die: weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

Das scheint mir sehr paradox, versetzte Charlotte; sind wir doch fast niemals für uns.

O ja! versetzte der Gehülfe, in Absicht auf andre Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein und will allein sein. Ja, die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird Alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann: er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihres Gleichen hervorzubringen.

Man darf, sagte Charlotte, das Wahre nur wunderbar sagen, so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Borzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um desto lebhafter empfinden müssen, wenn sich die Herren unter einander auch nicht sonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Jüglinge behandelte, und bezeugte darüber seinen entschiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, sagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder, mit Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und Alles ist gewonnen, wenn sie Das, was sie thun, mit Runkelheit und Selbstgefühl zu leisten angeregt sind.

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern Alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe sich das ganze Erziehungsgeſchäft ausſprechen, wenn Jemand Ohren hätte, zu hören.

Mögen Sie es nicht mit mir verſuchen? ſagte freundlich Ottilie.

Recht gern, verſetzte Jener, nur müſſen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, ſo wird es überall wohl ſtehn.

Zu Müttern, verſetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen laſſen, da ſie ſich, ohne Mütter zu ſein, doch immer einrichten müſſen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden ſich unſre jungen Männer viel zu gut halten, da man jedem leicht anſehen kann, daß er ſich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deßwegen wollen wir es ihnen verſchweigen, ſagte der Gehülfe. Man ſchmeichelt ſich ins Leben hinein, aber das Leben ſchmeichelt uns nicht. Wie viel Menſchen mögen denn Das freiwillig zugeſtehen, was ſie am Ende doch müſſen? Laſſen wir aber dieſe Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preiſe Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinſten Mädchen ſich mit Puppen herumtragen und einige Lätzchen für ſie zuſammenſticken; wenn ältere Geſchwifter alſdann für die jüngeren ſorgen und das Haus ſich in ſich ſelbſt bedient und aufhilft: dann iſt der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein ſolches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was ſie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen iſt die Aufgabe ſehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, beſonders auf geſellſchaftliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Wir Andern ſollen daher unſere Zöglinge nach außen bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſein, wenn man dabei nicht das Maß überſchritte: denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden denkt, treibt man ſie leicht ins Gränzenloſe, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöst oder verfehlt wird.

Bei Manchem, womit wir unſere Schülerinnen in der Penſion ausſtatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir ſagt, von wie geringem Gebrauch es künftig ſein werde. Was wird nicht gleich abgeſtreift, was nicht gleich der Vergessenheit überantwortet, ſobald ein Frauenzimmer ſich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indeſſen kann ich mir den frommen Wuſch nicht verſagen, da ich mich einmal dieſem Geſchäft gewidmet habe, daß es mir dereinſt in Geſellſchaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen Dasjenige rein auszubilden, was ſie bedürfen, wenn ſie in das



Feld eigener Thätigkeit und Selbständigkeit hinüberschreiten; daß ich mir sagen könnte: in diesem Sinne ist an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich schließt sich eine andre immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unsers Lebens, wo nicht von uns selbst, doch von den Umständen veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie diese Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahnte Leidenschaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! was sah sie nicht alles für Prüfungen vor sich schweben, wenn sie nur aufs Nächste, aufs nächst Künftige hinblickte.

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt: denn bei aller seiner Bescheidenheit konnte er nicht unterlassen, seine Absichten auf eine entfernte Weise anzudeuten; ja, er war durch mancherlei Umstände und Vorfälle aufgereggt worden, bei diesem Besuch einige Schritte seinem Ziele näher zu thun.

Die Vorsteherin der Pension war bereits in Jahren, sie hatte sich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen schon lange nach einer Person umgesehen, die eigentlich mit ihr in Gesellschaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem sie zu vertrauen höchlich Ursache hatte, den Antrag gethan: er solle mit ihr die Lehranstalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Besitzer eintreten. Die Hauptsache schien hiebei, daß er eine einstimmmende Gattin finden müsse. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten sich mancherlei Zweifel, die wieder durch günstige Ereignisse einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Pension verlassen: Ottilie konnte freier zurückkehren; von dem Verhältnisse zu Eduard hatte zwar etwas verlautet; allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und selbst dieses Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entschluß gekommen, kein Schritt wäre geschehen, hätte nicht ein unvermutheter Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben. Wie denn die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baronesse, welche so oft in den Fall kamen, über den Werth verschiedener Pensionen befragt zu werden, weil fast Jedermann um die Erziehung seiner Kinder verlegen ist, hatten sich vorgenommen, diese besonders kennen zu lernen, von der so viel Gutes gesagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältnissen zusammen eine solche Untersuchung anstellen. Allein die Baronesse beabsichtigte noch etwas Anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte sie mit dieser Alles umständlich durchgesprochen, was sich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie bestand aber und abermals darauf: Ottilie müsse entfernt werden. Sie suchte Charlotten hiezu Muth einzusprechen, welche sich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man sprach über die verschiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Pension war auch von der Neigung des Gehülfen die

Rede, und die Baronesse entschloß sich um so mehr zu dem gedachten Besuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilien. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem neulichen Besuch genauer kennen gelernt. Sie hatte sich ihm genähert, ja, sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch Dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, so schien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu sein. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Reizung für Ottilien, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß, was diese in Zeiten lebhafterer Leidenschaft gegen sie angestiftet hätte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leise, doch wirksame Art klüglich an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wünschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesäumt nähern solle.

Mit vollkommener Beistimmung der Vorsteherin trat er daher seine Reise an und hegte in seinem Gemüth die besten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie ist ihm nicht ungünstig, und wenn zwischen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, so glied sich dieses gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baronesse ihm wohl fühlen lassen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hause verwandt zu sein, hieß es, kann Niemanden helfen: denn man würde sich, selbst bei dem größten Vermögen, ein Gewissen daraus machen, Denjenigen eine ansehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommeneres Recht auf ein Besizthum zu haben scheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Mensch das große Vorrecht, nach seinem Tode noch über seine Habe zu disponiren, sehr selten zu Gunsten seiner Lieblinge gebraucht und, wie es scheint, aus Achtung für das Herkommen, nur Diejenigen begünstigt, die nach ihm sein Vermögen besizen würden, wenn er auch selbst keinen Willen hätte.

Sein Gefühl sezte ihn auf der Reise Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte seine Hoffnungen. Zwar fand er gegen sich Ottilien nicht ganz so offen wie sonst; aber sie war auch erwachsener, gebildeter und, wenn man will, im Allgemeinen mittheilender, als er sie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in Manches Einsicht nehmen, was sich besonders auf sein Fach bezog. Denn wenn er seinem Zwecke sich nähern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einft gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie in

Beisein Ottiliens, zu ihm sagte: Nun, Sie haben Alles, was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart aussprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf mit sehr viel Einsicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Absicht eines freieren Betragens, einer bequemerer Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pension zurückkehre, um Das in einer gewissen Folge gründlich und für immer sich zuzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzuspät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig sein: Ottilie wisse selbst am Besten, aus was für zusammenhängenden Lehrvorträgen sie damals herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht leugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand, weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie sagte, daß sowohl sie als Ottilie eine Rückkehr nach der Pension längst gewünscht hätten. In dieser Zeit nur sei ihr die Gegenwart einer so lieben Freundin und Helferin unentbehrlich gewesen; doch wolle sie in der Folge nicht hinderlich sein, wenn es Ottiliens Wunsch bliebe, wieder auf so lange dorthin zurückzukehren, bis sie das Angefangene geendet und das Unterbrochene sich vollständig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm diese Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen sagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken schauderte. Charlotte hingegen dachte, Zeit zu gewinnen; sie hoffte, Eduard sollte sich erst als glücklicher Vater wieder finden und einfinden; dann, war sie überzeugt, würde sich Alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weise gesorgt werden.

Nach einem bedeutenden Gespräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewisser Stillstand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich sieht. Man gieng im Saale auf und ab, der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Folioband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er sah, daß darin nur Affen enthalten waren, schlug er ihn gleich wieder zu. Dieser Vorfall mag jedoch zu einem Gespräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

#### Aus Ottiliens Tagebuch.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden. Man erniedrigt sich schon, wenn man

sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bössartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen."

"Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Karikaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehülfsen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequält worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden."

"Dießmal gestand er mir, daß es ihm eben so gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgibt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grassalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsre ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Saube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen."

"Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gefinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind."

"Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

"Ein Naturalienkabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengötzen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Maske geziemt es wohl, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

"Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschenbild am Vorzüglichsten und Einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt."

"Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit Dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich dünkt; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

## Achstes Kapitel.

Es gibt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich sein will, wieder herbeizurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu solchen Betrachtungen ward unser Gehülfe aufgefordert, als er an einem der schönen Tage, an welchen der scheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die sich von Edwards Vater herschrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen in dem Sinne Desjenigen, der sie pflanzte, und nun, da sie erst anerkannt und genossen werden sollten, sprach Niemand mehr von ihnen; man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht ungünstig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, versetzte sie, glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Thätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen; aber freilich; wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Pläne, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind.

Gewiß, sagte der Gehülfe; und wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Gefinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert sein, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte, sich Manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen; so wird Jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschllossene eröffnen.

Ganze Zeiträume, versetzte Charlotte, gleichen diesem Vater und Sohn, den Sie schildern. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher Schlösser werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man so auf Reisen das ansieht, sollte man glauben: der allgemeine Friede sei befestigt und das goldene Zeitalter vor der Thüre. Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll

nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus diesem in einen andern, in den vorigen Zustand zurückkehren könne?

Warum nicht? versetzte der Gehülfe; jeder Zustand hat seine Beschränktheit, der beschränkte sowohl als der losgebundene. Der letztere setzt Ueberfluß voraus und führt zur Verschwendung. Lassen Sie uns bei Ihrem Beispiel bleiben, das auffallend genug ist. Sobald der Mangel eintritt, sogleich ist die Selbstbeschränkung wiedergegeben. Menschen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt sind, führen schon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit sie ihrer Erzeugnisse sicher seien. Daraus entsteht nach und nach eine neue Ansicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und selbst der Vielbesitzende meint zuletzt auch, Das alles nutzen zu müssen. Glauben Sie mir: es ist möglich, daß Ihr Sohn die sämtlichen Partanlagen vernachlässigt und sich wieder hinter die ernstesten Mauern und unter die hohen Binden seines Großvaters zurückzieht.

Charlotte war im Stillen erfreut, sich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deshalb die etwas unfreundliche Prophezeiung, wie es dereinst ihrem lieben schönen Park ergehen könne. Sie versetzte deshalb ganz freundlich: Wir sind Beide noch nicht alt genug, um dergleichen Widersprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man sich in seine frühe Jugend zurückdenkt, sich erinnert, worüber man von älteren Personen Klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt, so möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden sein. Sollte man denn aber einem solchen Naturgang nichts entgegensetzen, sollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinstimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweissagt; müßte denn der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen? zerstören, was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben, wenn er in demselben Sinne fortfährt?

Dazu gibt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, versetzte der Gehülfe, das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erhebe seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen und erlaube ihm, wie sich selbst, eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andere verweben, keine an die andere anstückeln. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzufügen ist.

Es freute den Gehülfen, in dem Augenblick, da er Abschied zu nehmen sich genöthigt sah, Charlotten zufälligerweise etwas Angenehmes gesagt und ihre Gunst aufs Neue dadurch befestigt zu haben. Schon allzulange war er von Hause weg; doch konnte er zur Rückreise sich nicht eher entschließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müsse die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erst vorbeigehen lassen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entscheidung hoffen könne.

Er fügte sich deßhalb in die Umstände und kehrte mit diesen Aussichten und Hoffnungen wieder zur Vorsteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt sich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die sich um sie versammelt hatten, waren ihre geschlossenere Gesellschaft. Ottilie besorgte das Hauswesen, indem sie kaum daran denken durfte, was sie that. Sie hatte sich zwar völlig ergeben, sie wünschte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden sich auch noch ferner auf das Dienstlichste zu bemühen, aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Nichts konnte sie vor völliger Verwirrenheit retten, als daß sie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen versicherten sämmtlich, es sei der ganze leibhaftige Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als sie der Wöchnerin Glück wünschte und das Kind auf das Herzlichste begrüßte. Schon bei den Anstalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abwesenheit ihres Gemahls höchst fühlbar gewesen; nun sollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig sein; er sollte den Namen nicht bestimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erste von allen Freunden, die sich glückwünschend sehen ließen, war Mittler, der seine Rundschafter ausgestellt hatte, um von diesem Ereigniß sogleich Nachricht zu erhalten. Er fand sich ein und zwar sehr behaglich. Kaum daß er seinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, so sprach er sich gegen Charlotten laut aus und war der Mann, alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hindernisse bei Seite zu bringen. Die Taufe sollte nicht lange aufgeschoben werden. Der alte Geistliche, mit einem Fuß schon im Grabe, sollte durch seinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zusammenknüpfen; Otto sollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen, als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entschiedenen Zubringlichkeit dieses Mannes, um die hunderterlei Bedenkllichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Besser- oder Anderswissen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeynen zu beseitigen; da gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenkllichkeit immer wieder neue entstehen und, indem man alle Verhältnisse schonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verlegen.

Alle Meldungsschreiben und Gebatterbriefe übernahm Mittler; sie sollten gleich ausgefertigt sein: denn ihm war selbst höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie so bedeutend hielt, auch der übrigen mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenschaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht entgangen, das ohnehin in der Ueberzeugung steht, Alles, was geschieht, geschehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufaktes sollte würdig, aber beschränkt und kurz



sein. Man kam zusammen, Ottilie und Mittler sollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geistliche, unterstützt vom Kirchdiener, trat mit langsamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als sie mit Neigung auf dasselbe heruntersah, erschraf sie nicht wenig an seinen offenen Augen: denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen, eine solche Uebereinstimmung hätte Jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stunkte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Ähnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geistlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit Mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner früheren Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Dießmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fieng daher an, gegen das Ende des Akts mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pflichten und Hoffnungen zu äußern und zum so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entgieng dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war: denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.

Nun war er im Zuge, recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurückfiel. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen Sessel gebracht, und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe, für todt ansprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege nebeneinander zu sehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuren Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Reiz. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum sollte der Körper noch erhalten werden?

Führten sie auf diese Weise gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens, so waren ihr dagegen wunderbare nächtliche Erscheinungen zum Trost gegeben, die ihr das Dasein des Geliebten versicherten und ihr eigenes befestigten und belebten. Wenn sie sich Abends zur Ruhe gelegt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte: stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs Kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das Mindeste dazu that, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht Morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, getränkt, sie fühlte sich überzeugt: Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältniß.

### Neuntes Kapitel.

Der Frühling war gekommen, später, aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsehens: Alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; Manches, was hinter wohl angelegten Glashäusern und Beeten vorbereitet worden, trat nun sogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und Alles, was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum heitern Genuße.

An dem Gärtner aber hatte sie zu trösten über manche durch Lucianens Wildheit entstandene Lücke unter den Topfgewächsen, über die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß sich Das alles bald wieder herstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man Alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deswegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich Alles, was die Baum- und Ruchengärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt Einem vor dem Andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke die Natur selbst hätte herausfordern können, so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit aufthat, und den darin herumsummenden fremden Namen eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber nach mancherlei Versuchen eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bekräftigte, als er auf die Wiederkehr Eduards eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweig trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! Aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von Beidem wechselte augenblicklich miteinander ab; ja, durchkreuzte sich aufs Innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß Alles, was Eduarden besonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am Stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja, warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die vorsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde?

Aber noch auf eine viel andre Weise war sie veranlaßt, für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin sie um so mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, sondern mit Milch und Wasser aufziehen sich entschieden hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft genießen; und so trug sie es am Liebsten selbst heraus, trug das schlafende, unbewußte zwischen Blumen und Blüthen her, die dereinst seiner Kindheit so freundlich entgegenlachen sollten, zwischen jungen

Sträucher und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie um sich her sah, so verbarg sie sich nicht, zu welchem großen, reichen Zustande das Kind geboren sei: denn fast Alles, wohin das Auge blickte, sollte dereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu Diesem allen, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwüchse und eine erneute frohe Verbindung bestätigte.

Ottilie fühlte Dieß alles so rein, daß sie sich's als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand. Unter diesem klaren Himmel, bei diesem hellen Sonnenschein ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja, in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wieder zu sehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Daß der Herbst eben so herrlich würde wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannte Sommergewächse, Alles, was im Herbst mit Blüthen nicht enden kann und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit gesät und sollten nun, überall hin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden.

### Aus Ottilliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir sehr reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Discretion, und so verschwindet der schönste unmittelbare Lebenshauch unwiederbringlich für uns und Andre. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen.“

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank! an seinem artigsten Kapitel. Weilchen und Raiblumen sind wie Ueberschriften oder Signetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen.“

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerkten wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun gibt? Raum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr, jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, ehe du vom Schlaf erwachtest,

und das Bittende sieht dich so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

"Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint, und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem Vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergänglichendes und Dauerndes in einander greift und doch ist nichts so flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht seines Gleichen zurücklasse."

"Man läßt sich den Winter auch gefallen, man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegen drängt."

"Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigal noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße."

"Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten ist nur eine Comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück. Man schiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

## Zehntes Kapitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet sich munter und wohl. Sie freut sich an dem tüchtigen Knaben, dessen vielversprechende Gestalt ihr Auge und Gemüth stündlich beschäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Besitz. Ihre alte Thätigkeit regt sich wieder; sie erblickt, wo sie auch hinsieht, im vergangenen Jahre Vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt, steigt sie zur Moosbütte mit Ottilie und dem Kinde, und indem sie dieses auf den kleinen Tisch, als auf einen häuslichen Altar, niederlegt und noch zwei Plätze leer sieht, gedenkt sie der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für sie und Ottilien bringt hervor.

Junge Frauenzimmer sehen sich bescheiden vielleicht nach diesem oder jenem Jüngling um, mit stiller Prüfung, ob sie ihn wohl zum Gatten wünschten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Bögling zu sorgen hat, schaut in einem weitem Kreis umher. So gieng es auch in diesem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich schien, wie sie doch auch

schon ehemals in dieser Hütte neben einander gegessen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verschwunden sei.

Charlotte stieg weiter, und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande gibt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das Schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgelenkt! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziele abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsre Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen bestätigt wurden. Denn die Umgebung war viel schöner, als man sich's hatte denken können. Alles störende Kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landschaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und schon grünten die jungen Pflanzungen, die bestimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgesonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus selbst war nahezu bewohnbar; die Aussicht, besonders aus den obern Zimmern, höchst mannigfaltig. Je länger man sich umsah, desto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verschiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen, war höchst wünschenswerth, und wie schnell war die Lust zu bauen und zu schaffen in Charlotten wieder erweckt, da sie alle grobe Arbeit gethan fand. Ein Tischler, ein Tapezierer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung sich zu helfen wußte, nur dieser bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden schnell eingerichtet: denn in der Entfernung vom Schlosse mußte man alle Bedürfnisse um sich versammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von diesem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten sich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genossen vergnüglich in einer höheren Region der freien frischen Luft bei dem schönsten Wetter.

Ottiliens liebster Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, gieng herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußsteig, der sodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Röhne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute sich manchmal einer Wasserfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Besorgniß zeigte. Doch verfehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten

zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzengbänge, die nun alle der freien Luft genossen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotten der Besuch eines Engländers sehr gelegen, der Eduarden auf Reisen kennen gelernt, einige Mal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen, aber sehr gefälligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit seinem Begleiter und manchmal allein die Gegend durchstrich, so konnte man seinen Bemerkungen wohl ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen selbst ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weise an Allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein gelübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt und, was man daran gethan, von Dem, was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wohl sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich bereicherte. Schon zum Voraus erkannte er, was die neuen heranstrebenden Pflanzungen versprochen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuhoben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche, gereinigt, die Zierde einer ganzen Buschpartie zu werden versprach; hier auf eine Höhle, die, ausgeräumt und erweitert, einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Felsenmassen aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so Manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lässig: denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die malerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und Andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses schon seit mehreren Jahren in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille, das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Rastelle und manches andre Lokal, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.



Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse: Charlotte das allgemeinere, gerade an Dem, wo sich etwas historisch Merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgelehrt: denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelheiten, die ihn anziehen, die ihm, seinem Charakter nach, um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen, besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am Besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da mußte er denn mehr als Eine schöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französisch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am Liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hause zu sein, und finde zuletzt nichts bequemer, als daß Andre für mich bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Besizungen sehne ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber, weil mein Sohn, für den ich Alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an Allen keinen Theil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort, wie mancher Andere, höher zu nugen oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anstatt daß wir gleich anfiengen, uns in einem mäßigen Zustand behaglich zu finden, so gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinen: fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.

Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, besonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am Eifrigsten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade was wir am Meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszugehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht Alles.

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch seine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht Jeder in diese Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung selbst in einer Gesellschaft, deren Verhältnisse ihm sonst bekannt sind, ausspricht. Charlotten war eine solche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues; und die Welt lag ohnehin so deutlich vor ihren Augen, daß sie keinen besondern Schmerz empfand, wenn gleich Jemand sie unbedachtam und unvorsichtig nöthigte, ihren Blick

da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete, als sah, und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte von Dem, was sie nicht sehen mochte und sollte, Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt: denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn Alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei, weil Der, dem es Alles gehörte, es nicht genösse, weil auch Der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt, und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß dießmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, daß er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortsetzte.

Nun glaub' ich, sagte er, auf dem rechten Wege zu sein, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der Vielem entzagt, um Vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja, er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Dekoration wartet, gerade weil schon so viele dagewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt: es mag so gut oder schlimm sein, als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhängen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern schmecken will. Alles Dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und aus, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte.

Bei dieser Schilderung sah Ottilie nur Eduarden vor sich, wie er nun auch mit Entbehren und Beschwerde auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege und bei so viel Unbestand und Wagniß sich gewöhne, heimathlos und freundlos zu sein, Alles wegzumwerfen, nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweise trennte sich die Gesellschaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum, sich in der Einsamkeit auszuweinen. Gewaltthamer hatte sie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als diese Klarheit, die sie sich noch klarer zu machen strebte, wie man es zu thun pflegt, daß man sich selbst peinigt, wenn man einmal auf dem Wege ist, gepeinigt zu werden.

Der Zustand Eduards kam ihr so kümmerlich, so jämmerlich vor, daß sie sich entschloß, es koste, was es wolle, zu seiner Wiedervereinti-

gung mit Charlotten Alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indessen hatte der Begleiter des Lords, ein verständiger ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zustände seinem Freunde offenbart. Dieser wußte nichts von den Verhältnissen der Familie; allein Jener, den eigentlich auf der Reise nichts mehr interessirte als die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Konflikt des Geseglichen und des Ungebändigten, des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, Jener hatte sich schon früher, und mehr noch im Hause selbst, mit Allem bekannt gemacht, was vorgegangen war und noch vorgieng.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen gewesen wäre. Man mußte ganz in Gesellschaft schweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen sollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, sondern die trivialsten Aeußerungen können auf eine so mißlingende Weise mit dem Interesse der Gegenwärtigen zusammenreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, sagte der Lord, und uns aller allgemeinen Gespräche enthalten. Geben Sie der Gesellschaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geschichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unserer Reise bereichert haben.

Allein auch mit dem besten Vorsatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde dießmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme aufs Höchste gespannt hatte, so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanfteren Begebenheit zu schließen, und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

### Die wunderlichen Nachbarskinder.

#### Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen; jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen; immer Widersacher, wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselseitig zerstörend, wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach

Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bössartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers und focht gegen das andere mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltjam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dies verzieh sie ihm nie, ja, sie machte so heimliche Anstalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschloßen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Reigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlsein, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich, ohne deutliches Bewußtsein, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugebracht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen, nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Reigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: Das alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern

nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sei, als sie den Ring mit Demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernstern Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum Schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen und kam mit Urlaub, die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit Allem, was sie umgab, in Uebereinstimmung; sie glaubte, glücklich zu sein, und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja, der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Erstaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingestehen, halb willigem, halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und Das alles war wechselseitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man sich jenen neidischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Vertreiben nunmehr nicht ohne ein ausgesprochenes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb Alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deshalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten, oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie sah sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerstrebens, eine heftige, gleichsam angeborene Reigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete sich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und

Alles, was sie zu seinem Schaden und Verdruss unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie vermüthete jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf, in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können; sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vortwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben: denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem Einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der Andere das vollste Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so hätte man wohl an dem Einen gezweifelt, wenn Einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Takt angeboren, und sie haben Ursache so wie Gelegenheit, ihn auszubilden.

Je mehr die schöne Braut solche Gefinnungen bei sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend Jemand Dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja, was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern schien, desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit; und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gefinnungen, Plänen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war, so schien es, als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltthaten wieder erwachte und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß, zu sterben, um den ehemals Gehakten und nun so heftig Geliebten für seine Untheilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todt's Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gefinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschägt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen; und ob sie den Menschen gleich wunderbar vorkam, so war Niemand aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indessen hatten sich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnung von mancherlei Festen ersehen. ~~Da~~ <sup>Da</sup> verging ein Tag, daß nicht

irgend etwas Neues und Unerwartetes angestellt worden wäre. Raum war ein schöner Platz der Landschaft, den man nicht ausgeschmückt und zum Empfang vieler frohen Gäste bereitet hätte. Auch wollte unser junger Ankömmling noch vor seiner Abreise das Seinige thun und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreise zu einer Wasserlustfahrt. Man bestieg ein großes, schönes, wohlausgeschmücktes Schiff, eine der Yachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Wasser die Bequemlichkeit des Landes überzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Musik dahin, die Gesellschaft hatte sich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergötzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich ans Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwei Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Riesufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame und scharfblickende Steuerer in Versuchung, den Meister zu wecken, aber er getraute sichs zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erschien auf dem Verdeck seine schöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. Nimm dieß zum Andenken! rief sie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing, ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerksamkeit. Ich störe dich nicht weiter, rief sie; du siehst mich nicht wieder! Sie sprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da sie ins Wasser sprang. Einige Stimmen riefen: Rettet! rettet! sie ertrinkt. Er war in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der Jüngere es ihm übergeben; aber es ist keine Zeit, die Herrschaft zu wechseln: das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich ins Wasser und schwamm der schönen Feindin nach.

Das Wasser ist ein freundliches Element für Den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; Beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Verder weit hinter sich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfieng. Nun erst ermannte, nun erholte er sich aus der ersten zudringenden Noth, in der er ohne Besinnung nur mechanisch gehandelt; er blickte mit emporstrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buschigten Stelle zu, die sich angenehm und gelegen in den Fluß verließ. Dort brachte er seine schöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad, der durchs Gebüsch lief,



in die Augen leuchtete. Er belub sich aufs Neue mit der theuren Gattin, er erblickte bald eine einsame Wohnung und erreichte sie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth sprach sich geschwind aus. Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein leichtes Feuer brannte; wollene Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle, und was Erwärmendes vorrätzig war, schnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde, zu retten, jede andre Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen halbstarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung. Willst du mich verlassen, rief sie aus, da ich dich so wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht, was er sagte, noch was er that. Nur schone dich, rief er hinzu, schone dich! denke an dich um deinet- und meinetwillen.

Sie dachte nun an sich und bemerkte jetzt erst den Zustand, in dem sie war. Sie konnte sich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht schämen; aber sie entließ ihn gern, damit er für sich sorgen möge: denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten sich: er bot dem Jüngling, und sie der Schönen das Hochzeitskleid an, das noch vollständig da hieng, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteuerer nicht nur angezogen, sondern gepuht. Sie sahen allerliebste aus, staunten einander an, als sie zusammentraten, und fielen sich mit unmäßiger Leidenschaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewaltsam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regsamkeit der Liebe stellten sie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Musik, um sie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familientreibe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Reizung, zur Leidenschaft gefunden zu haben, Alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend, es zu fassen, er würde zerpringen oder sich verwirren. Hierbei muß das Herz das Beste thun, wenn eine solche Ueberraschung ertragen werden soll.

Ganz verloren Eins ins Andre, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken; und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie Jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? sollen wir uns verbergen? sagte der Jüngling. Wir wollen zusammen bleiben, sagte sie, indem sie an seinem Hals hieng.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeschwommen; es war mit vieler

Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs Ungewisse fort, in Hoffnung, die Verlorenen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten sich zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Raum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. Wen seh' ich? riefen die Mütter; was seh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen sie aus, ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns euren Segen! riefen Beide, da alle Welt staunend verstummte. Euren Segen! ertönte es zum dritten Mal, und wer hätte den versagen können?

### Fünftes Kapitel.

Der Erzählende machte eine Pause oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja, sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer: denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz, wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist Alles und nichts, wie es war.

Ottolie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe, zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. Wir müssen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genossen, scheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen.

Ich muß gestehen, versetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas Anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beschäftigt, sich einen wahrhaft malerischen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken sollen, was nebenher vorgieng. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Plage am See zu

gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, stand an, zu folgen, und bat, sich auf dem Rahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferin. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten, nicht so angenehm sei über die Wellen geschaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten, sie zu fragen, warum sie eigentlich abgelehnt, jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, versetzte sie freundlich, so kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, der ich sonst nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr, als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen, und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord, ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich, von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharnte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte; da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen unter einander, organischer gegen sie und abermals unter einander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien.

Er hatte seinen Apparat von goldenen Ringen, Markasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, sagte er dabei, die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden, was wir Wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verstand sogleich, was vorgieng. Ich habe Manches von diesen Dingen gehört, sagte sie, aber niemals eine Wirkung gesehen. Da Sie Alles so hübsch bereit haben, lassen Sie mich versuchen, ob es mir nicht auch anschlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernst war, hielt sie ihn stet und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeste Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst stugte einigermaßen, aber der Andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Versuche. Ottilie war gefällig genug, sich in sein Verlangen zu finden, bis sie ihn zuletzt freundlich ersuchte, er möge sie entlassen, weil ihr Kopfweh sich wieder einstelle. Er, darüber verwundert, ja entzückt, versicherte ihr mit Enthusiasmus, daß er sie von diesem Uebel völlig heilen wolle, wenn sie sich seiner Kurart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff, wovon die Rede sei, lehnte den wohlgesinnten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, Einige wahrhaft theilnehmend, Andre bloß der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes, auch von einer Andern, mit zärtlicher Neigung umfassen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte sich

Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bössartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers und focht gegen das andere mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dies verzieh sie ihm nie, ja, sie machte so heimliche Anstalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschloßen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Reigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlfühlen, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich, ohne deutliches Bewußtsein, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugebracht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen, nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Reigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: Das alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern

nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sei, als sie den Ring mit Demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernstern Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum Schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen und kam mit Urlaub, die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit Allem, was sie umgab, in Uebereinstimmung; sie glaubte, glücklich zu sein, und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja, der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Erstaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingestehen, halb willigem, halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und Das alles war wechselseitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man sich jenen neidischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Vertennen nunmehr nicht ohne ein ausgesprochenes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb Alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deshalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten, oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerstrebens, eine heftige, gleichsam angeborene Reigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete sich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und

Alles, was sie zu seinem Schaden und Verdruss unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie vertolluschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf, in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können; sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben: denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem Einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der Andere das vollste Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so hätte man wohl an dem Einen gezweifelt, wenn Einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Tact angeboren, und sie haben Ursache so wie Gelegenheit, ihn auszubilden.

Je mehr die schöne Braut solche Gesinnungen bei sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend Jemand Dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja, was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern schien, desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit; und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Plänen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war, so schien es, als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltthaten wieder erwachte und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß, zu sterben, um den ehemals Gehakten und nun so heftig Geliebten für seine Untheilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besigen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen; und ob sie den Menschen gleich wunderbar vorkam, so war Niemand aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indessen hatten sich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnung von mancherlei Festen erschöpft. Raum vergieng ein Tag, daß nicht



irgend etwas Neues und Unerwartetes angestellt worden wäre. Raum war ein schöner Platz der Landschaft, den man nicht ausgeschmückt und zum Empfang vieler frohen Gäste bereitet hätte. Auch wollte unser junger Ankömmling noch vor seiner Abreise das Seinige thun und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreise zu einer Wasserlustfahrt. Man bestieg ein großes, schönes, wohlausgeschmücktes Schiff, eine der Yachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Wasser die Bequemlichkeit des Landes überzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Musik dahin, die Gesellschaft hatte sich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergötzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich ans Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwei Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Riesufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame und scharfblickende Steuerer in Versuchung, den Meister zu wecken, aber er getraute sichs zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erschien auf dem Verdeck seine schöne Feindin mit einem Blumentranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. Nimm dieß zum Andenken! rief sie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffieng, ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerksamkeit. Ich störe dich nicht weiter, rief sie; du siehst mich nicht wieder! Sie sprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da sie ins Wasser sprang. Einige Stimmen riefen: Rettet! rettet! sie ertrinkt. Er war in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der Jüngere es ihm übergeben; aber es ist keine Zeit, die Herrschaft zu wechseln: das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich ins Wasser und schwamm der schönen Feindin nach.

Das Wasser ist ein freundliches Element für Den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; Beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Verder weit hinter sich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfieng. Nun erst ermannte, nun erholte er sich aus der ersten zudringenden Noth, in der er ohne Besinnung nur mechanisch gehandelt; er blickte mit emporstrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buschigten Stelle zu, die sich angenehm und gelegen in den Fluß verließ. Dort brachte er seine schöne Beute aus's Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad, der durchs Gebüsch

in die Augen leuchtete. Er belub sich aufs Neue mit der theuren Saft, er erblickte bald eine einsame Wohnung und erreichte sie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth sprach sich geschwind aus. Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein leichtes Feuer brannte; wollene Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle, und was Erwärmendes vorrätzig war, schnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde, zu retten, jede andre Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen halbstarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung. Willst du mich verlassen, rief sie aus, da ich dich so wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht, was er sagte, noch was er that. Nur schone dich, rief er hinzu, schone dich! denke an dich um deinet- und meinetwillen.

Sie dachte nun an sich und bemerkte jetzt erst den Zustand, in dem sie war. Sie konnte sich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht schämen; aber sie entließ ihn gern, damit er für sich sorgen möge: denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten sich: er bot dem Jüngling, und sie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollständig da hieng, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteuerer nicht nur angezogen, sondern gepußt. Sie sahen allerliebste aus, staunten einander an, als sie zusammentraten, und fielen sich mit unmäßiger Leidenschaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewalttham in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regsamkeit der Liebe stellten sie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Musik, um sie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familientreibe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Reizung, zur Leidenschaft gefunden zu haben, Alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend, das zu fassen, er würde zerpringen oder sich verwirren. Hierbei muß das Herz das Beste thun, wenn eine solche Ueberraschung ertragen werden soll.

Ganz verloren Eins ins Andre, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken; und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie Jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? sollen wir uns verbergen? sagte der Jüngling. Wir wollen zusammen bleiben, sagte sie, indem sie an seinem Hals hieng.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeschwommen; es war mit vieler

Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs Ungewisse fort, in Hoffnung, die Verlorenen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten sich zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Raum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. Wen seh' ich? riefen die Mütter; was seh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen sie aus, ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns euren Segen! riefen Beide, da alle Welt staunend verstummte. Euren Segen! ertönte es zum dritten Mal, und wer hätte den verjagen können?

### Fünftes Kapitel.

Der Erzählende machte eine Pause oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja, sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer: denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz, wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist Alles und nichts, wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Vord an die Reihe, zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. Wir müssen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genossen, scheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen.

Ich muß gestehen, versetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas Anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park ~~zu~~ zu beschäftigt, sich einen wahrhaft malerischen Standpunkt auf als daß Sie hätten bemerken sollen, was nebenher vorgieng. vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Plage

gelangen, daß Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, stand an, zu folgen, und bat, sich auf dem Rahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferin. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten, nicht so angenehm sei über die Wellen geschaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten, sie zu fragen, warum sie eigentlich abgelehnt, jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, versetzte sie freundlich, so kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, der ich sonst nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr, als sich gleich darauf ein Kopfschmerz an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen, und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord, ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich, von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter beiseiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharnte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte; da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen unter einander, organischer gegen sie und abermals unter einander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien.

Er hatte seinen Apparat von goldnen Ringen, Markasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, sagte er dabei, die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden, was wir Wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verftand fogleich, was vorgieng. Ich habe Manches von diefen Dingen gehört, fagte fie, aber niemals eine Wirkung gefehen. Da Sie Alles fo hübfch bereit haben, laffen Sie mich verfuchen, ob es mir nicht auch anfchlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernst war, hielt fie ihn ftet und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindefte Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das fchwebende wie in einem entchiedenen Wirbel fortgeriffen und drehte fich, je nachdem man die Unterlage wechfelte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jezt in Kreifen, jezt in Ellipfen, oder nahm feinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle feine Erwartung.

Der Bord felbft ftukzte einigermaßen, aber der Andere konnte vor Luft und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Bermannigfaltigung der Verfuche. Ottilie war gefällig genug, fich in fein Verlangen zu finden, bis fie ihn zuletzt freundlich erfuchte, er möge fie entlaffen, weil ihr Kopfweg fich wieder einftelle. Er, darüber verwundert, ja entzüdt, verficherte ihr mit Enthufiasmus, daß er fie von diefem Uebel völlig heilen wolle, wenn fie fich feiner Kurart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die gefchwind begriff, wovon die Rede fei, lehnte den wohlgefintten Antrag ab, weil fie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulaffen, wovor fie immerfort eine ftarke Apprehenfion hatte.

Die Fremden hatten fich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine fonderbare Weife berührt worden war, doch den Wunfch zurüdgelaffen, daß man fie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die fchönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbefuche zu enden, womit fie kaum fertig werden konnte, indem fich die ganze Landfchaft umher, Einige wahrhaft theilnehmend, Andre bloß der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um fie bekümmert hatten. Zu Hauſe belebte fie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man jah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchſt erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gefundheit, und was noch mehr in Verwunderung ſetzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die fich immer mehr entwickelte. Den Gefichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen fich immer weniger von Ottiliens Augen unterfcheiden.

Durch diefe fonderbare Verwandtſchaft und vielleicht noch mehr durch das fchöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das geliebten Mannes, auch von einer Andern, mit zärtlicher Neugier fangen, ward Ottilie dem heranwachſenden Geſchöpf fo viel Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entf

Charlotte, so blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterin allein. Rannu hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin alle Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen, und gewöhnte sich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläschchen bei sich, um dem Kinde, wenn es nöthig, seine Nahrung zu reichen. Selten unterließ sie dabei, ein Buch mitzunehmen, und so bildete sie, das Kind auf dem Arm, lesend und wandelnd, eine gar anmuthige Penferosa.

## Zwölftes Kapitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Er begab sich sogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß sie es bemerkten und wußten, scharf hatte beobachten lassen. Sein stiller Aufenthalt blidte ihm aufs Freundlichste entgegen: denn man hatte indessen nach seiner Anordnung Manches eingerichtet, gebessert und gefördert, so daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächst Genießbare ersetzten.

Eduard, durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, nahm sich nunmehr vor, Dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften, wie Blutsverwandtschaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seien, niemals von Grund aus Schaden und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wieder herstellen.

Zum frohen Empfang erkundigte sich Eduard nach dem Zustande des Freundes und vernahm, wie vollkommen nach seinen Wünschen ihn das Glück begünstigt habe. Halb scherzend vertraulich fragte Eduard sodann, ob nicht auch eine schöne Verbindung im Werke sei. Der Freund verneinte es mit bedeutendem Ernst.

Ich kann und darf nicht hinterhältig sein, fuhr Eduard fort, ich muß dir meine Gesinnungen und Vorsätze sogleich entdecken. Du kennst meine Leidenschaft für Ottilien und hast längst begriffen, daß sie es ist, die mich in diesen Feldzug gestürzt hat. Ich leugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war so schön, so wünschenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröstliche Ahnung, so mancher heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn gepakt, Ottilie könne die Meine werden. Ein Glas, mit unserm

Kamenkugl bezeichnet, bei der Grundsteinlegung in die Mäße geworfen, gleng nicht zu Trümmern; es ward aufgefunden und ist wieder in meinen Händen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte, mich selbst will ich an die Stelle des Glastes zum Brichen machen, ob meine Verbindung möglich sei oder nicht. Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Reisender, sondern als Einer, der zu leben hofft. Othilie soll der Preis sein, um den ich kämpfe, sie soll es sein, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verschanzung, in jeder belagerten Festung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunsche, verschont zu bleiben, im Sinne, Othilien zu gewinnen, nicht sie zu verlieren. Diese Gelüste haben mich geleitet, sie haben mir durch alle Gefahren beigestanden, aber nun finde ich mich auch wie Einen, der zu seinem Ziele gelangt ist, der alle Hindernisse überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege steht. Othilie ist mein, und was noch zwischen diesem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend ansehen.

Du lächelst, versetzte der Major, mit wenig Jügen Alles aus, was man dir entgegensetzen konnte und sollte, und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in ihrem ganzen Werthe die zurückzurufen, überlasse ich dir selbst, aber du bist es ihr, du bist es dir schuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wir laß ich aber nur gedenken, daß auch ein Sohn gegeben ist, ohne zugleich auszusprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieses Lebens willen schuldig seid, vereint zu leben, damit ihr vereint ihr seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen möget.

Es ist bloß ein Dunkel der Eltern, versetzte Edward, wenn sie sich einbilden, daß ihr Dasein für die Kinder so nöthig sei. Alles, was lebt, findet Nahrung und Beihülfe, und wenn der Sohn nach dem frühen Tode des Vaters keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht eben deswegen an schnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er sich zu Andern schiden muß, was wir dann doch früher oder später Alle lernen müssen. Und hiervon ist ja die Rede gar nicht: wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf ein Haupt so viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Jügen Charlottens Werth und Edwards lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Edward heftig in die Rede. Wir haben eine Tochter verloren. Sie ist mir auszuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter trühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer, denn das Jahrzehend des Menschen hat sein eigenes Band, seine Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der verzeihlos zu greifen durch Umstände oder durch Trübsal vermag. Wir haben eine Tochter verloren; soll sie es denn fars



Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bössartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers und focht gegen das andere mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beschädigen, sein selbenedes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh sie ihm nie, ja, sie machte so heimliche Anstalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschloßen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlfühlen, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich, ohne deutliches Bewußtsein, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugeordnet hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen, nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: Das alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern

nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sei, als sie den Ring mit Demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernstern Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum Schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen und kam mit Urlaub, die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit Allem, was sie umgab, in Uebereinstimmung; sie glaubte, glücklich zu sein, und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja, der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Erstaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingestehen, halb willigem, halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und Das alles war wechselseitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man sich jenen neidischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Vertennen nunmehr nicht ohne ein ausgesprochenes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb Alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deshalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten, oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerstrebens, eine heftige, gleichsam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete sich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und

Minuten in ihre Betrachtungen versenkt: denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erhob sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.

Zum zweiten Mal — so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernst — zum zweiten Mal widerfährt mir Dasselbige. Du sagtest mir einst: es begegne den Menschen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weise, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr und bin gedrungen, dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt: du saßest auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knien, ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm Alles, was um mich vorgieng, besonders alle Reden, sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern und, wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst du mit einer Freundin über mich; du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; du schildertest meine abhängige Lage, und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besonderer Glückstern über mich walte. Ich sagte Alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit, da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmest, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt, vernehm' ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduardens werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen. Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er gieng. Ich wollte auffahren, aufschreien: du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen.

Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte, durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als

ſie einige Worte ausſprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung, ſucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre, du habest in die Scheidung gewilligt, blühe ich in demſelbigen See meine Vergehen, meine Verbrechen.

### Fünfzehntes Kapitel.

Wenn ſich in einem glücklichen friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenoſſen mehr, als nöthig und billig iſt, von Dem unterhalten, was geſchieht oder geſchehen ſoll; wenn ſie ſich einander ihre Vorſätze, Unternehmungen, Beſchäftigungen wiederholt mittheilen und, ohne gerade wechſelſeitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichſam rathſchlagend behandeln: ſo findet man dagegen in wichtigen Momenten, eben da, wo es ſcheinen ſollte, der Menſch bedürfe fremden Beiſtandes, fremder Beſtätigung am Allermeiſten, daß ſich die Einzelnen auf ſich ſelbſt zurückziehen, Jedes für ſich zu handeln, Jedes auf ſeine Weiſe zu wirken ſtrebt und, indem man ſich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erſt der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach ſo viel wundervollen und unglücklichen Ereigniſſen war denn auch ein gewiſſer ſtiller Ernſt über die Freundinnen gekommen, der ſich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Kapelle geſendet. Es ruhte dort als das erſte Opfer eines ahnungsvollen Verhängniſſes.

Charlotte lehrte ſich, ſo viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand ſie Ottilien zuerſt, die ihres Beiſtandes bedurfte. Sie beſchäftigte ſich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu laſſen. Sie wußte, wie ſehr das himmliſche Kind Eduarden liebte; ſie hatte nach und nach die Szene, die dem Unglück vorhergegangen war, herausgeforſcht und jeden Umſtand, theils von Ottilien ſelbſt, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten ſehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja geſprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte ſtets aufgemerkt, ſtets beobachtet, ſie wußte viel; das kam jetzt Alles zum Vorſchein. Sie unterhielt, ſie zerſtreute Charlotten, die noch immer die ſtille Hoffnung nährte, ein ihr ſo werthes Paar verbunden zu ſehen.

Allein bei Ottilien hieng es anders zuſammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; ſie war von ihrer frühen Einſchränkung, von ihrer Dienſtbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entſchluß fühlte ſie ſich auch befreit von der Laſt jenes Vergehens, jenes Mißgeſchicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über ſich ſelbſt; ſie hatte ſich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Be-

dingung des völligen Entlassens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerlässlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, Seen, Felsen- und Baumgruppen nur traurige Empfindungen täglich in ihnen Beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müsse, war allzu deutlich; wie es geschehen solle, nicht so leicht zu entscheiden.

Sollten die beiden Frauen zusammenbleiben? Eduards früherer Wille schien es zu gebieten, seine Erklärung, seine Drohung es nöthig zu machen: allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anstrengung, sich in einer peinlichen Lage neben einander befanden. Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verstehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verstand, wenigstens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete sich zu verlegen, und gerade die Furcht war am Ersten verletzbar und verletzte am Ersten.

Wollte man den Ort verändern und sich zugleich, wenigstens auf einige Zeit, von einander trennen, so trat die alte Frage wieder hervor: wo sich Ottilie hinbegeben solle? Jenes große reiche Haus hatte vergebliche Versuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtöchter unterhaltende und wetteifernde Gespielinnen zu verschaffen. Schon bei der letzten Anwesenheit der Baronesse, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien dahin zu senden; jetzt brachte sie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich, dahin zu gehen, wo sie Dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Lassen Sie mich, liebe Tante, sagte sie, damit ich nicht eingeschränkt und eigenfönnig erscheine, Dasjenige aussprechen, was zu verschweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn sehen, die ihn gewahrt werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; Jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, Jedem fürchtbar, der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß und doch vielleicht zu entschuldigen ist gegen solche Unglückliche die Indiscretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich so rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorjog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer

bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt, aufgeregt und Jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Ausritten Anlaß gebe.

Du wirst aber, liebes Kind, versetzte Charlotte, dem Anblick der Menschen dich nirgends entziehen können. Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war.

Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante, versetzte Ottilie. Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig sein können. Alle Bückungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur, wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Reigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich leugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizustehen; und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben: es mag sein, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschöcklinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche ist nicht geeignet, Glücklichen vorzustehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andere das Gefühl zu

nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

Laß mich gegen deinen Vorsatz, sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint. Es ist nicht von dir, es ist von einem Dritten die Rede. Die Gefinnungen des guten, vernünftigen, frommen Gehülfsen sind dir bekannt; auf dem Wege, den du gehst, wirst du ihm jeden Tag werthet und unentbehrlicher sein. Da er schon jetzt seinem Gefühl nach nicht gern ohne dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm Anfangs darin beistehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Ottilie; und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten. So gut und verständig, als der Freund ist, eben so, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für sich und Andere vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das, uns unsichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann.

Charlotte nahm Alles, was das liebe Kind so herzlich geäußert, zur stillen Ueberlegung. Sie hatte verschiedentlich, obgleich auf das Leiseste, angeforscht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar sei; aber auch nur die leiseste Erwähnung, die mindeste Hoffnung, der kleinste Verdacht schien Ottilien aufs Tiefste zu rühren; ja, sie sprach sich einst, da sie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dein Entschluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entsagen, so fest und unveränderlich ist, so hüte dich nur vor der Gefahr des Wiedersehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn Dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht. Thue jetzt, was du deinen Zuständen am Gemäßeften hältst; prüfe dich, ja, verändere lieber deinen gegenwärtigen Entschluß: aber aus dir selbst, aus freiem, wollendem Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraschung in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen: dann gibt es erst einen Zwiespalt im Gemüth, der unerträglich ist. Wie gesagt, ehe du diesen Schritt thust, ehe du dich von mir entfernst und ein neues Leben anfängst, das dich, wer weiß, auf welche Wege leitet, so bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen kannst. Hast du dich aber



hierzu bestimmt, so schließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlassen willst, selbst nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufsuchen, wenn er sich zu dir drängen sollte. Ottilie besann sich nicht einen Augenblick, sie gab Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hatte.

Nun aber schwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur so lange entsagen könne, als sie sich von Charlotten nicht trennte. Es hatten sich zwar seit der Zeit die Umstände so verändert, es war so mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereignisse für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte sie auch im entferntesten Sinne weder etwas wagen, noch etwas vornehmen, das ihn verletzen könnte, und so sollte Mittler in diesem Falle Eduards Gefinnungen erforschen.

Mittler hatte seit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, besucht. Dieser Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchst unwahrscheinlich machte, wirkte gewaltjam auf ihn; aber immer noch seiner Sinnesweise hoffend und strebend, freute er sich nun im Stillen über den Entschluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zusammenzuhalten und sah diese leidenschaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erster Erklärung schriftlich unterrichtet, ihn auf das Inständigste gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geschähen, daß man sich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des schönen Kindes sich wieder herstelle. Auch von den spätern Ereignissen und Gefinnungen hatte sie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die schwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zustandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohl wissend, daß man das Geschehene sich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geschehendes einwilligt, überredete Charlotten: es sei das Beste, Ottilien gleich nach der Pension zu schicken.

Deßhalb wurden, sobald er weg war, Anstalten zur Reise gemacht. Ottilie packte zusammen, aber Charlotte sah wohl, daß sie weder das schöne Kösserchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Pension bringen; Mannn sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hieng nun an ihr wie sonst durch Natur und Reigung; ja, sie schien durch unterhaltende Redseligkeit das bisher Versäumte wieder nachbringen und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück, mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie

noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Maserkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf; sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute, bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersezte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer, die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so, wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung, ein altes Glück wieder herzustellen, flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

### Sechzehntes Kapitel.

Als Mittler gekommen war, sich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tisch gestemmt. Er schien sehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, versetzte Jener; und doch kann ich es nicht hassen; denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen, wie sie? Diese Schmerzen sind mir heilsam, sind mir, ich kann beinahe sagen, wünschenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter schwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind, um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in diesem Grade resignirt fand, hielt er mit seinem Anbringen nicht zurück, daß er jedoch stufenweise, wie der Gedanke bei den Frauen entsprungen, wie er nach und nach zum Vorschein gereift war, historisch vortrug. Eduard äußerte sich kaum dagegen. Aus dem Wenigen, was er sagte, schien hervorzugehen, daß er Jenen Alles überlasse; sein gegenwärtiger Schmerz schien ihn gegen Alles gleichgültig gemacht zu haben.

Raum aber war er allein, so stand er auf und gieng in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte seinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer sich beschäftigt. Schon unter Mittlers Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden sich lebhaft ergangen. Er sah, Ottilien, allein oder so gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshause, dessen Zimmer er so oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er

wünschte, er wollte nur. Er mußte sie sehn, sie sprechen. Wozu, warum, was daraus entstehen sollte? davon konnte die Rede nicht sein. Er widerstand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen und erforschte sogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reisen würde. Der Morgen brach an; Eduard säumte nicht, unbegleitet sich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten sollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraschte Wirthin empfing ihn mit Freuden: sie war ihm ein großes Familienglück schuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat sich sehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verschafft, indem er dessen That, wobei er allein gegenwärtig gewesen, heraus hob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hindernisse einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was sie ihm Alles zu Liebe thun sollte. Sie räumte schnell in ihrer Pukstube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichst zusammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen sollte, und ließ für sich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erschien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der sich dabei sehr interessirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweisen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er sie sehen sollte; es schien ihm in seiner ganzen häuslichen Seltsamkeit ein himmlischer Aufenthalt. Was dachte er sich nicht Alles aus, ob er Ottilien überraschen, ob er sie vorbereiten sollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er setzte sich hin und schrieb. Dieß Blatt sollte sie empfangen.

#### Eduard an Ottilien.

Indem du diesen Brief liesest, Geliebteste, bin ich in deiner Nähe. Du mußt nicht erschrecken, dich nicht entsetzen; du hast von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du siehst mich nicht eher, als du es erlaubst.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige. Wie sehr danke ich dir, daß du keinen entscheidenden Schritt zu thun vorhast; aber bedeutend genug ist er; thue ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannst du mein sein, willst du mein sein? O, du erzeigst uns Allen eine große Wohlthat und mir eine überschwängliche.

Laß mich dich wiedersehen, dich mit Freuden wiedersehen. Laß mich die schöne Frage mündlich thun und beantworte sie mir mit deinem schönen Selbst. An meine Brust, Ottilie! hieher, wo du manchmal geruht hast, und wo du immer hingehörst! —

Indem er schrieb, ergriff ihn das Gefühl, sein Höchstersehntes nahe sich, es werde nun gleich gegenwärtig sein. Zu dieser Thüre wird sie hereintreten, diesen Brief wird sie lesen, wirklich wird sie wie

sonst vor mir dastehen, deren Erscheinung ich mir so oft herbeisehnte. Wird sie noch Dieselbe sein? Hat sich ihre Gestalt, haben sich ihre Gesinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte schreiben, wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder setzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb wohl!

Er faltete den Brief, überschrieb ihn; zum Siegeln war es zu spät. Er sprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petschaft noch auf dem Tisch gelassen. Sie sollte diese nicht zuerst sehen; er sprang zurück und holte sie glücklich weg. Vom Vorfaal her vernahm er schon die Wirthin, die auf das Zimmer losgieng, um es dem Gast anzuweisen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber sie war zugefahren. Den Schlüssel hatte er beim Hineinspringen heruntergeworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeschnappt, und er stand gebannt. Hestig drängte er an der Thüre; sie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünscht, als ein Geist durch die Spalten zu schlüpfen! Vergebens! Er verbarg sein Gesicht an den Thürpfosten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als sie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete sich gegen sie, und so standen die Liebenden abermals auf die seltsamste Weise gegen einander. Sie sah ihn ruhig und ernsthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern, trat sie einige Schritte zurück bis an den Tisch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüberstehen? Aber vor allen Dingen höre! es ist Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findest. Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten sollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beschließe, was du kannst.

Sie blickte herab auf den Brief, und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte sie ihn gelesen, und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von Allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelt zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er gieng auf dem Vorfaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, sie wußte nicht, was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefstenummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Zammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen, sie gieng zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht, das ruhende Kind zu wecken, sie setzte sich gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie mit niedergeschlagenen Augen ihr Haupt zu einem sanften Nein. Er fragt, ob sie nach der Pension wolle? Gleichgültig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückführen dürfe? bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenster, dem Kutscher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg ist sie wie der Witz zur Stube hinaus, die Treppe hinab, in dem Wagen. Der Kutscher nimmt den Weg nach dem Schlosse zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

### Siebzehntes Kapitel.

Wie höchst überrascht war Charlotte, als sie Ottilien vorsahren und Eduarden zu Pferde sogleich in den Schloßhof hereinsprengen sah. Sie eilte bis zur Thürschwelle: Ottilie steigt aus und nähert sich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt sie die Hände beider Ehegatten, drückt sie zusammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft sich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann sich nicht erklären, bittet, Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizustehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer, und ihr schaudert, da sie hineintritt: es war schon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände standen da. Es erschien so weitläufig als unerfreulich. Man hatte Alles weggetragen, nur das Kofferchen, unschlüssig, wo man es hinstellen sollte, in der Mitte des Zimmers stehen gelassen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer gestreckt. Charlotte bemüht sich um sie, fragt, was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt, soweit er vermag. Das Uebrige

denkt sie sich zusammen, und dann sogleich mit Entschlossenheit an Das, was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist auf's Baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort, zu schweigen, und Eduard vermag nichts, als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte, was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgereggt.

Sie spricht auf's Liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun, als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut, was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht, ihn zu begleiten. Man macht Anstalten, und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistens die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen? Charlotte sann alle Mittel durch, endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorschlag in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen; sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen; sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

#### Ottilie den Freunden.

Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht? Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll

nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorsatz, Eduarden zu entsagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es ist anders geworden; er stand selbst gegen seinen eigenen Willen vor mir. Mein Versprechen, mich mit ihm in keine Unterredung einzulassen, habe ich vielleicht zu buchstäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewissen des Augenblicks schwieg ich, verstummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu sagen. Ein strenges Ordensgelübde, welches Den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängstiget, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, so lange mir das Herz gebietet. Veruft keine Mittelsperson! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trant genießen soll, als ich höchstens bedarf. Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung; aber mein Innres überlaßt mir selbst!

Die längst vorbereitete Abreise der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geschäft des Majors sich verzögerte; wie erwünscht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs Neue angeregt, durch ihre trostvollen hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu standhaftem Ausbarren berechtigt, erklärte er auf einmal: er werde sich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichste, Nothwendigste vorsätzlich, voreilig wegzuworfen, das, wenn uns auch der Verlust bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht denken, es schaudert mir. Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben.

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber selbst ohne gerade aneinander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin- und hergezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem





bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt, aufgeregt und Jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirst aber, liebes Kind, versetzte Charlotte, dem Anblick der Menschen dich nirgends entziehen können. Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war.

Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante, versetzte Ottilie. Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig sein können. Alle Bückungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur, wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich leugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizustehen; und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben: es mag sein, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschöcklinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche ist nicht geeignet, Glücklichen vorzustehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andere das Gefühl zu

Lächeln, wie es Demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment gibt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen sowie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte, das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Raisonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit Andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nuzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend, beisammen. Mittler gieng im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck auseinander legend und ihrem Mädchen Manches andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sei als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle sähe. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und sinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges gebietendes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Du sollst nicht tödten. Als wenn irgend

ein Mensch im Mindesten Lust hätte, den andern todt zu schlagen! Man haßt Einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und in Gefolg von Dem und manchem Andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich Einen todt schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Andern Mord und Todtschlag zu verbieten? Wenn es hieße: Sorge für des Andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke, daß du dich selbst beschädigst: das sind Gebote, wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasistdaß nachschleppt.

Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade Das, was man entfernen will, mit Gewalt heranzubringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du sollst nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen, es aufzuklären; du sollst suchen, sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher, als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das siebente Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, versetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend, rief Nanny: Sie stirbt! das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck, ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblaffen, erstarren: sie läuft zu Charlotten; man

kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja, sie fällt fast in Zuckungen, als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stodt; er wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer. Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt, wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie, sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber, daß man das Köffchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirfst du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebenvoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir, zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden: denn sie sei nicht todt, sie könne nicht todt sein. Man that ihm seinen Willen, in sofern man wenigstens Das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht, sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny, von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man

sie wieder, sie schien außer sich zu sein. Ihre Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen, man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es, ihm vorzustellen, daß Ottilie, in jener Kapelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer, seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offenen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am Unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten, oder vielmehr, man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten gieng. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne, was vorgieng, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als Alle, die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese, verworren, schwankend, taumelnd, stürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt, die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja, es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin

sonst vor mir dastehen, deren Erscheinung ich mir so oft herbeisehnte. Wird sie noch Dieselbe sein? Hat sich ihre Gestalt, haben sich ihre Gefinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte schreiben, wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder setzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb wohl!

Er faltete den Brief, überschrieb ihn; zum Siegeln war es zu spät. Er sprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petschaft noch auf dem Tisch gelassen. Sie sollte diese nicht zuerst sehen; er sprang zurück und holte sie glücklich weg. Vom Vorfaal her vernahm er schon die Wirthin, die auf das Zimmer losgieng, um es dem Gast anzuweisen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber sie war zugefahren. Den Schlüssel hatte er beim Hineinspringen heruntergeworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeschnappt, und er stand gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; sie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünscht, als ein Geist durch die Spalten zu schlüpfen! Vergebens! Er verbarg sein Gesicht an den Thürpfosten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als sie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete sich gegen sie, und so standen die Liebenden abermals auf die seltsamste Weise gegen einander. Sie sah ihn ruhig und ernsthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern, trat sie einige Schritte zurück bis an den Tisch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüberstehen? Aber vor allen Dingen höre! es ist Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findest. Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten sollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beschließe, was du kannst.

Sie blickte herab auf den Brief, und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte sie ihn gelesen, und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von Allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelt zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er gieng auf dem Vorfaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, sie wußte nicht, was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.



Eduard im tiefstenummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen, sie gieng zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht, das ruhende Kind zu wecken, sie setzte sich gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie mit niedergeschlagenen Augen ihr Haupt zu einem sanften Nein. Er fragt, ob sie nach der Pension wolle? Gleichgültig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückführen dürfe? bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenster, dem Kutscher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg ist sie wie der Blik zur Stube hinaus, die Treppe hinab, in dem Wagen. Der Kutscher nimmt den Weg nach dem Schlosse zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

### Siebzehntes Kapitel.

Wie höchst überrascht war Charlotte, als sie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde sogleich in den Schloßhof hereinsprengen sah. Sie eilte bis zur Thürschwelle: Ottilie steigt aus und nähert sich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt sie die Hände beider Ehegatten, drückt sie zusammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft sich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann sich nicht erklären, bittet, Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizustehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer, und ihr schaudert, da sie hineintritt: es war schon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände standen da. Es erschien so weitläufig als unerfreulich. Man hatte Alles weggetragen, nur das Köffchen, unschlüssig, wo man es hinstellen sollte, in der Mitte des Zimmers stehen gelassen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer gestreckt. Charlotte bemüht sich um sie, fragt, was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt, soweit er vermag. Das Uebrige

denkt sie sich zusammen, und dann sogleich mit Entschlossenheit an Das, was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist auf's Baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort, zu schweigen, und Eduard vermag nichts, als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte, was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregelt.

Sie spricht aufs Liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun, als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut, was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht, ihn zu begleiten. Man macht Anstalten, und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistens die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen? Charlotte sann alle Mittel durch, endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Augenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorsatz in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen; sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen; sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

### Ottilie den Freunden.

Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht? Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll

nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorsatz, Eduarden zu entsagen, mich von ihm zu entfernen. Ihn hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es ist anders geworden; er stand selbst gegen seinen eigenen Willen vor mir. Mein Versprechen, mich mit ihm in keine Unterredung einzulassen, habe ich vielleicht zu buchstäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewissen des Augenblicks schwieg ich, verstummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu sagen. Ein strenges Ordensgelübde, welches Den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängstiget, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, so lange mir das Herz gebietet. Veruft keine Mittelsperson! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trank genießen soll, als ich höchstens bedarf. Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung; aber mein Inneres überlaßt mir selbst!

Die längst vorbereitete Abreise der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geschäft des Majors sich verzögerte; wie erwünscht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs Neue angeregt, durch ihre trostvollen hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu standhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal: er werde sich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichste, Nothwendigste vorsätzlich, voreilig wegzuwurfen, das, wenn uns auch der Verlust bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht denken, es schaudert mir. Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben.

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber selbst ohne gerade aneinander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin- und hergezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem

Es war nicht lange, und sie standen, sie saßen neben einander. Die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig. Die nächste Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes. Immer Berührung bedurfte es, nur des reinen. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur ein Gemüth, ein vollkommenes Behagen, mit sich selbst zu sein. Ja, hätte man Eins von Beiden am liebsten behalten, das Andere hätte sich nach und nach von ihm hinwegbewegt. Das Leben war ihnen, dessen Ausübung sie nur mit einander fanden.

Es war durchaus heiter und gelassen, so daß man sich über alles beruhigen konnte. Sie entfernte sich wenig aus der Gesellschaft, wie hätte sie es erlangt, allein zu speisen. Niemand als Raum.

Es kommt jedem Menschen gewöhnlich begegnet, wiederholt sich nicht, als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung. Individualität, Neigung, Richtung, Verlässlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem der Mensch, wie in einem Elemente, in einer Atmosphäre, schwimmt, wenn es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen, aber deren Veränderlichkeit so viele Plage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert und noch äußern und inneren unendlichen Anregungen unveränderlich.

Es bewegte sich auch in dem täglichen Zusammenleben unserer Freunde. Als Alles wieder in dem alten Gleise. Noch immer äußerte sich die Unschwermigkeit durch manche Gefälligkeit ihr zukommendes. Und so Jedes nach seiner Art. Auf diese Weise zeigte sich der häusliche Frieden als ein Schreinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch Alles dem Alten sei, war verzeihlich.

Die herrlichen Tage, so lange jenen Frühlingstagen gleich, waren die Gesellschaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus. Edward an Freuden und Blumen, der dieser Zeit eigen war als wenn es der Herbst jenes ersten Frühlings wäre: war ins Vergessen gefallen. Denn nun blühten die Blumen man in jenen ersten Tagen auch gelacht hatte; die an den Bäumen, die man damals blühen gesehen. Edward ließ sich öfter sehen. Edward war meistens regelmäßig. Edward ließ gewöhnlich, besser, ja sogar heiterer, wenn man will, war, als wenn er so gut durch Fröhlichkeit als durch Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder. Er legte sich wie vormalig, daß sie ihm ins Buch er ward unruhig, zerstreut, wenn sie nicht hineinsah. Er war gewiß war, daß sie seinen Worten mit ihren Augen

Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöscht. Keines trug mehr dem Andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verschwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Klavierspiel Charlottens, sowie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninstruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit in stillem freundlichen Behagen diesmal gefeiert werden. So war man, halb stillschweigend, halb ausdrücklich, mit einander übereingekommen. Doch je näher diese Epoche heranrückte, vermehrte sich das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie schien im Garten oft die Blumen zu mustern; sie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächse aller Art zu schonen, und sich besonders bei den Asten aufgehalten, die gerade dieses Jahr in unmäßiger Menge blühten.

### Achtzehntes Kapitel.

Das Bedeutendste jedoch, was die Freunde mit stiller Aufmerksamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum ersten Mal ausgepackt und daraus Verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen, aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als sie das Uebrige mit Beihülfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte sie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich schon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte sich nicht satt sehen, besonders da sie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs gesorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devisen, Handschuhe und so manches Andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu schenken. Diese verweigerte es; zog aber sogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das hastig und ungeschickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenossen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zulezt gelang es Ottilien, Alles sorgfältig wieder einzuschichten; sie öffnete hierauf ein verborgenes Fach, das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, mancherlei aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten und was sonst noch verborgen. Noch Eins fügte sie hinzu — es war das Porträt ihres Vaters — und verschloß das Ganze, worauf sie den zarten Schlüssel an dem goldnen Ketten wieder um den Hals an ihre Brust hieng.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen: denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein

... wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten alles Sües und Erreulichs verbirgt. Niemand wußte, daß Otilie zur unglücklichen Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur zur Zeit, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Weiter hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger gedauert als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur so wohl, daß es einen gewissen Moment gibt, wo allein das Eisen zu schneiden ist. Otiliens Schweigen sowie ihre Weigerung legte er zu seinen Gründen aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Parteien gekommen; er hoffte, das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er hörchte, er gab nach, er gab zu versprechen und führte sich nach seiner Weise aus.

Aber übermächtig war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Rationement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit Andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so wackte er ohne Rücksicht fort, verlegte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend, beisammen. Mittler ging im Zimmer auf und ab; Otilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck auseinander legend und ihrem Mädchen Wunders andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sei als Verbot, als verbotende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu weichen versucht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle hätte. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat und kümmert darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie vorzüglich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein recht zweckvolles, vernünftiges gebietendes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, wie soll man dazu sagen? Du sollst nicht tödten. Als wenn irgend

ein Mensch im Mindesten Lust hätte, den andern todt zu schlagen! Man haßt Einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und in Gefolg von Dem und manchem Andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich Einen todt schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Andern Mord und Todtschlag zu verbieten? Wenn es hieße: Sorge für des Andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke, daß du dich selbst beschädigst: das sind Gebote, wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasistdas nachschleppt.

Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade Das, was man entfernen will, mit Gewalt heranzubringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du sollst nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen, es aufzuklären; du sollst suchen, sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher, als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das siebente Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, versetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entseßlichem Schrei hereinstürzend, rief Nanny: Sie stirbt! das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmutz auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und hergieng, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmutz, ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblaffen, erstarren: sie läuft zu Charlotte: man





schien außer sich zu sein. Ihre Eltern nahmen sie zu  
 Besprechung nicht anzuschlagen, man mußte sie  
 wieder zu entsinnen drohte.  
 Es gelang es, Edwarden der heftigsten Verzweiflung zu  
 überrennen zu seinem Unglück, denn es ward ihm deutlich,  
 ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer ver-  
 loren. Man wagte es, ihm vorzustellen, daß Ottilie, in jener  
 Legezeit, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer  
 neuen stillen Wahrung nicht entbehren würde. Es fiel schwer,  
 sie gesund zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß  
 sie von neuen Sorgen hinausgeraten und in dem Gemölde allenthalben  
 mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe  
 vor ihr werden sollte, ließ er sich zuletzt gefallen und schien sich in  
 Ruhe zu haben.

Man bedeckte den kalten Körper in jenen Schmuck, den sie sich  
 selbst vorbereitet hatte, man setzte ihr einen Kranz von Auerblumen  
 auf das Haupt, die wie traurige Gestirne abhangend glänzten. Die  
 Pforte, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres  
 Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter  
 alle Freude aus den Bärten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen  
 wurde sie im offenen Sarge aus dem Schloß getragen, und die auf-  
 gehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Beglei-  
 tenden drängten sich um die Träger, Niemand wollte vorausgehen,  
 Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum letzten  
 Male ihre Gegenwart gemessen. Knaben, Männer und Frauen, selbst  
 blind ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust  
 am unmittelbarsten empfanden.

Ranny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten, oder vielmehr, man  
 hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnißes verheimlicht. Man  
 bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die noch dem Garten  
 gieng. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzu bald  
 inne, was vorgieng, und da ihre Wächterin aus Reugierde, den Zug  
 zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang  
 und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Oben schwannte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten  
 Weg durchs Dorf hin. Ranny sah ihre Geleiter n. deutlich, unter f. d.,  
 deutlicher, vollständiger, schöner als alle, die dem Zuge ...  
 ledig, wie auf Wolken oder Bogen getragen, schlen ...  
 zu winken, und diese, verworren, schwanke, taumelnd ...

Einander sah die Menge mit einem entzückten ... nach  
 allen Seiten. Vom Tränen und Getöse waren die Augen ge-  
 adigt, die Pforte niederzulegen. Das Kind lag ganz ...  
 es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf, und zu-  
 schauend oder aus besonderer Übung lehnte man es über die ...  
 es schien selbst noch mit dem letzten Lebensstöß fröhlich ...

erreichen zu wollen. Raum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Blick, ihre Gebärde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft; aber ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entsfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand, was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen; sie hat das Ihrige gethan und gelitten und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte sich weiter, Nanny folgte zuerst, und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Kösserchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasbede gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum ersten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände bei so milдем Schimmer alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verbliebene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gelehrt, mit niederge senkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbare Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und

Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden, wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden: so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt; seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz auflösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne Jemand weiter gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über ohne des Mädchens Wissen in der Kirche geblieben und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen; aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todt-ähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; Manche, um darüber zu spotten, die Meisten, um daran zu zweifeln, und Wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder gesund geworden: warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet sein? Bärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung

und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt, die Kapelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu sein. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trant vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge, und sein ernstheiterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungesähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermist ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener, und dieser muß gestehen: das ächte Glas sei unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen; sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That: wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trant scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. Ach! sagte er einmal zum Major, der ihm wenig von der Seite kam, was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen, bin ich genöthigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach: aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrertum.

Was sollen wir, bei diesem hoffnungslosen Zustande, der ehgattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und her wogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach seiner gewöhnlichen Fassung, genau die Umstände, in denen man den Verbliebenen angetroffen hatte. Charlotte stürzte herbei: ein Verdacht des Selbstmordes regte sich in ihr; sie wollte sich, sie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen und Mittler aus fittlichen Gründen wußten sie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von seinem Ende überrascht worden. Er

hatte, was er bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig Gebliebene in einem stillen Augenblick vor sich aus einem Kästchen, aus einer Brieftasche ausgebreitet: eine Bode, Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen, die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an, das ihm seine Gattin so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und so lag denn auch dieses vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesezt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.

---

# Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

1794—1795.

---

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloß über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohlthätender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in den Stand, es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Karavane darstellen und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgesspannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines Jeden charakteristisch und auffallend. Das Eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen, das Andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und Alles, was Dieser zu viel, Jener zu wenig that, jeder Fall, wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung



gelte, gab in der Folge Gelegenheit, sich wechselseitig zu klagen und aufzuheizen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorübergehende Lustreise ehemals hätte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Pöken zu lachen, ernsthaft zuhauern können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschönes vorkommt, so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gleich aber hinterherin belächelten Umständen begleitet sein.

Besonders mußte Fräulein Rulke, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrliches Frauenzimmer, sehr Vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sei, in Zerknirschung, ja in einer Art von völligen Abwesenheit die unangenehmsten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpassen gebracht, ja sogar einen alten Bedienten für ihrem Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber, so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Schmerz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der allirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgehoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr ältester Bruder, Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte Alles, was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Kurier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft, Vetter Karl fuhr mit einem alten Gefährten, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer Älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbkarren, und einige schwerbeladene Proucars, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Vetter Karl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinstufer, nicht daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte wie man nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaftlichen Natur hätte vermuthen sollen, er hatte sich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Tadeln zu verschaffen wußte und, so übel sie auch die Einen behandelte, von den Andern mit großer Begehrtheit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblendet werden, so erging es auch Vetter Karl. Sie würden den Rest eines einzigen Gutes und wohnen alles Uebrige dagegen ein.

Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse scheinen in nichts zu verschwinden, indem das gewünschte Gut zu Einem, zu Allem wird; Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles Uebrige fremd macht.

Better Karl überließ sich der Heftigkeit seiner Reigung und verhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte um so freier sich diesen Gefinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edelmann war und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum Besten darauf hauste. Demohngeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gefinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich hörte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles Dessen, was bei den Neufranken Gutes oder Böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die Andern um desto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden, durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt, nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm übertorfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baronesse wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luise machte ihm am Meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechter Weise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen Recht, der Geistliche im Stillen Unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gefinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Ursach man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit, zu üben.

Eines Tags machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seien, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie, scheint wie ein Schiff zu sein, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und franke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hin-

überbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff scheitert, sieht man, wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde. Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernem Gewohnheiten mit sich in der Irre herumführen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theetessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil und der Lust, ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hin begleitet. Der Leichtfinnige freut sich der Flucht wie einer Spaziersfahrt, und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler Alles zu Diensten stehe. Wie selten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere sich aufzuopfern getrieben wird!

Indessen man nun mancherlei Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt; die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weitem Fortgang der siegreichen Waffen und begierig, wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheines, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeischießen sahen! wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das Geringste, das sie schon verloren gegeben hatten! wie stiegen ihre Hoffnungen, dereinst auch jenseit des Rheines Alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Raum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alte Bekannten, Freunde und Diener herbeieilten, sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen und sich in manchen Fällen Rath und Beistand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie aufs Angenehmste überrascht, als der Geheimrath von S. mit seiner Familie bei ihr ankam, ein Mann, dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau in Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatte viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten; er hatte gesehen

kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja, sie fällt fast in Zuckungen, als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stodt; er wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Ranny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer. Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt, wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie, sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber, daß man das Köffchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirfst du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebenvoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir, zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden: denn sie sei nicht todt, sie könne nicht todt sein. Man that ihm seinen Willen, in sofern man wenigstens Das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht, sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Ranny, von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man

sie wieder, sie schien außer sich zu sein. Ihre Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen, man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es, ihm vorzustellen, daß Ottilie, in jener Kapelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer, seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offenen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am Unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten, oder vielmehr, man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten gieng. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubaß inne, was vorgieng, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als Alle, die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese, verworren, schwankend, taumelnd, stürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt, die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja, es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin

erreichen zu wollen. Daum aber hatten ihre schlotternden Glieder Otiliens Gewand, ihrer kraftlosen Finger Otiliens gekaltete Hände berührt, als das Mädchen aufstang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Knie vor dem Sarge niederstürzte und ausdächtig entsetzt zu der Herrin hinauf blickte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Willen, ihre Gnade, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und heil, aber ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit ausgestreckten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter euch, sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge, sie waren erschaut, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand, was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen; sie hat das Ihrige gethan und gelitten und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte sich weiter, Ranny folgte zuerst, und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle.

So stand nun der Sarg Otiliens, zu ihren Füßen der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Mädchen, in ein starkes eisernes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Beisnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Ranny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen, sie wollte allein, ohne Gefährtin bleiben und der zum ersten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dies so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsbedürfniß, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein! denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, kein volles Licht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm vergierte Wände bei so mildem Schimmer alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Ranny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich, aber schwierigend deutete sie auf die verbliebene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite in jugendlicher Kraft und Amuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesunkenen Armen, gekalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingewandt.

Schon einmal hatte er so vor Beifahrer gestanden. Unauswählbar gerieth er jetzt in die gleiche Stellung! und wie natürlich war sie auch diesmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Odhe herabgestürzt, und wenn dort Tapferkeit, Ringheit, Macht, Rang und



Bermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden, wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden: so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt; seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit monnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermischt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz auflösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne Jemand weiter gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über ohne des Mädchens Wissen in der Kirche geblieben und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen; aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todt-ähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; Manche, um darüber zu spotten, die Meisten, um daran zu zweifeln, und Wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder gesund geworden: warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet sein? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung



und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt, die Kapelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu sein. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, daß ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge, und sein ernstheiterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermist ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener, und dieser muß gestehen: das ächte Glas sei unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen; sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That: wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. Ach! sagte er einmal zum Major, der ihm wenig von der Seite kam, was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen, bin ich genöthigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach: aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrertum.

Was sollen wir, bei diesem hoffnungslosen Zustande, der ehedemlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und her wogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach seiner gewöhnlichen Fassung, genau die Umstände, in denen man den Verbliebenen angetroffen hatte. Charlotte stürzte herbei: ein Verdacht des Selbstmordes regte sich in ihr; sie wollte sich, sie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen und Mittler aus sittlichen Gründen wußten sie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von seinem Ende überrascht worden. Er

hatte, was er bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig Gebliebene in einem stillen Augenblick vor sich aus einem Kästchen, aus einer Briefftasche ausgebreitet: eine Locke, Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen, die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an, das ihm seine Gattin so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und so lag denn auch dieses vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesezt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.

---

# Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

1794—1795.

---

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloß über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohlbedenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in den Stand, es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Karavane darstellen und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines Jeden charakteristisch und auffallend. Das Eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen, das Andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und Alles, was Dieser zu viel, Jener zu wenig that, jeder Fall, wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung

zeigte, gab in der Folge Gelegenheit, sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorläufige Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt, so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umständen begleitet sein.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr Vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sei, in Zerstreuung, ja in einer Art von völligen Abwesenheit die unnützeften Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht, ja sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber, so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder, Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte Alles, was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Kurier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Better Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbkaisen, und einige schwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Better Karl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte, wie man nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaftlichen Natur hätte vermuthen sollen, er hatte sich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte und, so übel sie auch die Einen behandelte, von den Andern mit großer Begeisterung verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblendet werden, so ergieng es auch Better Karl. Sie wünschen den Besitz eines einzigen Gutes und wähnen alles Uebrige dagegen entbehren zu können;

Zwang, den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen.

Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte, was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: Es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich sein, die Gesellschaft zu unterhalten, und vielleicht besser und sicherer als Andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieses Gesetz, fuhr er fort, enthält nichts Beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm sein, indem er Dasjenige, was er sonst gleichsam verstoßen trieb, in die Gesellschaft bringen darf; denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaffer und Verleumder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darstellung einer interessanten Materie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele Andere, was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an Allem, was neu ist, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit, Tüde und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

Nun! rief Luise, es scheint, Sie wissen sich zu helfen; sonst gieng es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich sein sollen, versetzte Jener; aber so viel muß ich Ihnen sagen: Wir Andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre; und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls Das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung versagt ist.

Für sich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche

Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tags verschlafen haben, fiel Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf Das, was ich thue, viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faulenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung? fragte die Baronesse.

Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Laß ihn ausreden! sagte die Baronesse: Und überhaupt gewöhne dir nicht an, Einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache, den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schädlich sein? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf Das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reinern, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit, manche, die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche, die uns die menschliche Natur und ihre innern Verborgenschaften auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergözen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen, und die eben so gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baronesse, zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, versetzte der Alte, daß von Prozessen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede sein wird; diese haben meistens nur ein Interesse für Die, welche damit geplagt sind.

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich

die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

**Luiſe.** So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine ſeine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache; ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

**Der Alte.** Sie ſollen, hoffe ich, nichts, was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

**Luiſe.** Und was nennen Sie denn ſo?

**Der Alte.** Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas, das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen Das, was man entweder ohne Schleier anſehen oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

**Luiſe.** Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dant dafür verlangen?

**Der Alte.** Keins von beiden. Denn ernſtlich, erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

**Luiſe.** Sie werden anzüglich.

**Der Alte.** Sie ſind Braut, und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

**Baroneſſe.** Ich ſehe wohl, wo Sie hinaus wollen; machen Sie es aber auch ihr begreiflich!

**Der Alte.** Ich müßte nur wiederholen, was ich zu Anfang des Geſprächs ſchon geſagt habe; es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat, aufzumerken.

**Luiſe.** Was braucht's da guten Willen und viele Wortel! man mag es beſehen, wie man will, ſo werden es ſkandalöſe Geſchichten ſein, auf die eine oder die andere Weiſe ſkandalös, und weiter nichts.

**Der Alte.** Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohlbedenkenden Menſchen nur dann etwas ſkandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon ſein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig findet und beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bei Geſchichten verweilt, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Vorſätzen findet, wo alberne



und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurechtgewiesen oder betrogen werden, wo jede Annahme auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird, wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da, wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am Liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

Baroness. Ihre Einleitung erregt den Wunsch, bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben — und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht — Vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich Vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses gibt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten.

Kulise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen und, wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben, in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Ebenso werden Sie mir erlauben, heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Kulise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das Beste, wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam sein darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart; wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: Alles, was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich; wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtsche umsieht, alsdann werd' ich bereit sein und wünschen, daß Das, was ich vorseze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baroness. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Kulise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht sein, Fräulein: denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tisch, als die Baronesse zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die Uebrigen beisammen und sprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einkamen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, im Zweifel, was man glauben und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: Ich finde am Bequemsten, daß wir Dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände Das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfähre, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Reizung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftighin zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luise: Sie wären recht artig und würden viel Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vorträgen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar sein.

Ohne sich lange bitten zu lassen, stieg der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und wovon die Urtheile sehr verschieden waren. Die Einen behaupteten, sie sei völlig erdichtet, die Andern, sie sei wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Partei war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten, wer dabei betrogen haben dürfte! Noch Andern behaupteten, es sei keineswegs ausgemacht, daß gästige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Blöde oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst!

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitanischen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig, wachte sie die Freuden zu gemessen die beide gewähren, ohne dabei aus der Fassung zu kommen, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr; nur Wenige nahm sie auf, und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit, sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedene Jahre waren hingegangen; sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe Alles ist, gerade da, wo sie eines Beistandes am Nöthigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschlüssen meistens zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistens unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte sie dieses Bedürfnis gefühlt, so fand sich unter Denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit einiger wichtigen Geschäfte seines Hauses wegen in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet; sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie Einer, der sich keinen Augenblick vergift, sich doch immer in Andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhte auf ihm; er sah Das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste: sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Speculationen eingelassen und war in gefährliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen äußern Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und der unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen: sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er versagte nicht, zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken: er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig, ihr Freund zu bleiben und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rath geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart Manches entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu sein, und eine wech-

selbstige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in Kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen, nur Freund zu sein, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen; und doch konnte er sich nicht leugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des werthgeschätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicherweise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen Andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör: ich fürchte, sagte sie, daß ich über diese Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund, verliere. Sie hatte richtig geweissagt. Denn kaum hatte er eine Zeit lang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so stiegen seine Saunen an, beschwerlicher zu werden: als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust, irgend Jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltener zu sehen und ihr fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen; und leider befiet ihn dieses Unheil nicht allein, seine häuslichen Angelegenheiten stiegen an, äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, giengen langsam und waren kostspielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo; und während seiner letzten Reise machte das fluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus- und eingehen. Dieß übermüthigte ihn, und

er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Kasse nicht zum Besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war, ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Annäherung, ihre Freiheit einzuschränken, hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war; vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu sein, und er hoffte, nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In der That, wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Vertrauen; ja, er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden: alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf Andere und wußte sich in Allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit, seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise, und war leider endlich genöthigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sei, zu gestehen. Er verließ sie und sah sie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise, oder vielmehr bloß in der Gesellschaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hause wohnte und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern: allein seine Gesundheit war untergraben und das Glück seines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit, der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen; nur wünschte er seine schöne Freundin noch einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklicheren Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er

ließ sie bitten; sie schlug es ab. Er schickte zum zweiten Mal und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich — es war schon tief in der Nacht — sendete er zum dritten Mal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit: denn ich war eben mit dem Marchese und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendessen. Ich rieth ihr und bat sie, dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen: sie schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal mitten unter uns eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir sahen zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abenteuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgebrungen war. Der Marchese stand auf und sprang ans Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiäner sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittere Vorwürfe machte.

Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, sagte er, so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig sein.

Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie Jedermann und zu jeder Zeit bei sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren uns Allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andere Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltthame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeffen über die Art des Schreies, und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unsere Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläufig sein? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus: denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet: sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen, und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu sein.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend Andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein ander Mal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein munterer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ich wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf! wir sind ja zu Zweien und werden uns nicht fürchten. Leichtfinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug, sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblick entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreimal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man Beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich und vernahm!, was ihnen begegnet sei.

Die Schöne brauchte einige Zeit, sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstaten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu sein. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich: sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sei im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letzte Mal, daß sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere lästigere Weise, seine Gegenwart anzuzeigen.



Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder stark geladenen Pistole, zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, Alle sahen das Feuer; aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Demohngeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und Alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizei, man untersucht die benachbarten Häuser, und da man nichts Verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schilbwarden von oben bis unten; man durchsucht genau das Haus, worin sie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drei Monate hintereinander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung, wie an die vorige, und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends nach einem sehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marchese auf den Balkon. Raumb standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen Beiden durch fiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu sein, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das Gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg gieng durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr \* gestorben ist? — Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutcher glaubte angegriffen zu sein und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Ort ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor

ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt; er hatte an sich nichts Schreckliches, und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorige Mal, Posten aus: sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach Niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich: sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das Sanfteste zu verklingen; es war, als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sei. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fieng die Gesellschaft an, ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sei, ob sie auch wahr sein könnte?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr sein, wenn sie interessant sein sollte: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst.

Jemand bemerkte darauf, es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht Einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte: ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe. Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht, als sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sei ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweifelt habe er ausgerufen: Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieser Heftigkeit verschied er, und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseit des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fieng aufs Neue an, über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz! Ich habe einen Ver-

dacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurückgerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sei, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahre alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet, und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumgieng, unter ihr hie und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig; aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von Jedermann vernommen, der mit ihr gieng oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber; endlich aber fieng die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen gieng, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über inen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am Heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen; es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Fegpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzig Mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an gieng sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn eigentlich sieht, fiel Luise ein, daß das schöne

Kind sein eigenes Gespenst war und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte.

Keineswegs, versetzte Fritz: denn Diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leid zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sei, wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beinah völlig ab und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten.

Es ist Schade, versetzte Karl, daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessieren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.

Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre, zu untersuchen, sagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?

Raum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf, und Karl sagte scherzend: Es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen?

Er hätte gewünscht, seine Worte wieder zurückzunehmen: denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und gieng nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Ranges: aber demohngeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntgens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Plage stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen sein sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Karl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen!

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht ein Sygrometer bei der Hand haben! rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste.

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Eile herbeikam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, jedoch nicht wisse, ob es in der Stadt oder in der Gegend sei.

Da man durch das Vorhergehende schon empfänglicher für den Schrecken geworden war, so wurden Alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen sein würde, von der Nachricht betroffen. Frig eilte auf das Parterre des Saales, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Vortages deutlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die Andern blieben nicht ohne Sorgen und Bewegung bei einander.

Frig kam zurück und sagte: Ich bringe keine gute Nachricht; denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte, mich nicht zu irren. Man bedauerte die schönen Gebäude und abtrug die Asche.

Aud nun, sagt Frig, ist mir ein wunderlicher Gedanke gekommen, der uns nothwendig über das sonderbare Anzeichen des Schrecknisses beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berücksichtigen, in der wir den Klang gehört haben.

Wir rechneten zurück, und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen sein.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Frig fort, will ich euch meine Aehnlichkeit erzählen. Ihr wißt, daß unsere Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen, einen gleichen Schrecklich an unsere Tante geschenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit, aus demselben Holz, mit der größten Sorgfalt von Einem Künstler verfertigt. Beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in der Augenblicke mit dem Aufhause unserer Tante der zweite ebenfalls noch steht, und daß sein Zwillingbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Faktum so bald als möglich zu berichtigen suchen.

Ob auch wirklich diese Meinung hiege, oder ob der Wunsch, seine Schwägerin zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht mehr genau genug, sie ergriffen die Gelegenheit, über manche unangenehme Erzählungen zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Personen, die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werk und Werk, die der Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Da, wie man den Vergleich dergleichen Phänomene eben so gut für Naturphänomene gelten zu lassen, als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, sagte Karl, scheint mir, daß jedes Phänomen, so wie jedes Factum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum Besten, wie zum Beispiel der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reizen des unsers zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein und zusammenhängen, mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte Niemand eine Neigung, zu Bette zu gehen, und Karl erbot sich, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sei, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse, als die vorigen. Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sei mir erlaubt, in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke gieng — denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbaut — daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf; ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauftam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: Mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiderte ihren Gruß, und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und gieng zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung, mich zu sehen und zu grüßen, bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte, mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten, er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können; sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Supplerin führen wollte, rathe mir aber, weil die Pest sich hie und da zeige, Matrazen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach, mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends gieng ich hin und fand eine sehr schöne Frau von

ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu sein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie, ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß sie es gewiß lebhafter wünsche, als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich: denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wiedersehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seid wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden.

Darauf antwortete sie mir: Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrertwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu sein, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweiten Mal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend Jemand zu Willen gewesen bin und nach irgend einem Andern verlange! Aber was hätte man nicht für eine Person, die man liebt, und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus aufs Genaueste und fuhr fort: Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später; die Thüre soll offen sein. Erst findet Ihr einen kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf; denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschoss führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wiedersehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte,



so gleich, aber verschlossen, und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fieng ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sei?

Ich gieng zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Weltstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam, nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick, nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruht, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich gieng sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gegessen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person von geringem Stande; aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eines der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnern, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.

Auch dieses Räthsel, versekte Frik, ist so leicht nicht zu lösen; denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstandes wegen vermieden habe.

Hätte sie gelebt, versekte Karl, so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen.

Schweigt! sagte Luise; die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geschichte ein, sagte Karl, die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Abnherrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in

tieferm Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen, sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher, für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hub sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache mancher glücklichen Ereignisse in dem Besiz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich, und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte Jener; nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast es also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen, und die Baronesse saß wieder an ihrem Stuhlrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Rächeln: Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig sein sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher, eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sei, irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse; und ich glaube, es werden alle Uebrigen mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird, wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Reugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen

und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei; aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gefinnung als nöthig, die nicht still steht, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt, in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.

Kannte ich Sie nicht besser, gnädige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sei, mein Waarenlager, noch ehe ich irgend etwas davon ausgeframt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißcredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßstab Genüge leisten können! Selbst in diesem Augenblick, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzustellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfangen.

In einer italiänischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waaren zu erlaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein fünfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bei allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als in sofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tages sein reichbeladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Prozeffionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu scherzen

und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fieng zum ersten Mal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger, warum gehen mir so spät die Augen auf? warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe! so viele Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kisten voll edler Metalle und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungekämmt zu: Geh und eile, schaffe noch mehr unsres Gleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinods! So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem Diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und Niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Reigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitztümern hast du, hat Niemand der Deinigen etwas beossen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O, wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versäumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht thöricht, ans Freie zu denken; mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen: und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese späten Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft Denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Voratz bei sich befestigt

hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu sein, fehlten auch diesmal nicht und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Waare lüftern ward, sollte auch die beste finden und besigen.

Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er gieng, fragte, sah und hörte, und fand bald, was er suchte, in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechzehn Jahre alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust; und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum ersten Mal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thätigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er Andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt; ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte und — zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst. Du erfährst nun, wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir Das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unseren Gedanken, ja aus unseren Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau, eingesperrt habe?

Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich Alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen: denn die Thätigkeit ist das Glück, und für Den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen lebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen leibenen Herren nicht jetzt schon vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in den Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? Und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Constitution wäre es thöricht, zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst du dich, so wirfst du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauses verloren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeit lang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, aufs Äußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich gieng er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Mensch! du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fort dauert, sterbend hinter dir und einem Andern lassen mußt! Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr Dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird? Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt!

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgejellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten und Alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschide! Betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine



Seefahrt zu unternehmen gedenke! Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vortwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Reigung wacht wieder auf, und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich lasse dich im Besitz aller meiner Güter und meines ganzen Vermögens; bediene dich dessen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiedersehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vortwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs Herzlichste, nicht zu mißdeuten, was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Schöne darauf. Du bist meinwegen besorgt, indem du nach Art der Männer unser Geschlecht ein- für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst du, daß ich in deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar sein werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht; denn sie ist bei euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen, du sollst deine Frau so zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wieder finden, als du sie Abends fandest, wenn du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Gesinnungen traue ich dir zu, versetzte der Gemahl, ich bitte dich, darin zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken! warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt, wie sehr deine schöne und reizende Gestalt die Augen unsrer jungen Mitbürger auf sich zieht: sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; sie werden sich dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen



verschweigen. Du bist ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewalttham, sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand deiner Wünsche sein; aber wer weiß, was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zagedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich; höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du leugnest und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine Jede und finden nichts natürlicher, als Eine der Andern aufzuopfern. Fühlst du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzu- sehen, so forsche nach Einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entzissen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unseres Daseins verspricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust und laß mir die ganz reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu sehen!

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitze eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie ver-

säumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand Anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig; doch gewöhnte sie sich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders, wer die Beharrlichen sein möchten? Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fieng daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am Längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Geberden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben so viel Leichtsinns als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als Jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahrscheinlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle Diejenigen aus, die sich um mich bemühen und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsere Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unsere Reizung anzureizen im Stande sind. Vor Diesen, die mein Haus mit ihren Arthigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und Die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im Mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen: und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fieng nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern.

So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint! Wie soll ich Den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Vertrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhaus ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm Denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe! wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend sein mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite Dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichste seines Weges vorbeiging!

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hinter einander auf eben diese Weise, von ihm bemerkt zu werden. Immer gieng er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da- und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr Derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Reigung ward täg-

lich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewalttham. Wie! sagte sie zu sich selbst: nachdem dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärten, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit verläßt, thöricht, wer der gewaltthamen Liebe widerstehen will!

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatz zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diene, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau in der Abwesenheit ihres Mannes wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs Beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das Reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So gieng die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung gieng sie ihm entgegen, als er endlich ankam! mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen,

mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen, zu reisen und zu handeln, ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat: er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für Jedermann sowie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir, das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge, liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten. Und als ein solcher gestehe ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß Einer, der ein junges Weib zurückläßt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein Solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitztum völlig derelinqürt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem Ersten Besten erlaubt ist, eine solche völlig ins Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau,

die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse. Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau Dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr da Demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrücke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm — wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie versichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs Lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage; als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem so seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs Aeußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschikt zu machen, versiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu gerrüthen drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zu bringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugebracht haben!



Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, sagte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng: denn ich darf des Tages nur zweimal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß unerachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Lederbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Reigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr seine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: Mein süßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Reigung zu geben: ich will mich auf das Genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs Genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatz fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Ruß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab; denn sie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hin-



ausgelehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt, Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So vergieng eine Woche, und schon am Ende derselben fiengen die Rosen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden, als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorsatz zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf und versprach, bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit gieng aufs Neue munterer fort, und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleid an und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sei.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltksamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahreszeit, sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinahe völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja, sie war nicht länger im Stande, aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! wie oft gieng diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszuhalten, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: Es bedarf weiter

Kußst du daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich Alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen, denn die Thätigkeit ist das Bild, und für Den der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbenne Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen leidenden Herren nicht jetzt schon vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in den Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? Und was wird erst geschehen wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Constitution wäre es thöricht, zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst du dich, so werst du bei deiner Abkunft die Reizung deines Weibes und ihr Exceß zugleich mit der Ehre deines Hauses verlieren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeit lang qualte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, ausser Außerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde bekräftigten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich gieng er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Mensch! du lässest es dir so schwer werden, ein Weib zu bewahren das du doch hast, wenn dein Uebel fortdauert sterbend hinter dir und einem Andern lassen mußt! Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst an ihr Dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird! Wie mancher Mann kann durch keine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt!

Mit diesen Worten ermunterte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu betrachten und Alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Daraus erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht bestreben, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise ansehe. Entsetze dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine

Seefahrt zu unternehmen gedenke! Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoss, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf, und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich lasse dich im Besiz aller meiner Güter und meines ganzen Vermögens; bediene dich dessen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiedersehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs Herzlichste, nicht zu mißdeuten, was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Schöne darauf. Du bist meinwegen besorgt, indem du nach Art der Männer unser Geschlecht ein- für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst du, daß ich in deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar sein werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht; denn sie ist bei euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen, du sollst deine Frau so zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wieder finden, als du sie Abends fandest, wenn du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Gesinnungen traue ich dir zu, versetzte der Gemahl, ich bitte dich, darin zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken! warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt, wie sehr deine schöne und reizende Gestalt die Augen unsrer jungen Mitbürger auf sich zieht: sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; sie werden sich dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen

verschweigen. Du bist ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewalttham, sie stehen mit wahrer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand deiner Wünsche sein; aber wer weiß, was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zugebracht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich; höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du leugnest und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von dem leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau göhhrlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine Jede und finden nichts natürlicher, als Eine der Andern aufzuopfern. Fühlst du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzu- sehen, so forsche nach Einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrisen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unseres Daseins verspricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust und laß mir die ganz reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu sehen!

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besiz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie ver-

säumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand Anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig; doch gewöhnte sie sich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, woher sie kämen, die Sere-naden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders, wer die Beharrlichen sein möchten? Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fieng daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am Längsten ins Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Geberden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben so viel Leichtsinns als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als Jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahelich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle Diejenigen aus, die sich um mich bemühen und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schäkt, die aber unsere Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unsere Reizung anzureizen im Stande sind. Vor Diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und Die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im Mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen: und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fieng nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern.

So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint! Wie soll ich Den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Vertrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhaus ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm Denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe! wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend sein mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite Dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichste seines Weges vorbeiging!

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hinter einander auf eben diese Weise, von ihm bemerkt zu werden. Immer gieng er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da- und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr Derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Reigung ward täg-



lich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewalttham. Wie! sagte sie zu sich selbst: nachdem dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit versäumt, thöricht, wer der gewaltthamen Liebe widerstehen will!

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatz zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurückschauen, so sagte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diene, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau in der Abwesenheit ihres Mannes wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs Beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das Reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So gieng die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung gieng sie ihm entgegen, als er endlich ankam! mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Bekommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen,



mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Berichtwahrer als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte und über den ich mich nicht beklagen wollte, denn er that ein unruhiges Verlangen, zu reisen und zu handeln, ihn leitete er zu Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat: er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden sollte; er dachte, daß sie vielmehr einem Vortien voll schöner Früchte gleicht, die für Jedermann sowie für den Herrn verloren wären, wenn er nicht die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir vor seiner Abreise sehr erustlich zu, er versicherte mir, daß ich eine Freundin nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allzu große Erlaubniß, sondern er drang in mich und abthugte mir das Versprechen ab, daß ich der Reizung, die sich in meinem Innern zu regen würde, frei und ohne Anstand folgen sollte.

Ich hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielverheißendes Bild des jungen Mannes Ruch genug, in ihrem Besamntniß zu bleiben.

Die einzige Bedingung sagte mein Gemahl zu seiner Abreise so nachdrücklich. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und beauftragte ausdrücklich, daß ich nur einen gewissen, zuverlässigen, Angesehenen und tugendhaften Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir, daß ich Ihnen sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Vermittlung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und erlauben Sie aus diesem Vertrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

In einer kurzen Pause verlegte der junge, liebenswürdige Mann mit seinen Bedachte: Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen dankbar, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß ich Ihnen keinen Unwürdigen gemeldet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten. Und als ein solcher gestand ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der kein Unrecht so leicht fühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurückschlägt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, das ein solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Vergehens völlig bewußt ist und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran verzichtet hat. Wie es nun dem Ersten Besten erlaubt ist, eine solche Verletzung der Freie gefüllene Gasse wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau,

die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschente und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse. Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau Dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr da Demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrücke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm — wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie versichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs Lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs Aeußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu gerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen lasse, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugebracht haben!

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, sagte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng: denn ich darf des Tages nur zweimal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß unerachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Lasterbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: Mein süßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben: ich will mich auf das Genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs Genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatz fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Ruß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab; denn sie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hin-

ausgelehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt, Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und schon am Ende derselben fiengen die Rosen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden, als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf und versprach, bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit gieng aufs Neue munterer fort, und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleid an und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sei.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltksamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahreszeit, sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinahe völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja, sie war nicht länger im Stande, aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! wie oft gieng diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszuhalten, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: Es bedarf weiter

keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Dasein von nun an Ihnen schuldig bin. Wahrlich, mein Mann war verständig und klug und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzusetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heissesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich! Entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besigthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen leimt. Die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn sein, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen.

Man muß Ihren Prokurator loben, sagte die Baronesse: er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle Diejenigen sein, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen anderen den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsere Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen; denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehen mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher!

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch

genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann etwas Anderes lehren.

**Luiſe.** Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

**Der Alte.** Ja.

**Luiſe.** Auch wenn sie gut ist?

**Der Alte.** Reine Neigung ist an sich gut, sondern nur in sofern sie etwas Gutes wirkt.

**Luiſe.** Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

**Der Alte.** So soll man sich verbleten, wohlthätig zu sein, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

**Luiſe.** Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit-hätte?

**Der Alte.** Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch, gesetzt auch, so würde Der zu schätzen sein, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

**Luiſe.** So könnte es denn also doch unzählige moralische Geschichten geben.

**Der Alte.** In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Proturator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen: denn darin haben Sie Recht, der Stoff kann sehr verschieden sein.

**Luiſe.** Hätten Sie sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.

**Der Alte.** Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

**Luiſe.** Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig sein. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens Andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

**Der Alte.** Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

**Die Baronesse.** Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beispiele und verglichen sich gelegentlich mit Luise über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt als Neigung, durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschten wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten: eine deutet auf

die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trodene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hierher gehören, vorbringen: denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur Eins möchte ich mir ausbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe, die unsere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn Alles in Italien und Sicilien, im Orient geschehen? sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarkand und Ormus versetzen, um unsere Einbildungskraft zu verwirren; wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen und, wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache: sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas Aehnliches bekannt ist und die nur durch eine genaue Darstellung Dessen, was in den Gemüthern vorgieng, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, sich für Andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Szenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen: denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erlangen ihre Kinder, wie



es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, so wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder als strebende Naturen wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel Dessen, der am Meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl sein läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistens ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequeme.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft Dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemand zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder, weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genussreiches Leben führte und dabei von Jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode sein wollte. So wuchs er heran, und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht: denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr auf's Aeußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, versuchten in größere Gesellschaft, sich Anderen nicht allein gleich zu stellen, sondern vor Anderen sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fieng

sie an, seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen-, er war mit Allem, was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartieen zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verlegen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitbewerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselseitig auf die Ketten stolz zu sein, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sei.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie Jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite keine Hülfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler: von Allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; Alles, worilher dieser sich ängstigte, ward jenem

leicht; und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von Dem, was Jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen: er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemand sind Untergebene aufmerksamer als auf Den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel voranzugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausschließen, da die Jugend am Empfänglichsten dafür ist? Und mit welchem Rechte thun sie es? und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen: denn ist uns Das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte; und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und anderen Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sei, im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte: denn

schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelt, und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen. Sein Gemüth verschloß sich, und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm nach seiner Meinung überall im Wege stand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war: denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fieng nachher manchmal wieder an, zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entchiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, Dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Kasse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen: unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielte hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Amuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemand wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Reizung, und jede Reizung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr

häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von Einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte, sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einige Mal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst, da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke, die sie erhalten hatte, von Ferdinand kamen; sie setzte ihn darüber zur Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie, ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet sein würde. Sie liebte ihn; sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Kasse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Geseze zu beschämen, indem ein Anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen, ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch

einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fieng es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, begieng mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Dedel auffahren sah! Sie untersuchten Beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug, er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fieng nun an, aufs Genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war Das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen Das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig Anderen gönnen mußte, selbst zu gewinnen und durch Geld und Kredit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abfassen. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie; denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann gieng in dem alten Schlandrian handwerksmäßig fort; vor- in Vortheilen hatte

man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Kapital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah Alles mit größerer Aufmerksamkeit, weil er Alles schon als das Seinige ansah. Er hatte zum ersten Mal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs Höchste; sie waren Labfal und Heilung für sein verwundetes Herz: denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnsinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu sein schien.

Ein Freund seines Hauses, ein maderer, aber fränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen-, ja zubortam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen maderen und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Kapitals und frischer Kräfte Dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Raum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu sein schien; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gutgeartetes Mädchen; die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommene Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin begeben zu können. Er erwiderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen;



er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von Allen unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in Allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles von diesem Plaze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde Alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken: denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da hingegen Jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs Neue schmerzlich fränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatkasse betraf, nicht der Ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associe sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Palet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte; diese vermigte er, und der Umstand

schien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war; er sah als gewiß an, daß er beraubt sei, und gerieth darüber in die äußerste Hefigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um lehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; Niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Diskredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn auf Zeit Lebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet; sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von Dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sei, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte; sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn nächstens auf eine schädliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für rathlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt, er müsse sie nicht übertheuern:

die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hierher gehören, vorbringen: denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur Eins möchte ich mir aussbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe, die unsere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn Alles in Italien und Sicilien, im Orient geschehen? sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarkand und Ormus versetzen, um unsere Einbildungskraft zu verwirren; wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen und, wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache: sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas Ähnliches bekannt ist und die nur durch eine genaue Darstellung Dessen, was in den Gemüthern vorgieng, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, sich für Andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Szenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen: denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder, wie

es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, so mußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder als strebende Naturen wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel Dessen, der am Meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl sein läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistens ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequeme.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft Dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemand zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder, weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genussreiches Leben führte und dabei von Jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode sein wollte. So wuchs er heran, und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht: denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere sah, wo er durch die Reigung zu einem sehr schönen Mädchen, versprochen in größere Gesellschaft, sich Anderen nicht allein gleich zu stellen, sondern vor Anderen sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fieng

sie an, seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen-, er war mit Allem, was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartieen zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitbewerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselseitig auf die Ketten stolz zu sein, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besiz sei.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie Jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite keine Hülfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden und das tägliche und dringende Bedürfniz des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler: von Allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besiz; Alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem

leicht; und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von Dem, was Jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen, Denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen: er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemand sind Untergebene aufmerksamer als auf Den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel voranzugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausschließen, da die Jugend am Empfänglichsten dafür ist? Und mit welchem Rechte thun sie es? und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen: denn ist uns Das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte; und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und anderen Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sei, im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustgesellschaft oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte: denn

schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelte, und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen. Sein Gemüth verschloß sich, und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm nach seiner Meinung überall im Wege stand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war: denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fieng nachher manchmal wieder an, zu zählen und zu rechnen, und schien verdrücklich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, Dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Kasse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen: unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschickt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Hefigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Unmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemand wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Reigung, und jede Reigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr



häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von Einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte, sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einige Mal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst, da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke, die sie erhalten hatte, von Ferdinand kamen; sie setzte ihn darüber zur Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie, ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet sein würde. Sie liebte ihn; sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Kasse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Geseze zu beschämen, indem ein Anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen, ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch

einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fieng es flug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, begieng mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah! Sie untersuchten Beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug, er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fieng nun an, aufs Genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war Das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen Das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig Anderen gönnen mußte, selbst zu gewinnen und durch Geld und Kredit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abfatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie; denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann gieng in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort; von neu entdeckten Vortheilen hatte

n keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem kleinen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem kleinen Kapital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Anfang, mit Anlegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erregt. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an jenen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah Alles mit größerer Aufmerksamkeit, weil er Alles schon das Seinige ansah. Er hatte zum ersten Mal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend wohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs Höchste; sie waren Heil und Heilung für sein verwundetes Herz: denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnsinn, eine Handlung begehen konnte, ihm nun das größte Verbrechen zu sein schien.

Ein Freund seines Hauses, ein milderer, aber fränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen ausgesprochen hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt und freute sich, wenn ihm der junge Mensch gegen-, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zuwachte, der er einen muthigen und thätigen Mann wünschte, um die Unterstützung eines fremden Kapitals und frischer Kräfte Dasjenige zu führen zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinand gesehen, als ihm dieser sein Mann sehr gefiel; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ der Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gutartiges Mädchen; die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erregte sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit war immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens im Auge hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, in Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, eine solche Haushälterin und Beschließerin begeben zu können. Er bewunderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen;

er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nummehr genau umgesehen und von Allen unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in Allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles von diesem Plage zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde Alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken: denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da hingegen Jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs Neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatkasse betraf, nicht der Ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Palet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte; diese vermißte er, und der Umstand

en ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vorger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war; er sah gewiß an, daß er beraubt sei, und gerieth darüber in die äußerste Fügigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Fall seiner Frau; er wollte das Haus um und um sehen, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; Niemand blieb von seinem Wohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Diskredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn zeitweilig unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Auch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante, von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet; wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur gegungen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald eintreffen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, so sie, von Dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben, ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verbindung für Ferdinand zu hoffen sei, und ob man in eine Heirath ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verfassungen hörte; sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn meistens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für rathlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte ähnliche Dinge und sagte zuletzt, er müsse sie nicht übertheuern:

denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte Nein, zeigte die Preise genau an und sagte dabei, man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe; er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte: es war die, die dem Vater fehlte.

Sie gieng nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich; die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen: sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete, das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück: er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine andern Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine glückliche Speculation sich im Stande sehe, Alles wieder zu ersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf, zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sei; denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung Dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die

utter äußerst zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahr-sinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, gen und Märchen aufzuhalten gedente, daß sie gar wohl wisse, wer Einen fähig sei, sei auch alles Uebrigen fähig. Wahrscheinlich sei er unter seinen lieberlichen Kameraden Mitschuldige, wahrschein- sei der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde ge-ht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die elthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit i Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Ver-ung; doch nichts tränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, e Verbindung zwischen ihm und Ottilien sei eben zur Sprache ge-omen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten-stande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart es Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah im Gegensatze von allem Dem, was er sein konnte: die Aussicht ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand; sah sich verstoßen, flüchtig und in fremden Weltgegenden allem Un-lach ausgesetzt.

Aber selbst alles Dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, en Stolz verletzte, seine Liebe tränkte, war ihm nicht das Schmerz-ste. Am Tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher- sah, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene der gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum entheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu r dunklen Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er- Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs Innigste ge-rt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat st gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese- fkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben- lebens sein sollte, machte ihn weich, er wünschte nicht mehr zu n.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern- stand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thrä- benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet- eines erhörenswerthen Inhalts: der Mensch, der sich selbst vom- er wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hülfe; Der- ge, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo- eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters- Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er- Zeit lang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und- land hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesicht auf



ihn zuseh, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, sagte sie, daß ich dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Neue für wahr halten kann! Das Gold hat sich gefunden; der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Kassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt deine Angabe ziemlich zusammen; die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen und versprach dem Vater, die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

Ferdinand gieng sogleich zur größten Freude über. Er eilte, sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst Das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermehrt wurde. Er war fröhlich und heiter; doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er so eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

Diese Geschichte gefällt mir, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor; denn wenn wir uns selbst fragen und Andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände, die uns dazu nöthigen.

Ich wünschte, sagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir Dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unseren Zuständen Alles so zusammengedrängt, Alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun.

Lassen Sie uns, sagte Luise zum Alten, nun Ihre Geschichte weiter hören!

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwicklung haben wir freilich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie sich für das

hal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen, wie es ihm gen, noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, ohne bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, ich gegen sie zu erklären und sein gegebenes Wort im ganzen nge zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern, er eilte r, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld tete er den Augenblick, in welchem er sie allein sprechen und ihr Ausichten vorlegen könnte. Die Stunde kam, und mit aller de und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr innig, ja man dürfte beinahe sagen, höhnisch aufnahm. Sie te nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe, die Figur, die sie Beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was dergleichen war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte verdrossen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles, um zu sehen, daß ein sogenannter Better, der mit angekommen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer ung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm h doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon l gelungen war, schien ihm zum zweiten Male möglich. Er sah en oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundsja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Be- zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, er entschloß sich, auch noch die letzten Fäden entzweizureißen.

Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt hatte. nd sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr nes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurufen, in denen sie Beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war ollich, ja man kann fast sagen, zärtlich; er ward weicher und hte in diesem Augenblick, daß Alles anders sein möchte, als i vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr eschichte seines bevorstehenden Etablissemments mit Ruhe und Liebe Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu be-

dauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe, die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe; und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja, vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte, daß er aber für Beide nicht rathlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und eben so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück; seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute, natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in späteren Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt, und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Übung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichjam aus dem Stegreife etwas müßten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, unterlagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwundrung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter nichts geschehen wäre. Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst

Leckerbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich te wohl sagen, Alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in einem Hause. Er schien über Alles gleichgültig zu sein und ließ eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal daß Alles auf die Minute geschehen mußte; alsdann wurden des zens gleich die Uhren regulirt, ein Jeder erhielt seine Ordre für Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und Niemand e eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie stundenlang von seinen rächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung halten. Er scherzte mit mir als einem katholischen Geistlichen meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch so- sich selbst Enthaltbarkeit als Anderen Gehorsam geloben sollte, um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß Freund im Ganzen wohl Recht gehabt habe; denn so komme in einem Reiche Alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetz- de möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate , wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luiſe sprang ans Fenster; denn sie hörte Friedrichen zum Hofe utreten; sie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er

heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Ver- ng kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes lassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß isgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort ver- it sei, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem ier näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem ibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke den, und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, stens was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung. Die nesse lächelte; der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge menträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang en könne; Luiſen gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu ver- en, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams icht erhalten hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals mmen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Karl zum Alten, uns irgend ein Mär- zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen; nur ich nicht gern, wenn sie Das, was wirklich geschehen ist, verar- will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als i einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der heit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir als- gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche en. Sie muß sich, dünkt mich, an keinen Gegenstand hängen, uß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie

Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen! Auch Das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird; sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in früheren Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da Jedes von Friedrichs Neuigkeiten und Nachrichten von Dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

### Das Märchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt sein wollten.

Als er vor die Thüre hinaustrat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Rahne schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu sein wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Rahns hin und wieder hüpfen.

Der Rahn schwankt! rief der Alte, und wenn ihr so unruhig seid, kann er umschlagen; setzt euch, ihr Vichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe, riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Rahn.

Um's Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte; ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dieß Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erheben, das Schiff und mich verschlungen haben; und

weiß, wie es euch gegangen sein würde! Nehmt euer Geld wieder mit!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, verfluchte Gabe.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammenheben, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Rahne gesprungen, und der Alte sprach: Wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter.

Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezaubern kann.

Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nicht.

Und doch kann ich euch nicht los lassen, bis ihr mir versprecht, ihr mir drei Koblhäupter, drei Artischoden und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt: es war die angenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versuchten, seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und ab.

Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: Alter! hört, wir haben das Wichtigste vergessen!

Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite des Fluß hinabtreiben lassen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharrt hatte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, in die er es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch das erabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erheben die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit ihrer Begierde verschlang und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch zwischen den Felskrügen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Nachdem sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, wie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Erde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen; aus den Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold hereinzuholen haben könnte. Sie fand Niemanden. Desto angenehmer war es, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinstieg,

und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das Herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildnis; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von Weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines Gleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwierlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trockenen Bergwiesen, in hohen Felskriegen am Liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpfen über sie weg und lachten nach ihrer Weise.

Frau Muhme, sagten sie, wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten. Freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn sehen Sie nur — hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopfereten, sich so lang und spitz als möglich — wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet. Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich das rühmen? so lang es Irrlichter gibt, hat noch keins weder gegessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich; denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohl gefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor Kurzem in die Felskluft gefallen sei; sie vermuthe, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich, und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. Laßt es Euch schmecken, Frau Muhme! sagten die artigen Herren; wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fieng ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich aufs Herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeste zu verlieren.



Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem in ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war: fordert von was ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten. Recht schön! riefen die Irrlichen: sage, wo wohnt die schöne Lilie! Führ' uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der Lilie! wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen. Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers.

Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Überlegen! Wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! Es ist nicht möglich sein, den Alten wieder zu errufen?

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange: denn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er nicht einnehmen; er darf Jedermann herüber-, Niemand hincingehen.

Da haben wir uns schön gebettet! Gibt es denn kein anderes Mittel, über das Wasser zu kommen?

Wartet noch einige; nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Alten übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde.

Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen.

So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinstehen.

Wie geht das zu?

Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohalm, seine Füße würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag alles. Deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am Mächtigsten; und so darf man sich Abends nur auf den Fuß seines Schattens setzen: der Riese geht alsdann sachte gegen den Abend zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jener Waldecke setzen, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie über den Fluß und der schönen Lilie vorstellen; sehen Sie hingegen die Mittagszeit, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsbucht den Schatten aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, die Schlange war zufrieden, von ihnen loszukommen, theils um ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält

in den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht; denn ob sie gleich diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, so sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden.

Nur unregelmäßige Naturprodukte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Faden großer Krystalle hindurch, bald fühlte sie die Faden und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor; doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe, regelmäßige Ranten, wohlgebildete Säulen und, was ihr am Sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und Das, was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eigenes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Nische, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterem Golde aufgestellt war. Dem Maß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Raum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfieng und fragte: Wo kommst du her?

Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt.

Was ist herrlicher als Gold? fragte der König.

Das Licht, antwortete die Schlange.

Was ist erquicklicher als Licht? fragte Jener.

Das Gespräch, antwortete Diese.

Sie hatte unter diesen Reden bei Seite geschickt und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König, von langer und eher schwächerer Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Zepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Reule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war und eher einem Felsen als einem

schön glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der fernsten Entfernung von ihr stand, aber die Mauer öffnete sich, indem sie erleuchtete. Aber wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet, trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme er gerne hinein sah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommst du, da wir Licht haben? fragte der goldene König.

Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.

Endigt sich mein Reich? fragte der silberne König.

Spät oder nie, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fieng der eiserne König an zu fragen: Wann werde ich aufstehen?

Bald, versetzte der Alte.

Mit wem soll ich mich verbinden? fragte der König.

Mit deinen älteren Brüdern, sagte der Alte.

Was wird aus dem jüngsten werden? fragte der König.

Er wird sich setzen, sagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen, runden Stimme.

Die Schlange war, indessen jene redeten, in dem Tempel leise umhergeschlichen, hatte Alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, aus dem er gegossen war, konnte man nicht leicht unterscheiden. Betrachtet, war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen die Brüder gebildet waren. Aber beim Gusse schienen diese Metalle nicht recht zusammengeschmolzen zu sein; goldene und silberne Stellen liefen unregelmäßig durch eine eiserne Masse hindurch und gaben dem Ganzen ein unangenehmes Ansehen.

Indessen sagte der goldene König zum Manne: Wie viel Geheimnisse weißt du?

Drei, versetzte der Alte.

Welches ist das wichtigste? fragte der silberne König.

Das offenbare, versetzte der Alte.

Willst du es auch uns eröffnen? fragte der eiserne.

Sobald ich das vierte weiß, sagte der Alte.

Was kümmert's mich! murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

Ich weiß das vierte, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Es ist an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme.

Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen,

und in dem Augenblicke verfaß der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und Jedes durchstrich mit großer Schnelle die Rüste der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurchwandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold: denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Kristalle zu verwandeln und alle Metalle zu vernichten, diese Wirkung zu haben, umgte sie aber ganz allein leuchten; wenn ein andrer Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen hellen Schein; und alles Ueberdige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebaut war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß; sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich! rief sie aus, wollte ich dich heute doch nicht verlassen!

Was gibt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Na, bist du weg, sagte sie mit Schinckjen, so kommen zwei ungeheuer Wunderer vor die Thüre; unvorsichtig lasse ich sie herein; es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Freilichter halten können. Raum sind sie uns Gaste, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise mit mir Worten zu schmelzeln, und werden so zudringlich, daß ich mich schäme, davon zu denken.

Nur verlachte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geschert! denn deinem Alter nach sollten sie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau: soll ich immer von meinem Alter herren? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und sieh dich nur um, wie die Wände aussehen; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen hab! alles Gold haben sie heruntergeseht, du glaubst nicht, mit welcher Erbendigkeit, und sie versicherten immer, es könnte viel besser als dieses Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß, sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel reicher, breiter und glänzender geworden. Nun fiengen sie ihren Muthwillen von Neuem an, streichelten mich wieder, lachten mich ihre Reime an, schüttelten sich, und eine Menge Goldstücke sprangen herum; du siehst doch, wie sie dort unter der Bank leuchten. Aber welch ein Unfug! Unser Mops fraß einige davon, und seht, da liegt er am Rande tod! das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren; denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld beim Hühnmann abzutragen.

Was sind sie schuldig? fragte der Alte.

Drei Rohlkäpfer, sagte die Frau, drei Artischoden und drei Zwiebeln: wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte; denn sie en uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht; aber versprochen und uert haben sie es.

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt; der Alte sog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bei, und nun leuchtete sein Dämpchen wieder allein in dem schön-Blanze; die Mauern überzogen sich mit Gold, und der Mops war em schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Echslung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins te ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Onyx hinein; nimm die drei Koblhäupter, die drei Artischocken und die drei beln, lege sie umher und trage sie zum Flusse. Gegen Mittag dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie; bring' den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen n Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern: Erlösung sei nahe; das größte Unglück könne sie als das größte betrachten; denn es sei an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß her-der in der Ferne glänzte; das Weib gieng mit langsamem Schritt; der Korb drückte sie auf's Haupt, und es war doch nicht der, der so lastete. Alles Todte, was sie trug, fühlte sie nicht, viel-hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem te; aber ein frisches Gemüse oder ein kleines lebendiges Thier zu n, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrücklich war sie eine Zeit hingegangen, als sie auf einmal erschreckt stille stand; denn sie beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die e bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen n, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie ge-ward, fieng er an, sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände z Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und idlichkeit nahmen sie ein Koblhaupt, eine Artischocke und eine bel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann r den Fluß hinaufgieng und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden te aus ihrem Garten wieder ersezen sollte, und gieng unter diesen feln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des es ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie ch mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger, schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus Rahne.

dauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe, die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwartete, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe; und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja, vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte, daß er aber für Beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und eben so sprach das Villet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück; seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute, natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in späteren Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt, und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Übung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, untersagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter nichts geschehen wäre. Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst

einen Federbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wohl sagen, Alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über Alles gleichgültig zu sein und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß Alles auf die Minute geschehen mußte; alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein Jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und Niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem katholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltbarkeit als Anderen Gehorsam geloben sollte, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wohl Recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche Alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luiſe ſprang ans Fenster; denn ſie hörte Friedrichen zum Hofe hereintreten; ſie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sei, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken, und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, wenigstens was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung. Die Baronesse lächelte; der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne; Luise gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Karl zum Alten, uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen; nur mag ich nicht gern, wenn sie Das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, dünkt mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie



Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, daß diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen! Auch Das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird; sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in früheren Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da Jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von Dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

### Das Märchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt sein wollten.

Als er vor die Thüre hinaustrat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Rahn schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu sein wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Rahns hin und wieder hüpfen.

Der Rahn schwankt! rief der Alte, und wenn ihr so unruhig seid, kann er umschlagen; setzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe, riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Rahn.

Um's Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte; ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dieß Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erheben, das Schiff und mich verschlungen haben; und

wer weiß, wie es euch gegangen sein würde! Nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten Jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammen suchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Rahne gesprungen, und der Alte rief: Wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter.

Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.

Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nie genossen.

Und doch kann ich euch nicht los lassen, bis ihr mir verspricht, daß ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt: es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen, seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab.

Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: Alter! hört, Alter! wir haben das Wichtigste vergessen!

Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinabtreiben lassen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die herabfallende Münze aus ihrem Schläfe geweckt wurde. Sie ersah kaum die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsriken zerstreut hatten, sorgfältig auffuchte.

Raum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold hereingestreut haben könnte. Sie fand Niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinstoch,

und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das Herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildnis; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von Weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines Gleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trockenen Bergwiesen, in hohen Felskriken am Liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpfen über sie weg und lachten nach ihrer Weise.

Frau Muhme, sagten sie, wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten. Freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn sehen Sie nur — hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spiz als möglich — wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlankte Länge kleidet. Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich das rühmen? so lang es Irrlichter gibt, hat noch keins weder gegessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich; denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohl gefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Bettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor Kurzem in die Felskluft gefallen sei; sie vermuthete, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich, und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. Laßt es Euch schmecken, Frau Muhme! sagten die artigen Herren; wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fieng ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich aufs Herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeste zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war: fordert von mir, was ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.

Recht schön! riefen die Irrlichen: sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ' uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie! wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers.

Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht überlegen! Wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! Sollte es nicht möglich sein, den Alten wieder zu errufen?

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange: denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf Jedermann herüber-, Niemand hinüberbringen.

Da haben wir uns schön gebettet! Gibt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen?

Noch einige; nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren überlegen, aber erst in der Mittagsstunde.

Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen.

So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüberfahren.

Wie geht das zu?

Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohhalme, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja Alles. Deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am Mächtigsten; und so darf man sich Abends nur auf den Rücken seines Schattens setzen: der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie überlegen und der schönen Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsbucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden, von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht; denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden.

an und gieng nach der Thüre. Dieses Kind, nimm doch den Hund mit, rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte, und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtlose Wort so artig paßte und Jedermann darüber eine kleine, stille Schadenfreude empfand.

Sinklatr. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklichweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich lieb eine Freundin zurück; nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch sie zu befragen, noch unbekannt war. Endlich lehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergassungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Hat sie's aus Geist des Widerspruch, der manchmal das schöne Geschlecht befeht, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug, die lebenswürdigen Eigenschaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich kochte, ich verstummte, ich erzählte so Manches Andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerklügte, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimeßen.

Armadoro, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte nachdem er diese Geschichte vernommen: Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab.

Ferrand und Cardano, zwei Edelente, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an Einem Hofe, Offiziere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte sich bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das zwar mit Reichthum und Uebermuth, dieser mit Bedacht und Ansehnlichkeit.

Neulich hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als er seinen Verhältniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er wollte ihn einem neuen und sehr Andern, eben da er

sie zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Pöffe, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine Zeit lang getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebstes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus seinen Liebhosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Thier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzusondern, und ein zerrüttetes Hauswesen machen den Beschluß dieser Geschichte.

Nicht ganz war diese Erzählung geend als Eulalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam, eine der schönsten Bierden dieses Klubs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlecht versündigt, und sie ward aufgefordert, sich ihrer bessern Schwestern anzunehmen.

Wahrscheinlich, sagte Amalie, wird nun auch eine Auslegung dieser liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrscheinlich wird es einem oder dem andern Schriftsteller nicht an Witz gebrechen, um Das in Worten noch recht aufzudröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat.

Sinclair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er leugnen, daß hie und da eine Erklärung nöthig sei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalie. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden! Ein Frauenzimmer ist in einem Sehnessel eingeschlafen, wie es scheint, über dem Schreiben; ein andres, das



dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin und wendet: Was soll das vorstellen?

Blutle. So soll ich also doch den Erklärer machen? obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer geneigt zu sein scheinen. Hier soll, wie man mir sagte, eine Schriftstellerin vorgestellt sein, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin übermächtig und diesen Dienst unruhig gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen so wie Feder und Tinte zugleich wieder finden.

Arden, ein denkender Künstler, der mit Galilien gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Bild zeigte, den Krieg. Wenn man, so sagte er, ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.

Henriette. Man lassen Sie uns das Bild geschwind aufs Neue komponiren.

Arden. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten. Daß Jemand sich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es nirgend anders hinlegen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn diese, in ihrer Einsamkeit sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß Jemand, der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, da Sie so gern fragen und raten, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafstube so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arden. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnstühle vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergären nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst bequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verbeiztlich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Tische zu der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gut immer so gleichgültigen Hand-

zu sein.

Arden. Ich entsetzt

zu sein.

Hier hat er dem Er-



Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigener Kommentator zu werden.

Sinclair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von Allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte? Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Sinclair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armidoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalie. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe, und zwar für immer. Dem Herausgeber muß auferlegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Duzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! in einem Damentalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Diebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte, seiner Frau, ja welcher Vater, seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist, und was sie nicht sein soll.

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun. Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in



gung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie Dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes, zum Anfang seines Daseins, eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Productionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so kleidete sie nunmehr Alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft fürchterlich vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Reizung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, Alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wohl schwerlich das Tintenfaß halten ließ.

Estelle. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderbar und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir wirklich manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Reizung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeitstage schloß sie das Märchen, das, bis auf Weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeugen, so daß Seyton, der seinen Platz am l'Hombre-tische eben einem Andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines kranken Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sei.

Eigentlich, sagte er, ist es schade, daß, so viel ich weiß, die

Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar viel, wenn sie etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, herabsieht.

Sinklair. Sie sind gleich ernst, Amalie, und drohen bitter zu werden. Raum wag' ich, meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es sind Caricaturen.

Henriette. Die Liebe ich besonders.

Sinklair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüthe ziehen, als die in der Gesellschaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftasche weg, zog die Bilder heraus, breitete die sechs Blättchen vor sich auf den Tisch aus, überließ sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte schlägt. Vortrefflich! rief sie, das heiß' ich nach dem Leben! Hier Diese, mit dem Schnupftabaksfinger unter der Nase, gleicht völlig der Madame S., die wir heute Abend sehen werden; Diese, mit der Nase, sieht beinahe aus wie meine Großtante, Die mit dem Anaul hat etwas von unserer alten Putzmacherin. Es findet sich wohl zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen solchen gebückten Magister hab' ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnhalter auch. Sie sind recht lustig, diese Klüpfchen, und besonders hübsch gestochen.

Wie können Sie, versetzte ruhig Amalie, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete, hier bestimmte Aehnlichkeiten auffuchen! Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, so wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet sich unser Geist ab, zu diesem wird er hingezogen.

Sinklair. Aber Phantasie und Wig finden mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt sich viel machen, aus dem Schönen nichts.

Aber dieses macht uns zu etwas, jenes vernichtet uns! sagte Armidoro, der im Fenster gestanden und von Weitem zugehört hatte. Er gieng, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Cabinet.

Alle Klubgesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft an einander, das gute Verhältniß der Personen zu einander ist steigend und fallend. Unser Klub hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen, sie schätzen wechselseitig ihren Werth und lassen den Unwerth still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung, und das allgemeine Gespräch ist oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Seyton mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meistens nur ein willkommener L'ombre-spieler; seine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fühlte sich glücklich, daß sie ungehindert eine lebhaftere Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte sie nicht entbehren, und Lustbarkeiten und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Klubgäste, die wir vertraulich gern in der Geschwindigkeit mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll uns seine Personen in ihren Handlungen darstellen, der Gesprächschreiber darf sich ja wohl kürzer fassen und sich und seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition weghelfen.

Seyton trat zu dem Tische und sah die Bilder an.

Hier entsteht, sagte Henriette, ein Streit für und gegen Raricatur. Zu welcher Seite wollen Sie sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Porträt etwas unwiderstehlich Anziehendes?

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalie. Das ist's, warum ich sie verabscheue. Ist nicht der unauslöschliche Eindruck jedes Ekelhaften eben Das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk vergällt?

Henriette. Nun, so reden Sie doch, Seyton.

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich raten. Warum sollen Bilder besser sein als wir selbst? Unser Geist scheint auch zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu sein; und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, Licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen?

Amalie. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch Das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber, was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen.

Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel, und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein vollgefaßtes Schwein denken.

Henriette. Das ist, was ich sagte. Alle solche Fragenbilder drücken sich unauslöschlich ein, und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe und sie noch schlimmer verzerre.

Sinclair. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hunde-Liebhaberei nicht zum Erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn wir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinclair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Graiz erzählt: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben konnte?

Sinclair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinclair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft Niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig sein.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist, was Sie vorhin sagten, Sinclair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (so rief er einer Frau zu), nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns Beiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen, und er fieng an, zu erzählen: Wir Beide liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun



gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Thier statt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit, da ich wiederkommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abgieng.

**Madame Seyton.** Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt!

**Seyton.** Es steht dir frei, mein Kind, mich zu controliren. Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken, als man will, die Sache stand gefährlich.

**Madame Seyton.** Ich muß dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exaggeration selten erzählenswerth.

**Seyton.** Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenskenner zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden heftig anbellte. Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus; Wipß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wieder erkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht! versetzte sie, indem sie mir versprach, das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

**Madame Seyton.** Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirfst dich nun doch an den l'Hombrétisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes



an und gieng nach der Thüre. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit, rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte, und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtlose Wort so artig pafste und Jedermann darüber eine kleine, stille Schadenfreude empfand.

Stallair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklich-  
weise eine Verbindung befestigte; ich laun von einem andern sagen,  
dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verrieth, auch  
ich lieb eine Freundin zuviel; nur mit dem Unterschied, daß ihr mein  
Wunsch, sie zu besitzen, noch unbekannt war. Endlich lehrte ich zu-  
viel. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer  
fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rücksiehrende  
pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Theilnahme meiner  
Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfah-  
rungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr  
lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Theil he's aus Geist des Wider-  
spruchs, der manchmal das schönste Geschlecht befeilt, oder war es ein  
unglücklicher Zufall, genug, die liebenswürdigen Eigenschaften des  
Thiers, die ertliche Unterhaltung mit demselben, die Unhänglichkeit,  
der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das ein-  
zige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr  
und Tag eine weit und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich  
hockte, ich verstumte, ich erzählte so Manches Andern, was ich ab-  
wesend ihr immer geschwiegen hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich ent-  
fernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug,  
von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es  
sich zuletzt gar zerbrach, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen,  
die erste Schuld jenem Hunde beimesen.

Arundson, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten  
war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: Es würde gewiß  
eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die  
geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen  
wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet  
werde, will ich erzählen, wie ein Hundchen zu einem tragischen Aben-  
teuer Anlaß gab.

Ferrard und Cardano, zwei Hellsichte, hatten von Jugend auf  
in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Vagen an einem Hof-  
Offiziere der 6. Armee Regiments hatten sie gar manches Abenteuer zu-  
sammen bestritten und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano  
hatte Glück bei den Weibern, Ferrard im Spiel. Jetzt magte das  
eine mit Reichtum und Uebermuth, dieser mit Unhalt-  
samkeit.

Zufällig hinterließ Cardano einer  
ein gemauertes Verhältniß abbrach, einen  
schaffte sich einen neuen und schenkte die

als  
wäre

je zu weihen gedachte; und von der Zeit an ward es Vorlag, einen jeden Geliebten zum Widstich ein solches Glindchen zu hinterlassen. Ferrand wachte um diese Voss, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine Zeit lang getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinem Aßtern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst steht Ferrand bei seiner Frau ein allerbüßtes Adwensglindchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er freischelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, daß Andenken des frechen Reungsichens, womit Cardano seinen Wenstimmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das ertige Thier unmittelbar aus seinen Hiedstungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Thier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzusondern, und ein geschütteltes Handwischen machen den Beschluß dieser Geschichte.

Nicht ganz war diese Erzählung geend als Amalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam, eine der schönsten Stierden dieses Klubs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlecht verständig, und sie ward aufgefordert, sich ihrer bessern Schwestern anzunehmen.

Wahrscheinlich, sagte Amalie, wird nun auch eine Auslegung dieser lebendwüthigen Bilder den Unmuth pieren! Wahrscheinlich wird es einem oder dem andern Schriftsteller nicht an Witz gebrechen, um Das in Worten noch recht auszudrücken, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat.

Einclair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er leugnen, daß sie und da eine Erklärung nöthig sei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalie. — „Hien Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch den! Ein Frauenzimmer ist in einem Sessel sitzend, aber dem Schreiben; ein andres, daß

dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin und weint. Was soll das vorstellen?

Sinklair. So soll ich also doch den Erklärer machen? obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut gesinnt zu sein scheinen. Hier soll, wie man mir sagte, eine Schriftstellerin vorgestellt sein, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen so wie Feder und Tinte sogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künstler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, so sagte er, ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind aufs Neue komponiren.

Arbon. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten. Daß Jemand sich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß Jemand, der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, da Sie so gern fragen und rathen, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnstessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergères nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrücklich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigener Kommentator zu werden.

Stuklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von Allen verstanden; was von dieser Art aus fernern Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Mabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte? Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Stuklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armadoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalie. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe, und zwar für immer. Dem Herausgeber muß auferlegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Duzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! in einem Damentalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte, seiner Frau, ja welcher Vater, seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist, und was sie nicht sein soll.

Armadoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun. Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in

zierlichen Almanachen finden, unser waderer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er? er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun, als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun. Hat der bildende Künstler die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen! Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten.

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind.

Eulalie. Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, Dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Nuße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Bartheit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommener.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfasserin, die sich in dem Märchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat!

Eulalie. Das Märchen ist nicht von mir.

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer?

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So gibt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß, wie viele und befre!

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf weld sonderbare Weise diese angenehme Produktion entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reise schätzen zu kennen lernte, fand sich in sonderbare Sagen versetzt, die zu erzähl allzu weitläufig sein würde. Ein junger Mann, der viel für sie g than hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze R-

gung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie Dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes, zum Anfang seines Daseins, eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Productionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so leidete sie nunmehr Alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft fürchterlich vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, Alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wohl schwerlich das Tintenfaß halten ließ.

Estalis. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderbar und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir wirklich manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeitstage schloß sie das Märchen, das, bis auf Weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am l'Hombre-tische eben einem Andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines krankehenden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sei.

Eigentlich, sagte er, ist es schade, daß, so viel ich weiß, die

Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel, und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein vollgefaßtes Schwein denken.

Henriette. Das ist, was ich sagte. Alle solche Fragenbilder drücken sich unauslöschlich ein, und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hunde-Liebhaberei nicht zum Erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinklair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Graiz erzählt: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben konnte?

Sinklair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinklair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft Niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig sein.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist, was Sie vorhin sagten, Sinklair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (so rief er seiner Frau zu), nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns Weiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen, und er fieng an, zu erzählen: Wir Beide liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun



gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Thier statt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit, da ich wiederzukommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abgieng.

Madame Seyton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt!

Seyton. Es steht dir frei, mein Kind, mich zu controliren. Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken, als man will, die Sache stand gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exaggeration selten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenskenner zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden heftig anbellte. Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus; Mhß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wieder erkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht! versetzte sie, indem sie mir versprach, das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Seyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirfst dich nun doch an den l'Hombretisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes

an und gieng nach der Thüre. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit, rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte, und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtslose Wort so artig pakte und Jedermann darüber eine kleine, stille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich ließ eine Freundin zurück; nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch, sie zu besitzen, noch unbekannt war. Endlich lehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rücklehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. That sie's aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht befeelt, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug, die lebenswürdigen Eigenschaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so Manches Andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerschlug, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

Armidoro, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab:

Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Bogen an Einem Hofe, Offiziere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtfinn und Uebermuth, dieser mit Bedacht und Anhalt-

Zufällig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer Andern, eben da er

ße zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Post, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine Zeit lang getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einft sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebste Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus seinen Liebhosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Thier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzusondern, und ein zerrüttetes Hauswesen machen den Beschluß dieser Geschichte.

Nicht ganz war diese Erzählung geend als Eulalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam, eine der schönsten Pierden dieses Klubs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlecht versündigt, und sie ward aufgefordert, sich ihrer bessern Schwestern anzunehmen.

Wahrscheinlich, sagte Amalie, wird nun auch eine Auslegung dieser liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrscheinlich wird es einem oder dem andern Schriftsteller nicht an Witz gebrechen, um Das in Worten noch recht aufzudröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat.

Sinclair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er leugnen, daß hie und da eine Erklärung nöthig sei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalie. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden! Ein Frauenzimmer ist in einem Sehnessel eingeschlafen, wie es scheint, über dem Schreiben; ein andres, daß

dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin und weint. Was soll das vorstellen?

Sinklair. So soll ich also doch den Erklärer machen? obgleich die Damen weder gegen die Berrbilder noch gegen ihre Erklärer gut gesinnt zu sein scheinen. Hier soll, wie man mir sagte, eine Schriftstellerin vorgestellt sein, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen so wie Feder und Tinte sogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künstler, der mit Gulalien gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, so sagte er, ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind aufs Neue komponiren.

Arbon. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten. Daß Jemand sich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß Jemand, der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, da Sie so gern fragen und rathen, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnstuhl vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergären nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entfällt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrießlich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Wig üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürften. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte, aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigener Kommentator zu werden.

Staklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das ich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Wig ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von Allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entsiffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte? Der Wig läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Staklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armadoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalte. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe, und zwar für immer. Dem Herausgeber muß auferlegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Duzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! in einem Damentalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte, seiner Frau, ja welcher Vater, seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist, und was sie nicht sein soll.

Armadoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun. Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in

zierlichen Almanachen finden, unser waderer Chodowiedzi hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er? er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun, als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun. Hat der bildende Künstler diesmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen! Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten.

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind.

Eulalie. Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, Dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Nütze vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommener.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfasserin, die sich in dem Märchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat!

Eulalie. Das Märchen ist nicht von mir.

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer?

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So gibt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß, wie viele und befre!

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Produktion entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reise schägen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen versetzt, die zu erzählen allzu weitläufig sein würde. Ein junger Mann, der viel für sie gethan hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Rei-



gung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie Dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes, zum Anfang seines Daseins, eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Produktionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so klebete sie nunmehr Alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Reizung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, Alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wohl schwerlich das Tintensatz halten ließ.

Salatie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderbar und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir wirklich manchmal für ihren Kopf bange warb. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Reizung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeitstage schloß sie das Märchen, das, bis auf Weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am l'Hombre-tische eben einem Andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines krankehenden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sei.

Eigentlich, sagte er, ist es schade, daß, so viel ich weiß, die



Tagebücher abgetommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer lebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches schriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie versäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursache; sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte Niemand zu sehen.

Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich gebeitet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Reigung, bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lektüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und ohne Argwohn und Absicht eine aufgeschlagene Seite des Tagebuchs herunter las. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen; da er denn zuletzt noch ziemlich getröstet von bannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise den gefährlichen Gast zu entfernen.

Henriette. Es sollte doch, nach dem Wunsche meines Freundes, die Rede von guten Weibern sein, und ehe man sich's versteht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer böß oder gut! Müssen wir nicht mit uns selbst sowie mit Andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen, und wie sich Jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser zieht.

Armidoro. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz sein, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufsekte und sammelte. Reize Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbewaltens werth. Der Romanensreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes, der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Wichtiges und regen den Geist nicht auf; nur Derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinklaix. Fürwahr! wenn wir früher an ein so löbliches Werk gedacht hätten, so würden wir unserm Freunde, dem Herausgeber des Damentalenders, gleich an Hand gehen können und ein Duzend Ge-

schlichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen auszuweichen können, um diese bösen Weiber zu balanciren.

Amalie. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle zusammen-trüge, da eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erhält. Um so mehr, als auch hier der Künstler eine theure (kostspielige) Gattung zum Nachtheil unsers Geschlechts aufgestellt hat.

Begler. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalie, mit einem solchen Falle aufwarten.

Amalie. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen; sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Begler. Dießmal wenigstens brauche ich die Umkehrung meiner Absicht durch einen bösen Geist nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirth gehören, besaß er vorzüglich die Beschäftigung, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Wethier ergriffen haben, das ihn abthigte, den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos, ohne Niederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheiratet, eine stille leidliche Natur. Sie verstand ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie häng an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im Stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umgieng. Das laure Geld abthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab, sie schätzte ganz den Werth desselben so wie die Nothwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborne Feitheit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geiz gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nicht, so übel sie die Verschwendung liebt. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen die er manchmal für aufgelaufte Fournage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeit lang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körben einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nichts verschwendete, Manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß zu sehen, daß Manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im Großen wieder vernachlässigt wurde und aus einander floß.

war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn mit einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldschatte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie Alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das Strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschnücheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Reute nicht ganz befriedigen können. Da er Alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgabe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Korbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Korbchens war, mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich,

mann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß gieng in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Kassiers mit großen Ehren: kein falscher Laubthaler, ja kein verräufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit Allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

**Sinklaar.** Also gieng alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, in wiefern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält.

**Amalie.** Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

**Armidoso.** Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht sehr bemüht sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlecht abzulehnen.

**Eulalie.** In sofern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihn unser Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; in wiefern wir aber auch ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir sind nur herrschsüchtig, in sofern wir auch Menschen sind; denn was heißt herrschen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigene Weise ungehindert thätig zu sein, seines Daseins möglichst genießen zu können? Dieß fordert jeder rohe Mensch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Gesetze eben so zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besigen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger als Das, was man ererbt hat.

**Seyton.** Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen; sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll dein Herr sein“ ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Waagschale inne, und indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Waagschale zu ihren Gunsten.

**Armidoso.** Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und

dann verliert er: denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie: denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht, wo sie herrscht; denn daß sie irgendwo herrsche, setze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn, was Sie voraussetzen?

Seyton. Warum nicht? Geht es doch den Physikern und Andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel besser. Ich finde durchgängig: die Thätige, zum Erwerben, zum Erhalten Geschaffene ist Herr im Hause; die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete Herr in großen Zirkeln; die tiefer Gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalie. Und so wären wir also in drei Klassen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug sind und mit denen freilich noch nicht Alles erschöpft ist. Es gibt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Klasse also wäre zu errathen. Lassen Sie sehen.

Sinklair. Gut, unsre drei ersten Klassen waren Wirksamkeit zu Hause, in großen und in kleinen Zirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsre Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie das? Eine unthätige Frau sollte herrschen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalie. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalie; es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was Andere von uns denken. Nun also die Verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinklair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben,



und zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns als bei unsern galanten Nachbarn einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen selten sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht raten.

Sinclair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt sein soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinclair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie sich nicht, auch etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte sein; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinclair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude Jemand einen Pöffen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dieß in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es einige Mal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und jene Frau als schön pries, einwendete: aber sie ist ein Schalk. Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: Es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen sein.

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinclair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich damals die Symptome dieser halb moralischen, halb physischen Krankheit in einen Aufsatz zusammen, den ich das Kapitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologischer Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl schon einmal sehen lassen, und wenn Sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht deutlich sehen können, was ein Schalk ist, so sollen sie künftig auch in die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Sinclair. Das mag Alles recht gut und schön sein, aber meine Absicht ist verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte Jemand in dieser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Kalender-Rupfern zu übernehmen oder uns Jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte; anstatt dessen schelten, ja ver-

nichten Sie mir diese Blättchen, und ich gehe fast ohne Kupfer, so wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indessen Das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für Das, was ich suchte und nicht fand, ein Aequivalent besitzen.

Armidoro (aus dem Cabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokolliert, was gesprochen worden; ich will es ins Kleine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den schroffen Bügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder ausöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundschaft nicht tadeln, Armidoro, aber ich wollte, Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es gibt ein böses Beispiel. Wir leben so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres sein, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt Alles gleich gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr, nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protokoll des Geschwindsehreibers zu redigiren; sie wollte sich von dem Märchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhelfen und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

---



## Novelle.

---

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Fröhe die weiten Räume des fürstlichen Schlosshofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichternden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Räucher ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Streibhügel, man reichte sich Büchse und Patronenfächer, man schob die Dachstrangen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hier und da geräuschte ein Pferd sich müthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbheile eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Stillschlagende der Gewässer; Beide waren von thätig-lebhaftem Charakter, Eines nahm gern an des Andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betrieblichkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, Jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wle sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahrt werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betrieblichkeit seines Väterkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese jubringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Sandjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unumgänglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbst-

tagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzubringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio als Stall- und Hofsunker, der für Alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupstuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrete den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja, sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupstuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete, als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Truk- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir Manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er

weiter: Hier, wo man, dem Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch Niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner steht man leithwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Art hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr auch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Thorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumklängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister die Charakteristika auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Keste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortkwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: Was sagt ihr nun zum Schloßhote, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von Niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gemölde geklopft und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft es keines Auftragens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hier und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind laute, aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken sie ihre Keste bis in die Galerleer hinein, auf denen der Kletterer sonst auf und ab schritt; ja, durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen, sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterdichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geordnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem Diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Thorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so mächtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Finne der unbegränzten Aussicht wegen zu bestiegen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von Allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig

wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herum-bewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm gegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da Alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und Niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmieg samen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch Manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter Alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen Jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfangt, als gebe; dieß zu

ren, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine e, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem itt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das heure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleich- in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waaren- e in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit aus- licher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich näm- auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst er- et zu Bette gelegt und Nachts durch Geschrei und Flammen, die gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren wider- g-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite ge- n? wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr aus- slich dienstbar zu sein.

Wie vorauszu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor itt reiten! aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt, eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine ige Lektion, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen

Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten.

Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel inden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Unter einander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, en und Föhren ihre stillen Bohnstge hegten, Flachländer von In, Auen und Wiesen her, Gewerksleute der kleinen Städte, und sich Alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick be- te die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle Diese, woher sie auch, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch Leinwand, mehr Band zum Belag. Ist es doch, als ob die er nicht brausig und die Männer nicht pausig genug sich ge- i könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am Wohl- wenn er sich damit schmückt und aufpuzt. Die schöne Dame e Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kram- e ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum



war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn mit einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die Dukatens lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie Alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das Strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschnemeln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Beute nicht ganz befriedigen können. Da er Alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilberte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgabe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Korbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Korbchens war, mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich,

in und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch n Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß gieng in Entzücken, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte vor wie nach, nur noch größerem Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen nennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Gut eines Ritters mit großen Ehren: kein falscher Laubthaler, ja kein unechter Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklaar. Also gieng alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch nicht auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, in wiefern man das hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält.

Amalie. Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter Lobe herhinkt.

Armido. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie nicht sehr bemüht sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlecht zu lehren.

Eulalie. In sofern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihr Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; in wiefern wir aber ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich es uns nicht gern verneinen. Wir sind nur herrschsüchtig, in sofern wir auch Menschen sind; was heißt herrschen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht, als auf seine eigene Weise ungehindert thätig zu sein, seines Lebens möglichst genießen zu können? Dieß fordert jeder rohe Mensch durch Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erst bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Fortkommen, die Gesetze eben so zu verkürzen scheinen, als Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, was man erringt, behauptet man hartnäckiger als Das, was man erbt hat.

Seyton. Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen; wir leben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die Männer, ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll Herr sein“ ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, haben sie die Waagschale inne, und indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich die Waagschale zu ihren Gunsten.

Armido. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei dem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und



dann verliert er: denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie: denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt.

Senton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich ein Frauzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht, wo sie herrscht; denn daß sie irgendwo herrsche, setze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn, was Sie voraussetzen?

Senton. Warum nicht? Geht es doch den Physikern und Andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel besser. Ich finde durchgängig: die Thätige, zum Erwerben, zum Erhalten Beschaffene ist Herr im Hause; die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete Herr in großen Zirkeln; die tiefer Gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalie. Und so wären wir also in drei Klassen eingetheilt.

Sinclair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug sind und mit denen freilich noch nicht Alles erschöpft ist. Es gibt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Klasse also wäre zu errathen. Lassen Sie sehen.

Sinclair. Gut, unsere drei ersten Klassen waren Wirksamkeit zu Hause, in großen und in kleinen Zirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsere Thätigkeit?

Sinclair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie das? Eine unthätige Frau sollte herrschen?

Sinclair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinclair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalie. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Daß ihn doch, Amalie; es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was Andere von uns denken. Nun also die Verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinclair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben,

nd zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns als bei unsern  
antenn Nachbarn einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern,  
o sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die  
sentlichen Vergnügungen selten sind, sollen sie sich häufiger finden.  
n einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen,  
it dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches  
rauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht  
ithen.

Sinclair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt sein soll,  
an nennt sie Schälle.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinclair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer  
hysognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie sich  
cht, auch etwas von Schällen darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte sein; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich  
hm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die  
telle weg.

Sinclair. Freilich bedeutet das Wort Schall im gewöhnlichen  
inn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude Jemand einen  
ffen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person,  
n der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung,  
: sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer  
acht. Es ist dieß in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es  
lige Mal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich  
se und jene Frau als schön pries, einwendete: aber sie ist ein Schall.  
h hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammer-  
ädchen litt, zur Antwort gab: Es ist ein Schall, da wird schwer zu  
sen sein.

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinclair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich damals  
: Symptome dieser halb moralischen, halb physischen Krankheit in  
ien Aufsatz zusammen, den ich das Kapitel von den Schällen nannte,  
il ich es mir als einen Theil anderer anthropologischen Bemerkungen  
chte; ich habe es aber bisher sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl schon einmal sehen lassen,  
d wenn Sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht  
itlich sehen können, was ein Schall ist, so sollen sie künftig auch  
die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Sinclair. Das mag Alles recht gut und schön sein, aber meine  
sicht ist verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte Jemand in  
ser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Kalender-  
pfern zu übernehmen oder uns Jemand zu empfehlen, dem man  
solches Geschäft übertragen könnte; anstatt dessen schelten, ja ver-

nichten Sie mir diese Blättchen, und ich gehe fast ohne Kupfer, so wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indessen Das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für Das, was ich suchte und nicht fand, ein Aequivalent besitzen.

Armidero (aus dem Cabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokolliert, was gesprochen worden; ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den schroffen Bügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder ausjöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundschaft nicht tadeln, Armidero, aber ich wollte, Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es gibt ein böses Beispiel. Wir leben so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres sein, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt Alles gleich gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr, nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereuen, das Protokoll des Geschwindsehreibers zu redigiren; sie wollte sich von dem Märchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhelfen und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

---

## Novelle.

---

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Umarme des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichternden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Wäpsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Jagdbügel, man reichte sich Büchse und Patronenfächchen, man schob Dachsränzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den rückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geduldet ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch stützten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Wohl übereinstimmender Gemüther; Beide waren von thätig-lebhaftem Charakter, Eines nahm gern an des Andern Reigungen und Bestrebungen Theil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Thätigkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern mit dem Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle die Thätigkeit seines Bänderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit seinen Unterthanen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch anders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch der Sandjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbst-

tagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltnes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzubringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für Alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Walbgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdweg weggehen mußte; sie erharrete den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja, sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückbliden mehr vermuthete, als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trug- und Schuttbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hier und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir Manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzünden.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er

iter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern aufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen gegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht geuert ein Thurm, doch Niemand wüßte zu sagen, wo die Natur auf- t, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts uern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen lten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine hier gestungen, und überall sind die mächtigsten Stämme empor- wachsen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte orn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln egen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fuß- de verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dieß rakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die hiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk ver- sten und die mächtigen Nester durch die Lücken durchgeschlungen sind. ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Lokal, wo die n Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig le- den und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken n.

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: Was sagt ihr zum Schloßhose, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thor- mes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von Niemand betreten o? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern hbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens; hier findet ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben ytige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit ge- en; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken hre Nester bis in die Gallerieen hinein, auf denen der Ritter sonst und ab schritt; ja, durch Thüren durch und Fenster in die ge- sten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, n wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen er Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem Diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den otthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu n so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran eidringen kann, um die Rinne der unbegrenzten Aussicht wegen bestiegen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in Luft hebt.

Danken wir also dem modernen Künstler, der uns so loblich in ver- enen Bildern von Allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig

wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herum-bewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da Alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und Niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch Manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter Alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen Jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Nefse hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfangt, als gebe; dieß zu



bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten? wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie vorauszu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten! aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Bektion, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Unter einander gemischt standen Vergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Bohnstübe hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerksleute der kleinen Städte, und was sich Alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle Diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch, als ob die Weiber nicht brausig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am Wohlsten, wenn er sich damit schmückt und auspukt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kränkhände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum

erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs Kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so fürchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er seine Beute, seiner würdig, vor sich sähe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, Alles und Jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hin, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Röhre tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann gieng es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten lachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm und die anmuthigsten Dertlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesen-  
thal, erst vor Kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragend sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzusehen — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgen-

Sonne beleuchtet, den wohlgebauten höhern Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erlätigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblid auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitem, weniger begränzten Aus-  
sicht, ritten sie eine steinichte breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüneländter Gipfel entgegen stand, wenig alle Bäume tief unten um seinen Fuß, sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thurte sich's aufwärts, daß dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig über einander und lehnen dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Fähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeugte Reizung zu einem Versuch. Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oberst, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen, die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorsiehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überstieg aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, demache auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich, die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung, auch in die untere konnte man bequem hineinschauen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buben unterscheiden. Honorio war immer gewohnt, ein so förderliches Werk-  
zeug überzunutzen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, dieß-  
seits das bergartig terrassenweis unterbrochene jen-its das aufgleitende  
flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ort-  
schaften unzählige denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu  
streiten wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erste Mal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck ver-  
leiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne;  
und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie  
sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu  
kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sechrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren! Das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugiengen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht; lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Gang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Loden auf Loden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend, sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltjam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Beinwand flog auf, und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fegen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit freischendem Geheul rettete Jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch Einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die

Er denn doch zuletzt den ellenden Jammern zum Raube lassen mußten. Die Manche wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranstürmenden Herrn nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Gabe schon ergriffen, an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der anderen noch in finstere Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willensstarke Menschen widerlegten sich gegenseitig dem grimmen Feinde und retteten Manche mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Bald nun erneuerte sich vor dem höchsten Götze der Fürkin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere unendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Ansehen.

In das friedliche Thal eintretend, keiner lobenden Rühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahe fließenden Baches herab, als die Fürkin ganz unten im Gebüsch des Weidenholzes etwas Eiskaltes erblühte, das sie allobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor Kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen, und dantes Bild zu dem furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wunderlichsten Eindruck. Nicht gütliche Frau, rief Honorio, flucht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber dem Rathier entgegen, zog die Pistole und schuß, als er sich nahe genug glaubte, leider jedoch war geschit der Tiger sprang seitwärts, das Pferd flücht, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürkin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinauf, kaum fürchtend, daß ein jactes Geschick solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aufhalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angelegt, sich am Ketten Gerölle des Ganges an und wieder an und stürzte zuletzt nach heftigem Verstreuen kräftig zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verschleifte nicht, sich strack auf ihre Hüfte zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger war schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle, der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herzog, neben ihm geräuschlos heraufritt, schien keine Kraft auf Reue anzuspornen und zu reizen. Beide Reiter erreichten zugleich den Ort, wo die Fürkin am Pferde stand, der Ritter beugte sich herab, schuß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschkäuger in der rechten Hand. Der Jüngling war schon, er war herangesprengt, wie ihn die Fürkin oft im Kampfe und Ringelspiel gesehen hatte. Oben so trotz in der Weidbahn seine Regel im Vorbeisprengen den Thierknecht auf

dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mährenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich: hier kam Beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest! sagte die Fürstin; ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiderte der Jüngling; er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frebett nicht! sagte die Fürstin; Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nie frömmere als jetzt eben; deßhalb aber denke ich ans Freudigste: ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. — Ist es doch, erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere; vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitem Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer Das alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin; ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten: allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe; und ich dachte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben: denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe



loß, die wir kennen; und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam hinweg und an dieser Handlung, so wie an eines, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Kaiserin und Kaiserin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzäugige, schwarzlockige Knabe, der eine Felle in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt neben ihr kniete.

Den gewaltthamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen dochweise, ein Strom von Worten wie ein Bach sich in Abhängen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgetroffen, machte sich eindringlich und ruhrend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verhehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig wiedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fuchsballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne sehte dir, sie zu reizen. Du warst der Schöner deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim lauben Tagelohr und den Hasen aufsperrtest, ausstrodend die rothe Rumpel, so schienst du uns zu lächeln, und wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Und! uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Startern. So wird es nicht mehr sein, Wehe! wehe!

Sie hatte nicht ausgelagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgeschloß des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewalttham hegender Jagd den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Höhe einher sprengend, stuyten und starrten sie, nun die unermwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nachsehbenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei, anzunehmen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderbar gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber, gesagt, stand in ehrfurchts-



voller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenzeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin; aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier!

Der Löwe? sagte der Fürst; hast du seine Spur? — Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf; aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfbedürftig eilt' ich hierher. — Also — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet eure Gewehre, geht sachte zu Werk; es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart Ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen? — Das Feuer brach aus, versetzte Jener; wir hielten uns still und gespannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt; aber einen Augenblick schien Alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche, und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie auspuken zu lassen? er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrühet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statte kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiderte der Vater hastig, erbiethen sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Rasten herausschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzuloden. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte:

Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeder der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll, zwei Fuhrplade, die noch hinaufführten, haben wir vergestellt, erstellte das Niemand als durch jenen ersten engen Kamm zu dem Zauberichlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschick ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Rinde umso, das immer laßt gleichsam zu präladiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk! Besetze den schmalen Weg, hallet eure Wächter bereit, aber schreiet nicht eher, als bis ihr das Geschöpf nicht sonst jurechtserkennen könnt, allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Gütig schloß Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesang, und vielleicht eben deswegen so betzergreifend, die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liebverartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfieng und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht der Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trogt und dem Sonnenschein, utalle Bäume pieren sein Haupt, und so gestützt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Fanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig-edig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Scharen daher stehen und in der Tiefe die Zwerge wummeln.

Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Worum steht ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biemel noch spät im Herbst sammelt sie eifrig und baut sich ein Haus, winkelt und wogerecht, als Meister und Geselle schaut die Ameise an, sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grasshalmen, Erdbrooklein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbt es zu, aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd kampf und scharrt Alles aus einander, steht hin! es zertritt ihre Ballen und zerstreut ihre Pflanzen, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten, denn der Herr hat das Roth zum Gefellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmwald trat er auf, der Löwe, erstarrten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und

das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, stieg es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schweben, ihn zu laben,  
Wäre da dem Guten bang?  
Löw' und Löwin hin und wieder  
Schmiegen sich um ihn heran;  
Ja, die sanften frommen Lieder  
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder,  
Uns in Tönen zu erlaben,  
Welch ein himmlischer Gesang!  
In den Gruben, in dem Graben  
Wäre da dem Kinde bang?  
Diese sanften, frommen Lieder  
Lassen Unglück nicht heran;  
Engel schweben hin und wieder,  
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ewige herrscht auf Erden,  
Ueber Meere herrscht sein Blick;  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwankt zurück.  
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst als die Löhne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt, Jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst als wenn er erst jetzt das Unheil übersehe, das ihn vor Kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die an ihn gelehnt sich nicht versagte, das gesticte Mädchen hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jauchzende Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Vorn.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entpurrungen Mann, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang durch den Klang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötenklänge beschwichtigen und ihn sodann unschädlich so wie unbeschädigt in seinen Versteck wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und bezeugend, der Hofkellner wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsam mit dem übrigen Gefolge, Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Orschofs bemächtigt hatte, geleitet steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, durrtes Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau; es wird ohne das Alles in Gütz geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefast. Aber die Herankommenden schen er kaum zu bemerken; er sah wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen; es schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: Schoner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen: ich such dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann: ich segne dich.

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau; du thust wohl daran, dort gibst's viel zu thun, eile nur, säume nicht, du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst! Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken, eine röthliche Sonne überseht sein Gesicht. Sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemächtigen, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gemölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut dünkt, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. — Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flönton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug; den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen gieng; die Mutter jedoch, mit heiterm Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder: das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke herein sandte, wie verflärt niederlegte und sein beschwichtigendes Sied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schweben, ihn zu laben,  
Wäre da dem Guten bang?  
Löw' und Löwin hin und wieder  
Schmiegen sich um ihn heran;  
Ja, die sanften, frommen Lieder  
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schooß gehoben, die



der Knabe fortstehend anmuthig freischellte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verlegende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die gräuliche Wunde des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen verben Hausgruß des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ewige herrscht auf Erden,  
Ueber Meere herrscht sein Blick;  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwankt zurück.  
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet entfüllt.

Ist es möglich, zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Uebertundene; denn seine Kraft blieb in ihm verborgen; aber doch wie der Gezeichnete, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flöte und sang so weiter, nach seiner Art die Seelen beschränkend und neue hinzusetzend:

Und so geht mit guten Kindern,  
Seliger Engel gern zu Rath,  
Böses Wollen zu verhindern,  
Zu befördern schöne That.  
So beschwören, fest zu bannen  
Jedem Sohn ans zarte Knie,  
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,  
Frommer Sinn und Melodie.

# Reise der Söhne Megaprazons.

Fragmente.

## Erstes Kapitel.

Die Söhne Megaprazons überstehen eine harte Prüfung

Die Reise gieng glücklich von Statten; schon mehrere Tage schwellte ein günstiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüsteten Schiffes, und in der Hoffnung, bald Land zu sehen, beschäftigten sich die trefflichen Brüder, ein Jeder nach seiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Epistemon saß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerksamkeit die Windrose und die Karten; Panurg strickte Reze, mit denen er schmackhafte Fische aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt seine Schreibtafel und schrieb, wahrscheinlich eine Rede, die er bei der ersten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfspieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten: Alciphron trocknete Meerpflanzen, und Euthyes, der Jüngste, lag auf einer Matte in sanftem Schlafe.

Wedet den Bruder, rief Epistemon, und versammelt euch bei mir! unterbrecht einen Augenblick eure Geschäfte, ich habe euch etwas Wichtiges vorzutragen. Euthyes, erwache! Setzt euch nieder, schließt einen Kreis.

Die Brüder gehorchten dem Worte des ältesten und schlossen einen Kreis um ihn. Euthyes, der Schöne, war schnell auf den Füßen, öffnete seine großen blauen Augen, schüttelte seine blonden Locken und setzte sich mit in die Reihe.

Der Kompaß und die Karte, fuhr Epistemon fort, deuten mir einen wichtigen Punkt unserer Fahrt an: wir sind auf die Höhe gelangt, die unser Vater beim Abschied anzeichnete, und ich habe nun einen Auftrag auszurichten, den er mir damals anvertraute. Wir sind neugierig, zu hören, sagten die Geschwister unter einander.



Epistemon eröffnete den Busen seines Kleides und brachte ein zusammengefaltetes buntes seidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken, daß etwas darin gewickelt war, an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künstlich genug in viele Knoten geschlungen, farbig, prächtig und lieblich anzusehen.

Es öffnete Jeder seinen Knoten, sagte Epistemon, wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und so ließ er das Tuch herumgehen. Jeder suchte es, jeder öffnete den Knoten, den er allein zu lösen verstand, der älteste läßt es zuletzt, zog die letzte Schleiße auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor, den er auseinander that und las.

Megaprazon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Rath und frohen Gebrauch eurer Köpfe! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last sein ohne die Kinder, die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eigenen günstigen Gestirns, eigene Gaben von der Natur erhalten. Ich habe Jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen lassen, ich habe den Ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr seid wahre und brave Leute geworden. Nun habe ich euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die euch und eurem Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berührt, die mein Urogroßvater Pontagruel theils besucht, theils entdeckt hat: als da ist die Insel der Papimannen, Papefiguren, die Laternen-Insel und die Insel der heiligen Gläse, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn forderbar ist es, berühmt sind jene Länder oder unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu geraten. Alle Völker Europas schiffen aus, Entdeckungserien zu machen, alle Gegenden des Ozeans sind durchsucht, und auf keiner Karte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermesslichen Urogroßvater schuldig sind, entweder also gelangten die berühmtesten neuen Entdecker nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur oberflächlich betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unmerklich gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese zu halten, die Ehre eures Vaters wieder aufzufrischen und auch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines künstlich gebautes Schiff ist mit Allem ausgerüstet, und auch selbst kann es an Nichts fehlen. Ich vor eurer Abreise gab ich einem Jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rath euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant der Nahrung, den Schiffsgeräthschaften euer Fahrzeug beladen, was ihr Waare ihr mitnehmen, mit was für Heilmitteln ihr euch ver-

sehen wollten. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als Eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt, was sie enthalten. — Zulezt verlangtet ihr Geld zur Reise, und ich ließ euch sechs Fäßchen einschiffen; ihr nehmt sie in Verwahrung und fuhr unter meinen Segenswünschen, unter den Thränen eurer Mutter und eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt; ihr naht euch den Inseln, auf denen ich euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche.

Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich euch einen Augenblick betrübe — es ist zu eurem Besten.

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

Daß ich euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sei es gerade herausgesagt: es ist kein Geld in den Fäßchen.

Kein Geld! riefen die Brüder wie mit Einer Stimme. Es ist kein Geld in den Fäßchen, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an, und Jeder wiederholte in seinem eigenen Accente: kein Geld! kein Geld?

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: Kein Geld! ruft ihr aus, und kaum halten eure Lippen einen harten Tadel eures Vaters zurück. Faßt euch! Geht in euch, und ihr werdet die Wohlthat preisen, die ich euch erzeuge. Es steht Geld genug in meinen Gewölben; da mag es stehen, bis ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß ihr der Reichthümer werth seid, die ich euch hinterlasse.

Epistemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang: er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aussichten; aber nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln; die schöne Beredsamkeit gieng verloren, Jederkehrte in sich selbst zurück, Jeder überlegte, was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht des Vaters erfüllt war: Jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, Jeder fand sich reich genug; Einige glaubten sich mit Waaren und andern Hülfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammenfaltete, ward das Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Plane, Projekte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdichtete Märchen, man ersann Gefahren und Verlegenheiten, man schwächte bis tief in die Nacht, und eh man sich niederlegte, mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

## Zweites Kapitel.

Man entbricht zwei Inseln; es entspielt ein Streit, der durch Weisheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: Ich sehe Land! — Wo? riefen die Seelwörter. — Dort, sagte er, dort! und deutete mit dem Finger nach Nord-Osten. Der schöne Knabe war vor seinen Seelwörtern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt, und so wachte er überall, wo er war, ein Fernrohr entschlossen. Bruder versetzte Epistemon, du siehst recht, erzähle uns weiter, was du gemerkt wirst. Ich sehe zwei Inseln, fuhr Eutyches fort, eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu sein, die andre links zeigt sich schmäler und hat höhere Berge. — Wichtig! sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Rorte. Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimannen, eines frommen wohlthätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Vettervater Pantogruel erleben! Nach unsers Vaters Befehl landen wir zuerst daseibst, erquicken uns mit frischem Obste: Beigen, Pfirschen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahreszeit daseibst wachsen, wie genießt das gute frische Wasser, des köstlichen Weines, wir verbessern unsre Eßte durch schmackhafte Gemüse: Blumenkohl, Broccoli, Artischocken und Karben, denn ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln eine zart und süßige Speise werden. — Glückliches Land! riefen sie aus, wohl versorget, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reisende, die in diesem irdischen Paradies eine gute Aufnahme finden! — Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergestellt, alsdann besuchen wir im Vorübergehen die andern leider auf ewig verbannten und unglücklichen Insel der Papistigen, wo wenig wächst und das Wenige noch von bösen Geistern zerstückt oder verzehrt wird. — Sagt uns nichts von dieser Insel! rief Panung, nichts von ihren Ackerkräutern und Ackerabig, nichts von ihren Weibern, ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns so eben erregt habt.

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben das sie auf der Insel der Papimannen zu finden hofften; sie lasen in den Tagebüchern ihres Vettervaters, was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich versetzt worden war, und schmeickelten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt, und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar waren konnte er schon die Gegenstände genau und immer genauer darauf unterscheiden, je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inseln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: Ge-

muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landstrecken, die ich vor mir sehe, kommen keineswegs mit der Beschreibung überein, die Bruder Epistemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt, ich sehe gut.

Wie meinst du das, Bruder? sagte Einer und der Andere.

Die Insel zur rechten Seite, auf die wir zuschiffen, fuhr Euthyes fort, ist ein langes flaches Land mit wenigen Hügeln und scheint mir gar nicht bewohnt; ich sehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen; keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne-so schön entgegen liegen.

Ich begreife das nicht, sagte Epistemon.

Euthyes fuhr fort: Hie und da seh' ich ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange, ob es Städte oder Felsenwände sind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren, die so wenig verspricht.

Und jene Insel zur Linken? rief Alkides. — Sie scheint ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten häuslichsten Götter. Alles ist grün, Alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite, wie ich nur sehen und sehen mag.

Man stuzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: Wie können sich ein halb Duzend kluge Leute so lang bei einem Schreibfehler aufhalten! weiter ist es nichts. Der Kopiste hat die Namen der beiden Inseln auf der Karte verwechselt: jenes ist Bapimanie, diese da ist Bapefigue, und ohne das gute Gesicht unseres Bruders waren wir im Begriff, einen schändlichen Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten, wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht.

Epistemon wollte nicht sogleich seine Karten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den Uebrigen zu wichtig: es war die Sache des Gaumens und des Magens, die Jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichere für das Unsichere nehmen und nach der fruchtbaren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz, das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

Ich zweifle gar nicht, sagte Panurg, daß meine Meinung die richtige ist, und daß man auf der Karte die Namen verwechselt hat.



Lacht uns fröhlich sein! wir schiffen nach der Insel der Papimanen. Lacht uns vorsichtig sein und die nöthigen Anstalten treffen!

Er gieng nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Verwunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violettseidne Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern, einen zusammengebrückten Hut mit einem violet und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken gesträußelt hatte. Er begrüßte die Gesellschaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben, besuchte er den Kasten zum zweiten Male. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißen Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich dieser weigerte, fieng er folgendergestalt zu reden an: Ich weiß nicht, was ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unsrer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankrutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobene Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe completirt, ausgebeffert, gereinigt und geräuchert; — —

Der Papimane erzählt, was in ihrer Nachbarschaft vorgegangen.

So sehr uns diese Uebel quälten, schienen wir sie doch eine Zeit lang über die wunderbaren und schrecklichen Naturbegebenheiten zu vergessen, die sich in unserer Nachbarschaft zutrugen. Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.

Wir haben nichts davon gehört, sagte Epistemon, und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Ahnherren in diesen Meeren auf Entdeckungen ausgieng. Erzählt uns von dieser Insel, was Ihr wißt, damit wir beurtheilen, ob es der Mühe werth ist, selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.

Es wird schwer sein, sie zu finden, versetzte der Papimane.

Ist sie versunken? fragte Alciphron.

Sie hat sich auf und davon gemacht, versetzte Jener.

Wie ist das zugegangen? fragten die Brüder fast mit Einer Stimme.

Die Insel der Monarchomanen, fuhr der Erzähler fort, war eine

der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt, dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft, ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet ihr seine Säulen, so glaubtet ihr, alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtet ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet ihr denken, die Riesen hätten hier zum zweiten Mal Anstalt gemacht, den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja, man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und Niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu sein.

Nicht weit von da fieng die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebauet, um Felsen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte, der sich der Küste näherte.

Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden; diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte.

Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört, die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hätte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber sein mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes: Schlacken, Bimsstein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft Vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dünste schweben, bei Nacht Feuer hüpfen, und der lebhafteste Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

Sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes, zwischen der Ebene und der steilen Küste, ein gewaltthamer Vulkan ausbrach, der viele Monate die Nachbarschaft verwüsthete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

Wir konnten von unserm Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte, das Meer war in ungemöhnlicher Bewegung, und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wuth.

Ihr kennt auch die Größe unseres Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Gepraßel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gelehn, ein großes Stück Land auf unsre Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst, die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Paläste, Mauern und Gärten erkennen und wir fürchteten, daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da, bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Theile gespalten, daß sich diese Theile gewalttham einander abstoßen, und daß die beiden andern Theile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herum schwimmen und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen im Nord-Osten sehr deutlich am Horizont erkennen.

Es läßt sich denken, daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr in Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelassen, ob er gleich so nahe vorbrigelommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt sichtbar aufzuwachen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Nutzen und Ehre versprach. Man zeigte ihnen von Weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich westwärts in der Entfernung ein hohes Ufer sehen, welches die Papuanen sogleich für die steile Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich langsam, gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man faßte daher den Entschluß, gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen, ob man nicht die schöne Küste unterwegs abschneiden und in ihrer Gesellschaft, oder wohl gar in einem der schönen Paläste, den Weg nach der Residenz vollenden kann. Man nahm von den Papuanen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Scapuliere und



Agnus Dei, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder saßen friedlich bei einander; sie unterhielten sich von den neuesten Begebenheiten, die sie erlebt, von den neuesten Geschichten, die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; Jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel und über die Folgen, welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entstehen könnten. Jeder ließ sich von seinem Eifer hinreißen, so daß in kurzer Zeit die Menschen, die wir bisher so einträchtig kannten, sich in zwei Parteien spalteten, die aufs Heftigste gegen einander zu Felde zogen. Alkides, Alciphron, Eutyches behaupteten: die Zwerge seien eben ein so häßliches als unverächtliches Geschöpf; es sei in der Natur doch einmal eins für das andere geschaffen: die Wiese bringe Gras und Kräuter hervor, damit sie der Stier genieße, und der Stier werde, wie billig, wieder vom edleren Menschen verzehrt. So sei es denn auch ganz wahrscheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger leugnen lasse, als der Kranich durch den Genuß des sogenannten eßbaren Goldes um so viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß solche Beweise, aus der Natur und von ihren Absichten hergenommen, sehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deswegen ein Geschöpf nicht geradezu für das andere gemacht sei, weil eines bequem fände, sich des andern zu bedienen.

Diese mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechselt, als das Gespräch heftig zu werden anfieng und man von beiden Seiten mit Scheingründen erst, dann mit anzüglichem bitterm Spott die Meinung zu vertheidigen suchte, welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erschien keine Spur mehr in ihrem Betragen; sie unterbrachen sich, erhoben die Stimmen, schlugen auf den Tisch, die Bitterkeit wuchs, man enthielt sich kaum jählicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten, das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindseligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechsels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff, von der Größe des ihrigen, aber von ganz verschiedener Form, sich nahe an sie gelegt hatte; sie erschrakten daher nicht wenig, als ihnen, wie mitten aus dem Meere, eine ernsthafte Stimme zurief: Was gibt's, meine Herren? — Wie können Männer, die in Einem Schiffe wohnen, sich bis auf diesen Grad entzweien?

Ihre Streitsucht machte einen Augenblick Pause. Allein, welche seltsame Erscheinung! weder der überraschende Anblick des fremdartigen Schiffes, noch die ehrwürdige Gestalt dieses Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man ernannte ihn zum Schiedsrichter, und jede

Dortei suchte schon eifrig ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe sie ihm die Streitsache selbst deutlich gemacht hatten. Er bat sie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und sobald er es erlangt hatte, sagte er zu ihnen: Die Sache ist von der größten Wichtigkeit und Sie werden mir erlauben, daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber erörtere. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flasche Madera, den ich sehr gern mit mir führe und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird.

Die Brüder, ob sie gleich aus einer der Familien waren, die den Wein nicht verschmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzusprechen; allein der Fremde wußte ihnen keinen Wein so artig aufzubringen, daß sie sich unmöglich erwehren konnten, ihm Beiseid zu thun. Raun hatten sie die letzten Gläser von den Lippen gesetzt, als sie schon Alle ein stilles Vergessen ihrer selbst ergriff und eine angenehme Dinsälligkeit sie auf die vorbereiteten Lager ausstreckte. Sie verschlieten das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie sahen ihren Nachbar beschäftigt, an seinem Schiffe etwas auszubessern; sie grüßten einander, und er erinnerte sie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten sich kaum noch darauf zu bestimmen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtniß die Urstände wie er sie gefunden, nach und nach hervorrief. Ich will mir, er zuzuhören, fuhr er fort, nicht mehr Werth geben, als sie hat, die ich Ihnen gestern in der Gestalt einiger Gläser Madera dibrachte; aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so schnell einer Sorge losgeworden, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind.

Sind wir krank gewesen? fragte Glanz; das ist doch sonderbar — Ich kann Sie versichern, versetzte der fremde Schiffer. Sie waren vollkommen angekränkt, ich traf Sie in einer heftigen Krise.

Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen? fragte Alcyon; ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medizin.

Es ist das Zeitfieber, sagte der Fremde, das Einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben, sich noch bestimmter auszudrücken; Andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten, Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen.

Was sind denn die Symptome dieses Uebels? fragte Alcyon.

Sie sind sonderbar und traurig genug, versetzte der Fremde. Der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahren, seine klaren Vortheile, er opfert Alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich,

sehr schwer: so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergift der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nugen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe ihr in dem Falle waret — — — — —

Raum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zustande, in welchem wir sie gesehen haben, als sie bald empfanden, daß ihnen gerade noch das Beste fehlte, um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden. Altides errieth ihre Gefinnungen aus den seinigen und sagte: So wohl es uns auch geht, meine Brüder, besser, als Reisende sich nur wünschen dürfen, so können wir doch nicht undankbar gegen das Schicksal und unsern Wirth genannt werden, wenn wir frei stehen, daß wir in diesem königlichen Schlosse, an dieser üppigen Tafel einen Mangel fühlen, der desto unleidlicher ist, je mehr uns die übrigen Umstände begünstigt haben. Auf Reisen, im Lager, bei Geschäften und Handelschaften, und was sonst den unternehmenden Geist der Männer zu beschäftigen pflegt, vergessen wir eine Zeit lang der lebenswürdigen Gespielinnen unseres Lebens, und wir scheinen die unentbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu vermissen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier Wände, gleich entdecken wir, was uns fehlt: ein freundliches Auge der Gebieterin, eine Hand, die sich traulich mit der unsern zusammenschließt.

Ich habe, sagte Panurg, den alten Wirth über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondirt und, da er nicht hören wollte, auf die gradeste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er leugnet, daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sei. Die Geliebte des Königs sei mit ihm; ihre Frauen seien ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entflohen.

Er redet nicht wahr, versetzte Epistemon; die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er sagte ja selbst, daß noch Niemand weggeschafft oder begraben sei.

Weit entfernt, sagte Panurg, seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flügel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebäude, das mir so prächtig als fest zu sein scheint; es hängt mit der Residenz durch einen Gang zusammen, der auf ungeheuern Bogen steht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen schien, hat uns immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette, dort findet sich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre.

Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen, ward Panurg und Alciphton abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch künstlich angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgeschundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epistemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben sich probantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird Alles eingeschifft. Man geht zu Schiffe.

Golfo von Neapel. Weitere Reise. Fäßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der sechs Brüder. Megaprazon wirft das Fäßchen ins Meer. Entsetzen. Weitere Reise. Der Steuermann behauptet, sie seien bei der Insel Papimanie. Streik darüber. Entscheidung.

Sie fahren nach der andern Insel. Panurgs Vorschlag. Wird bewundert. Er steigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entschuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguren erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte, ob sie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus Wasserlade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Wasserlade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der näheren Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulkan. Herpalten der Insel in drei schäumende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied.

Sie fahren fort, legen sich bei Windstille vor Anker. Politstren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, sehen die Insel nicht mehr. Schwimmende Einsiedler. Erzählung. Versuche. Anzeige der Residenz. Abschied.

Finden die Residenz. Beschrieben. Tafel des Lebens u. Absteigen. Labaverb. Kastellan. Besehen sich. Unleiblicher Gesant. Einfall Panurgs. Werden in die See geworfen. Die Residenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung des Panurg. Charis. Eiferucht der Brüder. Predikanten. Bedingung des Vaters. Sechse bereiten sich. Morgen. Entdeckung. Beschreibung. Venus und Mars. Krost der Andern.

# Rameau's Nefse.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuskript übersezt.

Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

HORAT. Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall, um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder thöricht! So sieht man in der Allée de Fois unsere jungen Viederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnet, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am Besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Régal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge; da hört man die gemeinsten Reden. Denn kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein, wie Régal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich sein, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammenfügung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehen; denn er zeigt, was ihm die



Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiss mit den Fingern oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger, als er selbst. Romeau ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranter auf der letzten Stufe der Schwindsucht, man würde seine Zähne durch seine Backen zählen, man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen oder er läme aus la Trappe. Den nächsten Monat ist er fett und wüthig, als hätte er die Tafel eines Fürstenthums nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzweit sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen, gepudert, schuhsirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er setzt sich und ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist sich zu bestimmen, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig, den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stül Brod und Krüge Bier erwartet. Hat er denn auch die letzte Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund oder an den Kutsher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matrake in den Haaren. Ist die Jahreszeit gerath, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elyseischen Feldern hin und wieder, mit dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Uebertrest der Woche.

Vergleichen Originale kann ich nicht schätzen; Andere machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absteht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Conventionen, unsere hergebrachten Ansandigkeiten eingeführt haben. Kommt ein Solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein kräftiges Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur

Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese suchten die Äpfeln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sei närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit; es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte, den Traktat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Sulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren; ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Strophen guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Bärm, Aufflüge, Triumphe, Lansen, Glorien, Murmeln und Viktorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn Niemand hat bößere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crébillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Laugenichtsen? verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, Denen zuzusehen, die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die übrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr von Buffi, was sagt Ihr zu Dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist, Beide wissen von diesen Spielen Alles, was man davon lernen kann.



**Ich.** Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

**Er.** Ja, im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Pössen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

**Ich.** Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich Viele auch auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sein! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

**Er.** Das, was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst, und manchmal hab' ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasiren lassen.

**Ich.** Daran habt Ihr Abel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

**Er.** Freilich, meine Stirn ist groß und rüdzlich, mein Auge blüht, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereck. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Rinn, wär' es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

**Ich.** Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

**Er.** Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Pyrrone. Unverschämt bin ich wie der Eine, und die Andern besuch' ich gern.

**Ich.** Ihr befindet Euch immer wohl?

**Er.** Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

**Ich.** Und wie? mit Eurem Silenensbanch, mit einem Gesicht —

**Er.** Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdort, wahrscheinlich seinen Reffen fett macht?

**Ich.** A propos! den Onkel, seht Ihr ihn manchmal?

**Er.** Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehen.

**Ich.** Thut er Euch denn nichts Gutes?

**Er.** Thut er Jemandem Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasbalgknagel. Seine Tochter und Frau Wannen sterben, wann sie wollen; nur daß ja die Glocken im Kirchsprungel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist Alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Beuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, darüber hinaus zu nichts.

Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie find's, die unsere Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Noth!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Kabela's, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der Andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehen lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wüßt' ich Euch zeigen, das Uebel hierunten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deßhalb. Ich war eines Tags an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Duzend hat. Er zeigte uns klar, so klar, wie zweimal zwei vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sei, als die Lüge, nichts aber schädlicher, als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirne trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch, diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle, Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's wohl ein Jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstützen, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohltäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen

Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nützt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher kam' ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verschreit oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Weisen ist, das unsere Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Weisen ein Opfer des Vorurtheils und der Geseze wird; aber es gibt zwei Arten Geseze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderbar, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bekräftigt. Diese bedecken Den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesez verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein Kühner und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz noch an einem Gesändniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ja. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Geseze haben. Hätte sie nur gute, sie läme niemals Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unausslöschlich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gemüthlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn erkaufen sollte.

Ja. Sagte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun, ich will nicht Guern Onkel zum Beispiel nehmen: das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, grizig, ein schlechter Vater, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine! der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht, denn ich weiß zu folgern.

Ja. Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comptoir, wie Trianon oder mit seiner Elle, wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig all Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter, oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch ge-

wesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Alhalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet!

Er. Ja, so seid ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur versteht Euch selbst. Ha, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wär' es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß! Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichtum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Zaherren, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrburschen den dienstbaren Gefälligen todt schlagen lassen, der durch eine saubere Mannigfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Todtschlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu, ins Teufels Namen! soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse! In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mit-



leben, Jährlingsheit. Man wird fragen, wer er war? woher gekürtig? man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Tugenden noch von seinen Fehlern. Besser war' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Beschränkungen des Rechtssinnigen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Äste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er Denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen; Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht, und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Dürck, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé d'Olivet, aber da das nun einmal nicht sein kann, so laßt uns die Sache von der Wahrheit interessanter Seite betrachten, laßt uns einen Augenblick den Punkt vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir unsern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernter Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, vergeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir! Sieht auf Creuzens Kopf kaltes Lächeln! Vielleicht löst Ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich auf. Wie Voltaire unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Metaphors hinabzusteigen, auch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Ja. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen unterwerft? denn wäre hierunter Alles vortrefflich, so gäb' es nichts Bortreffliches.

Er. Ihr habt Recht; denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir Beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien; das Andere mag gehen, wie es kann! Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worin ich auch ~~gehe~~ und hole der Götter die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte! Lieber will ich sein, und selbst ein impertinenter Schwärmer sein, als nicht sein.

Ja. Jeder denkt wie Ihr, und doch will Jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Dasein Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ja. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es notwendig ist, wie viele Leute sich einbilden!

Er. Von Allem, was Ihr da vorbringt, versteh' ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit geb' ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein Anderer sein, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gesteh' ich's nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals Einen dergleichen loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: Freilich, du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu sein. Ja, ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abimes du Ténare, Nuit, éternelle nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen: Dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fanden sich bei seinem Tod einige gute Klavierstücke in seinem Portefeuille, so würd' ich mich nicht bedenken, Ich zu bleiben und Er zu sein.

Ich. Ist's weiter nichts als Das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts! nichts! das sind Augenblicke, die vorübergehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie: Profonds abimes, und fuhr fort:) Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so lange man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die Andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist Der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatzte), Kutsch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzusteigen), hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde lämen täglich, mich zu veräuchern. (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Balissot, Poinssinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann bist, so läsest du in der Geschichte der drei Jahrhunderte, daß du ein

bist: du wärst Abends über-

zeugt, daß du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Better, schliesse bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr kauselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenußes wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

**Ich.** So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

**Er.** Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Nachschübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschröben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach; es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Finanzier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

**Ich.** Traurig ist's immer.

**Er.** Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

**Ich.** Und was?

**Er.** Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber vor Euch unterhält.

**Ich.** Das ist wahr.

**Er.** So laßt Euch sagen! (Ob er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

**Ich.** Welche Lobredel

**Er.** Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzubringen; keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht Alles.

**Ich.** Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein

**Er.** Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

**Ich.** Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbürge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an Andern

**Er.** Sie sich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andere Sachen! Seid gewiß, sein Kollege und er, einander gegenüber, bekennen sich offener, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger,



und mir gieng es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermist; man hätschelte mich. Ich war ihr Kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir Alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich Alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wobon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit, ein Bißchen Geist, ein Bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird dich lehren, Das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat, und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft! laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Der gleichen haben wir übrig! Nun giengst du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse ohne einen Pfennig und weißt nicht, wohin. Du warst genährt: Mund, was begehrst du? Und nun halte dich wieder an die Höfen! Gut logirt und überglücklich wirst du nun sein, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Antischer des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlags hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde und mit einem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockener, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, überberathen, von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gab' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Plaz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So gieng' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geschehen kann.

Er. Das fürcht' ich nicht; das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein Anderer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich.

Ich. Das soll aber ich glenge doch mit diesem entstellten Gesicht diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht! Ich wüßte mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick, denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. (Zustig war es anzusehen, wie er unterdessen ich so sprach die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt; er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte er sagte: Ja, meine kleine Königin, ja, das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit rauhem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt Recht! das ist wohl das Beste. Herr Vieillard sagt, sie sei so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist, aber sich vor einer solchen Niederlage zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzusehen, eine Kreatur, die dem Verfall des Vatter's nicht ausweichen kann! — Ich, Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat, ich, Rameau, der Vetter Dessen, den man den großen Rameau nennt. Ich, der nun gerade und stolz und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontelle gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rodschößen, sonst einherstolz ich, der ich Stücke fürs Klavier gesetzt habe, die Niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich genug ich! Sehen sollt' ich! Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das sich regt! das mir sagt: Rameau, das thust du nicht! Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft sein, die Niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts! denn es gibt andere Tage, da mich's gar nichts kostete, so niederträchtig zu sein, als man wollte. Tage, wo ich für einen Pfennig der Kleinen Fuß den Fuß ansetzt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! sie ist weis, niedlich, jung, zettlich. Zu so einer Demuthshandlung konnte sich wohl Einer entschließen, der dekadenter wäre, als Ihr.

Er. Verstehen wir uns! Es ist ein Unterschied zwischen H—n und W—n. Es gibt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den kleinen Bergier! er küßt Madame de la M— den H—n im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sei Narrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit; es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte, den Traktat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Sulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren; ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Broden guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufzüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Viktorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn Niemand hat böfere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Grebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, Denen zuzusehen, die gut spielen.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die Übrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr von Buffi, was sagt Ihr zu Dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist, Beide wissen von diesen Spielen Alles, was man davon lernen kann.

**Id.** Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

**Er.** Ja, im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Dingen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

**Id.** Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich Viele auch auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sein! Seit einer Weile habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

**Er.** Das, was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wann sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst, und manchmal hab' ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasiren lassen.

**Id.** Daran habt Ihr äbel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

**Er.** Freilich, meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blinzelt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht vieredelt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Hirn, wär' es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

**Id.** Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

**Er.** Rein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der Eine, und die Andern besuch' ich gern.

**Id.** Ihr befindet Euch immer wohl?

**Er.** Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

**Id.** Und wie? mit Eurem Silenombau, mit einem Gesicht —

**Er.** Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausborst, wahrscheinlich seinen Reffen fett macht?

**Id.** A propos! den Onkel, seht Ihr ihn manchmal?

**Er.** Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehen.

**Id.** Thut er Euch denn nichts Gutes?

**Er.** Thut er Jemanden Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasbalgsnagel. Seine Tochter und Frau Frauen sterben, wann sie wollen; nur daß ja die Gloden im Kirchsprungel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Sepsdecime nachklingen, so ist Alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, darüber hinaus zu nichts.

Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsere Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Handel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rod!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Kbelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der Andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehen lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wüßt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tags an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Duzend hat. Er zeigte uns klar, so klar, wie zweimal zwei vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sei, als die Lüge, nichts aber schädlicher, als die Wahrheit. Ich beginne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgesenks an der Stirne trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch, diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle, Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's wohl ein Jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gesagt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohltäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen



Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nützt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher kam' ich in Versuchung, den Schlag zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verstreut oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Bösen ist, das unsere Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Geseze wird, aber es gibt zwei Arten Geseze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderbar, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken Den, der sie übertreift, nur mit einer vorübergehenden Schande einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Rationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Morden zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein klüger und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, daß den Männern von Genie wenig gützig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Geseze haben. Hätte sie nur gute, sie könnte niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauslöschlich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich wäre er auch ein Bösewicht, was wüßtet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn erkaufen sollte.

Ich. Suchte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun, ich will nicht Guern Onkel zum Beispiel nehmen: das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine? der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht, denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Komptoir, wie Briasson oder mit seiner Gie, wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig all Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter, aber daß er schelmisch, verrätherisch, ehegeizig, neidisch ge-

wesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Ahalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet!

Er. Ja, so seid ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur versteht Euch selbst. Ha, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Sandfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wär' es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß! Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Zaherren, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrlinge den dienstbaren Gefälligen todtschlagen lassen, der durch eine saubere Mannigfaltigkeit dem Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Todtschlagen? Herr, todtschlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu, ins Teufels Namen! soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber mägt einmal das Gute und das Böse! In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mit-



schon, Barmhertzigkeit. Man wird fragen, wer er war? woher gekürtig? man wird Frankreich bemerken. Einige Wesen haben durch ihn gestritten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Sie haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Feindern noch von seinen Helfern. Besser war' es sicherlich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Besinnungen des Nachsichtigen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gestanzte Büsche verdorren machte, der die Pflanzen ersticke, die zu seinen Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Äste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er Danks gebührt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen; Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht, und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Vollstre wäre so sanft wie Duell, so offen wie der Abbe Trublet, so gerade wie der Abbe d'Almeida, aber da das nun einmal nicht sein kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten, laßt uns einen Augenblick den Punkt vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Betrachten wir unsern Zeit über fünfzig Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker, denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir dazu nicht groß genug sind, vergehen wir wenigstens der Natur, daß sie nicht so groß ist wie wir! Nicht auf Creuzens Kopf laßt es Wasser, nicht auf die Erde! Ist Ihr kein Talent mit keiner Fädelheit zugleich aus. Macht Vollstre demnach gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr die Erde Meropis zu übersteigen. Auch nicht mehr zu rufen.

Ge. Aber wenn die Natur so mächtig als wirse war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Al. Sacht Ihr denn oder nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen unterwerft? denn wäre hierunter Alles vorzüglich, so gäb' es nichts Vortrefflicheres.

Ge. Ihr habt Recht, denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir Beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien; das Uebere mag gehen, wie es kann! Die beste Ordnung der Dinge, schenkt mir, ist immer die, worin ich auch gehöre, und hole der Fender die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte! Lieber will ich sein, und selbst ein impertinenter Schwärmer sein, als nicht sein.

Al. Jeder denkt wie Ihr, und doch will Jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas ansetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Dasein Verzicht thut.

Ge. Das ist wahr.

Al. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder sehr noch gut ist, wenn es notwendig ist, wie viele Leute sich einbilden!

Er. Von Allem, was Ihr da vorbringt, versteh' ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit geb' ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein Anderer sein, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gesteh' ich's nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals Einen dergleichen loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: Freilich, du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupéou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu sein. Ja, ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen: Dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fanden sich bei seinem Tod einige gute Klavierstücke in seinem Portefeuille, so würd' ich mich nicht bedenken, Ich zu bleiben und Er zu sein.

Ich. Ist's weiter nichts als Das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts! nichts! das sind Augenblicke, die vorübergehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie: Profonds abîmes, und fuhr fort:) Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so länge man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die Andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist Der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatzte), Kutsch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzusteigen), hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich, mich zu beräuchern. (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinfinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähete, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann bist, so läsest du in der Geschichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann bist: du wärst Abends über-

zeugt, daß du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Vetter, schließe bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

**Joh.** So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

**Er.** Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Nachtküßchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschnitten bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach; es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Finanzier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

**Joh.** Traurig ist's immer.

**Er.** Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

**Joh.** Und was?

**Er.** Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

**Joh.** Das ist wahr.

**Er.** So laßt Euch sagen! (The er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, narrißch, unverdächtig, gaunerisch, gefräßig.

**Joh.** Welche Lobrede!

**Er.** Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzubringen, keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht Alles.

**Joh.** Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

**Er.** Nun denkst, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

**Joh.** Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbürge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an Andern.

**Er.** Sie sich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andere Sachen! Seid gewiß, sein Kollege und er, einander gegenüber, belernen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger,

und mir gieng es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Greffer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir Alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zurechneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich Alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit, ein Bißchen Geist, ein Bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird dich lehren, Das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat, und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft! laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Der gleichen haben wir übrig! Nun giengst du und bißest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse ohne einen Pfennig und weißt nicht, wohin. Du warst genährt: Mund, was begehrst du? Und nun halte dich wieder an die Höfen! Gut logirt und überglücklich wirfst du nun sein, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Rutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlags hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde und mit einem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockener, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, überberathen, von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gab' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Plaz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So gieng' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geschehen kann.

Er. Das fürcht' ich nicht; das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein Anderer kann Euch ersehen.

Er. Schwerlich.

Ich. Das sei! Aber ich glenge doch mit diesem entstellten Gesicht diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht! Ich würde mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick, denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. (Zustig war es anzusehen, wie er unterdessen ich so sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt; er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte er sagte Ja, meine kleine Königin, ja, das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt Recht! das ist wohl das Beste. Herr Breillard sagt, sie sei so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist, aber sich vor einer solchen Niederlage zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzusehen, eine Kreatur, die dem Westen des Parterres nicht ausweichen kann! — Ich, Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat, ich, Rameau, der Better Dessen, den man den großen Rameau nennt. Tefien, der nun grade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontelle gezeichnet hat, wie er, gebückt und die Hände unter den Rockschößen, sonst einheitslich ich, der ich Etliche fürs Klavier gesetzt habe, die Niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich genug ich! Sehen sollt' ich! Nein, Herr, das geschieht nicht! (Run legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort.) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das mir sagt: Rameau, das thust du nicht! Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft sein, die Niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es gibt andere Tage, da mich's gar nichts kostete, so niederträchtig zu sein, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der Kleinen Fuß den H—n gekußt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! sie ist weiß, lieblich, jung, fettlich. Zu so einer Demuthshandlung könnte sich wohl Einer entschließen, der delikater wäre, als Ihr.

Er. Verstehen wir uns! Es ist ein Unterschied zwischen H—n und Wissen. Es gibt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den biden Bergier! er küßt Madame de la M— den H—n im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.



**Jch.** Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, so habt doch den Muth, ein Bettler zu sein!

**Er.** Es ist hart, ein Bettler sein, indessen es so viel reiche Thoren gibt, auf deren Unkosten man leben kann; und dann sich selbst verachten zu müssen, ist doch auch unerträglich.

**Jch.** Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

**Er.** Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: Wie, Rameau? Es gibt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Bedecken eine jede; und von allen diesen Bedecken ist keins für dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Kreaturen ohne Reize, tausend platte Intriganten sind gut gekleidet; und du liegst nackt herum, so unfähig wärst du? Wie, du solltest nicht schmeicheln können wie ein Anderer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein Anderer? Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein Anderer? Solltest du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein Anderer? Solltest du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spigen und ein Kleid nach polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind, über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann, jung und reich, sich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — Aber mein Vater? — Nun, nun, Euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse sein . . . — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt, ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt! — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen! — Und mein Weichtvater? — Den seht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte Eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es Euch einige Pfund Zucker und Rasse. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle“ die Absolution verweigert hat. — Nur weil Ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Spigen erscheint . . . — Spigen also soll ich haben? — Gewiß! und von aller Art! . . . mit brillanten Ohrgehängen . . . — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so! . . . in einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Rohr hintendrauf und ein Laufer voraus; Schminke, Schönplästerchen und die Schleppe vom Diener getragen . . . — Zum Ball? . . . Zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts! — Ich dachte doch! — Ein Billet. — Und für wen? —

Ihr Euch, wenn Ihr ein Bißchen neugierig seid. — Neugierig? ich bin es gar sehr! Laßt sehen. (Er reißt.) Eine Zusammenkunft! Das geht nicht! — Wenn ihr in die Messe geht. . . — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein Bißchen früh kime! Ich stehe immer zuerst auf und bin von Allen zuerst im Komptoir. — Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versteht, zw'ischen Licht und Dunkel verschwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zweitausend Thaler. Und ein solch Talent befigest du eben so gut! und dir fehlt's an Brod? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haukens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strogend von Vermögen. Ich gieng im Eurlout von Baracan; sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie hatten Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal, fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu Allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheintes, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen beondern Weg machen können. Dem sei, wie ihm wolle, dich ist der Tegt zu meinen öftern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen! Es wäre fast eben so gut, nicht geboren zu sein. (Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich litt: ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verleththeit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorgieng, und fragte) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas Anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworrenen Zustand seid Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen Zustand nicht allzu sehr zu Herzen gehen: indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht, Euch weh zu thun! Ich habe mir bei diesen Deuten etwas gespart. Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zulegte. . . .

Hier findet sich im Manuscript eine Pucke. Die Scene ist verändert, und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

(Da sieng er an, die Stürne sich mit der Faust zu schlagen, die



Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzufehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht; die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr, ist ganz Eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachstuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat Einer so viel, als der Andere, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Bankerottmachen siebenundzwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glöckengeläut; umsonst singen sich hundert Psaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Herzen vor ihm und hinterher; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder oder Niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an — sie war strack wie ein Teufel — diese zehn Finger, zehn Stäbe, in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer, als die an einem Drechslerrad gedient haben! Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden. (Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefaßt; er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts! das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon Anderes aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen, die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's. (Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu sein, daß der Ton rein ist; dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Takt, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuosen in solchen Zustungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend

und uns ungefähre denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache, an Demjenigen nur die Warten zu schauen, der bewußt ist, und das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank geberden muß! Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten drückte. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er beehrte sich mit Wohlkult. Ich glaubte so gut die Akkorde zu hören, als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun, was denkt Ihr davon?

34. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dankt mich. Das klingt ungefähre wie bei den Andern. (Als bald lauerte er, wie ein Concertkünstler, der sich vor's Klavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man gibt, ohne zu wissen, warum? Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

35. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr erwidert Euch ganz umsonst.

36. Ich erwidere niemals! (Da ich sah, daß mich der Mann vergebens deutete — denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt — so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Klavir, mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben läge er eine Partitur. Nun sang er, präluirte, exultirte ein Stück von Alberti oder Saluzzi, ich weiß nicht, von welchem! Seine Stimme gieng wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Bass aufzuhalten, bald gieng er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Jörn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz; man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein Geschicklicher als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Tönen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhr. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal taßete, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht gelauffig in den Fingern zu haben. Endlich sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief). Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Vertretung der Dominanten uns gelauffig ist. Diese enharmonischen Passagen,

von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hegererei. Wir wissen uns auch herauszuziehen.

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seid. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das versteh' ich ohngefähr, und das ist mehr als nöthig; denn ist man in diesem Lande verbunden, Das zu wissen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als Das zu wissen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich gesprochen: es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Sugem-bourg gehen — erinnert Ihr Euch? — im . . .

Ich. Laßt das gut sein! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüsch . . .

Ich. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden gestickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles, wie's Euch gefällt!

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da gieng's übers Pflaster.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wollten Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich Andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid . . .

Ich. Nicht so gar stattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt . . .

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich. Noch nicht; denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man sein. Ich hatte eine Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig! aber wenn sie manchmal stödisch wurde, setzte ich mich auch auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: Es werde Licht! und es ward Licht. Auch haben

wie in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Joh. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Joh. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird.

Er. Bei Gott! so ist doch nichts Hörriger als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst hätte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ohngefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Joh. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Joh. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, daß so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Joh. Vernünftig denken, wenn's möglich ist — eine seltene Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern!

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, koletzt sein!

Joh. Keineswegs! Die Natur war piepmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie, das Leben mit Muth zu tragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die Andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und koletzt ist! Wie? keinen Tanz?

Joh. Nicht mehr, als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vorthellhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Joh. Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Joh. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt . . .

Joh. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir, Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Annahmen in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich

unnütz? vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß!

Er. Ah, da sind wir wieder! Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Pöffen, lieber Herr, Pöffen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich, um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet, sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Klassische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sei, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig Jahren Übung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erzarr! rief ich aus: wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken, vermischt mit so viel Tollheit, sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drin. So viel ist gewiß, wenn man nicht Alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehen oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser, mit einer Stednadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig, es wäre besser, gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß Alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut sein! Ihr unterweist, sagtet Ihr, in der Begleitung und Consekung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deswegen waren Jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Ramen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie Ihr's Alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist, wie das Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neugierden. Mademoiselle Bemiere sollte eine Besorgerin in der neuen Oper machen: sie ist aber zum zweiten Mal guter Hoffnung, man weiß nicht, wer sie duldiren wird. Mademoiselle Arnould hat ihren kleinen Großen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdeffen hat sich der Prinz Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montanari entschädigt. Im letzten Liebhaberconcert war eine Italiänerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltener Körper, der Proville. Man muß ihn in dem galanten Welttheater sehen. Die Stelle des Räthfels ist undegazierbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr, was sie sagt, noch was sie thut. — Frisch, Mademoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht überreißt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, laßt ich fort. Die Claqueur ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Geirath der Mademoiselle — wie heißt sie doch? — einer kleinen Kreatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so Mancher unterhalten hatte. — Geht, Kammer! das ist nicht möglich! — Genug, man sagt, die Gache ist gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist. Desto besser — Warum desto besser? — Da gibt er uns gewiß wieder was Lustiges zum Besen. Das ist so seine Art, vierzehn Tage, ehe er stirbt. .. Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Gedulern, wo ich gewesen war, denn wir sind Alle große Räthfeler. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief. Er ist doch immer allerliebste! Unterdeffen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Kage herumgeschleppt, gerlaut, zerrißen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Klavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahm mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Besfalls. — Nun, das geht so Abel nicht, sagte die Mutter, man braucht nur zu wollen, aber man will nicht, man verdient lieber seine Zeit mit Schwätzen, Ländeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet laum den Köden, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seid, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. — Unterdeffen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich Ihr die Hände und sagte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol! Mademoiselle; es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich sehe nicht am Klavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es sein. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts, was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. — Nun hing ich diese Streiche ein wenig auf, judte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn

Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt ich sie ein ganzes Jahr an Einem Stücke fest. — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist; und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seid zu gut. Das ist von der Lektion das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So gieng die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche, und die Mutter sagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich schwagte noch einen Augenblick der Schidlichkeit wegen, dann verschwand ich. Und das hieß man damals eine Lektion in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er. Bei Gott, das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Ruff weg, öffne das Klavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich, als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort sein, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da gibt's ein Konzert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr!

Ich. Und wozu alle diese kleinen, niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig? und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie Jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie Alle im Munde haben und Niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen gibt, wie eine allgemeine Grammatik, so gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helft mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Stil wimmelt von französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Procurator, der Kaufmann, der Bankier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanz-



meistest sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehreren Punkten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr gibt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

**Ich.** So viel ich merken kann, soll alle das Redegeflechte nur sagen: selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

**Er.** Gut! die gibt's nicht. Aber dagegen gibt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und Alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst oder, was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend, von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die Einzigen, die reich werden und die man schätzt.

**Ich.** Der Idiotismen willen.

**Er.** Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotismus fast aller Stände — denn es gibt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten gibt; genug, ein allgemeiner Idiotismus ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich, eine gemeinsame Albernheit ist's, zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Kredit; nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: Guter Ruf ist goldenen Gürtel werth. Indessen nicht immer hat Der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber Das ist heut zu Tage gewiß, wer den goldenen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache, und zwar durch Das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut; das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

**Ich.** Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

**Er.** Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat Das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja, ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein Anderer.

**Ich.** Und Ihr stahl't es ohne Gewissensbisse?

**Er.** Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheuerem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanz-

Leute, große Kaufleute, Bankiers, Mäkler. Ich und viele Andere, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft; wir strafen Einer den Andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne Jemand verfürzt zu haben; und das geschieht ihm Recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundere ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wiedererstatten, und ich bin fest entschlossen, wiederzuerstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an Alles, was sie mir Leids gethan, und ich wollt' ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd' ich. Ich will gelobt sein, und man wird mich loben. Das sämtliche Klatschpad will ich im Gold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken, man unterhalte mich! und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leutel und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Märchen erfinden; an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein! Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen deklamire; daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Reid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthalt-samkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Euerm Reichthum zu machen gedenkt, seh' ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr

ein Bettler seyd. Ihr werdet, merkt ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, und selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr wottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe, was ich Euch so eben vertraute. So viel ist a' er gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd ihr nun, ihr Andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sei für Alle gemacht. Welch wunderliche Grillen Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack! Diese Grillen verliert ihr mit dem Namen der Tugend; ihr nennt es Philosophie: aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, holte es, wie er wiß; aber denkt auch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, geschieht nur, verteuflert traurig würde sie sein. Leben soll mit dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hässliche Weiber zu besorgen, auf weichen Betten zu ruhen, übrigens ist Alles eitel!

Ja. Wie! kein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Dem einem Vol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ja. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Befehl's genau, und Ihr werdet finden, daß immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ja. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Werke vorwärts? Seine Aufmerksamkeit machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ja. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein?

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Ja. Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten verläßt, was wird alsdann geschehen?

Er. Ich weiß wohl nicht! Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder der zu meines Sohnes.

Ja. Aber wenn sie sich ins lüderliche Leben, ins Laster stürzen?

Er. Das ist Randamähig.

Ich. Wenn ſie ſich entehren?

Er. Man mag ſich ſtellen, wie man will, man entehrt ſich nicht, wenn man reich iſt.

Ich. Wenn ſie ſich zu Grunde richten?

Er. Deſto ſchlimmer für ſie!

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, ſo möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachläſſigen.

Er. Verzeiht, es iſt manchmal ſchwer, Geld zu finden, und drum iſt es klug, ſich von Weitem vorzuſehen.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beſte Betragen gegen ſeine liebe Hälfte bleibt immer, Das zu thun, was ihr anſteht. Doch geſchähe im Ganzen, was Ihr wünſcht, ſo würde die Geſellſchaft ſehr langweilig ſein, wenn Jeder nur darin an ſich und ſein Gewerbe dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend iſt niemals ſchöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute ſo delikot in ihrem Zeitvertreib macht, das iſt ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubts nicht! Sie machen ſich viel zu ſchaffen.

Ich. Da ſie niemals müde werden, ſo erholen ſie ſich niemals.

Er. Glaubts nicht! Sie ſind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen iſt immer ein Geſchäft für ſie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Deſto beſſer! Das Bedürfniß iſt immer beſchwerlich.

Ich. Alles nutzen ſie ab. Ihre Seele ſtumpft ſich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienſt leiſten, eben weil ſie vom Glück nur den Theil kennen, der ſich am Schnellſten abſtumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speiſe, durch einen köſtlichen Wein geſchmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib beſitzen, ſie umfaſſen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wolluſt aus ihren Blicken ſaugen und an ihrem Buſen vor Freude vergehen; manchmal mißfällt mir nicht ein luſtiger Abend mit Freunden, ſelbſt ein ausgelassener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir iſt's unendlich ſüßer, dem Unglücklichen geholfen, eine ſitzliche Sache geendigt, einen weiſen Rath gegeben, ein angenehmes Buch geleſen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geſchrieben und der Geliebten zärtliche, ſanfte Dinge geſagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich Alles hingäbe, was ich beſiße. Mahomet iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das An-

denken des Calas wieder hergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem Lande, wo das Verkommen alles Vermögen dem Ältesten zufließt. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborener, ein verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborene, der, in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe, er eilt, seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten! Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude, und das Vergnügen verlegt mir die Stimme.

Er. Ihr seid wunderliche Wesen!

Ich. Ihr seid bedauernswerthe Wesen, wenn ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist, unglücklich zu sein unter dem Schutze zweier so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte; denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen sein?

Ich. Um glücklich zu sein, gewiß!

Er. Indessen seh' ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu sein.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachteffen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte!

Ich. Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Betten schliefet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu sein.

Er. Unabhängig oder nicht, meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagdiebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen!

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschäfter sind, übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderbar, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu ver-

erufen, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben konnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wohl ein Bettler wie ich, der kein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Hitze warm halten. Und dann würde ich gewiß die edelste Dame haben, denn warum sind die Frommen, die Radächtigen so hart, so widerlich, so ungeschicklich? Sie haben sich zu leiden angesetzt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man Andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Odamer. Munter muß ich sein, ungezwungen, nachlich, ehrlich, drohlich. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist un bequem, die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun steht, die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich sein. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so wählte ich kurz und gut so schreinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu sein. Es gibt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut auf's Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Regen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jedem Begegnenden Herauszufordern scheint, was thut er? Alles, was er kann, um sich zu überreden, daß er herrhaftig ist; aber feig ist er. Bleibt ihm einen Rosenkranz an, er wird ihn lautmäßig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Gurgeln, prigt ihm Etern Stuhl oder geht ihm einen Tritt in's — n! Ganz erstaunt, sich so feig zu finden, wird er Euch fragen wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei? denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine lang gedehnte Nachsinnung mußte er sich selbst überzeugen. Er machte so lange die Oederden, daß er glaubte, die Sache zu haben. Und jene Frau, die sich selbst, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesinnungen behmoht, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt brennt ihr Herz desto weniger? entzünden ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltigem verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Schusterin Hülfe zu leisten, die gefährlich krank scheint. O, gute Justine, lege dich wieder zu



Wisset doch rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu latonifiziren, was wäre er? Ein Heuchler. Rameau sei, was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Kräftchen Brod allein verzehrt, oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer, wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ja. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es ist, und seid nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich fürchte vor Hunger, vor Langeweile und vielleicht vor Neuz.

Ja. So rath' ich Euch denn, ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um Das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt, und was mir im figürlichen ein wenig zuwider ist?

Ja. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen . . . Ihr lacht?

Ja. Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben, und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: Kriechel und ich müßte kriechen! Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir häuten uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mich auf den Schwanz getreten, und ich werde mich häuten. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem konfusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem Alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Rülle die nedischen Gesichter betrachtet die ich schneide, und die noch nedischern Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Père Roel, der häßliche Benedictiner, so berühmte wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen um eine Tollhausehrhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Sad er? lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist! Rein Hypochonder, der Kopf in die Nachtmüße gehetzt, die ihm die Augen überschattet, steht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Rian, der bis auf den Sessel herunter-



bringen. Man sagt, der Boden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Aber wenn die Aianlade sich öffnet, so durchflutet sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Hoffnungen seien verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn that. Es ist gesprochen, die Muskulatur der Hand löst sich ab, und die Hand sinkt sich. (Nun mochte er seinen Mann nach Erhaltung auf einen Stuhl setzen, den Kopf unbeweglich, den Fuß bis auf die Zehen ausstrecken, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Hand bewegend, wie ein Automat. Er sagte) Ja, Madame, Ihr habt Recht! das muß mit Behutsamkeit behandelt werden! Ich bin einseitig, unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Frühstück, bei Tis, beim Kaffe, beim Essen, im Theater, beim Abendessen, im Bette und Gott verzeihe mir, ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entschlüsse zu vernehmen, hatte ich nicht Gelegenheit, aber die Entscheidung ist verteuert. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schwert, so ist unser Patron. Gegen ihn aber ist eine Rätrin, die wichtig ist, der man wohl sagen möchte, sie sei häßlich, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht die und da einige Flecken hat und sich dem Anfang der Madame Beauvillon nähert. Ich liebe häßliche Mäuler, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so reinlich. Item sie ist dochhafter, eingebildeter, dummer als eine Gans, item sie will Mir haben, item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als Jemand, item das weiß nicht, und das entscheidet auch, item man muß diese Entscheidungen beflachten, mit Hand- und Fußfall beifall geben, Mir Beifall aussprechen, nur Bewunderung sich enthalten. Ach, was ist das schon, jetzt, gut gesagt, sein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das gränzt an Wunder, und dann sage man uns Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung, Götter was dabei! und mehr solche Albernheiten. Dann für Freuden geweint, gebrochen, Tag sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern auf den Boden, fliekt, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, Ihre Wünsche in Augen suchend abhingend von Ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Bliß gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Glende, der zwei oder dreimal die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte beibringen kann. Was soll man aber von Andern denken, von solchen wie J. J., Fréron, Voltaire, Macaulay, die nicht arm sind, deren Künste, Tugenden sich nicht nur, die Vorhergymnen eines leidenden Mannes entschuldigen lassen!

Ja, Ich hätte Euch nicht so schwärzig geglaubt.

Er Euch bin ich nicht. Anfangs bemerkt ich, wie es die

Andem mochten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser; denn ich bin unterschämter, besserer Schauspieler, hungrier und mit bessern Zungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweihten zu geben, steng er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Raucherzimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrochen.)

Ja. Aber wozu soll das Talent?

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ja. Nein! ich bin ein wenig beschämelt.

Er. Laßt einmal den Streik im Gang sein, den Sieg ungewin. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch . . . Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Vorgehen, man würde eintönig werden, man würde für einen Fruchtler gelten, man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Unerklichkeit und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen. Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beispiel die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn Alle zusammenreden, so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser, als ich; aber wo ich übertraffe, das ist im Gegentheil. Ich habe keine Töne, die ich mit einem Sächeln begleite, eine unendliche Menge Beifallskummen besitze ich. Bald bring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rücken zu drehen, die Knie auf und ab zu zucken, die Finger auszureden, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber Niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ja. Das ist wahr es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weibchen gibt mit einiger Gitterkeit, die das aushalte!

Ja. Nein! man muß verstehen. Ihr habt das Talent, Narren zu machen und sich zu erniedrigen, so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, Alle, so viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, zum Beispiel Balistot wird höchstens ein . . . bleiben. Aber wenn eine

solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, sich über die Dummheit Derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt, sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fadeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie? im Ernste? Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfang, einen kleinen Hund von sich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab; denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das kaltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Deforation. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Demungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fadeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster! das wird Euch solche Dinge erzählen; und benutzt die - uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die - ich.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Verste zu Sorgen! Ich hatte die Perücke des Siegelbewahrers vergessen. Sieh eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch sieht dieser Mann in der größten Achtung, auch besigt er Millionen. Es gibt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben; was lauten Sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung! Das heißt man, sich ums Große bemühen. Diese Meister nehmen Einem den Muth; man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meinen Finger gab' ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber, mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genies, habt Ihr denn nichts erunden?

Er. Verzeiht! Zum Beispiel die bewundernde Stellung des Rudens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Reider könnte freitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Raum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzusenden, verachtete. Ich habe zehn Mittel, mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln gibt's manches neue, das ich mir schmeicheln. Besonders beziehe ich das Talent, junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe Ranschen angebracht, der weder Geist noch Gehalt hatte. Wäre Das alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich weiß nicht.

Ich. An guter Stelle wär' ich Das alles auf Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Colarn, Turenne, Vauban, die Marianne Lencin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Sekretär, den Abbe Trublet — und Bourret! Wer hat Bourret Lektion gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt ist?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große Sachen zu versuchen, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbil-

lungskraft erhöht, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammensieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Uebertheit des Publikums verwundern soll, daß sich nun ein Mal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dancowille, mit Besess zu überhäufen, die so platt spielt, gebüßt auf dem Theater einhergeht, die immer Dem in die Augen steht, mit dem sie spricht, und ihre Orismassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publikums, daß die emphatische Clairon eben so begünstigt, die mageren, jugendlicher, studierter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beflachtet sie, daß Alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knäuel von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knäuel nimmt ein wenig zu; aber was thut's? haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so unklug, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Joh. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufel Empfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir hier Laura End, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Chreselgen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die gutathende Hölle zu treffen wissen, die sich einigermassen vom schuldigen Kerker befreien. Das ist ein kleiner Teufel, sag' ich, ganz voll Gefühl, und würde . . . Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seid? Nicht wahr?

Joh. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein grader Mann: seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite!

Er. So sprechen wir vor der kleinen Hus von der Dancowille und der Clairon, hier und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Augenblick halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Uebertheiten vorbringen.

Joh. Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenit largitor ventis.

Joh. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, Jene sind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir, es zu sagen.

Joh. Ist denn Einer, der sich untersteht, Eurer Meinung zu sein?

Er. Das heißt Ihr Einer? Das ist die Besinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.



Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur Einer darunter, und zwar Jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Bälle, die uns schmeicheln, in vollen Zügen hinab und löst Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundlage der Kunst geäußert haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein, von solchen, die verletzen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keinesweges. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist, wahr zu sein, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falsch zu sein. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser, ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin: ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich Niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch so viel Gutes hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Rein Glück hält an. Wir gieng es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgefeilteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit; eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palinot nach seiner Jara, Bret nach dem Faux généreux, alle verführtenen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verführter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erste Mal, wenn sie sich zeigen, muntere ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohnen, aber die eine Figur haben. Andere Schelmen, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wolfe sind nicht heuchlerischer, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wolfe wenn

die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger Alles, was Stolz macht. Manchmal vereinigen sich Vertin, Réfange und Villemorin; dann gibt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, abelmoßende, abelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß, mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist, wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels: Die Philosophen, erfunden worden. Die Scene des Pückertröblers hab' ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rodenthesologie, und Ihr seid nicht mehr geschont, als ein Anderer.

Ich. Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen lassen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind Viele, und Jeder muß seine Beße bezahlen. Wenn die großen Thiere gepöbert sind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brod.

Er. Ich sagte es Euch schon, wir sind ohne Konsequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben Niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerthällige Abbé d'Olivet, der viele Abbé Le Blanc, der Heuchler Battuz. Der viele Abbé ist nur boshast vor Tafel; nach dem Kaffe wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsessel gestemmt; da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewalttham, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: Nun, nun, was gibt's! — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire! — Versetzen wir uns, Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste. — Nicht das Mindeste! — Nein . . . Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . Fürwahr, ich weiß nicht, für welches ein Ding er es ausgab; er wußt es selbst nicht. Manchmal haben wir Freund Robbé: der tißcht uns seine ewigen Märchen auf von konvulsioneeren Wundern, wovon er Augenzeuge war; manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse keine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen; er hat das Ansehen eines Befessenen; alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! Unter uns, diese Poesie ist nichts als ein Charivari von allerlei konfusien Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Fingelgeschicht von plattem und dummem Ansehen, der aber Verstand wie ein Teufel hat und boshast ist als ein alter Affe. Es ist eine von d' . . . zu



Spitzbieren und Nasenstübern reizen, die aber Gott zur Bächtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu sein und das Ansehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dieß ist eine Falle, die wir den Neuankommenen legen, und ich habe jaß Niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Wichtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere und gab es ihm zu verstehen. Aus der schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entschädigt uns der Verlust der Borurtheile wegen des Verlustes der Unschuld; in der Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig gelesen.

Ich. Was habt Ihr gelesen?

Er. Gelesen habe ich und lese, und unaussprechlich lese ich wieder Theophrast, La Bruyère und Molière.

Ich. Das sind vortreffliche Bücher.

Er. Sie sind viel besser, als man denkt; aber wer versteht sie zu lesen?

Ich. Jedermann, nach dem Maß seines Geistes.

Er. Fast Niemand. Könnt Ihr mir sagen, was man darin sucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Über welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Lasters.

Er. Ich aber lerne daraus Alles, was man thun soll, und Alles, was man nicht sagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, so sage ich mir: Sei geizig, wenn du willst; nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden! Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir: Sei ein Heuchler, wenn du willst; aber sprich nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden! Und dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich höre sie und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von Denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei Denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Besser wäre es besser, insolent zu sein, als so auszusehen. Ein insolenter Charakter — manchmal, ein insolentes Ansehen verlegt immer.

renken, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man Andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich sein, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht, die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich sein. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu sein. Es gibt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern scheint, was thut er? Alles, was er kann, um sich zu überreden, daß er herzhast ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Eurigen, zeigt ihm Cuern Stod oder gebt ihm einen Tritt in's—n! Ganz erstaunt, sich so feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei? denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachäffung muthvollen Betragens hatte er sich selbst überzeugt. Er machte so lange die Geberden, daß er glaubte, die Sache zu haben. Und jene Frau, die sich lastet, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt: brennt ihr Herz deshalb weniger? entweichen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Gebieterin Hülfe zu leisten, die gefährlich krank scheint. O, gute Justine, lege dich wieder zu

Bitte! dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Ausgang zu verachten, zu katorisiren, was wär' er? Ein Bruchler Rameau sei, was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüßchen Brod allein verzehrt, oder in Gesellschaft von Beilern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer, wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es ist, und ich nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich fürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verzogen lassen.

Er. Um Das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht wißt, und was mir im figürlichen ein wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl begewissen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen . . . Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber mich Belieben, und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: Kriechel und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir käumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mich auf den Schwanz getreten, und ich werde mich käumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem konfusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlaftrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem Alles mißfällt, in man kaum zum Lachen brachte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Stille die nedischen Gesichter betrachtet die ich schneide, und die noch nedischen Sprünge meines Wahns! Denn, unter uns, der Père Noel, der häßliche Vene-  
tiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Platz bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein Algernier Pulcinella. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um die Zollhaußerhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lach. er? Ist er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen sagen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente widerlich ist! Mein Hypochonder, der Kopf in die Nachtmäße gesteckt, ihm die Augen überschattet, steht völlig aus wie eine unbewegliche Gode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunter-

hienge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzeihung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien seien verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muskularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich. (Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:) Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht! das muß mit Feinheit behandelt werden! — Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Puckisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen, hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteuft müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hier und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Wig haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als Jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händen und Füßen Beifall geben, für Behagen aufspringen, für Bewunderung sich entzücken. Ach, was ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das gränzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei! — und mehr solche Albernheiten. Dann für Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängig von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blik gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Glende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von Andern denken, von solchen wie Palissot, Gréron, Poinfinet, Maculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Vorborgymen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die



Indem machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser, denn ich bin underschämter, besserer Schauspieler, hungrier und mit bessern Augen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fieng er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch . . . Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Rath geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Sprechler gelten, man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Uthelkraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen. Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beispiel die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn Alle zusammenreden, so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser, als ich; aber wo ich übertrage, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite, wie unendliche Menge Weisheitsmienen besitze ich. Bald bring ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Nackgrat zu drehen, die Lefzen auf und ab zu zuden, die Finger auszurecken, den Kopf zu legen, die Augen zu schließen und mich so verwundert zu zeigen, als käm' ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber Niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich. Das ist wahr, es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weibchens gibt mit einiger Urteilskraft, die das aushaltet?

Ich. Nein! man muß gesehen, Ihr habt das Talent, Narren machen und sich zu erniedrigen, so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, Alle, so viel ihrer id, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, zum Ueispiel Aliffo, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine

solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, sich über die Dummheit Derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt, sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie? im Ernste? Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfang, einen kleinen Hund von sich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab; denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Übung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Demungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster! das wird Euch solche Dinge erzählen; und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die Niemand weiß, als ich.

Jh. Ihr habt Recht!

Er. Niemand und Verhöre zu borgen! Ich hatte die Verhöre des Siegelwahrers vergessen. Sieh eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es gibt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben; was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung! Das heißt man, sich um's Große bemühen. Diese Masken nehmen Einem den Muth; man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meinen Finger gab' ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Jh. Aber, mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genies, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht! Zum Beispiel die bewundernde Stellung des Käckers, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Reiter könnte kritzlig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequemer sie sei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert! Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zugestanden, verachtete. Ich habe zehn Mittel, wie sie entziehen zu lassen, und unter diesen Mitteln gibt's manches neue, das ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent, junge schüchternen Männer aufzumuntern. Ich habe Manchen angebracht, der weder Geist noch Gehalt hatte. Wäre Das alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugesprechen.

Jh. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich weiß nicht.

Jh. An Eurer Stelle würd' ich Das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterriht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies leben wenig, treiben viel und bilden sich auch sich selbst. Bedenkt nur Cäsar, Turenne, Bauban, die Marquise Trucin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Sekretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lektion gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sei?

Jh. Aber in verlorenen Stunden, wenn die kramphastigen Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Stuhl-



bungskraft erhigt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Uibernheit des Publikums verwundern soll, daß sich nun ein Mal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebüßt auf dem Theater einhergeht, die immer Dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publikums, daß die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magerer, zugefügter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beflatscht sie, daß Alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Anaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Anaul nimmt ein wenig zu; aber was thut's? haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist Keine, der wir nachgeben.

**Ich.** Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

**Er.** Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respekt entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sag' ich, ganz voll Gefühl, und würde . . . Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seid? Nicht wahr?

**Ich.** Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder böshafter Weise redet. Ich bin ein grader Mann: seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite!

**Er.** So sprechen wir vor der kleinen Hus von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anregen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumml! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Uibernheiten vorbringen.

**Ich.** Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

**Er.** Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

**Ich.** Man muß aber grimmigen Hunger haben.

**Er.** Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, Jene sind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir, es zu sagen.

**Ich.** Ist denn Einer, der sich untersteht, Eurer Meinung zu sein?

**Er.** Was heißt Ihr Einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Joh. Die muß also aus Laugenbüchsen und aus Dummkäpfen bestehen.

Er. Dummkäpfen! Ich schwöre Euch, es ist nur Einer darunter, und zwar Jener, der uns gestirbt, damit wir ihn zum Festen haben sollen.

Joh. Wie dürft Ihr es aber so grob machen! denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Sägen hinab und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Joh. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein, von solchen, die verletzen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abhüchlich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich! Keinesweges. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist, wahr zu sein, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falsch zu sein. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser, ungebührlich, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin: ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich Niemand beleidigt!

Joh. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch so viel Gutes hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Wir gieng es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgefeiltste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit; eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir rafften sie auf. Wir hatten Voltaire nach seiner Jara, Piron nach dem *Faux généreux*, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schwatzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als waderer Anführer eines kühnsten Haufens. Das erste Mal, wenn sie sich zeigen, muntere ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schmeicheleien, die den Patron streicheln, um ihn einzuschlössern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heischungstiger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wir Wölfe wenn

die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger Alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Vertin, Mésenge und Villemorin; dann gibt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Viderot und Gott weiß, mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmactt ist, wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels: Die Philosophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertröblers hab' ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rodentheologie, und Ihr seid nicht mehr geschont, als ein Anderer.

Ich. Desto besser! Vielleicht erzeugt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Reuten sprechen, sich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind Viele, und Jeder muß seine Beche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brod.

Er. Ich sagte es Euch schon, wir sind ohne Konsequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben Niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé ist nur boshaft vor Tafel; nach dem Kaffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsofa gestemmt; da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: Nun, nun, was gib't's? — Es fragt sich, ob Biron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehen wir uns, Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Biron nicht das Mindeste. — Nicht das Mindeste? — Nein . . . Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . Fürwahr, ich weiß nicht, für welches ein Ding er es ausgab; er wußt es selbst nicht. Manchmal haben wir Freund Robbé: der tißt uns seine cynischen Märchen auf von konvulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war; manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen; er hat das Ansehen eines Besessenen; alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! Unter uns, diese Poesie ist nichts als ein Charivari von allerlei konfusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehen, der aber Verstand wie ein Teufel hat und boshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu

Spötherien und Rafenflüßern reizen, die aber Solt zur Blühtigung der Menfchen geſchaffen hat, die nach der Gefichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es eben ſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſein und das Anſehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf dieſen. Dieß iſt eine Falle, die wir den Neuankommenen legen, und ich habe ſaß Niemand gefunden, der nicht hineingetaſpt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charaktere und gab es ihm zu verſtehen. Aus der ſchlechten Geſellſchaft, antwortete er mir, läßt ſich Vortheil ziehen, wie aus der Niederlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vorurtheile wegen des Verluſtes der Unſchuld; in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig geſehen.

Jh. Was habt Ihr geſehen?

Er. Geſehen habe ich und leſe, und unaufhörlich leſe ich wieder Theophrast, La Bruyère und Molière.

Jh. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer, als man denkt; aber wer verſteht ſie zu leſen?

Jh. Jedermann, nach dem Maß ſeines Geiſtes.

Er. Haß Niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Jh. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Jh. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus Alles, was man thun ſoll, und Alles, was man nicht ſagen ſoll. Also wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir: Sei geizig, wenn du wiſſſt; nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden! Leſe ich den Tartuſſe, ſo ſage ich mir: Sei ein Heuchler, wenn du wiſſſt; aber ſprich nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laſter, die dir nützlich ſind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden! Und dich vor dieſem Ton, dieſen Aeußerungen zu bewahren, mußt du ſie kennen. Nun haben ſie dir dieſe Autoren vortrefflich geſchildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie ſich's geziemt. Ich bin nicht von Denen, die den Moralisten verachten. Es iſt viel zu lernen, beſonders bei Denen, die die Moral in Handlung geſetzt haben. Das Laſter beleidigt die Menſchen nur von Zeit zu Zeit, die laſterhaften Charaktere beleidigen ſie von Morgens bis Abends. Wie leicht wäre es beſſer, insolent zu ſein, als ſo auszuſehen. Ein insolenter Charakter verlegt nur manchmal, ein insolentes Anſehen verlegt immer.

Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sei. Ich habe hier kein anderes Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht Das geleistet zu haben, was Andere aus Instinkt thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt, bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern, es glücklich erwischen. Dann erinnere ich mich an Alles, was Andere gesagt haben, an Alles, was ich gelesen habe; und dann füg' ich noch Alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir diese Geheimnisse zu eröffnen; sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widerspricht Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht: denn für Einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, gibt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es gibt keine bessere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat Jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und mehrerer Andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seid Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sei, was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wär' ich tugendhaft gewesen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein Anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu hab' ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so rede ich nur Eure Sprache; denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet Laster, was ich Tugend nenne, und, was ich Laster nenne, Tugend. — So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, Alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten. — Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-Coureur, les petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr! aber alle Bettler verßöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der



Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Bucher, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum ersten Mal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns Alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich Derjenige unter uns, der ein Bierundzwanzigscussstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen geneigt erscheint, und kommt Abends doch wohl selbst eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja, es war einmal Einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Saboyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander, der Gläubiger wollte bezahlt sein, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinaus, ohne durch Jenes Hände gegangen zu sein. Es wird aufgetragen: man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidiert? Das ist gut für heute, aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Valissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armem, plattem Schuft Eures Gleichen, che siedo sempre come un maestro e—o fra duoi e—l.

Der Abbé, ein guter Teufel, der Alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichen durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fiengen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der köle wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Rambeau, Ihr seid ein impertinenter Burlesque! — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft — Wie ein Andre. — Ein Bettler! — Wäre ich sonst hier! — Ich werde Euch hinauswerfen lassen. — Nach Tische werde ich von selbst gehen. — Das rath' ich Euch... Man speiste, und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wäre es nicht mehr, noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrunken habe — jetzt entschloß ich mich und schickte mich an zum Weggehen, denn ich hatte doch in Gegenwart von so Vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Gut und Stod zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen. Jemand würde als Mittelperson auftreten, und wir würden uns zuletzt vor lauter Lachen wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich,

denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterer und schwärzer als Apollo beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mühe noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, gieng im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber, Mademoiselle, was gibt's denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . . — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm und mit mir so viele schöne Wesen, als ich bin. — Frisch, kleiner Rameau, Ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten! — Was brauch' ich die? — Fort, fort! Das wird sich Alles geben! — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé: Abbé, sage ich, Das ist Alles doch sehr lächerlich; nicht wahr? Und dann sang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von Einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. Mein Herr, hier ist der Narr . . . — Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen! — Man ist erzürnt . . . — Ja, sehr erzürnt! — Das soll nicht mehr begegnen! — Beim ersten Schustern . . . — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Samthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufell kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände gibt, wo ich Alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnugen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit gieng mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trug einflögte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja, platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sad von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Aus-



sch. der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Geräusch, ein neues Theaterstück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Gaststuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sei eine Rolle, die Eine meiner Bekanntschaft vorzüglich spielen würde. — Und wer denn, wenn's beliebt? — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Sterblichkeit, die Feinheit . . . — Mademoiselle Dangeville, wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Er. Ja sie, versteht' ich, ein wenig beschämt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen wie das Gesicht des Vorlesers sich verlängerte, und manchmal, wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn sich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Fische, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer gieng's noch, wenn's zur Aufführung kam und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeleiche des Publikums, das richtig urtheilt, man mag sagen, was man will, mein einzelnes Altesen mußte vernahmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lächeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuftel wird er schmeißen! . . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann, man glaubt, es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der Alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Sitten?

Er. Am Ende lernte man auch kennen und sagte C es ist Romeau! . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Altesen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wack!

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ob es zum Richtplatz gieng, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Estellen anlassen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, he zu vergessen oder mich zu vergeissen, so hatte ich das Unglück bei meiner Kuckucke. Das war ein Börm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr ich hatte

mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Ragen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Taze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik, und da reiß' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt find's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalb man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, Jemand lästig zu sein. Ich laß, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rückenlehne des Nachstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als Jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit: ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an, ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Märchen.

Jch. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Jch. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Jch. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Roth schleift? Entschließt man sich, mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undant gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als Das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist Alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir früher oder später das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft, besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenos, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat? Palissot hat Spottreime machen müssen, und Lebrun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinsineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich

gleich entschließen, sie zu verlieren. Polissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbe Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Polissot ihn als einen schlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Polissot noch Geld schuldig sei, daß er ihm borgte, um sich kuriren zu lassen, sich zu rotheln, sich zu kleden. Sollte sich der Wohlthäter eine andere Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit besetzt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner Gefellen bemächtigt, der wider Treue, noch Gesetz, noch Gefühl handelt, der nach dem Glück lauft par son et nefaire, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat — eine Unflugheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftighin finden wird. Nein, es ist also nicht Polissot, es ist Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Purisier aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinstreckt und der Purisier seinen Arm in dem Maule des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im thierisch-eigenden Vertrag enthalten. Desto schlimmer für Den, der ihn nicht kennt oder vergißt! — Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Treue anklagt, indem man daß man nur sich der Dummheit anklagen sollte! Ja, diese Gräfin, Ihr Laßt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, daß man in Eurer Sprache Especen nennt. Wenn diese Especen Euch Schlechtigkeiten begehen und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten und eliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen, was sie sollen, und die Especen auch, Ihr aber habt Unrecht, sie aufzunehmen. Lebte Vertinus ruhig und still mit seiner Gerechtigkeit, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechthilflich verhalten können, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden lehrte Männer, hätten sie einer kleinen, erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Zerstreuung zuweihen zu sein, sich zu lieben und sich's im Stillen zu lassen, entgegen zu treten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mächte auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unflugheit gestraft. Uns sollte die Vorlesung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Vertheil und wer uns unter unsern Enkeln gerecht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Missethätigen und Vertheil der Zukunft. Aber werden wir Ihre gerechten Beschlüsse an der Unwissenheit verfehlend, was wundert Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangen, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genügen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber Jene, die ein richtiges Vertragen von

Seiten lafterhafter Menschen, weggeworfner und niedriger Charaktere erwarten, find denn Die klug? Alles erhält feinen wahren Lohn in diefer Welt. Es gibt zwei Generalprofuratoren, einer, der Euch aufpakt und die Verbrechen gegen die Gefellſchaft beſtraft; die Natur iſt der andere: dieſe kennt alle Laſter, welche den Geſetzen entwiſchen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wafferſüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, ſo werdet Ihr lungenſüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengefindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepiſſen und verachtet ſein. Das Kürzeſte iſt, ſich dieſen billigen Urtheilen unterwerfen und ſich ſagen, man ſchüttle ſeine Ohren, man verbessere ſich, oder man bleibe, was man iſt; aber auf obige Bedingungen.

Jch. Ihr habt Recht!

Er. Uebrigens, was die böſen Märchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie ſagen vor einiger Zeit — — — (Hier erzählt Rameau von ſeinen Wohlthätern ein ſkandalöſes Märchen, das zugleich lächerlich und infamirend iſt, und ſeine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Jch. Ihr ſeid ein Poliffon. Laßt uns von was Andreem reden. Seitdem wir ſchwäzen, hab' ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr ſie ſo lange zurück?

Jch. Weil ich fürchtete, zudringlich zu ſein.

Er. Nach Dem, was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Jch. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keineswegs. Ich bin in Euern Augen ein ſehr verworfnes Weſen, ich bin es auch in den meinigen; aber ſelten, und ich wünſche mir öfter zu meinen Laſtern Glück, als daß ich mich deßhalb table. Ihr ſeid beſtändiger in Eurer Verachtung.

Jch. Es iſt wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch ſchon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen, als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberreſt beſannte.

Jch. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend iſt, ſublim in irgend einer Art zu ſein, ſo iſt es beſonders im Böſen. Man ſpußt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth ſetzt Euch in Erſtaunen, ſeine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Jch. Aber dieſe ſchätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wandelnd in Euern Grundſätzen. Es iſt ungewiß, ob Ihr böſartig von Natur oder durch Bemühung ſeid, und ob Euch die Bemühung ſo weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben; aber ich habe mein Beſtes gethan.



Bin ich nicht beschelden genug, vollkommeneren Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Joh. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr.

Er. Nein!

Joh. Also Balissot?

Er. Freilich Balissot, aber nicht Balissot allein.

Joh. Und wer kann wohl werth sein, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Joh. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er. Das ist er auch.

Joh. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten, redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Joh. Bei einem Juden?

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Vertrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen vergesselt auf unsere Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß Dem verschweigen, den wir mit Güte überküllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deshalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nur, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate giengen vorbei, und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israels zu finden sei... Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen! Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Projekt zerstören; denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Joh. Ich erlaß Euch Eure Betrachtungen, fährt in der Geschichte fort!

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Joh. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif... Aber Ihr hört mir nicht zu: auf was fahrt Ihr?

Ich. Ich stau' über die Ungleichheit Eures Loos. Ihr Recht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Vasserhaften eine Gerechtigkeit haben? — Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerklüfteter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren und wie? — Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt Euch! — Gebt ein Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch! sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: Du bist ein abgefeimter Epigone, ich weiß nicht, was du für Nachricht bringst, aber du bist ein Epigone, du spielst dem Erschrockenen.

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! Wir sind verloren, verloren ohne Rettung!... Hört Ihr nicht die Affekation dieses wiederholten verloren?... Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als kranken Renegaten. Seht, wie der Epigone nicht erröthet, sich der verdammten Maske zu bedienen! Es braucht mehr Wuth, als man denkt, um sich keinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es ist, um dahin zu gelangen!

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch, aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Kaiserin an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Auto-da-fé bereitet. — Mein Freund, mein jüdischer, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procure des Tribunals ist heimlich, aber langsam, benützt die Frist, um Alles zu verkaufen. Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethe, ja durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin, denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir Beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unseres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unnützes zu begehren — Befragt, gethan! Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Aufbruch des Tages fahren sie ab und wann nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Mantel, seine Juwelen, begibt sich an Bord, und weg ist er. Und Ihr denkt wohl, Das ist Altes. Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschweig, um Euren Scharfsmann auf die Probe



zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu sein; denn Ihr wäret nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem Niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Volkstreu zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte. Und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abldummungs Dixer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Joh. Ich weiß nicht, wovon ich mich mehr entsetzen soll, vor der Betrugtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sei, und solltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Tugendhafte setzen, dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus, sourbum Imperator! Run lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus, sourbum Imperator! (Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugierten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahnte er den Weg nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, komponirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand. Ich mußte nicht, sollte ich bleiben oder stehen, lachen oder mich entrasten. Ich blieb, in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abischen, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen stieg mir an unerträglich zu werden, der eine er'st: Hat, ein abschauliches Verbrechen eben behandelte, wie ein Renegat, der die über Porthe die Schönheiten irgend eines vortheilichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich hinfür. Er bemerkte es und sagte.) Was habt Ihr? befindet Ihr Euch Abel?

Joh. Ein wenig! Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das gräßliche Ansehen eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Joh. So ist's auch! (Nachdem wir Beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und fliegend auf und nieder gieng, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Joh. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun habe ich diese Musik von

Duni und andern jungen Komponisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott! dafür stehe ich Euch. Wie ist das deklamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So find wir Alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmten Begriff, als Ihr und die meisten Eures Gleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Skulptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun auf Eure Frage zu kommen: Was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andere Linie, die sich um die erste herschlingelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto wahrer, desto schöner wird er sein. Und das haben unsere jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: Je suis un pauvre diable, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: O terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Worten gibt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Deklamation; das ist vortrefflich, ich sag' es Euch. Geht, geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: Mon cœur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung, und sagt mir nachher, welcher Unterschied sei zwischen den wahren Tönen eines Ster-

benden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Takt, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe *Musices seminarium accentus*, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es gibt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß Einer, der gut recitirt, auch gut singen werde, aber ich wäre sehr verwundert, wenn Der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte. Und glaubt nur Alles, was ich Euch da sage, denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedencklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedencklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Luthi, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein wenig platt sein.

Er (als wenn er sehr alt wäre). Ich wollte nicht, daß man mich hörte — denn hier sind viele Brute, die mich kennen — sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir die Junge ellenlang aus dem Halse hienge, so gäh' er mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu: tur le tutu, und dem sämtlichen Teufelslärm. Alle, die anfangen, sich darauf zu verstehen, und die das Selbst nicht mehr für Mühl nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten konnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig, diese verfluchten Schallsnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracallo haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Schemals gingen Tancrede, Lassé, Europe galante, les Indes, Castor, les talens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen: jetzt fällt Das alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Nebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie sagen, Alles gehe verloren, sie seien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Zahnmarschänger dulde, so sei die Nationalmusik zum Teufel, und die königliche Akademie im Sadgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Betrüden, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen,

ohne zu wissen warum? Sie fragen sich und wissen nicht warum? Warum wenden sie sich nicht an mich? Duni's Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sadgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute haben ihre Symphonieen aufgegeben, um italiänische Symphonieen zu spielen; sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vokalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte — abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger Einen wohl verleiten kann — wie sich der Gesang zur natürlichen Deklamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der Erste, der etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Naturaccente durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen; denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Ausflüge, Lansen, Glorien, Triumphe, Vittorien behalten? Va-t'en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italiänischen oder französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren, Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schper, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja! ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht sein! Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtfame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Be-

quemlichkeit und laßt euch nicht stören! Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerausten Schopf, dünkt mich die beste.

**Ich.** Es ist etwas Vernunft in Allem, was Ihr da sagt.

**Er.** Vernunft? desto besser! Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sadgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinerwegen! Ein Röhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen, als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der *He des fous*, dem *Peintre amoureux de son modèle*, dem *Maréchal ferrant*, der *Plaideuse*, und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus: Ob das schön ist? Bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton nach Maßgabe, wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Geberden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: Gut! er verliert den Kopf, und eine neue Scene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: *Je suis un pauvre misérable... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir!... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre... Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire... A Zerbina penserete... Sempre in contrasti con te si sta...* Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italiänische, französische, tragische, komische, von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Saß stieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen, und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüste, und mit Gang, Haltung, Geberde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Puererei vor; nun ist er Priester, König, Tyrann; er droht, befiehlt, erzürnt sich; nun ist er Sklave und gehorcht. Er besänftigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Takt, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens. Alle die Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen und

sich um ihn versammelt; die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus, so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli singt. Hier wiederholte er mit einer Präzision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor, und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell, um zur Stimme zurückzukehren, Eins ins Andere verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unserer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja, ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur. Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen frohenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagott vor, einen schreienden, näselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme, die Saiteninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs Genaueste anzunähern suchte; er piffte die kleinen Flöten, er tollerte die Querflöte, schrie, sang mit Geberden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Geberde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde. Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirn, der Länge seiner Wangen folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befürchte den Obertheil seines Kleides. Was begann er nicht Alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher, seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren; bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln oder als Giegbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenen, vermischt mit dem Gejäch der Winde, dem Lärm des



Donnerst, es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schollen und das Schweigen, denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerkrennung hervortritt, blieb er unbeweglich, kumpf, erschaut. Nun lehrt er seine Blicke um sich her, wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseins, er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. Gleich Einem, der beim Erwachen sein Bett von einer großen Menge Personen umgeben fände, so in einem völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtsein dessen, was er gethan hat, ruft er im ersten Augenblick: Nun, meine Herren, was gibt's, was laßt ihr! was erschaut ihr! was gibt's denn! (Dann setzte er hinzu: 'Das heißt man eine Kunst, einen Musiker. Indessen verachte man nicht gewisse Gesänge des Volks.' Die Scene: J'attendrai l'aurore mache man besser, ohne die Worte zu verändern! Ich forder Jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Bismillie meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester- und Opferzüge! Pâles flambeaux, nuit plus affreuse que les ténèbres! Dion du Tartare, Dion du l'oubli. (Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne gewaltiam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wie steckten unsere Finger in die Ohren. Er sagte: 'Hier muß man Zungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelsfahrt ist da. Hassen und Terrorklänge sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik setzen sollen und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die Poesie soll noch geboren werden, aber sie kommen schon no...! Hören sie nur genug den Vergolese, den Saffien, Terradeglios, Litta und Andre, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu. Ich Und wie? Hätten Outnault, la Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er. Nichts, was wir brauchen wänten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander in allen Ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik legen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, jähliche, parte Madrigale. Aber um zu wissen, wie leer das von Hülfsmitteln für unsere Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen, laßt Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig; denn nichts ist drin, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Eben so gern komponirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reize zu bezeichnen, die uns frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt sein, die Phrase muß kurz sein, der Sinn abgehackt, lakonisch, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzusetze, das ihm

fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die französische lyrische Poesie viel schwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulassen und von selbst diese Bequemlichkeiten darbieten. Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose! . . . Ah! je languis, je meurs! . . . Un feu secret s'allume dans mes sens! . . . Cruel amour que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui! . . . Rends-moi la raison! . . . Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikers muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Wit, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Declamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben; weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsere Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor. (Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand oder wenig Theil an seiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten als sich unterrichten; und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist. Als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zer schlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich schnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt, mir Alles gefallen zu lassen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei oder drei Mal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, rückt sich zusammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philosoph, ist es nicht ein recht sonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erst zu lehren, wie unsrer Musik ein Ausdruck zu geben sei, wie unser Gesang sich allen Bewegungen, allen Taktarten, allen Pausen, allen Declamationen fügen könne, und das,

ohne die Prosodie zu verlegen! Und es war doch kein Meer auszu-  
trinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almosen ange-  
sprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingerissen, ein eifersüch-  
tiges, rasendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen  
Schmeichler, ja einen Schmeichler, der seinen Ton sanft macht, seine  
Silben zieht, mit einer Honigstimme, genug, jede Leidenschaft, es sei,  
welche es wolle, wenn sie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Vorbild  
des Musikus zu sein: ein Solcher hätte zwei Dinge gewahr werden  
sollen, ein Mal, daß die langen und kurzen Silben keine bestimmte  
Dauer haben, nicht einmal einen bestimmten Bezug unter ihrer wechsel-  
seitigen Dauer, daß die Leidenschaft mit der Prosodie verfährt, fast  
wie es ihr gefällt, daß sie die größten Intervalle trifft, daß Der, welcher  
im höchsten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichem! die ausrufende  
Silbe auf den höchsten und schärfsten Ton trägt und alsdann in  
tiefen und schwächern Tönen herabsteigt in die Oktave oder ein größeres  
Intervall und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der Wendung  
der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß  
die lange oder kurze Silbe die Länge oder Kürze des ruhigen Ge-  
sprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem  
wir die Parenthese Armidens *Le vainqueur de Renaud, si quel-  
qu'un le peut être*, das entschlossene obéissons aus den galanten  
Indien als Wunder musikalischer Deklamation anführten? Jetzt zuck'  
ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge, wie die  
Kunst vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin sie gelangen kann. Indessen  
trinken wir Eins!

Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wissen, was er that, und war  
auf dem Wege, sich zu eräufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es  
zu bemerken, hätt' ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am  
vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm: Wie kommt's, daß, mit  
einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schön-  
heiten musikalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit sein  
könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrscheinlich, weil es für diese einen Sinn gibt, den ich  
nicht habe, eine Faser, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Faser,  
die man immer kneipen mag, und die nicht schwirrt. Oder habe ich  
vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt,  
und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und  
sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters  
und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut  
wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf,  
und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Willen bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich, bei ihm die Wirkung  
der verfluchten väterlichen Faser zu heimen?

Er. Das würde, dünkt mir, eine sehr unnütze Arbeit sein. Ist er bestimmt, ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaßer, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, so wäre die sämtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Gang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele sieht, die sich gleich links im Guten wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Especen; von allen Spitznamen ist dieß der fürchterlichste, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espece. Nämlich ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, so verlör' er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn; er ist schon gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen, ich fürchte, er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu Allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich sein wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenträger werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Viederlichkeit und Aufwand verlorenen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glücks fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschütztem. Dieser war an Jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne. — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmußt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert. Nämlich Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein. — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geo-

graphie. — Was' es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es gibt keine. — Ich bin ein guter Musiker. — Und warum saget Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht, und ich gebe Euch 25 Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrot mit uns. Der Ueberrest Eures Tages gehört Euch, und Ihr verwundet ihn zu Eurem Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist Alles, und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hätte ich mich, meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundrissen vollgestopft, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen sobald ich einen Louisd'or besäße, das mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und lässe das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sei, so lasse ich ihm, so zeige ich mit dem Finger Alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röschchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Wiscuit. Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche, und so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich her schreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tags . . .

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist Alles vorbei.

Ich. Auch nach so muthigen und weisen Ansichten bestche ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Laßern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projekte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach, wenn's nur eben so wohl ein Mätzchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen, was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen und nicht deshalb auf dumme Weise, wie die meisten Väter, die nichts Schlimmeres thun könnten, wenn sie aus Unglück ihrer Kinder stüdt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die lace-

dämonische Erziehung geben. Ist unsere Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation schuld dran, nicht ich. Verantwortete es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadeln Sie mich, Sie andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich losprechen. Er wird Gold besigen, ich sag's euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts er-mangeln, selbst eure Achtung nicht und eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren. \*

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie Andre mehr. Hierin war nun freilich gar viel von Dem, was man denkt, wonach man sich trägt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhängen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als Jene, er war nur offener und folgerechter manchmal profunder in seiner Verderbnis. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.) O, fürchte nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämtlichen Laster überliefe, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt wenn nicht systematisch, wie ich, doch nach Beispiel und einzelnen Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen; das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anregt, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Sie mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäße ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euren.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Sie! Aber ich spreche einen verheulichten Mischmasch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktwiber.



**Ich.** Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

**Er.** Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wißt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedikation zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienst trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

**Ich.** Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu sein.

**Er.** Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

**Ich.** Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

**Er.** Wäre das wahr, so trägt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perücke.

**Ich.** Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

**Er.** Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

**Ich.** Des Menschen?

**Er.** Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlfeyn auf Kosten Dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß, wenn ich meinen kleinen Wilden gehn ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

**Ich.** Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

**Er.** Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt, ohne Gefahr und Ungelegenheit?

**Ich.** Weinake könnt' ich Euch beipflichten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

**Er.** Warum?

**Ich.** Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehn wir uns nicht mehr.

**Er.** Und was thut's denn?

**Ich.** Lassen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in Dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Sieber Rameau, laßt uns von

dämonische Erziehung gehen. Ist unsere Erziehung schlimmer, so sind die Sitten meiner Nation schuld daran, nicht ich. Verantwortet es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich lerne ein wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt ihr mich, ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich losprechen. Er wird Gold besitzen, ich lag's euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts er-mangeln, selbst eure Achtung nicht und eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr täuscht Euch irren. \*

Er. Oder er bestimmet sich nichts darum, wie Andre nicht. Hierin war nun freilich gar viel von Dem, was man denkt, wonach man sich betriegt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhängen, die auch Andern anhängen, aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als Jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbnis. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte, denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah! O, fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die ihm eigenen Laster überliefere, die ihn reich machen, die Mächtigkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch, wie ich, doch nach Beispiel und individuellem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Belegen zu enthalten, das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Afforde. Es muß etwas geben, das anreize, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundzüge sind nicht die meinigen.

Er. Dessen schlimmer für Euch! Ach, brüht' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euren.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr! Aber ich spreche einen vertauschten Witzschmaß, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktschreier.

**Ja.** Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

**Er.** Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Dinge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schmücken, eine Dedication zu wenden, einen Carten recht von seinem Verdienst trinken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

**Ja.** Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu sein.

**Er.** Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

**Ja.** Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

**Er.** Wäre das wahr, so trägt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugnisse, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perücke.

**Ja.** Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichtum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

**Er.** Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

**Ja.** Des Menschen?

**Er.** Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlfeyn auf Kosten Dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß, wenn ich meinen kleinen Willen gehn ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinnigen.

**Ja.** Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinnigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von herfürzig Jahren, so brach' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

**Er.** Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und was befreit sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt, ohne Gefahr und Ungelegenheit?

**Ja.** Beinahe Wun! ich Euch beyschlachten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

**Er.** Warum?

**Ja.** Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehen wir uns nicht mehr.

**Er.** Und was thut's denn?

**Ja.** Lassen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in Dem, was Ihr von der Kunst versteht und ich nicht weiß. Aber Rameau, laßt uns von

dämonische Erziehung geben. Ist unsere Erziehung schlimm, so find die Sitten meiner Nation schuld dran, nicht ich. Verantwortet es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadeln ihr mich, ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts er-mangeln, selbst eure Achtung nicht und eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren. \*

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie Andre mehr. Hierin war nun freilich gar viel von Dem, was man denkt, wonach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm an-hingen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als Jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.) O, fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämtlichen Laster überliefe, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch, wie ich, doch nach Beispiel und individuellem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu be-zeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen; das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein ein-facher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euern.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr! Aber ich spreche einen verheulerten Mischmasch, halb wie Weltleute und Ge-lehrte und halb wie die Marktweiber.

**Jh.** Ich rede Übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

**Er.** Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Dinge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schmücken, eine Dedilation zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienst trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

**Jh.** Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu sein.

**Er.** Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennet!

**Jh.** Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

**Er.** Wäre das wahr, so trägt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugeweße, diese baummollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perücke.

**Jh.** Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichtum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

**Er.** Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

**Jh.** Des Menschen?

**Er.** Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlbeyn auf Kosten Dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß, wenn ich meinen kleinen Willen gehn ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

**Jh.** Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

**Er.** Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt, ohne Gefahr und Ungelegenheit?

**Jh.** Beinahe könnt' ich Euch beipflichten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

**Er.** Warum?

**Jh.** Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehen wir uns nicht mehr.

**Er.** Und was thut's denn?

**Jh.** Lassen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichtest unterrichtet Ihr mich in Dem, was Ihr von der Kunst versteht und ich nicht weiß. Nieher Rameau, laßt uns von

Mußt reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und Andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sei?

Er. (Anstatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie; ein ernsthaftes und gebieterisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Better zusammenraffte, da schnitt sie eine Frage und wieder eine Frage und noch eine Frage. (Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter; es war Verachtung, Geringschätzung, Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg und sagte:) So machte sie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken, wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Halsen, glänzenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehen. Auch krumme Hälse gab's und dann trockene Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sah; denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort schon fertig gefunden: Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiten! mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel, um es wieder zu erhaschen.

Ich. Ich kenne diese Mittel, Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versucht Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé De Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. Der Abbé versetzte: Das hab' ich eben versucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn. (Nach diesem Geschichtchen gieng mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhob Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu:) Mir scheint, es ist doch was dadrin. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder



den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:) Entweder ist Niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten. (Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, gieng und sagte:) Ich fühle, ja, ich fühle . . . (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzte er hinzu:) So ist's recht, glaub' ich. Nun kommt's! Da sieht man, was Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend! der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gebatterflatsch: Heute war der Boulevard allerliebste. — Habt Ihr den kleinen Murrelthierjungen gehört? er spielt charmant. — Herr so und so hat das schönste graugeapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. — Die schöne Madame A. A. ist auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen solchen Aufsat? — Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten. — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlorenen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden, wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem seinigen greifen . . . — Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Rein! man schloße sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speiste trocknes Brod und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht! Aber dazu hab' ich den Muth nicht. Und sein ganzes Dasein an etwas Ungewisses wagen? Und der Name, den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume; aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter sein als er; man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber

das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich, und der Topf siedet; ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon.

**Ich.** An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt sein, ich versuchte.

**Er.** Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum ersten Mal sagte: Was hast du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entzündete... Nun denn! so blase und rühre die Finger; schneide das Rohr zu, so gibt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

**Ich.** Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

**Er.** Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnons Bildsäule standen viele andere, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch? Voltaire. Und der Dritte? Voltaire. Und der Vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Haffé, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott! der Gesang hat und Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das Uebrige will nicht mehr heißen als ein paar Ehren, an einen Stock genagelt. Auch sind wir Uebrigen bettelhaft, so bettelhaft, daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache! Ich seh' es lauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft, aber es verflüchtet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch ist Der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war schon einmal so ungeschickt! Ich reiste durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

**Ich.** Unter dem löcherigen Faß?

**Er.** Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verschwenderischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musizierte, wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir gieng nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne; die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Kreatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet.

Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselben Preis. —  
 sagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen  
 Juden zur Frau. Der Wechsel wird völlig, der Jude läßt ihn pro-  
 testiren undweigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu sich selbst:  
 Niemals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um den  
 Preis er meinen Wechsel besitzt, und ich werde ihn nicht be-  
 Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel, von wem?  
 Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? —  
 — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir  
 Dienste geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt  
 den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen. — Ich habe ihn nicht  
 unterzeichnet. — So wäre ich also ein Verfälscher! — Ihr oder ein  
 Anderer, dessen Werkzeug Ihr seid. — Ich bin ein Schuft, aber Ihr  
 seid ein Spionbude! Glaubt mir und treibt mich nicht auf's Aeußerste!  
 Ich gestehe Euch Alles. Ich entehre mich, aber Euch nicht! ich zu  
 Grunde. — Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler ent-  
 deckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden Beide  
 beschimpft und der Jude zu Zahlung des Wechsels verdammt, dessen  
 Summe man zum Vollen der Armen verwendete. Da trennte ich mich  
 von ihm und kam hieher. Was sollte ich thun! denn ich mußte das  
 Elend umkommen oder etwas vornehmen. allerlei Vorschläge gingen  
 mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen,  
 und taugte weder fürs Theater noch fürs Orchester. Bald wollt' ich  
 mir ein Bild malen lassen, wie man's an der Stange herumträgt und  
 auf einer Kreuzstrafe hinstängt. Dabei hält' ich mit lauter Stimme  
 meine Geschichte erzählt. Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier  
 nimmt er Abschied von seinem Vater, dem Apotheker. Hier kommt  
 er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt  
 er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier steht er mit einem  
 Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl ent-  
 schllossen, mich mit den Gefangenen zu verbinden, und das wurd'  
 ich nicht am Schlimmsten gemacht haben. Unsere Übungen hätten wir  
 unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit  
 zerplagt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel. (Da hielt er inne  
 und gieng noch und noch von der Stellung eines Mannes, der eine  
 Bioline hält, auf der er die Lüge greift, bis zur Gestalt eines armen  
 Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und  
 der verschwinden würde, wenn man ihm nicht ein Stüchlein Brod zu-  
 wärfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfnis durch die Bewegung  
 des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.) Das versteht man.  
 Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder  
 vier Hungerige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht  
 solche Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und

befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von Neuem die Darmfäden sägen und auf die Geberde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht. (Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:) Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Priße. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seid kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch! Das sind arme, beklagenswerthe Schuften. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts Anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau, zur Mühle, zur Mühle — dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte Jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo Alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insekten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorthier, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Adernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischler, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger; das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist — so find' ich, daß es keine Ordnung sei, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufels Einrichtung! Menschen, die Alles übertoll haben, indessen andre, eben auch wie sie, mit ungefüllen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfnis hält, das Allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein Anderer: er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen ordnet und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Moverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen, die ich Andere nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr

solst urtheilen. (Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf Anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort ist er wie ein Pfeil. Er ist wieder da; es ist gethan, er gibt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf Alles; was fällt, hebt er auf; ein Rissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen; er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen, und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmaruzer und Dürstigen. (Die Thorheiten dieses Menschen, die Märchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais' haben mich zu diesem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehen, die ich den ernsthaftesten Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Sekretär.)

Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, gibt es auf dieser Welt viel Dürstige, und ich kenne Niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche gibt es nur Einen Menschen, der grad vor sich hingehet, den Souverän, das Uebrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen Andern braucht, ist bedürftig und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Uberschlag und langem Rinn macht wenigstens einmal die Woche vor Dem, der die Benefizien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Guss und seinen Vertin.

Er. Das tröstet mich. (Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den

Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, gieng er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orléans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsuchtigen war er gewaltig drein. Er war der leibhaftige Bouret bei der Generalkontrolle.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist: der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogen, der über die Bedürfnisse spottete.

Er. Aber man will gekleidet sein!

Ich. Nein! er gieng nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß!

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennet nur, daß die Industrie unserer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte Guer Diogen wohl keine störrischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unsere Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Karmeliten und Kapuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogen hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Laïs oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andere bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich. So gieng er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzumwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre



Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig sein als durch Arbeit erwerben mag.

Ja. Will Ihr ein Nichtswürdiger, ein Viehpaß, ein Niederküchtiger seyd, eine Rothseile.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon Alles gestanden.

Ja. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deswegen wird mich's künftig nichts kosten; und deshalb thut' ich Aber, einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus Dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal schickte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, wunter wir ein Fräulein, setzte sich ans Klavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenstimme. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Konzert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich Fräulein, Madame! mocht, daß man Euch bewundere! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize! entführet, überwindet! Wir kamen an, sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum gieng der kleine Finger hinein — Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Kniehöhlen und Schenkel und Alles zum Mod'kiren! Fröhlich oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang. Götten, ach Gott! was für Götten! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, seine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte: es war die Karikatur unserer kleinen Robetten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann hub, er in seinem Gespräche fort) Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerien, ins Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße gieng, mit freien Haaren und niedlichem Mäulchen, Ihr wäret stehen geblieben, sie zu besehen. Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwingen. Kam Jemand hinter ihr herein und sah sie mit ihren kleinen Mäulchen hentrappeln und betrachtete die breiten Hüften, deren Form das leichte Mäulchen gezeichnet, gewiß, er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen, und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und Jeder blieb betroffen stehen, denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren, und alle unsere Hoffnungen auf Glück sind mit ihr ver-

schwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Pläne mitgetheilt, und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröst' ich mich niemals. Und darauf hab' ich Umschlag und Kämpchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was gibt man?

Er. Von d'Aubergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten gibts immer einige, die den Lebendigen im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es ist halb Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Cannaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer Derselbe!

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen! Der lacht wohl, der zuletzt lacht!

## Anmerkungen

über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog:  
Rameau's Nefse erwähnt wird.

### Vorerrinerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man, in Hoffnung einer künftigen weitem Ausführung, das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

### Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eifersucht erregte; zugleich ein guter Klavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant, zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen, anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

### d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er Dieses oder Jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man Alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereini-

gung mit Aehnlichgesinnten durch ernste Theilnahme an Dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche Alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik.

### **d'Anvergne.**

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: *Les Troqueurs* sich dem italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

### **Baculard, sonst Arnaud.**

Geb. 1716.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen fürchtbaren Tragischen ersetzen soll.

### **Bagge (Baron von).**

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch Andere genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja, seine Bemühungen und seine Konzerte, allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspitzen scheint.

### **Battex.**

Geb. 1713. Gest. 1780.

Apostel des halbahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und Dessen, was dahinter liegt, sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu geben.

### **Le Blanc (Abbé).**

Geb. zu Dijon 1707. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter seines Gleichen. Alles, was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe

an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so Manchen seines Gleichen in der Akademie sehen, die, ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunst des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

### Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirektor der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammen brachte.

Aber weder sein Glück noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirtheten zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner so wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am Nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

### Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück *Le faux généreux* fällt in das Jahr 1758.

### Carmontelle.

Verfasser der dramatischen Sprichwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

### Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Witator und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er

die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

### Dorat.

Geb. 1736. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernstern, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so Manchen produktiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine verhältnismäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören; und es ist Niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußern Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde, fürs Theater zu arbeiten, bei dem stillen, mehr in sich gelehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr da er Anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer: er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegefeuer besetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

### Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 11. Juni 1778.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Vulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publikum zu unterhalten, sich daneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung



hervorzubringen im Stande seien. Diese eigentlichen Intermediären machten, unter dem Namen der *Bouffons*, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der *Buona Agnolo* schon geübt hatte, schrieb für Paris den *Peintre amoureux de son modèle* und später das *Milchmädchen*, das auch auf dem deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Seine ersten Werke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als *Diderot* den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich nebst seinen Freunden schon früher zur Partei der heiteren Produktionen geschlagen, und so meißelte er auch *Rameau's* Untergang durch den gefälligen Duni.

### Fréron (Vater).

Geb. zu Caudebec 1718. Gest. zu Paris 1792.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er *Rancres* ein sah, Alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposition gegen *Voltaire* bedeutend zu machen, und seine Kühnheit, sich diesem außerordentlichen hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich von der andern Seite einer strengen Behandlung Mittelmäßigkeit gar zu gern lieblich und mittheilhaft annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glanz und Gung und verdienten sie zum Theil. Unglückslicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fieng an, aus eigener Macht und Gewalt geringe Talente zu erheben und als Leidenbühler der größten aufzustellen. Denn Derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gemüth das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt, das Gemeine, das ihm selbst am Nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Abwärtens finden sich besonders in Literatur, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Rücksicht und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu *Voltaire* selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbenutzt, keine Form der Rede und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Fréron in der *Scottländerin* auf's Theater brachte und erhielt.

Wie *Voltaire* in so Manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterschätzte er auch in diesem Falle das Publikum.

mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar: Fréron verlor seinen Kredit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publikum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von Dem, was der Mann leistete und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

### Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende Produktion, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, heruntersetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung. Sie sagten: ein böser, ein guter Geschmack, und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die französischen Schriftsteller besitzen Alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais' verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf und sind oft glücklich genug, sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt, die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Du Bartas, den sie gar nicht mehr oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in

seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der französischen Dichter preist, die sämtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammenfinden. Er behandelte wichtige bedeutende, breite Gegenstände, wie zum Beispiel die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannigfaltige Kenntniffe, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämtlich gutmüthigen Parodien und sind wegen ihres bunten Ansehens dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Kultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des Du Bartas, irgend symbolisirt, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von Du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Produkt aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwigs XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandeskultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausgieng und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind; und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keinesweges, bei Urtheilen über Produkte des Geistes von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch Alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für

Elemente zusammensetzt, aus denen es bilden soll. Giezu wird es theils durch innern Trieb und eigene Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt ehren und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weitern Reichthum in den Brennpunkt seiner Nation sammelndrängen möchte, so wirkt es alle innern und äußern Vortheile zu beugen und zugleich die genackende Menge zu befriedigen, so zu überfüllen. Man gedenke Eusebius' und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richtersfuße stehen sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd bemerken und nicht etwa dadurch bloß Rücksicht erwecken, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Vorbeeren verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redkunst selbst; aber nur der Dichter darf und kann diecheidung unternehmen, die er auch unternimmt, denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Taher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht Jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Masse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Abänderung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen: wir haben uns andere Vorbilder zu wählen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Uebersetzung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Allgemachtem in Verührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Umbetung des Kreuzes, einen standhaften Bringen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Uebersetzungen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, Dasjenige, was Andere denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

### Zu III.

aus der Flamm 1802. Sep. zu Paris 1807.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspektivmalerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade aus-

bildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Mangel hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch. Was aus dem Brunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zu-  
 lehren, was sich vom Scheine beschreibt kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam die italienische Oper nach Frankreich; französische Dichter und Komponisten machten sich darauf den Versuch, sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der französischen Oper, die unter dem Namen Académie royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigent-  
 liche Konfistenz gab.

Von diesem Zeitpunkt hing die französische theatralische Musik durch mannigfaltige Verschiedenheiten sowohl in der poetischen Ein-  
 stellung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestand-  
 theile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich psalmo-  
 dischen Recitativs, der Ballette, der eigenthümlichen Gänge und Schlüsse  
 der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den  
 reinen Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Execution,  
 zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli  
 folgenden Komponisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so  
 konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer  
 Dauer in den Annalen der französischen Kunstgeschichte bildete.“

An dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unter-  
 stützung. Er war für diese Dichtungskunst geboren, declamirte selbst  
 trefflich und arbeitete so dem Komponisten in doppeltem Sinne vor.  
 Beide lebten zusammen und starben nicht lange nach einander, und  
 man kann wohl den Success der französischen Oper und die lange  
 dauernde Kunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente  
 zuschreiben.

### Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wieder verlorenen Rufes ist  
 Geschichte so vieler Andern, besonders bei dem französischen Theater.  
 Es gibt so viele Stücke, die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen wor-  
 den, bei denen die französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es  
 gegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondre Gunst. Nehme  
 man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das  
 Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß,  
 so leichter, als er nicht den höchsten Kranz davonzutragen, sondern  
 Hoffnungen zu erregen verpricht. Man nehme das Publikum,  
 jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängig, das einen

neuen Namen wie ein weißes Blatt anfieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück, mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wenn es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der französischen Theatergeschichte mannigfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist, zeigt sich auch. Unmöglich ist es, die Gunst der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentcs veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, steht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marivaux; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übellaunig und wird hier um deßwillen von Diderot verspottet.

### Montesquien.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei.“ Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine Lettres Persannes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des lois hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitere, größere Verdienst halbkennnerisch ableugnen.

### Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gesprächs handelt von Musik, und es ist nöthig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.



Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet sie in sich selbst wahrheit ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Norrländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadnefaden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteilicher Kämpfe herausheben, wenn man die beiden Arten da wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengedrungen, dann aber wieder aus einander gegangen nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mittheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren ihren Hauptstücken mehr oder weniger annähernden Manipulationen über die Erde vertheilten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der schalligsten Melodie bewußt sein, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergötzen, er wird des Sängers Achte zu Rathe ziehen und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr einer Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht ausweichen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keinesweges genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vorzuziehen; mit ihm zu wetterschern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonieen, unterbrochene Melodien, gewaltthame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei empfindenden bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in sofern es für sich genießen will, ohne an einem Genuß Kopf und Herz theilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finden und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie ge-

waltfamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollern Komponisten verdrängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitem Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tiefen Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles Dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise maniert und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfachheit getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affectirte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses gieng so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Vorlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Tragenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämtlich drauf, Das, was sie Natur nannten, der Kultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Kompositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses Neue, Bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das Sekte so

sch in Kunst nahm. Auch benutzten französische Komponisten sogleich den gegebenen Mann und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

### **d'Olivet (Abbé).**

Geb. 1689. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Griechischen, den er auch übersehte. Ausgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt, doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

### **Palissot.**

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will man billig sein, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Annäherung schuldig machen. Denn indem sie Alles nach einem gewissen kleinern Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn des Außerordentlichen, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders Anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Handel, von ihrem ersten Uepplinge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hiezu den Auftrag. Anstatt nun, daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenuzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind loszuwerden, worauf er hingegen ein Schlußstück, der Zirkel, folgen ließ, worin er Das, was seiner literarischen Kleinheit am Nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Männer und Männerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissen, hart in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es

immer schon dankenswerth ist, wenn Jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer, am Rechten und Guten Theil nimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm Andere gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anders zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Kunstverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Tragenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit zwar paradox, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier keineswegs geistreich und heiter, sondern läppisch und mit bösem Willen vorgestellt und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Rühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genies- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyclopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet, und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte, was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Palissot nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer wegen Dessen, was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel: Die Philosophen, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

### Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum ersten Mal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittlern Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissots Philosophen nur eine Amplifikation jenes



Erstüßtes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widerstand eines gewissen Zustandes, erblickt er keinesweges, worauf es im Allgemeinen ankommt, und krängt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein solcher Schein gewöhnlich Kunst und Wirklichkeit begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten, denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen, und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Es ist die Theilnahme halbblinder, anmaßlicher Naturen, nichtslos ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die salbe An- wendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft thätigen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf Das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen Dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr sucht, keine Rücksicht zu haben weiß, als übermäßig geisthaft und eingebildet.

Wozu Dieses entspringt aus der Sache, und nur Der wäre zu loben, der solcher unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wußte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt wurde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren giengen. Voltaire aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satire zu schreiben und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stand ist in drei Akte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente, allein die Grundung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur Gerecht aus dieser Gilde zugesiehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Reizung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, Keiner betrügt sich etwa über sie oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: Das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hiezu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand, verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verflucht ihre Herrin auf das Bumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur uns

Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß Keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem Lektorn aufgestellte Maxime des Eigennuzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich seinem technischen Verdienst nach recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versifikation ist nicht ungelent, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff Derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, gibt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechtshaberische, subalterne Rolle spielt.

### Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch ein Mal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keinesweges ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Duzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Sekretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keinesweges ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren, haben sie Euch öffentlich



beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht; ich habe ihn niemals gesehen: ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyclopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die, ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten, an diesem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht sind die meinsten darunter, aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyclopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt, warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Nutzen der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist?

Ihr macht mich rasend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen, über Alles zu lachen in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft, aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drücken laßt, daß ich Denen, die Ihr angriff, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Werke mache, wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, so alt als ich bin. Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unschätzbbares Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von 200000 Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als fünfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die Autoren lügen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet, was sie gesagt haben, und gegen Das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir, Moliere habe Cotin und Menage durchgezogen. Sei's; aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verderbliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen in Euerm Stück und Eurer Vorrede, Ihr versichert

mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von Allem, was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyclopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihrbürdet Herrn Diderot auf, was in den jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeiz Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochüre, die den Titel führt: *La vie heureuse*. Ein Narr, Namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war, und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyclopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte; und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit, flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

### Biron.

Seb. 1689. Gest. 1773.

Biron war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Annakung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsstücke, die geistreichen und leichten Compositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichtern Arbeiten sind es, wodurch man Biron am Ersten lieb gewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir leugnen nicht, daß er uns da fast am Meisten interessirt,

wo er sein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum Besten gibt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt, etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren; jedes Theater hatte ein bestimmtes, umschriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß, Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten!

Auch in den Vaudevillestücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem netzischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange gieng, daß er das ekle Publikum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er mußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molièriischen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich nach und nach auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewalttham unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verleugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart auführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.“ (Siehe Gesch

## Poinfinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es gibt in der Literatur wie in der Gesellschaft solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind und, indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinfinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzt hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

## Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zusammen und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Prinzip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Komponisten, die meisten ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil

Jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonieen erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen.

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schidlicheres an die Stelle gesetzt, daß er Vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er von Seiten des Geists und der Einsicht weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Reichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen, aber immer Stärke, Bierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

„Seit Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafsheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

„Er ist der Erste, der Symphonieen und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Akteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unseres Opernorchesters.

„Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei, wie es will, mißbraucht: er machte die Begleitungen so konfus, so überladen, so häufig, daß Einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreuesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört, zu fragen.

„Ein andrer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von Dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenjungen sind nur ungestaltete Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll; dort mag ihre letzte Zuflucht sein!

„Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Kontraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen.“

### Rameau's Nefse.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem deutschen Publikum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten



Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le Fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man möchte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand ihn bei mündlicher Unterhaltung an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwort hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmaroger in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keinesweges geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt; denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Composition gewährt dieses der Hauptfigur angeborene Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche löbliche Abwechslung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja, selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem M. K. ... dieses baldigst mit-

zutheilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Plage stehen. Von dem Lustspiele *Palissots*: Die Philosophen, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab Andern zu Schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Rechte, es mag angesprochen werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dieß auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes Jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische bedeutende Societät in Paris, an die sich so Viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einen Andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum Schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als

Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Nichteisthl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgerothen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, lenkt er mit Gott und seinem Herzen, und von Dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nachsten. Hingegen als Das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das wehne denn auch die Welt mit Dank an und Lilde sich nicht ein, daß sie besugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Geracht zu fügen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich Niemand gern des loblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gestellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabhängigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Gak, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lelystückheit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels. Die Philosophen, geschrieben worden, um so mehr als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der Faux généreux des Le Biet, dessen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erschienen sein, wie aus des Abt's Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellt. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderotische Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wie sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz mackerer Mann selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen trübschen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verleugnen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen

### Lencin (Madame de).

Bei der gefelligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem fie doch immer als Präſidentinnen anzusehen ſind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anſtandes und der Dulbung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Lencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern Pariſer Geſellſchaften, welche ſich unter den Augen merkwürdiger Frauen verſammelten.

Im gefelligen und thätigen Leben entwickelte ſie die größten Vorzüge; ſie verbarg unter der äußern, unſcheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gebatterin die tieffte Menſchenkenntniß und das größte Geſchick, in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienſte ab, indem er ſie unter den größten Geiſtern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin Deſſarts, Dudeſſant, Mademoiſelle de l'Eſpinaffe, würde einen ſchönen Beitrag zur Menſchen- und beſonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in ſeinen Mémoires hiezu ſehr viel geleiſtet.

### Lencin (Cardinal).

Geb. 1679. Geſt. 1758.

Er ſtand mit Law in Verbindung, ward Miniſter, wie man behauptet, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Schweſter, und ließ ſeine Geiſtesfähigkeiten in zweideutigem Ruſe, als er ſich zurückzog. Diderot ſcheint unter Die zu gehören, die günſtig von ihm urtheilen.

### Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Geſt. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geiſt, jedoch mehr zur Proſa, als zur Poeſie geneigt, gedachten die erſtere auf Koſten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publikums, der ſich ſelbſt äußerſt proſaiſch fühlt, ſo wenig er auch die Poeſie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literariſchen Verdienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünſtigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

## Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften keiner sammtlichen Vorfahren in sich begreift und alle bisher vereinigten und angebrachten Anlagen vereinigt und vollkommen auspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sammtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäße Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir legen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereicht, zu heiterer Uebersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hoheit, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Mäße, Muth, Grazie, Geßälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saisantes, Petillantes, Pilantes, Delikates, Ingenioses, Styl, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache statt jener von uns verzeichneten Worte ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen und eine allgemeine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeit leidet, vorzubereiten.



## Nachträgliches zu Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sei ein Manuskript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sei geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publikum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die kriegerischen Wirbeln verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuskript gekommen war.

Als man aber im Jahre 1818 die sämtlichen Werke Diderots an die Sammlung französischer Prosaisisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuskripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitem Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: *Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot*, und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêtes au Conseil du Roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Gényès, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete, den Uebersetzern eigne Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das ent-



konstente Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezichtigen lassen und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Kontestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Brière, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile.

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots hal' ich auch einen von mir selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Resten Mameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Produktion ist so treu, wie der Sohn des Colmarischen Pfaffen mir noch vor einigen Tagen versicherte, um danach Diderots Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

„Indessen aber habe ich um der französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Kopie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfang, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße, Luxembourg No. 18.

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet, und indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publikum durch eine Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechtere erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewiesen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet sich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, sei es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hiebei gleich zwischendurch erinnern muß, ist Dieß, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen sein kann, weil ich bei meinen dortigen, besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihre Majestät die Kaiserin Katharina gelangt; die Kopie, nach der ich übersehte, schien dort genommen, und für mich hatte diese Filiation die höchste Wichtigkeit.

## Poinfinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es gibt in der Literatur wie in der Gesellschaft solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind und, indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinfinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplakert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

## Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousscau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zusammen und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretiſchen Werke Rameau's haben das ſonderbare Schickſal, daß ſie ein großes Glück machten, ohne daß man ſie geleſen hatte; und man wird ſie jetzt noch viel weniger leſen, ſeitdem Herr d'Alembert ſich die Mühe gegeben, die Lehre dieſes Verfaſſers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergelt entſchädigt finden, daß wir ſie keineswegs vermiſſen. Dieſe verſchiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Prinzip des Grundbaſſes; aber es iſt kein kleines Verdienſt; einen Grundſatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunſt feztzuſetzen, die ſich dazu kaum zu bequemen ſchien, und die Regeln dergelt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Kompoſition, wozu man ſonſt zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Muſiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem ſie ſolche zu verachten ſcheinen wollten. Die Schüler haben ſich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man ſah von allen Seiten kleine zweitägige Komponiſten, die meiſten ohne Talente, welche nun, auf Unkoſten ihres Meiſters, die Lehrer ſpielten, und auf dieſe Weiſe haben die großen reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil

Jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonieen erfunden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einermassen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Elan gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen geküßt, seine Nachfolger pflücken die Rosen.

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Sad befanden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründet ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten kibel achast, oder nicht etwas Schädlicheres an die Stelle gesetzt, daß er Vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er von Seiten des Geists und der Einsicht weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen, man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zu nehmen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Vachsigkeit, neue zu erfinden, mehr Beschäftigkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen, aber immer Stärke, Bierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

„Seit Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrige schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Recit der Gattung als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Callamtion zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebersetzung hat. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und es unter die Schafherde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

„Er iſt der Erſte, der Symphonieen und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er iſt darin zu weit gegangen. Das Orcheſter der Oper glied vor ſeiner Zeit einer Truppe blinder Muſikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und ſie verſichern, daß ſie jetzt etwas auszuführen wiſſen; aber ich ſage, dieſe Leute werden niemals weder Geſchmack noch Seele zeigen. Es iſt immer noch nichts, beſammen zu ſein, ſtark oder leiſe zu ſpielen und dem Akteur zu folgen, die Töne ſtärker, ſanfter, gehaltenener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geſchmack oder der Ausdruck verlangt; den Geiſt einer Begleitung faſſen, die Stimmen tragen und heben, das iſt die Kunſt aller Orcheſter der Welt, nur nicht unſeres Opernorcheſters.“

„Und ich ſage, Herr Rameau hat dieſes Orcheſter, es ſei, wie es will, mißbraucht: er machte die Begleitungen ſo konfuſ, ſo überladen, ſo häufig, daß Einem der Kopf ſpringen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verſchiedenen Inſtrumente während der Aufführung ſeiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn ſie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orcheſter, weil es immer im Spiel iſt, nicht ergreift, nicht trifft und faſt immer ſeine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenſtrich den zerſtreuteſten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerkſam machen, die ihm der Verfaſſer darſtellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orcheſter leiſten, das nicht aufhört, zu tragen.“

„Ein anderer, noch ſtärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen iſt, daß ſie gerade das Gegentheil von Dem bewirken, was ſie hervorbringen ſollten. Anſtatt die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers angenehmer feſtzuhalten, ſo theilen ſie ſolche, um ſie zu zerſtören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges ſeien, ſo muß man mir erſt beweifen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig ſind. Alle dieſe beliebten Feinheiten der Kunſt, dieſe Nachahmungen, dieſe Doppel motive, dieſe gezwungenen Baſſe, dieſe Gegenſagen ſind nur ungeſtaltete Ungeheuer, Denkmale des ſchlechten Geſchmacks, die man in die Klöſter verweiſen ſoll; dort mag ihre letzte Zuflucht ſein!“

„Um ſchließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, ſo denke ich, Niemand hat beſſer als er den Geiſt des Einzelnen gefaßt, Niemand hat beſſer die Kunſt der Kontrakte verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er ſeinen Opern jene glückliche und ſo ſehr gewünſchte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zuſammenzuſetzen.“

### Rameau's Nefte.

Das bedeutende Werk, welches wir unter dieſem Titel dem deutſchen Publikum übergeben, iſt wohl unter die vorzüglichſten Arbeiten



Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten lagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le Fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand ihn bei mündlicher Unterhaltung an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Anmuth übertraffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, legte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmeichler in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keinesweges geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervoll zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt; denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Komposition gewährt dieses der Hauptfigur angeborene Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Keffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechslung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehelichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja, selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mit-

zutheilen; als das flüchtige Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in seltener unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden möchte wohl hier nicht am rechten Plage stehen. Dem dem Lustwilde Poliklets Die Philosophen wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 2 Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Nichtwissende theils durch Flugchriften, theils vom Theater herab Andern zu Schaden gedanken. Wenn wir nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Urtum als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Unmählichkeit und das Ehemerbedienst zu fürchten. Alles Rechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesegneten Mann, wenn sich die Standwollen verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begreifen sein wird, so kann er sich auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes Jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen Abtrübnis regnen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische bedeutende Societät in Paris, an die sich so Viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gelassen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgeheckt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verächtlich, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltthätige Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen. Denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann werden nicht mit und geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen, aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und Jeder findet es bequämlich, diesen nicht an sich selbst sondern an einen Andern anzulegen. Deshalb steht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum Schaden wollen, ihren moralische Mängel, Vergehungen, unmögliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Dairgen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als talent-



Mann nichtet oder sonst leiſtet, wird verrückt, und man zieht vielen zum Vortheile der Welt und der Menſchen beſonders Begeſten vor den allgemeinen Richterſtuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur ſeine Frau und Kinder, ſeine Hausgenoſſen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als ſittlicher Menſch der Welt an. Dieſe ſchönen, allgemeinen Forderungen machen Jeder an ſich ſelbſt; was daran fehlt, verſächtige er mit Gott und ſeinem Herzen, und von Dem, was an ihm wahr und gut iſt, überzeuge er ſeine Nachſten. Dagegen als Das, wozu ihn die Natur beſonders geſchidet als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geiſt und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und daß nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde ſich nicht ein, daß ſie befugt ſei, in irgend einem andern Sinne zu Geruch zu ſetzen.

Indeſſen kann man nicht leugnen, daß ſich Niemand gern des läßlichen Wunſches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geiſtes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens geſellt zu finden und dieſer durchgängige Wunſch, wenn er auch ſo ſelten erfüllt wird, iſt ein klarer Beweis von dem unabhängigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menſchlichen Natur, als ihr ſchönſtes Erbtheil, angedoren iſt.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo finden wir, indem wir zu unſern franzöſiſchen Streitern zurückkehren, daß, wenn Paliffot nichts verſäumte, keine Gegner im moralischen Sinne herabzuſetzen. Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Hartnäckigkeit und Galle vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchieht, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hize, nicht lange nach der Entdeckung des Aufſpiels: Die Philoſophen, geſchrieben worden, um ſo mehr als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764 geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß der *Faux généreux* des *Le Bret*, denen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1755 herausgekommen.

Spottſchriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erſchienen ſein, wie aus des *Abbé Morellet* *Vision* de *Charles Paliffot* und andern erhellt. Sie ſind nicht alle gedruckt worden und auch das bedeutende *Diderotiſche* Werk iſt lange im Verborgenen geblieben.

Wir ſind weit entfernt, Paliffot für den Böſewicht zu halten, als der er im Dialog aufgeſtellt wird. Er hat ſich als ein ganz moderner Mann, ſelbſt durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſchrezt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verſchonen läßt, ſelbſt über das, was ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen der

### Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gebatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin Desessarts, Dubessant, Mademoiselle de l'Espinaffe, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hiezu sehr viel geleistet.

### Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Gest. 1758.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Ruse, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter Die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

### Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und La Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa, als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

## Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Vorfahren in sich begreift und alle bisher vereinigten und angegebenen Anlagen vereint und vollkommen ausdrückt. Eben so geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausdrücken. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäße Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gerichtet, zu heiterer Uebersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches Ton, guter Ton, Goston, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Mäße, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Gallantes, Petillantes, Filantes, Delicates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrekzion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigs von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache statt jener von uns verzichteten Worte ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersetzen und zu beurtheilen und eine außer eine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeit leidet, vorzubereiten.

## Nachträgliches zu Rameau's Nefse.

Zu Ende des Jahres 1804 vertraute mir Schiller, es sei ein Manuskript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, Rameau's Nefse betitelt, noch ungedruckt und unbekannt, Herr Göthe sei geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publikum zu geben. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Reger Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die frugereilichen Erwartungen verbreiteten über eine längliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasiön unthätlich, so unthätig gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben, Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das nachgelassene Manuskript gekommen war.

Als man aber im Jahre 1818 die künftlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verlassene Manuskript, nach dessen deutlicher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich natürlichlich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderot's würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einmal in Anregung, aber ohne weitem Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1831 in Paris: *Le Neveu de Rameau, dialogues, ouvrage posthume et inédit, par Diderot*, und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damals folgendermaßen.

Denz öffentlich wiederholten Entschuldigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Comte de Saur, maître des requêtes au Conseil du Roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Satul Bénard, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Junge Abenteurer und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete, den Uebersetzern entzogene Stellen konnten nicht leicht entbedt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das ent-



Handene Kuffchen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezichtigen lassen und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Kontroversationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Briere, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile.

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots hal' ich auch einen von Ew. rc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Reffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Produktion ist so treu, wie der Sohn des Colmar'schen Pfefel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um danach Diderots Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

„Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Kopie veranlaßt, welche 1760 unter den Augen des Verfassers gefertigt war und welche ich von der Frau Marquise Bandeuil, Diderots einziger Tochter, empfang, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße, Luxembourg No. 18.“

Weiter sagt nun Herr Briere über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Handglossen zusendet, und indem er mir auch das ächte Original manmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von frölicher Verächtlichkeit vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publikum durch eine Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original nur eine gleiche Spiegelschleier erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgelesen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Gewendet sich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, sei es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich gleichwohl durch erinnern muß, ist Dief, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen sein kann, weil ich bei meinen dortigen, besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihre Majestät die Kaiserin Katharina gelangt; die Kopie, nach der ich übersezte, schien dort genommen, und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem mirlich wohl- und gütigenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so vielen Jahren den Diderot'schen trefflichen Dialog mit Reizung, ja mit Leidenschaft überlegte, so konnte ich demselben doch nur eine flüchtig betrachtenden, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit, es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiermit meine Uebersetzung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Kopie sei, wornach ich überlegt. Schon empfand ich dieß gleich beim ersten Lesen, was man zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause, das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar wenige Stelle finde, welche mich befähigt, meiner Arbeit einen großen Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken; die ich nun stehen mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

Weimar, den 16. Oktober 1823."

Als Vorstehendem erkennt man den großen und unerseßlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publikum anrichten, er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Zeitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwerft, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vorzüglichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Gewirkungen der Literaturen in einander einschlägigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Jümel, als das schon anerkannte und noch allgemeiner anguerkennende, sich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber hatte ich mir nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugesügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung empfand, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderot's Schriften in dem Augenblick, da sie erschienen. Die oft genannte und noch oft respectable Korrespondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Gleichwohl kamen La Religieuse so wie Jacques le Fataliste in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Werke jener bedeutenden Werke gleich in besondere Geste abge-



schrieben und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltsschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Festen schon gestanden habe, mit der französischen Literatur durchaus befreundet worden; weshalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr complicirte Produktion in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnte ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig sein. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht: von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten Sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr sein.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwindene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und -Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werkes, und dadurch dem französischen Publikum angemessener, zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: *Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint-Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer*

ich Worte von dir. Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte? —

„Ja ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: Das nennt ich einen Zustand, gehangen zu sein! Aber wie geschah es, daß Mir gehangen und doch mein Vater wurde?“

„Herr! sagte er. Ich war Soldat und marodirte; der Prosak faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein heftiger Regen verhinderte den Strick zu gleiten, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen, weil es löcherig war. Hühner ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschritten sie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Reiche brachten mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Marktplatz zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke; ich sage zur Frau: Gedulde! Ich such nicht, mich im Hemde zu sehen! mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.“

„Ohne Zweifel hat mein durchlöcheriges Hemd die gute Frau zum Willen bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiener, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.“

„Ich verdeckte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemd in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemalte, und so war ich fertig, um mich, wie meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu kugeln und zu geigen.“

„Ich hatte im Präladiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben, die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der auf Horez begeisterte, inspirirte auch meinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Fettel wuchs von Gerabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Keiserrod, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinterließ dem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Gähnen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine laute Stimme bewunderte.“

„Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hast und zwölf Franken, und nun packe dich!“

„verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß ich zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus und Vollung gelangen sollen. Evidem! sehe ich alle Menschen nach dem Grad ihrer Fähigkeit schmelzen und öffent-

lich Marionetten spielen und alles Dieß, um ihren Mund zu füllen. Die Mastikation ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Eindruck aller seltensten Dinge dieser Welt.

„Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Seiermädchen von Paris gemiethet, und er gieng in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen.“

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Nefsen denselben Ton hat wie Diderot's Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sei, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Porträt mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals übersehend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futures vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Nereu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction Allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'au-

teur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg Nr. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité des mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniés, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre sig-

"Europe savante la connaît et l'Institut de France venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nr. 68.

Paris, le 27 Juillet 1823.

---

# Philipp Sadert.

1810—1811.

Der durchlauchtigsten Fürstin und Frauen  
**Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland,**  
Erbprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin!

Gnädigste Frau!

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Die höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hierdurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thatige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Takte verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu sein und mich unter Diejenigen zählen zu dürfen, die sich sich ihres Gutes und Guld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung emp, ehlt

Ew. Kaiserlichen Hoheit

unterthänigster Diener

den 16. Februar 1811.

J. W. v. Goethe.



## Jugendliche Aufänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Namens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nöthwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im ersten Jahre hatte er ein Portrait des Generals Jettchen zu Pferde in verjüngtem Maßstabe in Oel kopirt, und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Muscheln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgenannten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generalleutnant ein Infanterieregiment in Prenzlau kommandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich gütig sein, weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angeheiratheten Bruders brachte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch; denn der Oheim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnorkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeinem Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Vermuthung, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schwagers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu thun Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmuthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht bald zu einer Veränderung seiner Lage ent-

schließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopieen von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm Jenes zu seinem eigenen Studium und Beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Lesueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Lesueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eignen Grundsätzen und Erfahrungen und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Hackert theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr Lesueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eignen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Direktor Oesterreich und den Handelsmann Sokolowsky eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Kopiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Quersfurt vortrefflich gemalte Landschaften kopirt, die er seinem verehrten Freund Lesueur vorzeigte und welche diesem, da er sie ebenso kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gekundete, daß der Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließlich zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unter-

Bildung und Vorſchub zu leiſten ſich erbot. Dieſer durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath beſtimmte Hackert für dieſe Gattung und ſchenkte der Welt einen der beſten Meiſter in derſelben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienſt ausgeführte Kopieen nach Claude Lorraine, Swanevelt, Moucheron, Berghem, Willeſon u. ſ. w. welche bald durch den Hofrath Zoppel ins Publikum zerſtreut wurden und ohne den Künſtler weiter bekannt zu machen, verſchanden, bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem ſich ſeiner Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gemordnen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur wenigſtens theilweiſe, was ihm von ſchönen Bäumen der Tiergarten bei Berlin und Charlottenburg vorkam, in einer übrigens für den Landſchaftsmaler nicht gänſtigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalen hinaufflieg.

Unter ſolchen Studien verglengen drei Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von ſeiner Arbeit zu Geſicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erſte Erſcheinung der Werke eines jungen Künſlers deſſen künſtliche Reputation wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entſcheiden pflegt, ſo war Herrn Leſeurs verſtändiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anſpruch auf Verfaß und nicht bloß auf prekäre Nachſicht im Publikum auftreten dürfte.

Als nun im ſiebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Wobbach gegen fünfhundert franzöſiſche Offiziere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon auf ihrem Landsmann, Herr Leſeur, Bekanntſchaft machten und gelegentlichen Hackerts Arbeiten überſehen bezeugten, ſo veranſtaltete Jener, daß Alles, was der junge Mann zu ſeiner Kunſtbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militäriſchen Kunſtmeiſtern überlaſſen wurde, wodurch zugleich manche mittelmächtige Uebel, die in der Folge ſeinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes gingen.

Dieſe auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes ſetzte Jener in den Stand, die ſeiner Kunſt unentbehrlichen Hülfſtudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzuſetzen. Er hatte auf der Malerakademie ſchon die erſten Grundle der Geometrie, Architekturs und Perſpektive erlernt, nun aber wiederholte er die Mathematik vollſtändiger, indem er wöchentlich dreimal mit Profeſſor Wagner Privatſtunden in ſeiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an ſeinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer beſſer von Stellen gingen. Auch hatte er während dieſer Zeit das Glück, mit Herrn Klein Ramler und, was für ſeine Einſichten überaus zuträglich und ihm ſehr erwünſcht war, mit Herrn Sulzer Bekanntſchaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunſtſreunden er die meiſten Abende in Geſellſchaft zubachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei Andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Beschmaß und die ungerneinen Kenntnisse dieser Männer schärfen sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner frühern Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende canonisch.

Mit vielem Reiche setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals drunruhigt wurde, besonders als der General Gaddis mit seinem Corps und im folgenden Jahre General Tollsteden mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Rathen seines Meisters und Freundes, Herrn Lessner, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Ansichten vom Teiche der Venus im Thiergarten darstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, mochten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Geylowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Matrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 300 Thalern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz beihilflich zu sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegzeiten, und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

### Erster Auszug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Prof. d. d. Barth, und auf eben derselben Reise den Baron Olthoff in Zürich, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, befreundet.

Herr

verholten Empfehlungen der Talente seines jungen

Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Im

Julius 1782, in Gesellschaft des Porträt-

Malers nach Stralsund an, wo er den Baron



mit Abklärung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antrat. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Söhnen zum Vortheil, denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und dekorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Steinwand mit Feinmalen ausführte.

In eben der Zeit kaufte Baron Olshoff auf der Insel Rügen das Gut Salwig, wo er als unversehrter bei seiner alten Mutter so viel als seine wichtigsten Geschäfte zuliehn, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Götter der Dunkel, seine Kisten, durch einen geschickten Holzschnitzer, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erzieren ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet und hier redirte Götter zugleich zum Zeitvertreib sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstelden und sich unter den Platten seiner Werke befanden. Er hatte dabei keine andre Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: *De la maniere de graver à l'eau forte* et au burin, und die Probedrucke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Holz gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olshoff in mehr als Einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vorzüglichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olshoff nach Stockholm, wohin er Götter mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der Könige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte er dreißig des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und gieng mit Aufträgen vom Baron Olshoff im September wieder nach Straßburg zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo Alles Liebe zur Kunst und Geschmeck an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, yet reicher Gesellschaft wider unausgesetzt Gelehrte und Künstler drinwobten immerfort gezeichnet und gemalt. Götter verfertigte des Meisters eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leinwand. Zugleich hatte er einen der Kisten des Barons, Valtazar Anton Duncker, in den ersten Grundrissen der Kunst unterrichtet, so daß dieser kein theologisches Studium mit Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Kisten unter Götters Aufsicht nach Paris zu schicken.

### Reise nach Paris.

Er reisten Beide im Mai 1766 von Salwig nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich vorsetzen wollten. Die

teur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg Nr. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité des mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. de Saur et de Saint-Génies, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.



C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts N<sup>o</sup>. 68.  
Paris, le 27 Juillet 1823.

# Philipp Sackert.

1810—1811.

---

Der durchlauchtigsten Fürstin und Frauen  
**Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland,**  
Erbprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach  
Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin!  
Gnädigste Frau!

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Die höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hierdurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchst dieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu sein und mich unter Diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höch ihrer Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt.

Ew. Kaiserlichen Hoheit

unterthänigster Diener

Weimar, den 16. Februar 1811.

J. W. v. Goethe.

---

## Jugendliche Anfänge.

Philipp Sadert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1787 geboren. Sein Vater, eben desselben Namens Vorvatermalter aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen. Prinzen Heinrich von Schwedt, Johann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Sadert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und so hat recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im ersten Jahre hatte er ein Portrait des Generals Jethen zu Pferde in verjüngtem Maßstabe in Oel kopirt, und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Kunsteln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten hat obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generalleutnant ein Infanterieregiment in Prenzlau kommandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entfaltung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein, weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1789, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesehnen Vruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch; denn der Chem, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Eckdruckwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeinem Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Vaters zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmuthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht bald zu einer Veränderung seiner Lage ent-

schließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopieen von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm Jenes zu seinem eigenen Studium und Beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Lesueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Lesueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eignen Grundsätzen und Erfahrungen und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Hackert theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr Lesueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eignen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Direktor Oesterreich und den Handelsmann Goltzowsky eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Kopiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landschaften kopirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Lesueur vorzeigte und welche diesem, da er sie ebenso meisterhaft, mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unter-

nähung und Vorstüb zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall erhaltene Rath bestimmte Hackertem für diese Gattung und Schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Kupfern nach Claude Lorraine, Swanevelt, Monferron, Berghem, Bisselijn u. a. m. welche bald durch den Hofrath Zippel ins Publikum zerstreut wurden und ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden. Bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch seine Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfang und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Versicherung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herr Schumacher verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Verdienst und nicht bloß auf prekäre Nachsicht im Publikum auftreten dürfte.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Kottbus gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landmannne, Herr Schumacher, Bekanntschaft machten und gelegentlichen Hackerts Arbeiten Anschauung zeigten, so veranlaßte Jener, daß Alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstgelehrten überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes half Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Grundsätze der Geometrie, Architektur und Perspektive erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er während dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statuen gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Klein, Ramler und, was für seine Einsichten überaus nutzbringend und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen. Mit solchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die weißen Abende in Gesellschaft zubrachte.



Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschastlichen Tone gebildet und bei Tadeln eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Beschmaß und die ungewöhnlichen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner frühern Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Gaddis mit seinem Corps und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin besetzten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit noch vorzüglich gelungenen Gemälden auf Aquarellen seines Meißners und Freundes, Herrn Lehner, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Viele kleine Bilder, welche Ausflüchte vom Trabe der Brand im Thiergarten vorstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Goltzowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegsjahren, und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Vortheil hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

### Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Probst in Werth, und auf eben derselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente jenes jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Hackert trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron



mit Uebüßung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antrat. Er wurde von der ganzen Familie aufs Freundlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Vätern zum Vortheil, denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und besorgte selbst einen großen Saal mit Architekturfakeln und Landschaften, die er auf Leinwand mit Feinmalen ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olshoff auf der Insel Rügen das Gut Wolzig, wo er als unverheirathet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Duncker, seine Nissen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbietet, mit neuem Fleiß gezeichnet und hier radirte Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel Rügen vorstellten und sich unter den Platten seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andre Anweisung als das Buch von Abraham Woffe: *De la maniere de graver à l'eau forte et au burin*, und die Probedrucke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gips gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olshoff in mehr als Einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortheilhaften Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olshoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hise bekannt machte. Der künftige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ansicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und gieng mit Aufträgen vom Baron Olshoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo Alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher geselliger Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Kunstler bewohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Vorstuds in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leinwand. Zugleich hatte er einen der Nissen des Barons, Nathanael Anton Duncker, in den ersten Grundfakeln der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit Bewilligung des Erbis gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Nissen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

### Reise nach Paris.

So reisten Beide im Mai 1766 von Wolzig nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die

Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen; denn unausgesezt konträre Winde zwangen das Schiff, nach einer müßigen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gelangten, um mit dem Paketboot von da nach Calais überzugehen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indeß auf Haderls Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß, denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoor lange auf günstigen Wind-warten mußten, so zeichnete Haderl aus Mangel anderer Gegenstände Gerüste nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahnte treulich die dem künftigen am Nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm werß den Geschmack an Seelüßen, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivirte.

#### Paris.

Im August 1766 langte Haderl mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam Anfangs in das Studium des Herrn Wien und nachmals zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Haderls Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte Beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauerhüttchen mit den daran liegenden Straußgärtchen und Obstbäumen ängstlich auf ein Quartblatt zusammen zu stopfen, konnte Haderl, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen, deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfieng, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Verrignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Ansichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Cithoff hatten sich indeß sehr verflücht. Er war in Verrückung der noch eckelndigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem

Kammerrathe Giese für die schwedische Armee gemachten Geldverleihen nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Währungs- und die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines kranken Vaters in Paris unmöglich; daher Hader durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Fürsten von Monaco. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Lande zu kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Vervielfältigung verschiedener Staffelei- und Wandgemälde nach den von Hader zu Monaco gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahres ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wahrscheinlicher Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählig immer neue Wege andeuteten.

Denn indeß waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Souache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß Jedermann kleine Kabinette und Boudoirs mit Souache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Voucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eignen Kabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hader sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente Nutzen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Souache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in diesem Manier gemalt und Herrn Voucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte, sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinet ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr bringende Bestellungen, als sie Beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indeß, von der Provence aus, bei Herrn Joseph

teur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg Nr. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité des mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Génies, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.



C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins ; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nr. 68.

Paris, le 27 Juillet 1823.

# Philipp Sadert.

1810—1811.

Der durchlauchtigsten Fürstin und Frauen  
**Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland,**  
Erbsprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin!

Gnädigste Frau!

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als gänstige Sterne. Die höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hierdurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchst dieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu sein und mich unter Diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höch ihrer Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt.

Ew. Kaiserlichen Hoheit

unterthänigster Diener

Weimar, den 16. Februar 1811.

J. W. v. Goethe.



### Jugendliche Ausbildung.

Philipp Hackert ist zu Prenglau in der Uckermark am 18. September 1757 geboren. Sein Vater, eben desselben Namens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, Johann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenglau in allem Erheblichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden, allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gesicht fiel oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im ersten Jahre hatte er ein Porträt des Generals Bliethen zu Pferde in verjüngtem Maßstabe in Oel kopirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurbelen und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für abgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generalleutnant ein Infanterieregiment in Prenglau kommandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den kaiserlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein; weswegen ihn sein Vater im Jahre 1763, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angeheiratheten Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch, denn der Oheim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schabrackenwerk, mit buntem Blumen verweht, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeinen Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Nothwehr.

Noch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmuthigkeit und Fremdscham für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs entstand, nicht bald zu einer Veränderung seiner Lage ent-

schließen, bis endlich der Wollhauer Stume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß andern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopiren von guten Gemälden und mitunter manchen Portrait zu machen, als ihm Jenes zu seinem eignen Studium und Verdienst zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu seiner unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders gütlich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Resnau, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Resnau hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben und eignen Grundrissen und Erfahrungen und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leinwand beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Schadow stellte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr Resnau bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eignen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Direktor Oeserreich und den Kammermann Bogdanowicz eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Kopiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemem Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Quersner vorzüglich gemalte Handyschriften kopirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Resnau vorzeigte und welche diesem, da er sie ebenso meisterhaft, mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließlich der Handschriftenmalerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unter-

stärkung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Kopieen nach Claude Lorrain, Swanevelt, Roucheron, Berghem, Aisselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publikum zerstreut wurden und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfieng und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Lesueurs verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht bloß auf preläre Nachsicht im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Rossbach gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne, Herr Lesueur, Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen zeigten, so veranstaltete Jener, daß Alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes gieng.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspectiv erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten giengen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewohnte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei Andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Beschmaß und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; so er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Vieles gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Gaddert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Gaddert mit seinem Corps und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin besetzten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Rathen seines Meisters und Schülers, Herrn Zschur, namentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Ansichten vom Tempel der Venus im Thiergarten vorstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gostomsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 300 Thalern.

Indem, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumgruppe, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darbot, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent nach Italien auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedauerns, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz beizustehen, was ja sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegsjahren, und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

### Erster Ausflieg.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Probst in Vorch, und auf eben derselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, befreundet und, nach wiederholten Empfehlungen des Talents seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufzuwarten zu dürfen.

Gaddert trat also im Julius 1702, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron

mit Abßtrung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraß. Er wurde von der ganzen Familie aufs Freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Sönnern zum Vortheil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und dekorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er als unverheirathet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Duncker, seine Nessen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andre Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: *De la manière de graver à l'eau forte et au burin*, und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gips gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als Einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und gieng mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo Alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler bewohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Nessen des Barons, Balthasar Anton Duncker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Nessen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

### Reise nach Paris.

Sie reisten Beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die

Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften, allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen; denn unausgesetzt conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer müßlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indeß auf Gaderer's Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß, denn da sie durch immer widerige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von aller Vorfahrt bei Glückstadt auf der Stoor lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Gaderer aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer dorthin, hielt ahmte treulich die dem feinsten am nächsten gelagerten Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seelästen, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivirte.

### Paris.

Im August 1766 langte Gaderer mit dem jungen Duxer in Paris an. Dieser kam Anfangs in das Studium des Herrn Bien und nachmals zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Gaderer's Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte Beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinen, armeligen Bauerhüttchen mit den daran liegenden Straußgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammen zu kuppeln, konnte Gaderer, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu üben.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfieng, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Verignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Ansichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olshoff hatten sich indeß sehr vermindert. Er war zu Vetreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem



Zumernach Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Wenn da jetzt die Königspartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Kessens Dunter in Paris unmöglich, daher Gaderet durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Doch war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführen, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mond, aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landstij Joci kommen, um die schönsten Landschaften nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Stoffeigemalde nach den von Gaderet zu Paris gemachten Zeichnungen von gebildeten Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfang des zweiten Jahres ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren nochender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählig immer neue Wege anzeigten.

Denn indeß waren nach Paris viele Kame, von Wagner in Dresden verfertigte Souache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß Jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Souache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV eine ganz entsprechende Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinet vier Stücke davon. Die Gebrüder Gaderet sahen, wie leicht es sei, von dieser lebenshaftlichen allgemeinen Bewunderung des Pariser Publikums durch ihre Talente Nutzen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher so gleich Souache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte, sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinet ihres gereizten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr dringende Begehungen, als sie selbst fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe mochten sie allodann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihrem Arbeiten zu sammeln.

Von hatte sich indeß, von der Provence aus, der Herr Joseph

Bernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Bernettiſchen Bilder *La tempête* und *Les baigneuses*, durch Balechou's Kupferſtich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu kopiren. Der Künstler ſchlug Hackert zu dieſer Arbeit vor, und ſie gelang ſo gut, daß beide Kopieen mit einem anſehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Bernet beſtimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Verſendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, ſchnitt irgend ein niederträchtiger Menſch, vermuthlich aus Eiferſucht, heimlicher Weiſe das Bild der *Tempête* mit einem Meſſer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geſchickt und glücklich reſtaurirt, den Thäter dieſer abſcheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf dieſe Weiſe ſetzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte ſich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; ſie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden ſich in günſtigen Umſtänden. Hierdurch war Hackert ſo glücklich, ſeinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls vom ſiebenjährigen Krieg her noch rückſtändigen Gelder in Frankreich zu erheben nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen franzöſiſchen Botſchafters in Schweden, eben ſo wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer erſparten Summe von 100 Louisd'or bei ſeiner Rückreiſe zu unterſtützen, ohne ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Rom's lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſts 1768 angetreten. Weinade aber wäre dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwifter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Langedoc, um zu Niſmes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im Dezember 1768 glücklich und geſund nach Rom.

### Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, ſogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichſten Merkwürdig-

keiten der Kunst und des Alterthums besaßen hatten, setzten sie ihre Studien sowohl in der französischen Akademie nach den Anstalten als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clements XIII., Reggionico, in das Konstante begeben, wodurch seinen Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Hause zu benutzen, welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom französischen Hofe pensionirten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Rom u. s. w., um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gezeichnet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Egerton so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente legte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Mal Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen besetzt. Freilich hat sich Alles seit jener Zeit sehr verändert; die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Egerton zu malen, worauf sie drei Monate in Livorno zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Oel-, Stein- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

Gader malte unter andern daselbst den berühmten Batteriell, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Gefalles wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im Oktober machten sie Beide, in Gesellschaft des Raths Meiffenke in, eine Fußreise nach Vicenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Eutiacio und Ison, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, aber Pagliano und Palestrina nach Livoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle Drei durchaus zu Fuß, wobei ein Viel ihre Portefeuilles und Bälge trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen, am Wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrain's, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zur Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizziert, und sie wunderten sich nun allgemein als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe und selbst Gemälde ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Fleiß ausgestattet waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hatte.

Im Anbange des Jahr's 1770 glengen sie Beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen Couache Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannte Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wieder hergestellt und zu einer jedem Reconvaleszenten heilsamen Veränderung der Luft nach Pietri und Lacava geteudet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Rocca de' Vagan, bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge darbietet! Diese prächtigen Gebirge, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackert's Geist nicht weniger als die gesunde, reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig, und oft vergah



er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabend von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder, wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahrs mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

### Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Haderl in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schumaloff von seiner Monarchin, Katharina II., den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Haderl übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eignen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das Genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm Anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Run trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlov, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Haderl den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Urtafel und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und Jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffskapitäne selber, deren jeder im großen Fener, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das Einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Kommenthur des Maltheferordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmac, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesent-

lichen Umrissen, dem Grafen Orlov eben so viel als Hackert gelegen war.

Es verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats unter der Leitung des Kontreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massime, zwei große geometrisch aufgerissene, theils ins Perspektiv gerechnete Symphonien zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, erstatt zweier sehr schöne Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verpflichtet machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste, die am 6. Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte geschickte Attacke auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Seeadmiralsschiff von einem russischen Viceadmiralsschiff verwundet, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte, die Flucht der Türken in den Hafen von Tchesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte die Absendung einer russischen Eskadre nach dem Hafen von Tchesme, nebst der Vereitung der russischen Brandier, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende russische Flotte, wie sie beim Abbruch des Trues von Tchesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und zwei Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gereitet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschrieben und durch einen Kurier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Artillerie General Alexis Orlov dem Künstler für die Arbeit, die ihn zu Rommen gütlichen gestellt hatte, 800 Reichinen auszahlen, so wie er denn schon vorher, unter dem Namen des Postgelbes, für die Reise nach Livorno von der Kaiserin 100 Reichinen erhalten hatte. Darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung vieler vornehmlichen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Zuan Sordani beauftragte, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs großen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben mit 500 Reichinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 3000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Seeschlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Viceadmiralsschiffe rannten und die Schlacht im heftigsten, entscheidenden



den Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänner 1772, und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlov mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte Hader nicht diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde dafelbst einzufinden um sowohl vom Grafen Orlov als von dem Kontreadmiral Greig zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausübung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe. Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise angesetzt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlov aufgestellte Gemälde sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seemannen auf eine misscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlov erfochtenen Sieges demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existierte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im Ganzen gleichfalls mit diesem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlov mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft aufsteigenden Schnees, welchen Roman man auf dem Bilde vorgezeichnet hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der Seesoldaten, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlov entschloß sich jedoch endlich, auch dieses ein wenig auf eine ganz eigene grandiose Weise zu heben und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ähnliches Aussehen einer gerade auf der Höhe vor Unter liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich ansehnlich machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toskana erbeten, und nur wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Aufsteigen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zufluß von Menschen, in Brand gesetzt und in weniger als einer Stunde in die Luft ge-

Wunderwerk — gewisslich das schwerste und kostbarste Modell, das je einem Künstler geblieben hat, indem man den Werth der noch anzuhabenden Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Thaler schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den oberen Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Funkenfeuerwerk, noch und noch alle Segel, Tackel und die übrigen brennbaren Materialien des Schiffes, als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, leuchteten sie sich noch und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erschlagen war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine hohe Feuerssäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der oberen Luft die Form eines aufgedrehten Sonnenfchirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Theile des Schiffes mit darin herumwühlten und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schwarze Feuerssäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem oberen Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dick und mächtig, über die Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs nach allen seinen Theilen, bewunderte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des Großen Ordon und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm längsten Zeit.

Er hatte während desselben sieben Kisten noch Bismas gemacht, deren jede mit 100 Thaler aus Postgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellen ein von einer russischen Eskadre gegen die Türken erfolgtes Treffen bei Witzlens und die dahielfolgende Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der russischen Eskadre mit den Dalmatien, das mußte einem Seemerk in Lagnaten und das letzte endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmal bei Tchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stürmers der russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Katharina II. sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gehoben und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

### Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 gieng Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im Oktober des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich, solche wieder herzustellen, begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abgieng.

Herr Mangel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin Angelika Kauffmann die Güte, für die Uebersendung seines nachgelassenen Besizes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp an Talent und Ruhm würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Dasselbst hatte er Gelegenheit, im Januar 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuv zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größeren Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs' Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toskana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Eskadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780 als Zeichenmeister einer Akademie im 32. Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Del und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals (1778) in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ

seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

### Reisen.

Im Jahre 1774 machte Hader, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Reise nach Aquila und Avezano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des Emissario di Claudio bekannt ist, zu besuchen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studienammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' VI., und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Delgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

### Pius VI.

Als Hader demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich durch das Bild sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Hader erwiederte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Hader antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protektion Ew. Heiligkeit.“ Der Papst schenkte dem Hader für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protektion!“ Dabei klopfte er ihm beide Waden sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!“ Denn den Segen konnte er ihm, als einem Reher, nicht geben.



## Dona Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Gaderer. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Gaderer ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Althobrandini, ferner in Albano, wo sie die Pileggatur des Oskoberts hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniss. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Kessen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborene Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Freunde, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollten, besuchten diesen Hügel. Gaderer fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht und alle interessanten Momente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und Oktober auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im Oktober die Pileggatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Messe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem Gaderer die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Auschluss der Wäpse, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Eouache die Aussicht von Rom und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche wichtige Entfälle, die man bewundern mußte.

Georg Gaderer ließ das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Reichinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius VI. zugeeignet werden, theils weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll theils weil ihre Tochter an seinen Kessen, den Duca Braschi, verheirathet war, auch Gaderer, der lange in Rom gelebt und viel mit der römischen

sehen Noblesse Umgang hatte, den römischen Stil sehr gut kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Itali Antinori, anfragen, wann es seiner Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Gädert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich, er dankte Beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind,“ sagte er, „von Allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte. Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein! Ihr zehnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andere suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet, ohne Ansehen der Nation, zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künstler Kopien bei Fremden anzubringen.“ Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem Jedem drei goldene Medaillen.

#### Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden, dieses war sein Neffe, jetzt Kardinal Protos, der nahe am Papst auf dem Vatikan logirte, dergleichen dem Kardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den Gädert schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamia und nöthigte Alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Venediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen waren, fragte er den Kardinal, ob sie zur allernachgelassenen römisch-katholischen Religion gehörten? Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu besammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Wdnh fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Kardinal stimmte freithig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie, als der Älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es Gädert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor seine Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein Jeder mag glauben, was er will. Keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Um, Eminenz können versichert sein, daß nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben gut ist als alle andre. Weil wir aber so erzogen sind, daß wir



Wenig, der bei uns die Religion verändert, ein Bösewicht ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohammedaner, so ist es unumgänglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohlbedenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Em. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch.“ Da Hadert dieses sehr spöttisch sagte, so schloß der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, mit sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden.“ So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbe, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Hadert, der alle Wochen ihn einmal besuchte, ein Mann von natürlichem gutem Verstand, der auch gelehrte hatte; der Cardinal de Verziz nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar dem Cardinal, daß es unnöthig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das Übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der C.: „Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begehrt er den zweiten, der noch dummer ist. Ich soll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Religionsachen gesprochen hat, er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget.“ Der schaurige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Hadert antwortete und bat, Seiner Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Hadert den Gassen von Ancona und Civitavecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört, er gieng also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war sehr höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen die Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit haben.“ Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und ungemüthlich; es aßen Andere wurde nicht mehr gemacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte zu besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

### Charles Gore. Richard Payne Knight.

Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und Alles bediente sich um die Bette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen lebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, vereinigte sich Hackert zu einer Reise nach Sicilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Nachricht geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden Andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, politische und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

### Tagebuch einer Reise nach Sicilien

von

Richard Payne Knight.

#### Vorwort.

1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am Meer vorbei von Genua nach Genua, um die Reise zu machen und im Vorbeigehen Genua und die Alpen

rischen Inseln zu besuchen. Sobald man den neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestrade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurde durch den Perlton, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem süßlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr zwanzig (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offenen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach unendlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und Alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felude, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, fünf Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

### Pästum.

Den 12. April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgika gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem  
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo  
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrodnet, daher Virgil von *siccæ ripæ Tanagri* spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen kurz und lannelirt, mit breiten flachen Kapitälern und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die vom Lago del Tivoli bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden lannelirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren; denn wir

finden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen kannelirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hier und da ins Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den Einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung kannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Kapitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen? Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Kapitäl sei durch einen korinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Anthystaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persopolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die korinthische Ordnung zu

Ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbnis gelangte; denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungrund zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtssreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Architektur schon verfallen war, in einem ganz verschiedenen Stil von dem abgedacht; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien, da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Vastums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen sein. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig, denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt: man hätte sie niedergeworfen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern fließt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß Einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Instruktion hervorgebracht, indem diese Rohr und Bindfen, welche durch das Wasser verfeinert worden, enthalten, ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckig, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des verfeinernden Stroms, 500 Pards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Verfeinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der pästanzischen Rosenärten nicht unwerth, von welchen die römischen Porten so viel zu erzählen wissen.

### Porto Palinuro.

Den 15. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, lehrten wir zu unserer Belude zurück und fuhren während der Nacht am Kap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas' Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches Namens aufsuchen, der von Edden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden

Zwischen bedeck, moztwischen sich Welchplätze hingen. In der Ferne erstreckt sich die weite Reihe der beschneiten Apenninen, welche die Ansicht auf eine Weise begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit neapolitanischer Exequente aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pöstum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzunehmen, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felude auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Suchen zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, *nunc vatorum liberis, nunc somno et inertibus horis.*

Bei unterm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besonderer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gemacht, der, mit demselben verfeinerten Kiesel, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Gernuscheln Mench, in sich enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kiesel zu einer festen Masse verfeinert sind, welche zwischen den Marmorklasten in Schichten von 1—3 Fuß Stärke liegt. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, da von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nameggio auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anstatt zwischen Marmorklasten zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Elba im adriatischen Meere ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Kalabriens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unserer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als Ordnung gewesen sein, welche immer wechselweise aus einander entspringen.

### Stromboli.

Den 22. April.

Wir verließen Porto Palmaro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 50 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Mees erschien, an welchem der Dampf herunterrollte. Die untern Regionen



des Bergs, sogleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar wegen der Dichtigkeit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Salinero sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein vulkanischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulkanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus lajer Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Eudämonde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Der pästlichen gern den Berg erklimmen und den Krater untersuchen, doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Sipari zu und kamen Morgens früh dorthelbst an.

### Sipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Felsfelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Maffen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulkane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut steht. Die Häuser sind alle weiß abgemalt, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen, doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, Alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeigten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinaufklimmte und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hier und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dies war sonst der Krater der  
da das Ganze mit porosem Felsen

seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

### Reisen.

Im Jahre 1774 machte Hackert, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Reise nach Aquila und Avezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des Emissario di Claudio bekannt ist, zu besuchen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' VI., und versfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

### Pius VI.

Als Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich durch das Bild sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Hackert erwiderte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papst schenkte dem Hackert für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection!“ Dabei klopfte er ihm beide Waden sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!“ Denn den Segen konnte er ihm, als einem Aeger, nicht geben.

### Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Gaderer. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Gaderer ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villaggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an dem Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborene Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Freunde, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollten, besuchten diesen Hügel. Gaderer that es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild mocht und alle interessanten Momente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr an, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im October die Villaggiatur in Albano zubachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Messe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Vocelliren lesen mußte, Befehl, dem Gaderer die ganze Villa nebst Allem, was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäpse, die er sich verbot, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit machte er in Genuß die Aussicht von Rom und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er zahlreiche wichtige Einsätze, die man bewundern mußte.

Georg Gaderer that das Bild in Kupfer, und Graf Frieß kaufte dasselbe für 150 Gulden. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war zerth, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Bild VI. zugeeignet werden, sollte weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll. theils weil ihre Tochter an seinem Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war, auch Gaderer, der lange in Rom gelebt und viel mit der römischen

schon Noblesse Umgang hatte, den römischen Stil sehr gut kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Vali Antinori, anfragen, wann es seiner Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte Beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind,“ sagte er, „von Allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein! Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andere suchen Geld zu ziehen, zwichen auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet, ohne Ansehen der Nation, zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künstler Kopieen bei Fremden anzubringen.“ Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem Jeden drei goldene Medaillen.

### Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Nefse, jetzt Kardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatikan logirte; dergleichen dem Kardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den Hackert schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte Alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Kardinal, ob sie zur allein-seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten? Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Kardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor seine Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein Jeder mag glauben, was er will. Keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andre. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein

Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch.“ Da Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden.“ So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte; der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Kommission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar dem Cardinal, daß es unnöthig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der C—e: „Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Religionsachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß ihr nie davon sprechen möget.“ Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Hackert antwortete und bat, Seiner Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Hackert den Hafen von Ancona und Civitavecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört, er gieng also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war sehr höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles Andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

## Charles Gore. Richard Payne Knight.

Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und Alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, vereinigte sich Hackert zu einer Reise nach Sicilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden Andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

---

## Tagebuch einer Reise nach Sicilien

von

Richard Payne Knight.

---

### Abfahrt.

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhrn am 12. von Neapel in einer Feluke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sicilien zu machen und im Vorbeigehen Pästum und die Sipa-



rischen Inseln zu besuchen. Sobald man den neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurde durch den Periton, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem süßlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr zwanzig (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offenen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und Alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucca, und ehe die Sonne aufgieng, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, fünf Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

### Pästum.

Den 18. April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgika gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem  
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo  
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen kurz und kannelirt, mit breiten flachen Kapitälern und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tiboli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden kannelirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren; denn wir

finden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen fannelirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortreflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den Einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach corinthischer Ordnung fannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflacht. Auch sind die Kapitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die corinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen? Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die corinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Kapital sei durch einen corinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Anthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der corinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persopolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die corinthische Ordnung zu

Ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte; denn Strabo geduldet, daß der Ort schon verlassen und unbesetzt zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtschreiber der römischen Epoche in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Republik schon verfallen war, in einem ganz verschiedenen Stil als die der Republik abgedacht; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Syrien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, gezwungen waren, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden bot.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Palturus ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen sein. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung vor der bösen Luft schuldig, denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt: man hätte sie metergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern fließt, wo er durch Zersetzung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinverderbung geschieht außerordentlich schnell, so daß Einige behaupten, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Schulen durch Inkubation hervorgebracht, indem diese Mauerwerksteine, welche durch das Wasser verfeinert worden, enthalten sich zwar aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war verfallen, wie man an den Mauern sieht, welche sonst Thürme an der Spitze gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des verfeinernden Stroms, 500 Pards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Verfeinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der pflanzlichen Rosengärten und ansonsten, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

### Porto Palturus.

Den 12. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen eilen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Belustigung und fuhrten während der Nacht am Kap Palmaria hin, das nach dem Namen von Aeneas' Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein milderer Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches Namens aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirge und von Norden durch das Land bedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler tief und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden

Büschchen bedeckt, worzwischen sich Weidepläze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Gelücke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, *nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.*

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besonderer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der, mit demselben versteinerten Riez, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Riez zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke liegt. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero im adriatischen Meere ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unserer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als Ordnung gewesen sein, welche immer wechselsweise aus einander entspringen.

### Stromboli.

Den 23. April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf herunterrollte. Die untern Regionen

des Bergs, abgleich über dem Horizont, wurden nächster ansichtbar wegen der Dichtigkeit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palmaro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein konischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulkanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loser Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erklimmen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dies nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen Morgens früh daseibst an.

### Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Felsfelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Klaffen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulkane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgemalt, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteht, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, Alles ist Urflath und Staub.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinaufklimmte und nun nichts weiter als wüste Felsbildung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hier und da mit einem einsamen Wohnhaus gesiezt war. Dieses war sonst der Krater des Vulkans, und da das Ganze mit porphyrnen Felsen um-

geben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämtlichen Sibaritischen Inseln, so wie die Küsten von Sicilien und Kalabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Vulcano, eine unfruchtbare Erhöhung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen, doch die Zeit hat Asche und Lava wurde gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Strabo nimmt an, es sei diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Labio und Marc' Aemil. Doch rührt dieß von einer mißverstandenen Stelle des Crotius her, welcher auf Vulcanello anspielt. Vulcano hingegen wird schon vom Hesiodus erwähnt, als seiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Pindarus, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche bedeckt habe. Ehemals hieß sie Thierstein und Pleron, und die Poeten legten dahin die Schmiede des Zulus. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt, gewöhnlich brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie, bei der langsamen Verwitterung vulkanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden, denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejenum nennt. Stromboli und Vulcano sind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Sibarit ist seit der Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer ihrer Heilkraft wegen sehr berühmt. Sowohl hier als an Vulcano findet sich ein schwarzes Glas in Menge, welches die Naturforscher vulkanischen Aschaglas nennen.

Die Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer vieler Inseln haben, macht es den Schiffen, die damit bekannt sind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszulagen; daher kann wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gehabt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am Meisten ausgesetzte Gegend, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen, celsa sedes Aeolus arce. Auch kennt Virgil das dortige Wetter dieses Berges und spricht es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind.

*Ille indignatus, magno cum marmore montis,  
Circum claustra fremunt.*

Valerius Flaccus (Argon. I, 370) gibt noch eine genauere Beschreibung



Aequore Trinacrio refugique a parte Pelori  
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit  
Molibus, infernas totiens demissa sub undas;  
Nec scopulos aut antra minor juxta altera tellus  
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen gibt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln, gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Ueberszahl machen, in späterer Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug, sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schloßen wir auf unserer Felude und segelten kurz nach Mitternacht ab.

### Milazzo.

Den 15. April.

Milazzo, vor Alters Milä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die montesoriischen Berge, sonst die herätschen genannt und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

### Lindaro.

Den 16. April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort, Santa Maria di Lindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Lindaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Theil des Hügel, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron Della Scudà hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth ge-

funden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch Manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unererschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubhuth des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Lindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr fünf Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt, die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns, sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Sadert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, gieng derselbe und fand den Stadtrichter von Advokaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubniß zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas Dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advokaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Sadert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren, sie durchzulesen; und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so gieng der ganze Proceß aus einander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun gieng die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichtum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Kap. 84) gegeben. An mehreren Orten stieß sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen, eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken,

Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Bächen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe anziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

### Acqua dolce.

Zu Nacht blieben wir in Acqua dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden, jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Acqua dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materialien besteht, wie die oben beim Kap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Ries noch mit Seemuscheln und Lufftand vermischt findet. So sind auch die Knochenverfeinerungen in größerer Menge vorhanden und finden sich, wie mir die Sandleute sagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir giengen in die Höhle ungefähr 100 Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Rase hineingefagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirges, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Tula nach Luffinall, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

### Cesalu.

Den andern Tag reisten wir in Cesalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schiefen zu Termini, ehemals Thermane Himerenses. Hazello, der unter Karl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alesia und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen sein; allein ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Berges gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie besetzt wäre, nicht wohl einzunehmen sein würde.

### Termini.

Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht; aber es gibt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Kap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens; als es aber durch die Karthager, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward durch die vereinigten Heere von Syrakus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Karthago's versammelte Scipio die zerstreuten Überbliebenen Himeräer zu Thermä und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Karthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

### La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor Kurzem durch einen Prinzen Pallagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer sein, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gips, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Objsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

### Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein und der Ort im Ganzen, reich und wohl bewohnt,

aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Pallagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unseres hiesigen Aufenthalts, außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelente Großheit, welche der römische und neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Konversationen oder Assembléen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vicelönigs alle Abende, außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembléen besuchen, fahren sie auf dem Kai hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, wahrscheinlich um unangenehme Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderbarlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande so lächerlich werden, und wovon unsre eignen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, die einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem so lebhaften Volk, wie die Sicilianer sind, nicht werde veräußert werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Un-

mittelbar daran stößt der Berg Erzy, jetzt Monte Pellegrino genannt und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Kollegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung etruskischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vizekönigs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Kapelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger I., vom normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorge stellt; man hat sie von Syrakus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Konstantin Monomachos, habe sie auf die Thore der Festung Orthgia gesetzt, und man vermuthet, sie seien von Konstantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten syrakusanischen Geschmacks und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

### Montreale.

Den 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr 30 Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuern Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete seinen Reich-



thum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu sein; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen, in einem halbgothischen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms I., Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Saracenen diesen Theil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

### Egesta.

Den 6. Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gefims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein: denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Balle finden und vermuthete daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr sechs Fuß im Durchmesser; da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gefims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium

oder Proconnum. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Egesta oder, wie sie die Römer nennen, Segesta war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interq̃ Aeneas urbem designat aratro,  
Sortiturq̃ue domos: hoc Ilium et haec loca Trojae  
Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Nestes, und die kleinen Wasser, die dabel fließen, wurden Simois und Stemandor genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Egestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von Neuem durch Agathocles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sicilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung, und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den ältern Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Stemandor, der nun San Bartolommeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

### Selinus.

Den 6. und 7. Mal.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatofimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilibäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung außerhalb der Mauern in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größte war, nach Herodot, dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdbraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte 8 Säulen in der Fronte, 17 in der Tiefe, jede 10 Fuß Diameter an der Base und 6 am Kapitäl, und ungefähr 60 Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als 8 Stücken und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Kapitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel

zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Albacuz ist 12 Fuß 10 Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen 4 Fuß lang, und jedes andre Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas Weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein kannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs  $20\frac{1}{2}$  Fuß lang, 7 Fuß hoch und 5 breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur 6 Säulen in der Fronte hat und 14 in der Tiefe, welche nicht über 5 Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer und die Kapitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, 6 Säulen in der Fronte und 14 in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr 7 Fuß 6 Zoll an der Base und ungefähr 5 Fuß 6 Zoll am Kapital; die Höhe etwa 4 Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule 20 Kannelirungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kais sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat 6 Säulen in der Fronte und 15 in der Tiefe, und nur 16 Kannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Kolonie Megarenser gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, riefen die letztern sich die Karthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluft entnervten Griechen waren nicht im Stande, das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niederge-

hüft, und als die Syrakusaner Gesandte abschieden, um zu bitten, daß man dieser Gebäude Mauer möge, antwortete Hannibal, die Mauer, die er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So viel ist gewiß, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges 2. mal der Stille und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt erbaut wurden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptischen Maaßen, am Eifersten auf Tauer berechnet, aber die große Macht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblicke seiner Vollendung, und doch konnte ihn diese Gewaltthat nicht zerstören, noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, nur die Mauer schon längst jede Spur verschwunden ist.

Die unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und die übrigen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Volk, ungefähr 180 Jahre, bevor Rom sie abermals einnahm und völlig zerstörte. Strabo berichtet, daß zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon wieder erbaut und zu neuen Gebäuden verbraucht worden sein. Obwohl man aus der wilden Unordnung, in der sie über einander liegen, vermuthet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen sein; und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Mühe aufwandte, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, ohne zu bedenken, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu betreiben. Außer dem Zeugnis des Diodors zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorzüglich nicht zerstört worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle noch in der Erde, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleineren sind wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem man unter jeder Säule noch an seinem Orte steht. Auf manchen Theilen es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und langsamer Arbeit.

Die Ruinen von Selinus sind die Natouien oder Steinbrüche, wo man mehrere Stücke von angeordneten Säulen, Architraven und anderen Theilen finden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht weiter verwendet werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten verändert, indem die Wasser eine versteinende Eigenschaft hat. Man sagt: Palomosa Selinus; gegenwärtig steht man aber unter einem Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist Terra Jovis, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Baum, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast anstießen. Wir blieben hier zwei

Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehemals Thermae Selinuntiae.

### Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen Siciliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dieß ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde drin und geht dann zu Bette und wiederholt dieses jeden Tag, bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

### Girgenti.

Den 11. bis 16. Mai.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franziskaner sehr freundlich aufnahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch auf dem Abhang eines Hügel, auf dem die Burg von Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Delbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten als irgend andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Felle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend, wie die von Selinus. Das Gefims scheint vollkommen dasselbe, wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgenti sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feinern Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Junotempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen, mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen: denn das Material ist so gering, daß Niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Konfordia, von demselben Auf- und Grundriß, und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Hertules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe 5 Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hertules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte 8 Halbsäulen in der Fronte und 17 an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Kapitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, Beides von der herrlichsten Skulptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Pläne durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Racheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal ohne sichtbare Ursache zusammenstürzte.



Von dem Tempel des Vulkan sind noch zwei verflümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Konkordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap außerhalb der Stadt auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn acht und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulkan und Aeskulap, die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines, pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle und hat eine jonische kannelirte Säule an jeder Ecke, aber das Gesims ist dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden, so bin ich von der letzten Meinung; denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt sein; an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermute ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für Diejenigen, welche fürs Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzichte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syrakus, die größte Stadt in Sicilien, und man gibt ihr 200000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit; deßwegen Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tranken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie

ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang; denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilkon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Karthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen und hart behandelt, weil sie die Karthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Karthago gab Scipio den Agrigentiniern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilkon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eiserne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Karthager und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn sobald Karthago zerstört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätores geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde  
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis  
Occulta spolia et plures de pace triumphos.  
Nunc sociis juga pauca boum, grex parvus equarum  
Et pater armenti capto eripiatur agello:  
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,  
Si quis in aedicula Deus unicus —

Dieß sind die Worte eines Dichters (Juven. VIII, 104) auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr bis zur Zeit der Königin Constantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorgieng. Nun enthält sie ungefähr 12000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichtum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20000 Pf. Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist; denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sicilianische und punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhabener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgenti verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten

Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so wichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monuments gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Skulptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Sirgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Konsuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Sirgenti sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, in so fern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht sein mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn Die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Sirgentiner sowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Sirgenti ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles sicilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen; deswegen es auch sonst berühmt war.

*Arduus inde Acragas ostentat maxima longe  
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.*

### Alicata.

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Sirgenti nach Alicata. Unterwegs konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazzello und Gluver melden, daß zu ihrer Zeit noch Einiges davon sichtbar

gewesen. Die Gelaischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einmahl an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten? Aber sie erhielten zur Antwort, sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri  
Adparet Camarina procul.

Wir fanden den Hipparis und Danus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

### Biscari.

Den 18. Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und Alles hatte das Ansehen von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syrakus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europas Künste und Manufakturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhän-  
Dadurch ward ihre Monarchie  
sammengesetzt aus einer Menge  
schwach und unfähig waren,  
hätte, welche aus Indien in

das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur Wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitssamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichtum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber, denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es Alles; denn wenn ein Jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Racheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufakturist, Alle sind auf Thätigkeit gestellt, und Jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

### Syracus.

Den 20. bis 22. Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war; und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weilläufig sind, ja, wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir giengen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt; aber das Gebet Virgils (Ecl. X. 4):

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,  
Doris amara suam non intermisceat undam,

ist nicht erhört worden; denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpft und dient nur zu einem Waschlümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht; einigermaßen unterschieden von denen, welche Theophrast und Virgil beschreiben: es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter dorischer Tempel. Man hält sie, ohne genugsame Gewährung, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichtums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zur Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andere aber

behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten; wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art gibt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken und an einigen Stellen zu unermesslichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengeflürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederei, wodurch ihre natürliche Dürsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards, in der Gestalt eines lateinischen S, und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Ausböhllung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man, einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philogenos, des Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philogenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Agradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Kapuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen und der Grund mit Farnen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen waren, man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. *Omnium regum ac tyrannorum. Totum est*

gnificum, regum ac tyrannorum altitudinem depresso,



et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Glende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verflümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athener, nachdem sie von Syrakus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Kannelirungen und sind die ersten der alten dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor Kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen, sind Alles, was von der so mächtigen Stadt Syrakus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Lauf seiner Siege, sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschaft verfluchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Ließt man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verflüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das Mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero überstiegen allen Glauben; aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die, aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnerbten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syrakus ist nicht so weit, als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche

über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen sein, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der Ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man mußte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syrakus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syrakus ab, ließen Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syrakus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermute, es sei ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Beontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das *triticum sylvestre*, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Taretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

### Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem  
1669, wel-  
Ausbruch.

Catania kommt man über die Lava von  
so frisch aussieht, als gleich nach ihrem  
1½ Meilen oberhalb der Stadt, und ein

mächtiger Lavaſtrom floß herunter, unvermeidliche Verwüſtung, wo er nur hinreichte, mit ſich bringend. Anſtatt einige Anſtalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneſer den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerſtört, der Hafen verſchlüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeuete ſich, dieſes Unglück habe ſich wegen ſeines Mangels an Glauben und nicht aus Schuld ſeiner himmliſchen Beſchützer zugetragen.

Bald nach unſerer Ankuft warteten wir dem Prinzen Viſcari auf und hatten das erſte Mal das Vergnügen, einen edlen Vaſallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, deſſen Bekanntschaft immer höchſt ſchätzbar ſein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück geſetzt haben möchte. Das Ausſehen ſeines Behngutes Viſcari, die Zufriedenheit ſeiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der ſie von ihm ſprachen, und der allgemeine Geiſt der Thätigkeit, der im Ganzen herrſchte, gab mir den günſtigſten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung ſeines Hauſes beobachtete und den Geiſt und die Großheit kennen lernte, die er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde ſeines Landes die Rede iſt. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geſchicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Gefinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches Alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geiſt hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſein ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefſlichſten Skulptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten; wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, *omnia supercilio moventem*. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Skulptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, etruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von

Münzen. Die sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten und geben auch Denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie, schon als Werke der Skulptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil desselben in barbarisch sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Stil der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benedictinerkloster ist ein unermesslicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich wegen der Nähe des Aetna keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Fagade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Pallagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung etruskischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Viscari besitzt, und in Sicilien gefunden — ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Etruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Viscari hat große Nachforschungen angestellt und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Vase, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Viscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts als Ziegeln und Steinen; ohne Verzierungen daran hätte u

Die Einwohner von Catania  
sehr geneigt, ihre Alterthü-

übrigen Sicilianern,  
schreiben, aber ohne

Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wiederhergestellt, aber aufs Neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüthet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß nach solchen wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ, aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als Alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns Allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agatha lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eignen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deshalb wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angeeignen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden; aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

### Aetna.

Den 27. und 28. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr zwölf Meilen, bis zu dem Dorfe Nicolosi, steigt man allmählig durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen die Plätze mit einem verdorbenen spanischen Namen Sciarra. Die

Lava vom 1600 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockener schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Krater, aus dem die Lava floss, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andre reich mit Wein bepflanzt, andre mit Eichenwäldern bewachsen, noch andre durch nachfolgende Lavastöße unkenntlich gemacht und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dient. Hier hängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über hart und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie 4 Meilen breit durch einen Eichenwald floss. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernthe, zu Nicolosi bestand sich Alles in der Weizenblüthe, wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schnellwindig. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rauchten bis Witternacht und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Klüfte und Lavastöße. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne die Scene die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug um uns die allgemeinen Formen der Gegend zu zeigen, nichts aber um Einzelnes zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Ethere, die von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Geräusch des Berges, welches laut und fernlich klang als wenn die Erde sich im Stürme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen hellen Licht, das durch die weissen Dampfwolken brach, die sich beständig zeigten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbare Scene die ich jemals gesehen, und welche die Welt nicht verglieden werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an die Mäße war so gering, daß wir es kaum Gewicht der Asche noch der Asche merkten, welche bei jedem Schritte nachgab. Hatte das Manometer, wenn Thermometer wegen.

aber die Höhe des Berges zu bestimmen. Ich hatte das Manometer, wenn Thermometer wegen.



fig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervorbrach, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgestiegen waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Kalabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Karte. Das Einzige war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schmelzen und Ruhe versunken. Ich suchte mich selbst über die Menschheit erheben und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schaulöcher auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene noch und noch aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählig deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwand sie wieder, gleichfalls Augenblicke, in die Dunkelheit, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Etna selbst bildete einen ungeheuren Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeuge, daß man von hier aus mit einem guten Teleskop die Küste von Afrika und Spina sehen würde. Ich dachte manchmal durch einen guten Dolmetscher Talchentubus die Küste von Apulien zu sehen, allein wegen der großen Hitze konnte ich nicht genug Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter und an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat und, nach den Beobachtungen des Kanonikus Freyberg, 6000 Faden senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava ausgefüllt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus mehreren Lavafeldern besteht, die aber einander noch langen Zeitstrichen geschlossen sind, denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke von 6 Zoll bis 10 Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Zeit, welche die allerwundersame ist und am Leichtesten vermittelst ein Fuß nachfolgender Boden nicht unter 1800 Jahren hervorgerichtet sein, daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nothwendig in diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige in Widervergehung ist, indem ein viel höheres Capital ein der gegenwärtige erst wird gebildet worden. Dieses hat aber die Wahrscheinlichkeit, denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, die dritte Region gelangt, ist eine molle Ebene, welche

an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs conischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulkanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß Alles, was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Untersatz eines kleinern Berges erscheint, muß ehemals in Einem Aufstiege bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltthamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohl überhängenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuer-  
 schlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampf-  
 wolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Gluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten raseten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unserer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

### Aci Reale.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Rastanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das Übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gelappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebauteften Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem A-  
 haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt

und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehemals höher gewesen, denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

### Taormina.

Den 1. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauroménium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Añes. Es ist ein kalter, klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Enobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschicht war, ob ich gleich sonst in den Gegend nichts Vulkanisches finden konnte. In Taormina wohnten wir bei den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Ragos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichtum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am Besten erhalten war. Es ist von Ziegelfteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Gesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Prosceuium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Gesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauroménische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon Überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verflümmelte Säulen von Granit und Gypolin und andern löthlichen Bausteinen umher, mit Kapitälern und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen ionischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater

unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bis Syrakus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neuern Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird: denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

## M e s s i n a.

Den 4. Juni.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch; denn Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, zwischens Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet, daher die Stadt den Namen *Panfile* erhielt. Hier steht der Leuchthurm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor Kurzem betroffen und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedersten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgestiegen, nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter

allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend umher bar. Der Hafen ist weit und bequem im Centrum und sowohl für den östlichen als westlichen Handel. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den deutschen und arragonischen Königen verliehen worden war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht Vorzug gehabt zu haben. Natürlichemweise erhoben sie diese Umstände zu Reichthum und Größe. Messina einwohner und war der große Handelsplatz für die Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch im Jahre 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich und gaben sich zuletzt unter dem Schutz Ludwigs XIV. mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wif Diensten schimpflich im Jahre 1678 verließ. Seit der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar heutiger Auslagen, der Handel streng beschränkt und jede des Lebens schwer beschafft. Diesen traurigen Zustand noch zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1749 beinahe Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude modernem sicilianischen Stil, und die Kirchen ausgemalt Alles den Einfall. Die Kathedrale ist ein sehr und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter anderscript befindet, die Geschichte des Auftrugs von 1672. civil di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und gern eine Abschrift davon befehen; aber ich konnte sie erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein. Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken sich wird es jemals gedruckt werden, weil man die dardem Bestimmungen von oben herein nicht billigen kann.

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. mals merkwürdig, als wenn der Wind gegen die Strömung dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne denn



über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen sein, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der Ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Bierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man mußte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortigia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syrakus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syrakus ab, ließen Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syrakus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthete, es sei ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das *triticum sylvestre*, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Zaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

### Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein



müthlicher Cavassstrom floß herunter, unvermeidliche Verwundung nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstöße zu versetzen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt oder abzuwenden, brachten die Catancher den Schierer Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiliger: hiervon war wie gewöhnlich ein großer Theil der Stadt füllt, der Hosen verächtet und die Einwohner zu Grund aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals. Sie überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Glaubens und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen auf und hatten das erste Mal das Vergnügen, einen: des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekannt: höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch da jetzt haben müßte. Das Aussehen seines Behngetes Bieder: friedlichkeit seiner zahlreichen Unterthanen, die Reigung, von ihm sprechen, und der allgemeine Geist der Thätig: Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, die zeigt, wo vom Augen oder der Erde seines Landes: Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Pöbels und Geschicklichkeit des Unbauers zum größten Theil frucht:

Dazu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Sicilianer, verbunden mit Aberglauben, wozu noch die Regierung sich gesellt, welches Alles den Schranken der nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen: steht überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen: wohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welche ist und für die Studierenden immer offen steht. In dem befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche der Korjo eines Jupiter, welcher das wahre Original zu sein scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu: Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten und den besten Skulptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen muß: den Vater der Götter und Menschen vorstellend, omnia morantem. Es sind noch andere schöne Werke der Skulptur: Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von etruskischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders

Münzen. Die sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten und geben auch Denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie, schon als Werke der Skulptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil desselben in barbarisch sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Stil der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benediktinerkloster ist ein unermesslicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich wegen der Nähe des Aetna keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Fassade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Ballagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung etruskischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden — ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Etruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Base, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes; denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen; ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den übrigen Sicilianern, sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne

Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Ercius Pompejus zerstört, bald nachher zwar wiederhergestellt, aber aus Neue durch einen Ausbruch des Aetna verflücht. Durch den Verstand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß nach solchen wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ, aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schenken geben, als Alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Gehirnsort, die uns Allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben, aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agatha lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vortrecht, durch seinen eignen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deshalb wählt sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Viscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sicilischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden; aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

### Aetna.

Den 27. und 28. Jul.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr zwölf Meilen, bis zu dem Dorfe Nicolosi, steigt man allmählig durch viele Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavaström durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen solche Plätze mit einem verdorbenen spanischen Namen *Sciarra*. Die

Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockener schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Krater, aus dem die Lava floss, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andre reich mit Wein bepflanzt, andre mit Eichenwäldern bewachsen, noch andre durch nachfolgende Lavastürze unkenntlich gemacht und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dient. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie 4 Meilen breit durch einen Eichenwald floss. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernthe, zu Nicolosi befand sich Alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervormälzten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung, durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück, mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mäch-



tig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervorbrang, unmittelbar an den Steinen gebror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgestiegen waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Simblikung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Kalabrien und die Vapariischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Schöpfung unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählig deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Tönke, welche die Sonne in die Höhe gezogen hat. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeuge, daß man von hier aus mit einem guten Teleskop die Küste von Afrika und Siprus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Teleskop sehen Taschentrubus die Küste von Apulien zu sehen, allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf werden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die jetzt derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat und, nach den Beobachtungen des Kanonikus Recupero, 5000 Pariser senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava ausgefüllt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander nach langen Zeiträumen geflossen sind; denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dike von 6 Zoll bis 10 Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Man findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten zu erweichen ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1000 Jahren hervorgehen kann; daher sich denken läßt, was für zahlreiche Zeiträume gewesen, um diese ungeheuern Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt und der gegenwärtige erst wieder sich hebt worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit, denn ungefähr zwei Drittel des Bergs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche

an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulkanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß Alles, was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterfuß eines kleinern Berges erscheint, muß ehemals in Einem Aufstiege bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltthamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohl überhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuer-  
schlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfswolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten raseten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unserer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

### Aci Reale.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Rastanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das Übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gelappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebauteften Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt



und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehemals höher gewesen; denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

### Taormina.

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauroménium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Aënes. Es ist ein kalter, klarer Strom, der von dem Aetna heruntersiehet und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onokalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze der Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavastricht war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulkanisches finden konnte. In Taormina wohnten wir bei den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südfrite lag die alte Stadt Ragos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichtum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am Besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Gesta. Der äußere Corridor ist zusammengefallen, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Gesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für Das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauromenitische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet; so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verfallene Säulen von Granit und Cippolin und andern kostlichen Bausteinen umher, mit Kapitälern und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen corinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater

unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bis Syrakus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neuern Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird: denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

## M e s s i n a.

Den 4. Juni.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch; denn Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet, daher die Stadt den Namen *Panfile* erhielt. Hier steht der Leuchthurm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor Kurzem betroffen und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedersten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgeflogen, nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter

allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem im Centrum des Mittelmeeres und sowohl für den östlichen als westlichen Handel. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch die Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normannischen, deutschen und aragonischen Königen verliehen worden. In der That war, die dem König Roger die Thore öffnete, der sie von den Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Glück und Vorzug gehabt zu haben. Natürlichemweise erhoben sich damals aus solchen Umständen zu Reichthum und Größe. Messina wurde eine große Einwohner und war der große Handelsplatz für die ganze Gegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zum Freyleben machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahre 1672, gereizt durch den Viceröy, emporstand die Stadt gegen die große Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang und gaben sich zuletzt unter dem Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach tren und mühsam erhaltenen Diensten schimpflich im Jahre 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu ruinieren und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auslagen, der Handel streng beschränkt und die Einwohner des Lebens schwer beschlagt. Diesen traurigen Zustand noch mehr zu vergrößern zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe die Hälfte der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 30 000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sicilianischen Stil, und die Kirchen außerordentlich reich. Fast Alles dem Einbruch. Die Kathedrale ist ein sehr schönes Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufstandes von 1672. heißt *Guerra civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese*. Ich las darin so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte und habe gar zu gern eine Abschrift davon belesen; aber ich konnte sie nicht mehr erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Etwas wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gefinnungen von oben herein nicht billigen kann.

Der Strudel Charybdis, so furchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merkwürdig, als wenn der Wind gegen die Stadt weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr denn

die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, sehr verächtliche Seelente. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III, 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis  
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos  
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras  
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund, zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter, und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

## Oberitalien und die Schweiz.

Im Jahre 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in der Gesellschaft der Familie Gore. Man gieng über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo Hackert seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Maler Joseph Bernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unversehene Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Bernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung Beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Hackert gieng hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise, Delgemälde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastixfirniß geben. Für Lord Comper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Nefse, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinjana eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften,

ferner vier kleinere Gemälde, die über den Thron angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Ansichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzhertogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, gieng auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Gaders Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden von jedem Rang und Stande besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombarde, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

### Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Gader wurde denselben beim Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu und begleitete sie und den Prinzen Friedrich von Württemberg, nachmaligen Kurfürsten, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Ansichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Baiä und Caserta, bei ihm zu machen geruthen, so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Gader sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen, er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diefmal aber mußte er es Weiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das Unabdingbare in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände, und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an sehr-



liehen Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Viceadmiral Tjernitschew, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte, den Gaderischen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewegen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke, denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

### Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er Vieles in Terracina, Capo Circeo, Jtri, Molo di Gaeta, Seña u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Palde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von San Leocio her genommen, abgebildet werden.

Gadert kannte schon seit mehrern Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser ließ aber der Kunst machte alle Morgen eine Spaziersfahrt dahin, wo Gadert zeichnete. Da nun die Studien in San Leocio sechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Gadert schon Vieles für Katharina II. gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Palde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Baya und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Gadert das Verlangen des Königs, und da der Hof im Mai nach Castell a mare gieng, leitete man die Sache so ein, daß Gadert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Couachbild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König stand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Gadert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, Alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war.



So packte denn Hackert seine Studien zusammen und gieng nach Massa, Sorrent und Castel a mare.

### König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guisefana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete Alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Kontour und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah Alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber sechs Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch Alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Bamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er Alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd gieng, winkte er dem Grafen Rumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Hackert erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest in Boschetto Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, so ließ er Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, Alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhaufe zu San Leocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein da dieser Ort ihm stets gefallen und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten — denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höhern Lage — und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und

zugleich über den Geschmack in den Umrisfen freute, fragte er mit vieler Freundschaft, ob er Vorgründe nicht die Schnitter, Weiber, die das Feld bebauen, und verschiedene Knabenspielen, die im Lande üblich sind, darstellen könnten. Hackert antwortete, daß es sehr schade sei, daß er diese Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Salon des Königs.

Als nun Hackert zeichnete, sprach der König Verschiedenes. Unter Andern sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gab ich nur den zehnten Theil von Dem zu wissen, was Ihr wißt! Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so geliebt, wie alle Andern, so daß ich wenig weiß. Gott verzeihe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies.“

Die abenden drei Gegenstände zu seinen bestellten Souachen waren sehr malerisch: Portico, Ebbel und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Caserta mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen; denn Alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt sein. Zu Anfang September sendete Hackert die vier Souache-Gemälde; der König freute sich sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Portico aufhängen von da nach Portici mitnahm und hernach im Salon des Königs zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta und brachte dem König das große Oelgemälde von Caserta mit, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den Tod von Henri gemalt, den er seiner Familie zum Andenken malen wollte und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um Alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von 14 Fuß Länge, eine Art von Parforcejagd al Zingaro. Eine andere Parforcejagd von Capri folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

### Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph II. kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph König von Schweden. Joseph nahm seine Feste an als Jagden. Der Kaiser sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb. Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen.

Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu al Fularo, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph II. nach al Fularo ein, Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Hackert blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bilder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete dafelbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Hackert und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caperta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu San Leucio, gegen die di monte Aliso zu, mit dem Volturno, der Sommer zu Santa Lucia di Caperta gegen Mattacune; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einem runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni geraubt und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teichen. Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforcejagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Polierier. Zu diesem Bilde gehörten viele Studien, sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Singaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben und sah den Künstler ein und eine halbe Stunde, es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers sahen ihm und wurden sehr ähnlich, als der Duca di Milano, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und Mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und

Arbeit; denn Alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorge stellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hegt.

### Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab Haderl ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Haderl, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache gieng nicht vorwärts, so daß Haderl zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Ihre Majestät nicht 100 neapolitanische Dukaten monatlich für die Extraausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorthier bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Haderl sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im Oktober wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Haderl kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffre, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im Oktober wieder in Caserta zu sein.

### Anstellung.

Die Gebrüder Haderl kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und Alles gieng seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Haderl, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem Alles beredet war, stellte Haderl die Konditionen für sich und seinen Bruder und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Konditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsekretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom, und machten

Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen, da Sadert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide, auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König, ob Ihre Majestät wohl wüßten, daß Sadert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre? Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wißt aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen wie er.“

### Familiarität des Königs.

Einst wollte Sadert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta, und wor dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten; der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiste gewöhnlich um ein Uhr. Sadert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspocken vergieng die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder! Ich bin der Erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Sadert solle sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Sadert sagte: Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh,“ sagte der König, „komm' ich wieder, aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

### Piehhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Sadert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfnis, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Sadert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten

zu sehen, amüßte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Gädert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandirte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zu See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alldann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in diesen heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst gieng. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Gädert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

### Wohlleben.

Gädert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Lammthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um zwölf Uhr; also wollte Gädert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Gädert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement gieng. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas



Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Rüche. Während daß er die Gaisfelle ab, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Seht hinunter, ruft mir den Haderl' er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geschah sogleich. Die Königin besah sich bei dem König, er sah Alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erfreue.“

Haderl sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin, und ein Sarcoco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihre Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein.“

„Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“

„Geschmückt,“ erwiderte Haderl. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren.“

„Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken, wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Haderl von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“

Er befaß den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Haderl nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatsstapel kommen wollte oder konnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu weihen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König Alles that und sagte

### Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Haderl erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr sollt Das thun!“ sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: „Haderl, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, Dieß oder Jenes zu thun;“ oder gar: „Ich bitte Euch, Das zu thun.“ Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie Einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmacck ansetzt.

Damit der König nun bei der Austheilung Niemand vergesse, so hat er eine Rote von allen Dingen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles eilende Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so legt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewaschen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gemüth gestrichelt wird. Sodann wird wieder eine neue Rote gemacht, und alles Dasselbe geschieht in des Königs Befehl. Nun folgt erst die Rote der Austheilung. Zuerst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl be-

kömmen, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hader, als Kammermaler, und seine Klasse bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeister der Musik, wie Paisiello, mit welchen diese Klasse aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hader hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Oefters schoß der König, wenn die Fasten früh anfiengen, in der Gasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hader das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein nebst einem Korb voll Becassinen, deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Gasanenjagd war, wo sechs- bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein Jeder von seiner Klasse einen Gasanen; Hader aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles, was von Haders Bekannten nach Caserta kommt, geht bei ihm zu speisen: er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weise vielen Reiz erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere sich aufhielt, war Hader in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delikat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft 7 bis 8 Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopf über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hader kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: Das ist für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hader und für den ~ ~ ~ Allicini. Jedes wurde auf

eine silberne Schüssel gelegt und einem Jeden zugesteckt. Die Portion war so groß, daß Gaderer oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt wie das Fleisch mortincirt sein. Er wird gemeinlich bloß auf dem Roß in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonen gerochen. Gaderer bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige. Im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See ergibt. Er bekam oft eine große Schüssel Aehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dief ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Seite, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Roß gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kanten, haben sich oft bei Gaderer eine Unverdaulichkeit gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Verderblichste ist, den man essen kann.

#### Andeutung.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Gaderer: „Morgen früh um zehn werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Zarenbesuchs treffen!“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnt, so stehen seine Wagen vor den Thüren im Palaste, daß also ein Jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Gaderer ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann, sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Gaderer keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein, wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der König war sehr bestürzt und schickte zu Gaderer auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, da ist Joseph, Euer Ratgeber“ — der König konnte genau alle seine Leute —, „geht hin, er hat Euch genug mit zu sagen.“ Der Ratgeber brachte die Nachricht, die Gaderer erwartete. Wie er zum König zurückkam, fragte dieser: „Was will der Joseph von Euch haben?“ Gaderer mußte dem König Alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem König sagen lassen, er soll machen, was er

kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben?" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht abisirt?" Sadert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts Anderes als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carbitello; das Uebrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken, denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

### Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne und freut sich, wenn Andere es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanenjagd, wo er Sadert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Fasane in Reih' und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein Jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!" Er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Lauffer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Sadert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Sadert gieng des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" — „Außerordentlich gut!" erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Seht Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!" Der König hatte sehr gute französische Köche: die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Sadert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

In Caserta hatte Sadert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Vandreisen, Jagden, wozu er vom König ge-

helen war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermajor das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontrolleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König speist. So wie der König abgewiseit hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre, rare Sachen eben so gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gut herzig sind, freuen sich, wenn Andre, die sie schätzen, mitgeressen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Wismen eine Equivoque, der König an Sadert und sagte: „Er verdient es und verdient es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Sadert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Souveränität und sagte: „Bringt es dem Sadert! der verdient es. Es ist auf eine feine Art mit einem Hahn zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Schmach.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

### Rüchigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beflagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Sadert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Beisebere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da versetzt hatte. Sonst trank er sehr wenig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber garke Fische, als Trüben, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genas er sich ein Spiegglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente Alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Sadert war oft dabei zugegen, denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Letztige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und diente sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Haushater sah.

### Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter zur 12000 Dukati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den

Garbes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati.“ Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die 6000 D. bei euch?“

Er antwortete: „Ja!“

„Kommt herein!“

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

### Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tisch und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Garbes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird Einer nach dem Andern vor den König geführt, und Jeder läßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandirenden Vassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozesses halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche: das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte



ihm: „Gib's dem Hund!“ Nachdem er dem König Alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorgimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm, der König durch seinen Kammerdiener eine Kasse von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre damit er zu leben hätte; sein Prozeß sollte bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salscia in der Tasche haben für den Hase.“ So hieß der Hund. „Nein!“ sagte der Priester; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ihrer Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Kassen rechtmäßig erhalten.“

### Hofintrigue und Hosenreiter.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hof und der Prinzessin Jaca, der Sekretäre des Ministers Marchese Sambucca und vielen Andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenträger täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten und die Prinzessin Jaca als Oberhaupt dergleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann arrestirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Alton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, ließ man auch die gemelnen, von Kammerfrauen, ihren Dienersinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Königin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Hosenreiter müßten länger gedrückt werden

als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; laßt die übrigen!“ und gieng zum Billard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschildliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Dukatens jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen Zeit lebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

### Vertrauen.

Haderert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Desters kam Haderert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Haderert hat Alles approbirt, und wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Haderert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind.“

Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

### Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Gaderi nach Belvedere di San Desio. Indem er durch den Corridor gieng, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100 000 Ducati verbrant. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Colicini, den Architect, und Gaderi. Alle Rechnungen sind bezahlt, ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Refus gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdamnten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refus von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal von Caserta abgefertigt. Gaderi wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergieng, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Gaderi kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdamnten Giunta dazwischen kommen, so wird Alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!“ Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen Orden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

### Faktatum.

Der König war so gewohnt, Gaderi bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Gaderi.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oesters sagte Gaderi: „Ew. Majestät haben die Gnade und schiden mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dieß geschah. Oesters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden festig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum

zu sehen, amüßte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Gädert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandirte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Auster aus Taranto zu See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeinlich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alldann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Auster wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in diesen heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst gieng. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Gädert hat die Gesetze von San Leucio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

### Wohlleben.

Gädert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Lammthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Rammertafel war um zwölf Uhr; also wollte Gädert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeinlich zu Gädert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement gieng. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas



Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nicht zu Mittag als etwas kalte Nische. Während daß er die Gallsie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Geht hinunter, ruft mir den Haderl' er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König, er sah Alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“

Haderl' sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihre Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein.“

„Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“

„Gefrühstückt,“ erwiderte Haderl'. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren.“

„Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken, wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Haderl' von denselben Würsten zu geben und von denselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“

Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Haderl' nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatsstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König Alles that und sagte.

### Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Haderl' erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte „Ihr müßt oder Ihr sollt Das thun!“ sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: „Haderl', Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, Dieß oder Jenes zu thun;“ oder gar: „Ich bitte Euch, Das zu thun.“ Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie Einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmac genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung Niemand vergesse, so hat er eine Rote von allen Dingen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Rote gemacht, und alles Dieses geschieht in des Königs Weisheit. Nun folgt erst die Rote der Austheilung. Unverweilt steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl be-

Wurst, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugestellt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Kutscher begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Gaderer, als Kammermaler, und seine Klasse bei Hofe, als die Kammermaler, Kammermeister der Kunst, wie Vasien, mit welchen diese Klasse anhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein, Gaderer hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden auch wenn er mit dem König auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Öfters schickte der König, wenn die Feste früh anfiengen in der Gesandte wilde Schweine, zwei oder drei, die so Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Gaderer das kleinste, weil sie als Protektanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein nebst einem Korb voll Beccafinnen, deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Reapel an seine protektantischen Freunde, viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Anpöhllichkeit Erlaubnis hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs- bis siebenhundert ergriffen wurden, bekam ein Jeder von seiner Klasse einen Fasan. Gaderer aber bekam zwei. Der König sagte: „Nur, was von Gaderers Bekannten nach Caserta kommt, geht bei ihm zu speisen. er muß zu haben.“ Außerdem bekam er rotke Rebhühner, Schnecken, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weise vielen Reid erregte. Im Sommer wenn der König in Belvedere sich aufhielt, war Gaderer in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Reapel einen großen Fisch, Peste Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt aus dem Ionno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer, im Mai hat seiner Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich deliziat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft 7 bis 8 Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert das vorn am Kopf über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Gaderer hatte eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Höhe. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Koch lassen sollte, und sagte: Das ist für uns; hernach ein großes Stük für die Königin, welches sogleich des Abends in der Küche, mit Schenkel bedeckt, zubereitet wurde, hernach ein Stük für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stük; dann für Don Philippo Gaderer und für den Architekt Collicini. Jeder wurde er



eine silberne Schüssel gelagt und einem Jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Sadert oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich bestellt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt wie das Fleisch mortifizirt sein. Er wird gemeinlich bloß auf dem Rost in dünnen Etüden gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonen aromatisirt. Sadert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom König; im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See ergibt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tunnus sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde vom Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Sadert eine Unternehmung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Lasterbissen ist, den man essen kann.

### Kuchlliste.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Sadert: „Morgen früh um zehn werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreiblokets treffen!“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnt, stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein Jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Sadert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann, sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Sadert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein, wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der R. war sehr bestürzt und schickte zu Sadert auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, da ist Joseph, Euer Kutsher“ — der König konnte genau alle seine Leute —, „geht hin, er hat Euch genau was zu sagen.“ Der Kutsher brachte die Nachricht, die Sadert mündel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieser: „Was will der Joseph von Euch haben?“ Sadert mußte dem König Alles sagen. Zugleich sagte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen, was er

kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben?" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisiert?" Haderl sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts Anderes als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken, denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

### Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne und freut sich, wenn Andere es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanenjagd, wo er Haderl eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Fasane in Reih' und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein Jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!" Er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Lauffer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Haderl den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis ziehet das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Haderl gieng des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" — „Außerordentlich gut!" erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Seht Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!" Der König hatte sehr gute französische Köche: die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Haderl gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

In Caserta hatte Haderl keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Sandreisen, Jagden, wozu er vom König ge-

boten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staats Tafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontrolleur, der auf dem Lande der ganzen Wirtschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staats Tafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre, rare Sachen eben so gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gützig sind, freuen sich, wenn Andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Pöhmern eine Schüssel, der König an Sadert und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Sadert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut und sagte: „Bringt es dem Sadert! der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

### Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, bellagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Sadert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da versertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber garke Fische, als Trüben, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoss er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente Alle gern und ohne Höflichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Sadert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Uebrige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Andern als ein guter Hausvater sah.

### Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für 12000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei der

Garbes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati.“ Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die 6000 D. bei euch?“

Er antwortete: „Ja!“

„Kommt herein!“

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

### Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tisch und erwidert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Garbes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird Einer nach dem Andern vor den König geführt, und Jeder läßt zuerst mit Aniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozesses halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche: das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte

ihm: „Geld dem Hund!“ Nachdem er dem König Alles gesagt und seine Handschrift überreicht hatte, befohl ihm dieser, in die Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm, der König durch seinen Kammerdiener eine Kiste von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte, sein Prozeß sollte bald gerichtet sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salvo in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein!“ sagte der Priester, „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ihrer Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Rehen rechtmäßig erhalten.“

### Hofintrigue und Hofaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hof und der Prinzessin Jaci, der Sekretäre des Ministers Marchese Sambucca und vielen Andern, die darin verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenträger täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbannten in Caserta den Schlüssel hatten und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt dergleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Vigne vorbeigefahren war, bei einer Taberne, wo er gewöhnlich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Eile durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann арrestirt. Der Obrißlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister A. t. o. n. um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dirnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintrigen und dergleichen Sachen darin fanden, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Hofaneneier müßten länger gebüßet werden



als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; laßt die übrigen!“ und gieng zum Billard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschildliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Dufaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen Zeit lebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

### Vertrauen.

Haderert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Desters kam Haderert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Haderert hat Alles approbirt, und wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugelegt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Haderert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind.“



„Ohe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

### Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Sadert nach Belvedere di San Rocco. Indem er durch den Korridor gieng, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Gutes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100 000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gelaufen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Colicini, den Architect, und Sadert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Refus gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdamnten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refus von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal von Caserta abgefertigt. Sadert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergieng, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Sadert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdamnten Giunten dazwischen kommen, so wird Alles verderben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!“ Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen Jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

### Faktotum.

Der König war so gewohnt, Sadert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Sadert.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht Wunde hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oesters sagte Sadert: „Ew. Majestät haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dieß geschah. Oesters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum

Beispiel der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen mußte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmugte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrisst. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dergleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man Dieses und Jenes fragen oder haben wollte.

### Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, Alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahre 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andere mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Spofini, durch Jenkins, der ein Händler war und Vieles hatte restauriren lassen, im Befehl des Raths Reiffenstein und der Angelika Rauffmann geschätzt, damit Alles unparteiisch zugehe. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es

dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Gädert können die schlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich an Beide. Venuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Gädert ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum dritten Mal schrieb Gädert, daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde. Wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marschese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rathe vorlegte, so antwortete er: „Schickt gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde, denn mit Gädert richten wir nichts aus. Was er einmal gelagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Gädert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo er Vicekönig war, zurückgekommen. Gädert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungerecht war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Prozeß mit dem Könige, wegen der Statue des Caligula, die bei Maturand am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie Beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von seiner Statue; täglich wurden in den Cavi Farnesiani, in der Villa Madama unter Schutz und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

### Gemälderestauration.

Gädert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem Könige. Als Gädert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälderestaurator nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die

Pieta von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Karthäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens ein Mal die Woche zu Haderl und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

### Karthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befaßl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Karthäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Haderl zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Karthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Karthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Haderl beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Karthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer.

Haderl klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Karthäuser aufgebracht; Haderl sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd ge-



macht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Kommission erstattete war angenehm. Gaderer sagte: „Ich habe zum ersten Mal das Gemälde der Karthäuser von Ribera heute im Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Gaderer erwiderte sogleich: „Um Vergebung, Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effekt, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät, daß ich kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt, er hat die Verkürzung des Zeichens Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist.hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein Jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Karthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Karthäuser sozusagen eine eigene Galerie von außerordentlichen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig. Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen andern Schritt thun lassen.“ Als Gaderer dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt. Die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Anders gegeben, den Karthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrug. Der Prior, aus Freude, sein Altarbild wieder zu haben, verehrte den Fußboden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Gaderer im Fagnuolo nach Neapel kam. Die Väter gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andrea und Ignazio Andrea, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Kavaliere und Stiefhader der Kunst eingeladen waren, dazu der Vater Prior, nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Zahl von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Ort gestellt, unter vielen Viva u. d. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Gaderer ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Vizekonsul Don Giovanni Alcega zu besuchen ließen. Gaderer, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Heile anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Vater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Karthäuser und Sie, Vater Prior, besuche,

so geben Sie mir eine Bagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Karthäuser haben das beste, feinste und wohlgebacknes Brod.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Sadert sahen, mußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit Alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethen bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht: der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati.

Sadert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Karthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für Einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

### Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Sadert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften, zu kopiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursach des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie stechen zu lassen. Deshwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Sadert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin Allen die Erlaubniß zum Kopiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Sadert hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Sadert berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Sadert nicht, daß sie Alle giengen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf gieng Sadert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und stellte Seiner Majestät die Sache



deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Gew. Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgewiesen, um Gew. Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopieen ernähren. Diese Menschen sind in Noth, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Gew. Majestät sind Abol von der Beschaffenheit der ganzen Sache berührt. Auch daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre und wenn Gew. Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet. L'Albano Morggen ist noch weit zurück mit der letzten. Welcher Postulater kann solche Mühe unternehmen, wozu so viele Tausende Staatsgelder? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur herkölich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stehlen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopieen in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst zu machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brod zu nehmen und die jungen ansehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Gew. Majestät sehen selbst ein, daß sich der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein Jeder das Recht haben muß, zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Gew. Majestät als Souverän können es verbieten, ich finde es höchst unbillig und ungerecht. Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, dem Kam. für's Erste durch ein Bildet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Erbet mich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt!“ Marchese di Marco war ein Woolsat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er Alles deutlich verstanden hatte, sagte er, er habe von Dem allen nichts gewußt. Don Ciccio Danielle, der viel Präension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Hader erwiderte: „Wenn Gew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen Alles schriftlich geben. Er fand nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam

der königliche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und kopiren könne.

### Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedes Mal und ist schändlich betrogen. Sadert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Partikulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnssucht verleitete ihn doch, öfters Denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen; welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit ein Mal über den Haufen.

### Papiermühle.

Philipp und Georg Sadert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle einrichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen; denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bankpolizza von 1200 Dukat anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Sandlarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Sadert ihn öfters sah und wöchentlich wenigstens ein Mal bei ihm weilte, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Sadert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wohn

der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gesechte kam der König unversehrt zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp Alles gesehen hatte, gieng er ins Studium zu Georg, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, Alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte? Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen.“

„Was!“ sagte der König; „von des Stefano Merola Papier?“

„Ja, Ew. Majestät!“

„Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen laßt? denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“

Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war Alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das Heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S — —“. Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht gerathen.“ Dieser antwortete: „Ew. Excellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und bat, sogleich einige Rieß zu seinen See- und Landarten kommen zu lassen, die in seine Sekretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamroth, und Alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser werde.

### Fortsetzung.

Ungeachtet der Protektion des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Chikanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Sadert gieng öfters selbst mit ihm, wenn er den

König sprach. Er war ein rechtschaffener Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Napolitaner, der auch so Napolitanisch sprach. Alle Drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, mußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: Was denken Sie, das Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehr. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu Dem, was er mit seiner Papiermühle, Aderbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Hackert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stieffohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Kapitäns gewesen, im adeligen Kadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Kadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen Kadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Sekretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu Niemand Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit Allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die Kammeristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handfuß, auch ihre Männer.

### Erste Kupferdrude.

Als Hackert dem König die ersten zwei Drude brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wißt und habt gesehen, daß jedes Mal, wenn Ihr mir etwas gebracht habt, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich Euch meine Freude nicht

genug beschreiben über die besten Kupfer; dann sie sind von Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch Papier gedruckt. (Er gieng sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio! Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Del Grado und das andere von Vincenzo Maja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Gadert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn Alles gut und glücklich von Statten gieng.

### Wegebau.

Der König, wenn er Jemand wohl will und die Idee eines vortrefflichen Mannes von ihm hat, setzt Einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Gadert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern saßen und sprachen. Da der König Gadert ins erste Zimmer hereintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Gadert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Schre, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Gadert sagte: „Ew. Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich löstbar sein. Nur den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig.“ Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren!“ Gadert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er weggien, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Gadert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und sprechen mit mir! wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departement gehörte, so war er sehr dabei interessiert, denn es waren Refurte gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daraus sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Gadert erwiderte:



„Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ „Rein!“ sagte Jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von Neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

### Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Hader ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Benuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Lauffer vom König hereintrat, Hader sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Benuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt.“ Hader sagte: „Ein Jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem Jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle Drei mich diesen Morgen verlangen; so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hader nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er gieng also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ Hader sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres, als Inspector, soll auch mit dabei sein.“ — Hader schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache fürs Erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Hader freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hader lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Rein!“ sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Hader bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er Alles thun, was in



seinen Kräften stünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Cranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut; dem König gefiel es, und Cranti bekam die Pension, vier Jahr in Rom zu studiren.

Wie Hädert zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santafila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Commissionen gegeben, die Hädert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hädert: „Ihr geht morgen mit Santafila nach Caserta. Ihr kennt die Riste, worin die Kupfer sind. Sucht nach Eurem Geschmac die besten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Rabinet, wo Borelli schläft, wißt Ihr, ist ein kleiner Schrant, in dem Schrant werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santafila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Hädert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; laßt ihn nicht aus Euren Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein.“ Hädert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santafila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bei dem Kupferaussuchen. Also vor den Aufstoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santafila alle Ehre.

Der König setzte Hädert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half Alles nichts: denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

### Zeichenstunden.

Hädert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen, als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheirathet wurde, sich

befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs, und andern Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen Alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Theresie, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzess Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstfachen: welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt; denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischlein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Prinzessin Marie Theresie Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffre der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Art Hackert davon, erhielt

ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die meiste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Aufmerksamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Gaderer jedes Mal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Dällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speisete, war aber zu Tische zugegen, als wohl einen gestorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das mit Fleiß so eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gesehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Gaderer, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Gaderer die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Vercano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhängen und den zärtlichsten Dankesbrief an seine Kinder schrieb.

#### Direktorstelle.

Da Donato, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantinordens gemacht hatte, mit einer kleinen Kommanderie von 400 Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erbißte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich Viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des Direktors Donato Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Gaderers Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und mietete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktorstelle bei der Akademie. Es wurde mit Gaderer davon gesprochen; er antwortete,

so geben Sie mir eine Dagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Karthäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brod.) Dieses geschah. So oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Gaderl sahen, mußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit Alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granate hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethen bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht: der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Durati.

Gaderl hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Gasten- speise bei den Karthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch, besonders in Neapel, wo ein Ueberschuß von raren und seltlichen Fischen ist. Allen diese Speisen, so lecker sie sind, werden für Einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

### Malerbeschwerden.

Eines Nachmittags kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Gaderl nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften, zu kopiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursach des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie leeren zu lassen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Gaderl wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernherhin Allen die Erlaubniß zum Kopiren gäbe, so wünte man anderswo die Bilder stehen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Gaderl hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, denselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Gaderl berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Gaderl nicht, daß sie Alle giengen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgedrückt werden. Einige Tage darauf gieng Gaderl des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und stellte Seiner Majestät die Sache



drücklich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Erblisch sagte er zu ihm: Ew. Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopieren ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majestät sind Abel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Vorporati hat an Einer Platte über zwei Jahre gearbeitet. Wilhelm Korgghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Partikulier kann solche Masse unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stehlen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopieen in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Ew. Majestät sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört wo ein Jeder das Recht haben muß, zu studiren, nie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Majestät als Souverän können es verbieten, ich finde es höchst undillich und ungerecht. Der König sagte „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Kam. für's Erste durch ein Bistet wissen zu lassen, daß er allen Ministern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erkläre ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt!“ Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er Alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von Dem allen nichts gewußt, Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkennntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Sadert erwiderte: Wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen Alles schriftlich geben. Er fand nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam

als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gegessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; laßt die übrigen!“ und gieng zum Billard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschidliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher dekretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Dukaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen Zeit Lebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

### Vertrauen.

Hackert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Desters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat Alles approbirt, und wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind.“



„Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

### Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Haderik nach Belvedere di San Desio. Indem er durch den Korridor gieng, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100 000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Colicini, den Architect, und Haderik. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Refurs gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdamnten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refurs von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal von Caserta abgefertigt. Haderik wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Haderik kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruss von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdamnten Guinter dazwischen kommen, so wird Alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!“ Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen Jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

### Galatrum.

Der König war so gewohnt, Haderik bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Haderik.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oesterich sagte Haderik: „Gew. Was, es hat die Gnade und schiden mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dieß geschah. Oesterich hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. 3

Beispiel der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Kaiser darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caperta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caperta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschwerte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrisst. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Kame zum zweiten Mal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dergleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man Dieses und Jenes fragen oder haben wollte.

### Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, Alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahre 1787, als er mit dem Ritter Benuti umgeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Benuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Benuti und Hackert förmlich mit Kabinettsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andere mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Spollini, durch Jenzias, der ein Händler war und Vieles hatte restauriren lassen, im Beisein des Raths Reiffenstein und der Angelika Kauffmann geschätzt, damit Alles unparteiisch zugehe. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Benuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es

dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Benuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich an Beide. Benuti war gleich bereit, ihn anzuführen, Hackert ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum dritten Mal schrieb Hackert, daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebt, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde. Wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marsche Caraccioli, der Minister von Capo Reale war, dieses dem Könige im Rath vortrug, so antwortete er: „Schick gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo er Viceskönig war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erklärte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungerathen war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Prozeß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Mithras am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da glengen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie Beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von seiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani in der Villa Medama unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren aber neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

#### Gemälderestauration.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andrea als den berühmtesten und besten Gemälderestauteur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo d'Orlando wählte: 1) die Danae von Tizian, 2) ?



Bild von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fugte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthusiern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens ein Mal die Woche zu Sadert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein wurden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt auslegte.

### Carthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befohl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthusiern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schates und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Major-domo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Sadert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Vater Prior von der Carthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr besorgt, daß die Carthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Sadert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König auflegen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprochen ihm, daß die Carthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Schuld bedürfte es denn die Sache war etwas schwer.

Sadert kloppte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Carthäuser aufgebracht; Sadert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd ge-

macht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Kommission erstattete, war angenehm. Sadert sagte: „Ich habe zum ersten Mal das Gemälde der Karthäuser von Ribera heute im Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Sadert erwiderte sogleich: „Um Vergebung, Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effekt, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät, das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt; er hat die Verkürzung des Reichthums Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein Jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Karthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Karthause sozusagen eine eigene Galerie von außerlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig: Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen.“ Als Sadert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt. Die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Karthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Kustoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Sadert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignatius Andres, sein Sohn, Marchese Bivenzio, viele andere Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Vater Prior, nebst drei Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il R. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Sadert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. Sadert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Vater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war und sagte: „So oft ich die Karthause und Sie, P.

lann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht an'sirt!" Gaddert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts Anderes als gutes Kindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken, denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst lann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." Der Koch hatte indeß noch etwas aufgetrieben und bereitet ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptzutat war.

### Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne und freut sich, wenn Andere es mitgenießen. Einst auf einer großen Hasenjagd, wo er Gaddert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Hasen in Reich und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger, während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein Jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Hasenbahu auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!" Er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Lauffer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Gaddert den dritten, mit dem Beding, daß man den Hasen allein kochte, legte bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Erbsen und Hasen zusammen kochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Hasens an sich und bekommt einen vortreflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Gaddert gieng des Abends, wie öfters, zum Villard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Hasen geschmeckt?" — „Außerordentlich gut!" erwiderte er. Der König sagte: „Wein war auch sehr gut. Seht Ihr, daß ich auch weis, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!" Der König hatte sehr gute französische Köche die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Gaddert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

In Caserta hatte Gaddert keine Tafel vom Hof, noch in Vortici; aber auf allen seinen Wandreisen, Jagden, wozu er vom König ge-



besen war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Vieh nennt man am Hof die Staatsstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontrolleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatsstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre, rare Sachen eben so gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gützig sind, freuen sich, wenn Andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Sadert und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Sadert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerbrant und sagte: „Bringt es dem Sadert! der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Hasen zubereitet. Die Italiener essen es auch höchlich, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

### Wäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinken war er gar nicht. Sadert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da versetzt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber garke Fische, als Trüben, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente Alle gern und ohne Höflichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Sadert war oft dabei zugegen, denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Uebrige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater sah.

### Zufällige Einkünfte.

In Galerna kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für 12000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei der

Wardet du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Pögel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Güter der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati.“ Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehelicher Mann zu sein. Der König fragte ihn: „Habt Ihr die 6000 D. bei euch?“

Er antwortete: „Ja!“

„Kommt hereln!“

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ In Neapel kann keine gütliche Bezahlung geschehen, als durch die Bankettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für daß die Summe bezahlt habe.

### Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürhüter melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König saß vor einem Tisch und erwiderte kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Wardet du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird Einer nach dem Andern vor den König geführt, und Jeder küßt zuerst mit Kniefängen denselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandirenden Wassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozeßes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsiccia in der Tasche das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte

ihm: „Gebt's dem Hund!“ Nachdem er dem König Alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm, der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Prozeß sollte bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salscia in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein!“ sagte der Priester; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Eurer Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Reffen rechtmäßig erhalten.“

### Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hof und der Prinzessin Jaci, der Sekretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen Andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenvagen täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückgieng, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abgieng und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt beßgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Chino vorbeigefahren war, bei einer Taberne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden

als die Hühnerleiter. Die Klucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man sieht mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Bajanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; laßt die übrigen!“ und gieng zum Billard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boisbette gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwäldches Stillsitzen dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Bajaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alldenn die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Domènico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Ducaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen Brillebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

### Vertrauen.

Sadert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Ehesters kam Sadert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Sadert hat Alles approbirt, und wie Ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt Ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Sadert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie er...“ — und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind.

„Sie ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

### Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Gaderer nach Belvedere di San Seorio. Indem er durch den Korridor gieng, hörte er den König sehr laut lachen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Gutes gesagt hatte über sein und der ganzen Junta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist klug seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Colicini, den Architect, und Gaderer. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Return gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten abgegangen. Mit Eurer verdamnten Junta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Return von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal von Caserta abgefertigt. Gaderer wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergieng, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie Gaderer kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruss von der Junta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdamnten Juntas dazwischen kommen, so wird Alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!“ Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen Jeden, wozu er tüchtig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch die Autorität gibt.

### Fallotum.

Der König war so gewohnt, Gaderer bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Gaderer!“ Wenn was zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gesagt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geht gewöhnlich. Dexters sagte Gaderer: „Ew. Majestät haben die Sache und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie wieder sein.“ Dieß geschah. Dexters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum



Beispiel der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen mußte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschwerte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrisst. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dergleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man Dieses und Jenes fragen oder haben wollte.

### Garnes'sche Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, Alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Beratungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König herrscht. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahre 1787, als er mit dem Ritter Benuti hingerichtet war, die Garnes'schen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien, diese wunte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Benuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Benuti und Hackert förmlich mit Kabinettsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Garnes, eine Venus und viele andere mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Spofini, durch Zenkins, der ein Händler war und Vieles hatte restauriren lassen, im Befehl des Raths Reiffenstein und der Angelika Kauffmann geschätzt, damit Alles unparteiisch zugienge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Benuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es



dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er „Benuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich an Beide. Benuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Reiz es erregen müsse, daß zwei Fremde ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommission hatten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weiterlauffend geschrieben. Zum dritten Mal schrieb Hackert, daß Seine Majestät 976 wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde. Wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rathe vorlegte, so antwortete er: „Schickt gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er, er ist ein Preuße, und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben, denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo er Botschafter war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihn bestehen können, da sie so ungerecht war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Prozeß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnae am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da glengen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie Beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von seiner Statue, täglich wurden in den Ort Farneskan in der Villa Madama unter Schutz und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

### Gemälderestauration.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälderestauteur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Capri unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte antrief: 1) die Danae von Tyrian, 2) die

Nicht von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schiavone; 4) die Madonna del Catto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fugte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthusiern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmieder ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens ein Mal die Woche zu Gaderi und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

### Karthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befaßl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthusiern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquen, wiederzugeben, so schickte doch der Major domo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Gaderi zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Vater Prior von der Karthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Karthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Gaderi beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Karthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es denn die Sache war etwas schwer.

Gaderi klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Karthäuser aufgebracht; Gaderi sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd ge-

wacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Gadert sagte: „Ich habe zum ersten Mal das Gemälde der Kathädras von Siders heute im Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Gadert erwiderte sofort: „Um Vergebung, Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät, daß ich kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Siders für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt, er hat die Beschreibung des Reichthums Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist.hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein Jener seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Kathädras ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Kathädras sonstigen eine eigene Galerie von außerordentlichen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sofort: „Ihr habt mich völlig überzeugt. Eure Gründe sind richtig. Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich nur leicht einen andern Schritt thun lassen.“ Als Gadert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Camerlotti, daß er es im nächsten Rath vorträgt. Die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Kathädras ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König ordnete dem Wächter die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betragen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, vertheilte den Resten von Capo di Monte 10 Unzen in Gold. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Gadert im Begnad nach Rom kam. Die Padres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazio Andres, sein Sohn, Marchese Dionigio, viele andere Künstler und Mitglieder der Kunst eingeladen waren, dazu der Vater war, nebst drei Professoren des Ordens, so daß es eine Tafel von zwölf Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Mahl wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva u. d. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Gadert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Consulaten Don Giovanni Riccardi zum Dank ließen. Gadert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Geiz gemacht, von keinem Menschen, er sei, was er wolle, in Königs Dienst nicht eine Brise anzunehmen, welches in allen eine sehr geringe Sache ist. Der Vater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Kathädras und Sie, Vater Prior, besuche,

kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben?" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht abisirt?" Sadert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts Anderes als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken, denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitet ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

### Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne und freut sich, wenn Andere es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanenjagd, wo er Sadert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Fasane in Reih' und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein Jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!" Er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Lauffer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Sadert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis ziehet das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Sadert gieng des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" — „Außerordentlich gut!" erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Seht Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!" Der König hatte sehr gute französische Köche: die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Sadert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war, als der neapolitanische.

In Caserta hatte Sadert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Vandreisen, Jagden, wozu er vom König ge-



beten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontroleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre, rare Sachen eben so gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gut-herzig sind, freuen sich, wenn Andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Haderl und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Haderl verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauertraut und sagte: „Bringt es dem Haderl! der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

### Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Haderl hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da versertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spigglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente Alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Haderl war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Uebrige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

### Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für 12000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den

Garde du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati.“ Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die 6000 D. bei euch?“

Er antwortete: „Ja!“

„Kommt herein!“

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

### Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tisch und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Garde du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird Einer nach dem Andern vor den König geführt, und Jeder küßt zuerst mit Aniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozesses halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche: das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte



ihm: „Geh! dem Hund!“ Nachdem er dem König Alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm, der König durch seinen Kammerdiener eine Kasse von hundert Ungen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre damit er zu leben hätte, sein Prozeß sollte bald gerndigt sein. Zuulich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salmea in der Tasche haben für den Vassa.“ So hieß der Hund. „Rein!“ sagte der Priester; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ihres Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Kessen rechtmäßig erhalten.“

### Hofintrigue und Gesandener.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hof und der Prinzessin Jaci, der Sekretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen Andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küstenvogel täglich von Gaferta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Gaferta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Gaferta den Schlüssel hatten und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt dergleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Ghino vorbeigefahren war, bei einer Taberne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Eolernität durch einen Dragonerobristleutnant und pranzig Mann arretirt. Der Obrißleutnant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Gaferta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Gaferta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Anton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, ließ man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Teneunnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebestatruen und dergleichen Sachen darin fanden, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in der Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Gesandener müßten länger gedrückt werden

als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; laßt die übrigen!“ und gieng zum Billard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschildliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Dukatens jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen Zeit lebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

### Vertrauen.

Haderert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Dester's kam Haderert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Haderert hat Alles approbirt, und wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Haderert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind.“

„Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

### Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Haderik nach Belvedere di San Desio. Indem er durch den Korridor gieng, hörte er den König sehr laut sprechen und schellen. Es war mit dem Fiscal von Calerta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Gutes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100 000 Ducatt verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicial, den Architect, und Haderik. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Refurs gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdamnten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refurs von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiscal von Calerta abgefertigt. Haderik wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergieng, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Haderik kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Calerta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdamnten Giunten dazwischen kommen, so wird Alles verderben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!“ Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen Jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

### Faktotum.

Der König war so gewohnt, Haderik bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Haderik!“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht Bante hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oesters sagte Haderik: „Eu. Majestät haben die Gnade und schiden mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dieß geschah. Oesters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum

Beispiel der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen mußte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfriszt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es dergleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man Dieses und Jenes fragen oder haben wollte.

### Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, Alles durchzusehen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahre 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Rabinetsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andere mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Spofini, durch Zentius, der ein Händler war und Vieles hatte restauriren lassen, im Beisein des Raths Reiffenstein und der Angelika Rauffmann geschätzt, damit Alles unparteiisch zugehe. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es



dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Benuti und Gaddert können die schlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich an Beide. Benuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Gaddert ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse das zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuze, die wichtige Kommission hatten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum dritten Mal schrieb Gaddert, daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebt, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde. Wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so müßten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marschese Caraccioli, der Minister von Capo Reale war, dieses dem Könige im Rathe vorlegte, so antwortete er: „Schick gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde, denn mit Gaddert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er, er ist ein Preuze; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Gaddert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo er Vizekönig war, zurückgekommen. Gaddert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erklärte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr beharren können, da sie so ungerathen war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Prozeß mit dem Könige, wegen der Statue des Caligula, die bei Mithras am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da giengen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie Beide gewesen wären, wenn sie von des Könige Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von seiner Statue, täglich wurden in den Cotti Farnesiani, in der Villa Madama unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht eifrig handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren aber neunhundert Statuen und Köpfe, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

### Gemälderestitution.

Gaddert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem Könige. Als Gaddert den Andres als den berühmtesten und besten Gemäldere restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte antrief: 1) die Danae von Tizian, 2) die

Pieta von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Karthäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmieder ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens ein Mal die Woche zu Haderl und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

### Karthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Karthäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schazes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Haderl zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Karthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Karthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Haderl beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Karthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer.

Haderl klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Karthäuser aufgebracht; Haderl sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd ge-



macht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Gaderl sagte: „Ich habe zum ersten Mal das Gemälde der Karkhäuser von Ribera heute im Capu di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Gaderl erwiderte sogleich: „Um Vergebung, Em. Majestät, es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Em. Majestät, das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Thron des Kaisers und die Kapelle gemalt, er hat die Verkörperung des Leibes Christi in den Punkt der Vertheilung gelegt, daß es richtig den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein Jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Karkhäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Karkhäuser sozusagen eine eigene Galerie von außerordentlichen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Em. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig. Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen andern Schritt thun lassen.“ Als Gaderl dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Geht es dem Künstler Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt. Die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Karkhäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, berechnete den Kustoden von Capu di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Gaderl im November nach Neapel kam. Die Pater gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignatius Andres, sein Sohn, Marchese Vincenzo, viele andere Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Vater Prior, nebst drei Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Zahl von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva u. d. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Gaderl ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccard bitten ließen. Gaderl, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, im Königs Dienst nicht eine Belohnung anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Vater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Karkhäuser und Sie, Vater Prior, besuche,

so geben Sie mir eine Bagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Rathhäuser haben das beste, feinste und wohlgebacknes Brod.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Haderl sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit Alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiete bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht: der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati.

Haderl hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Rathhäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für Einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

### Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Haderl nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften, zu copiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursach des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie flecken zu lassen. Deshwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Haderl wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin Allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder flecken. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Haderl hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Haderl berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Haderl nicht, daß sie Alle giengen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf gieng Haderl des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und stellte Seiner Majestät die Sache

drücklich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew. Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopieren ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majestät sind selbst von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Dichte und wenn Ew. Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Vorrath hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet, Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Partikulier kann solche Masse unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capri di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopieren in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Ew. Majestät sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört wo ein Jeder das Recht haben muß, zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Majestät als Souverän können es verbieten, ich finde es höchst undilig und ungerecht. Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Rath fürs Erste durch ein Willket wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Geht gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt!“ Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er Alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von Dem allen nichts gewußt, Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntnis machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Godeert erwiderte: Wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen Alles schriftlich geben. Er fand nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam

der königliche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und kopiren könne.

### Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedes Mal und ist schändlich betrogen. Sadert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Partikulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters Denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen; welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit ein Mal über den Haufen.

### Papiermühle.

Philipp und Georg Sadert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle einrichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen; denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bankpolizza von 1200 Dukat anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Sadert ihn öfters sah und wöchentlich wenigstens ein Mal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Sadert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei

der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gesechte kam der König unversehrt zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp Alles gesehen hatte, gieng er ins Studium zu Georg, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, Alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte? Die Antwort war sehr kurz: „In unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen.“

„Was!“ sagte der König; „von des Stefano Merola Papier?“

„Ja, Em. Majestät!“

„Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen laßt? denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts laugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“

Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Rauten.“ Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen, es war Alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das Heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S — —“. Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Preis in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht gerathen.“ Dieser antwortete: „Em. Excellenz, es ist gut und wir lassen darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und hat, sogleich einige Ritz zu seinen See- und Landarten kommen zu lassen, die in seine Schatzkammer gebracht werden mußten. Aldann machte er damit den Carcani schamroth, und Alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, daß in der Folge immer besser werde.

### Fortsetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Chikanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Gader gieng öfters selbst mit ihm, wenn er den

König sprach. Er war ein rechtschaffener Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Napolitaner, der auch so Napolitanisch sprach. Alle Drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völli- gem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, mußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Sadert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: Was denken Sie, daß Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu Dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Sadert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Sadert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Kapitäns gewesen, im adeligen Adettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Adetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Sadert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen Adettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Sekretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu Niemand Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit Allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die Kammeristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

### Erste Kupferdrude.

Als Sadert dem König die ersten zwei Drude brachte, die Georgi Schüler gestochen hatten und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wißt und habt gesehen, daß jedes Mal, wenn Ihr mir etwas gebracht habt, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich Euch meine Freude nicht



genug beschreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von Napolitanern gestochen und auf napolitanisch Papier gedruckt. (Er gieng sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euer Bruder Don Georgio! Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gut Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado und das andere von Vincenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Sadert in Dienst genommen hatte, so schätzte er sich sehr geschmeichelt, wenn Alles gut und glücklich von Stattem gieng.

### Begeben.

Der König, wenn er Jemand wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt Sinen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Sadert sehr oft. Eines Morgens in Galeria kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern saßen und sprachen. Da der König Sadert und erste Zimmer hereintrat, so winkte er und schrie ganz laut weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Sadert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Sadert sagte: „Ew. Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortreflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Ueberall habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Kommission. Dem Anschein nach sind sie vortreflich, und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Bächen und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar sein. Nur den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen, hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig.“ Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Laßt immer fortfahren!“ Sadert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er weggien, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Sadert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir! wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Begeben zu seinem Departement gehörte, so war er sehr dabei interessiert, denn es waren Reforste gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daraus sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Sadert erwiderte:

„Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ „Nein!“ sagte Jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von Neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

### Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Haderl ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Sekretarie zu ihm kommen. Der Ritter Benuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Lauffer vom König hereintrat, Haderl sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Benuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt.“ Haderl sagte: „Ein Jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem Jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle Drei mich diesen Morgen verlangen; so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Haderl nicht mehr an. Sein erster Sekretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er gieng also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ Haderl sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres, als Inspektor, soll auch mit dabei sein.“ — Haderl schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache fürs Erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Haderl freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Haderl lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Nein!“ sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Haderl bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er Alles thun, was in

seinen Kräften flünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Granti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut; dem König gefiel es, und Granti bekam die Pension, vier Jahr in Rom zu studiren.

Wie Sadert zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santafila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Kommissionen gegeben, die Sadert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Sadert: „Ihr geht morgen mit Santafila nach Caserta. Ihr kennt die Riste, worin die Kupfer sind. Sucht nach Eurem Geschmac die besten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Rabinet, wo Borelli schläft, wißt Ihr, ist ein kleiner Schrant, in dem Schrant werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santafila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Sadert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; laßt ihn nicht aus Euren Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein.“ Sadert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santafila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bei dem Kupferaussuchen. Also vor den Aufstoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santafila alle Ehre.

Der König setzte Sadert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half Alles nichts: denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

### Zeichentunden.

Sadert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivenzio, die zwei Richten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen, als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Wechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheirathet wurde, sich

bestand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hader beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hader erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs, und andern Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen Alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hader annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Theres, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzess Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hader sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen: welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt; denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Prinzessin Marie Theres Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffre der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hader davon, erhielt

ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die meiste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von Denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und Diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte; so wurde Haderl jedes Mal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber zu Tische zugegen, aß wohl einen gefrorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das mit Fleiß so eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Haderl, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Haderl die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhieng und den zärtlichsten Dankesbrief an seine Kinder schrieb.

### Direktorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Konstantinordens gemacht hatte, mit einer kleinen Kommanderie von 400 Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erhigte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich Viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des Direktors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents als andrer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Haderls Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und mietete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktorstelle bei der Akademie. Es wurde mit Haderl davon gesprochen; er antwortete,

daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Haderl wurde nicht weiter gefragt; also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Ciccio vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel Jedermann mit seinen elenden Sonnetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satire viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stüde Land, welches ihm sein Vater als Fideikommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Sekretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Direktor der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Haderl beschäftigte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Haderl und sprach mit ihm über die Sache. Haderl erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Direktor 200 Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen 400 Ducati, zusammen also 600 Ducati. Haderl stellte dem Tischbein vor, daß, wenn ihn der König zum Direktor machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlore, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährliche Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Direktor mit so Wenigem bestehen kann?“ Haderl erwiderte ihm: „Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom König geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Direktorstelle der Akademie annehmen.“ Haderl sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn 1000 Rthlr. in Berlin



sind so gut als 1600 Ducati in Neapel.“ Endlich vernichtete Daniele das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Konkurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches Jeder allein für sich zu machen hatte, wer es am Besten machte sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Konkurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl komponirt, wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Daniele und sein Minister Marchese di Marco, Beide verstanden nichts von der Malerei. Daniele wollte seinen Monti zum Direktor haben, die Königin den Tischbein, also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that, es angefangen zu haben. Endlich machte Daniele den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie Beide Direktoren wurden, daß der König die 600 Ducati, die Bomito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Direktor 300 Ducati erhalte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit enttäuscht hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Direktor, Jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miete für sein Quartier, nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den achten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten und einige Wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Konradin war gut kolorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders etruscher Palen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

### Enkaustik.

Da der Rath Kriffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'encastique, sowohl auf seine Pappentafel, als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Kanolage, die er machen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der viel Mal in sein Studium kam, wollte das Wachs einbrennen selbst mit ansehen und sagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Hackert vermutete, daß es, wie gewöhnlich gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren schon die Bedienten auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich unterdessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich

sagte: „Ihr müßet mir mein Bad in Delvedere enlaustisch malen lassen!“ welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art Malerei und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite; daß man erst siehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. Hackert gestand es ein. „Aber,“ sagte er: „man tappt bei der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculaneum gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeinlich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz, es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enlaustisch verfertigen könnte. Ueberdem so ist er der Meinung, daß ein Delgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein enlaustisches Gemälde auf Holz oder Seinswand. Eines und Anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauer, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas Weniges dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß Alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Decorationsmalerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bei dem Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen, denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab und reibet es mit einem wollenen Lappen über, wie man einen gebohten Tisch abreibt, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insekten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkriegen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Muripigment, der aber in Weimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinkt. Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enlaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren; denn da nach großen Frösten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so

Wante es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach, so ist sie gegen die Leinwandmalerei theuer. Da bei der Dekorazion viele Mode herrschet und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leinwandmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet und man nach der Mode ohne Stimmer belästigt veränderen kann.

### Studiengedäude.

Der Architect Santarelli hatte einen Plan gemacht, wonach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daseibst aufgestellt werden konnten, die sämtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut bequem und ansehnlich. Nachdem der König hundertlang mit Gaddert und Santarelli Alles untersucht hatte, erhielt Jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 500000 neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß Niemand fehlen konnte und, wenn die Malerzunftfloren, wie gewöhnlich, beim Abtragen des Bergs und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit Allem; Gaddert verlangte jährlich 50000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach, das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit Alles in Ordnung sein.

Der Marschese Beauli jedoch mit seiner Diebstahlsneigung verwarf Alles; denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeklagen hatte, die hermetischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nochher dem Marschese Beauli und Gaddert bewilligte, und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammerflinten machte man die Königin glauben, Gaddert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König sehr, nach und nach, wie gewöhnlich, gewarnt die Königin. Da Gaddert doch merkte, zog er sich mit Ehen aus der Sache und wollte mit Vergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre drauf that Don Cicco Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden Wante. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren 550000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marschese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene Farben während des Projectes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Signatelli. Der Architect Santarelli zog sich aus der Affaire und ließ

Alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Bibenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Haderl zu bereden, es von Neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.“

### Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Parthenope. Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Haderl stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Aussicht der Rhebe von Neapel, von Santa Lucia genommen; den Hafen von Castel a mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta und die päpstlichen Galeeren; eine Rue von Fusia auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Haderl 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

### San Leucio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentirte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leucio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er so bald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst Niemand sehe. Haderl gieng denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht inkommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen, der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta, oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ Haderl erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhänge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet



Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer befehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Kur zu Ende ist." So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war Niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und Gader.

Der König hatte indeffen den Gedanken gefaßt, San Leorio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Beschere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs Neue befestigt und hergestell't werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architect Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Banditelli, sehr stark im Vauen, aber dem unglücklichen Boromini'schen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architect schon Vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Gader in Neapel oftmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack, zu möbliren und ein Zimmer zu verziern, gar sehr. „Es ist kumpel," sagte er, „und schon, und doch ist ein Luxus darunter versteckt." Nun glaubte er im Anfang mit Collicini vergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Gader ganz unversehens nach San Leorio rufen und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Rossi hier, er soll mir einen Plafond malen; Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Gader antwortete: „Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken."

Der König, der in Allem, was ihn persönlich angeht, sehr heurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was ist Eure Meinung?" Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlags vorge stellt. Das Uebrige würde ganz simply verziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagna felice genießen kann. Indessen findet sich vielleicht noch was Besseres, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen, zu denken." Der König sagte: „Besser kann es nicht werden!" Und so wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier," sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — heißt Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Lande bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denkt Ihr hier für den Plafond an

zugeben?" Haderl antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufakturen angelegt werden, so finde ich schicklich, im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und Vergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Rabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt und dienten, bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen, da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbel, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig, von Neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es Haderl enkauistisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also ward Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die *Nina pazza per Amore* von Paisiello zum ersten Mal aufgeführt wurde. Haderl hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht und, ungeachtet Alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliers an den Tafeln sitzen konnten, die Uebrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsoffiziere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Haderl mit einer goldenen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals.“ Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und Vergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100, auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.



### Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architect Colicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft und Wohnungen für Diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in einem Monat tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, oder es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

Gadert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello nebst der darin begriffenen Kirche mit Pflanzarten und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß Alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Gadert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist.“

### Stellen.

Nun kamen selber die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König suchte indeß immer noch fort, sich für die Künste zu interessieren. Im Jahre 1790 wurde Gadert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felude, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Kalabrien und Sicilien zu besuchen und alle malerischen Seebäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahreszeit ungewöhnlich ist, verlor Gadert viele Zeit, indem er an den Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Holzschnitten machte. Er gieng darauf nach Messina, Syrakus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gauleuten der fünf Tage beizuwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der Rhede.

Der Vicekönig, Prinz Caramarico, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr gütig auf, und

überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs Beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin Sadert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den palermitanischen Kavalieren, die Sadert kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vicerönig vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vicerönig den Künstler oft bei Spaziersfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Sekretär des Vicerönigs, führte ihn in alle übrigen Assemlen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Sadert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und gieng mit dem gewöhnlichen Packetboot *Il Tartaro* zurück. Wäre Sadert nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber Alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

### Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so gieng doch Alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwigs XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fieng Alles an zu stocken. Sadert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Kavaliers, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Sadert wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Sadert verlor viele Zeit dabei. Indessen gieng es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltener als sonst. Sadert sah wohl, daß das Ganze schief gieng; aber er durfte sich's nicht merken lassen; denn alle Wohlgefinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. Sadert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, mietete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt

getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Virgine, zu den weißen Benediktinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, sowie auch zu den Ramalbulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Gijazzo, Piedi di Monte, Alisa, Sal Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Kapitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Kurs auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Prozent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen; der Hof würde es so gleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Gädert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten; jenes aber wurde bei angedrohter Konfiskation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Prozent verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg gieng an, von dem Niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazzaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab' und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich Gädert mit seinem Bruder Georg, welche Beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Balustie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazzaroni riefen einander zu: Wir müssen den Francavillischen Palast plündern; denn die Königin hat viele schöne Sachen daselbst. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Rameen, und was sie

sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazzaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazzaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

### Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann; jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazzaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Sadert einen Bettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Kommissarien bei ihm wohnen solle. Sadert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Kommissärs blieben die Nacht da und schliefen gefleidet auf Matratzen; denn Sadert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Kommissärs Alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebenzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Sadert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Sadert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Kommandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und Alles, was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Sadert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Sekretarie. Und so gereichte Dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen

Inbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an der Königs Stelle die neuen Gasse bestrichen sollten, und ihre eigenen Ecken nicht königlich angesehen wurden; denn das besondere Verhältniß, in dem sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich.

### Rettung.

Den General Rey lud Gadert den ersten Tag, weil er noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch eine fröhliche Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie gemeinsame Freunde seien, wurde der General ihr Freund; und wie Gadert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler für die Offiziere zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Brief von der Municipalität, daß Gadert 1200 neapolitanische Dukaten Kontribution bezahlen sollte. Geld war nicht vorhanden; also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Kontribution war diesmal nicht die Rede, doch wurde er nachher durch die erzwungene Kunst auf eine indirekte Weise von derselben befreit.

General Rey zeigte sich sehr freundlich gegen die Künstler und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten, ja, er bot auch ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätzte und beschützte. Hierdurch wurde Gadert in große Verlegenheit gesetzt, denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen würde und daß der König bald wieder in den Besitz der Krone kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, nachdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Doch Ihr kein guter Republikaner, denn es ist mir sehr begreiflich, denn ein Künstler, der jährlich eine hunderttausend Pension verdient, nebst einer schönen Wohnung und hunderttausend Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber Ihr seid ruhige Leute und habt Euch nicht noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Künstler und respektiren Euch als Freunde. Und wie ich Euch persönlich kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber da Ihr Euch, ja ich verlange aus Tringendste, daß Ihr Neapel verlassen und nach Paris geht; denn ich kann Euch vertrauen, daß man Euch nicht angeschlossen hat, Euch als Royalisten arrestiren zu lassen. Ich will wohl Männer und Künstler, wie Ihr seid, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

### Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Munizipalität wohl überlegt und auch vorher schon vom General Rey etwas Aehnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschloßen daher, sich zu entfernen, und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toskana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Haderl: „Wann gehet Ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält; mit dem will ich gehen.“ Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich; denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen Sekretär und gab Jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Kolarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkertern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

### Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns zu Ende, und Haderl mußte bis Livorno über 300 Piafter bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der dänische Generalkonsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und Andere mehr, in Allem 43 Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Raper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Haderl widersetzte sich mit Festigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuze respektirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also da die Raper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Aerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besiz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piafter, welche Haderl mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiffe hatten.

### Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in



der Nacht auf der Rheide dafelbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Raper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantäne deklariert, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Gädert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Risten kam, wollte man sie visitiren, ob auch englische Waaren darin wären. Durch den preussischen Agenten und den General Miollis aber wurde Alles sogleich vermittelt und die Risten ohne Visitation verabsolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und Andere hatten noch einen weilsüftigen Prozeß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Hey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Gädert nach Paris giengen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Raper und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

### Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1808 kaufte Gädert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Gädert hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Rufigarten an, baute das Kornland besser, ließ 9 mauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gutchen in Kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gekört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel, und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und gieng Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1806, noch nicht 50 Jahre alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

### Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Gädert in eßlicher Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1808 vom Schlagfluß befallen, worauf er

noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schiden, ohne im Mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andre, indem sein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und Jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talent's gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomat sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden — eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre reichen kann.

---

## N a c h t r ä g e.

---

### Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographi-

licher Aufsätze, welche ihm der Verwalter in einer früheren und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Gaderer eigener Hand; und freilich war die vorzunehmende und dem Herausgeber zugedachte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast noch mehr als der Rede selbst lösen ungezwungenen Stil, welcher sich auch in einer Druckschrift wunderbar ausnehmen, ja kaum lesbar sein mag. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißliche, sondern zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen, jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entsprechen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaktion entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriss des Lebens- und Kunstganges unseres Gaderer bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reisejournal eines Engländer's, der mit Gaderer Sicilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschieht es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst, erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgibt. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan, als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unseres Freundes auch leicht und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reisejournal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sei, solches zu übersehen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum noch einer andermaligen besonders noch einer ältern Reisebeschreibung sehen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, sehen auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, einsichtigen, sinnreichen, einen edlen und männlichen Kiedeser, einen heitern, mitunter etwas über-eilten Ueberrmann Wydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Vortz, einen treuen und guten, aber etwas weitläufigen Wartels, einen ruhigen und gefassten Wänter, einen unterthänigen und blühenden Stolderg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzoni, den durch sein Aussehen und Alter gleich-

sam abschließenden Houel, ja noch so manche Andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein Jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen, als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit Manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichen gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Aetnaischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; Jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Sadert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit, und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu Allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, sowie im Oekonomischen, Merkantilischen, Technischen erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen Alles, was Faulheit und Tagdieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt

sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Literatur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: *An analytical Essay on the Greek Alphabet*, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst: denn Downton-Castel in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Haders zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

### Charles Gore.

Geboren den 5. Dezember 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Direktor der englischen Faktorei in Hamburg angestellt und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als Beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bankomptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine Kauf-

männliche Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Northshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm Alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Rutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Thro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu verlegen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandirte und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die er-



wünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Somerset, der dalebst anständig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und lebte noch einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahre 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Gaderer, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Kastel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten, welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war.kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Gaderers Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und Jeder wählte sich ein Vorbild aus Gaderers schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichsten italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschloffen, und die Eräume dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore, in Gesellschaft seiner Freunde Gaderer und Knight, die Reise nach Sicilien, wozu er sich Zeit Lebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Gaderer begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Gaderer mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Vortomeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahre 1785 die Gesundheit seiner Gattin von Neuem zu sinken anfieng, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spa den 22. August 1785 an einem

Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Bodagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman daniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüthsbedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, lehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der weimariſchen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja, man kann sagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Bodagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Nath Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine frühern Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von  
Sissabon, Gibraltar,

Minoria, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Viehhobers dargestellt. Die Serälen und Hütten zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scherz nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen so wie die ganze Technik, wodurch sie demagt werden, aufs Genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer forschte. Als Beweis seiner unveränderlichen Reigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Rutter, die Schnecke geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte; welches dann auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzog von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergelegt zu werden, wo sie neben seiner Ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Gaderts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdiented Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

## Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 750.

### Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast kommandirte der Kapitän Bascha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Kontreadmirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Kontreadmiral: alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, 30000 Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schiffstruppen im Nothfalle abzuholen. Hievon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um elf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Ekstasi und Tri Swetitele, befehligt der Admiral Spiridow; dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Ekstasi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Rastisaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rothe Flagge, als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Kontreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rothe Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die

sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

### Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Glasti, welches das Schiff des türkischen Kontreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgefliegen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten, an der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgefliegen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefördert durch den rothen Wimpel auf dem Gockmast des Admiralschiffs Tri Erarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Kastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortwährendem Gesecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort, zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Kontreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Kontreadmirals, das durch den St. Glasti genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverlammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Kontreadmiral hat sein Untertau gekappt, seine Flaggen gesenkt und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, Dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Untertäue und beginnen ihren Rückzug.

### Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Mast unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Kastislaw ist noch im Gesecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte ver-

folgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgefliegenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgefliegenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

### Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Retron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadebda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Kontreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes steht man die Kornette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadebda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tchesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

### Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tchesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Retron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadebda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlov die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches aufsteigt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt



sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

### Sechstes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Beute mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Ueberbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Kastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

## Haderts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke von Herrn Hofrath Meyer.

Haderts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesezte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Gaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunstheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich male-

folgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

### Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadebda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Kontreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes steht man die Kornette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadebda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerkten, zu kanoniren an.

### Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Netron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadebda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlov die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Augen der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches aufsteigt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt

steht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeschossen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

### Sechstes Gemälde.

Kiliseh, der segelreichen Flotte am Morgen des 2. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Priisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Ueberbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

## Sackeris Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke von Herrn Hofrath Meyer.

Sackeris Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgelegte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Kaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunststheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie ~~wie~~ auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zu

seine Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine  
brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb;  
er blieb mit seiner Familie in Northshire bis zu seines Vaters  
und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines  
orts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Ju-  
an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst.  
dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden  
schaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis  
röchsten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die ange-  
Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem  
halte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen  
en, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm  
lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines  
sgsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er ver-  
ne Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das  
die Schnecke genannt, ein Rutter, wegen seiner zierlichen Gestalt  
er Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen See-  
bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe  
rüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cum-  
d, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight  
unft umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja  
öchsten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die  
von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln  
seh, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß  
schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine  
ungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig  
Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder.  
ner Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mann-

erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine  
sart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der  
me Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Aerzte,  
die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen  
um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine  
ie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu verlegen. Aber  
esundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß  
s nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als  
muthet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der  
levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandirte und auf  
Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr  
konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen,  
n und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und  
dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen  
hen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die er-

richte Gelegenheit, C  
zu sehen, an wold  
am aufhielt.

Sie trennten sich  
in Florenz aufge  
der daselbst ansä  
nach Rom und R  
seiner Tochter weg  
haus in Rom gem  
1778 aufhielt.

Während dieser Z  
Hader, dem be  
immer zusammen a  
verschiedenen Lustr  
arten und zeichnete  
mannigfaltige Schö  
kehrten sie geg  
meisten Abende  
zähler, in gleichen  
sich wie er den s  
en großen Tisch,  
wollte sich ein Borb  
weisen ein italiänis  
ähnlichen italiänische  
nählich mit eine  
Lirne dieser klei  
sein.

Im Jahre 17  
Hader un  
lebens so gern  
ist, und im f  
beiz zu gehen.  
mit großen E  
Gesellschaft i  
in beinchen woll  
In der Sch  
England zur  
und Hollan  
es gegen ita  
eine Gattin von  
es für Land  
mit. In sein  
Hader  
Hader's Un  
für sich zu

richtige Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Malta zu sehen, an welchem letztern Ort der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Gomer, der daselbst anständig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig in Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahre 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Gaderi, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Castel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Ausstreifen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur skizirten und zeichneten; welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Gaderis Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Gaderis schönen Studien nach der Natur, indeß ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abbate war gewöhnlich mit einer mächtigen, aber guten Tafel reichlich, und die Erträge dieser kleinen Societät sollen oft besondres materielles gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore, in Gesellschaft seiner Freunde Gaderi und Knight, die Reise nach Etrurien, wozu er sich Zeit seines Lebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Gaderi begleitete ihn abermals, bis Pavia, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, wozu Gaderi mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen zu verweilen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre, bis er nach England zurück, indem er auf dem Wege durch Frankreich, die Schweiz und Holland brachte. In seinem Exilium lebte er fast drei Jahre gegen zwei Jahre auf; als aber er Jahre fünf in der Schweiz seiner Gesundheit wegen zu Ende brachte, so kehrte er nach England zurück, wo er sich nach dem letzten Aufenthalt von Etrurien nach England zurück, um seine Gesundheit in England zu heilen, wozu er sich entschloß. Er lebte in England zwei Jahre, bis er im Jahre 1780 nach Italien zurückkehrte, um seine Gesundheit zu heilen, wozu er sich entschloß. Er lebte in England zwei Jahre, bis er im Jahre 1780 nach Italien zurückkehrte, um seine Gesundheit zu heilen, wozu er sich entschloß.

den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz  
er, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf  
ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht.  
hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shrop-  
nmen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes  
an daniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm  
körperlichen und Gemüthsbedrängnissen den liebenswürdigsten  
stete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen  
rück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich  
den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu be-  
gelangten im Oktober 1787 nach Weimar und setzten  
nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die  
nde Güte und Freundlichkeit der weimarischen Herrschaften  
ch im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeu-  
heile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren  
Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Ein-  
ach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jeder-  
t noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung  
angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte  
an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und ge-  
man kann sagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeu-  
enständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte  
in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei  
gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein.  
aus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher  
hm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch  
heilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der  
n Rüssen, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene  
erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte  
Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch  
innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit  
dungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet,  
gel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber  
ebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte  
übungen immer fort, welches ihm um so leichter ward,  
Rath Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache  
istler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben  
Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz  
ch den Borrromeischen Inseln gedenke.

hn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäf-  
die Sorgfalt, womit er seine frühern Zeichnungen zusammen-  
ete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschrei-  
nzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus  
e vorzügliche Folge von Ansichten. Lissabon, Gibraltar,

ch, die Rüssen des Mi-  
den Gesichtspunkten  
des Liebhabers dargestell-  
lich durch trefflich gezei-  
Zeit sich mit dem E-  
den Gebäude nicht bloß  
ihre Formen so wie  
aus Genauigkeit. W-  
anomie wohl vertraut  
zu bei ihm die Theile  
im Gebrauch und die W-  
kannte; wie er denn  
schaft zu Verbesserung d-  
in beständigem Verh-  
alle, die er über diesen  
unveränderlichen Reig-  
zu, daß er nicht vier  
den 22. Januar 1807  
zu, daß sie bei ihrem A-  
von hinterlassen möge.  
zu, daß von den alten  
hätte, geführt hatten,  
zu regelmäßig bis an  
nach seine treffliche To-  
eine Sammlung, die i-  
hätte, ward nach ein-  
nung Ihres des Herzog-  
den. Es sind diese schi-  
werden daselbst aufbewa-  
daselbst auch das An-  
allerbersten gestattete  
zu werden, wo sie  
der würdigsten Schüler  
zu, eine Ruhestätte ge-  
zu setzen, war sei-



norka, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter hiebei den Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Reichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Gerüste und Gaten zeichnen sich möglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese hingen Gebilde nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er fand ihre Formen so wie die ganze Technik, wodurch sie bewegt den, auf's Genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort legt, waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr zu kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Eiligkeit zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen theilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis der unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man hören, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, des den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Rutter, Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Seine Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude war, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Anordnung Ihro des Herzog von Weimar Durchlaucht zum Andenken gegeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt worden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Ihn überreichten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergelegt zu werden, wo sie neben seiner Ältern Tochter Elise Gore, der würdigsten Schülerinnen Gaders, die ihrem Vater vorausgingen, eine Ruhestätte gefunden. Ihn daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

### Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Munizipalität wohl überlegt und auch vorher schon vom General Rey etwas Aehnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschloßen daher, sich zu entfernen, und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toskana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Haderl: „Wann gehet Ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält; mit dem will ich gehen.“ Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich; denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen Sekretär und gab Jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Kokarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkertern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

### Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns zu Ende, und Haderl mußte bis Livorno über 300 Piafter bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der dänische Generalkonsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und Andere mehr, in Allem 43 Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Raper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Haderl widersetzte sich mit Festigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuße respektirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also da die Raper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Aerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besiz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piafter, welche Haderl mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiffe hatten.

### Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in

er Nacht auf der Höhe daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Raper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantäne deklariert, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Haderl ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Rissen kam, wollte man sie visitiren, ob auch englische Waaren darin wären. Durch den preussischen Agenten und den General Miollis aber wurde Alles sogleich vermittelt und die Rissen ohne Visitation verabsolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und Andere hatten noch einen weitläufigen Prozeß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Haderl nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Raper und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

### Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Haderl sich eine Villa mit zwei Höfere, welches so viel sagen will als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Haderl hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabel auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Rüchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gutchen in Kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gekört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel, und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und gieng Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1806, noch nicht 50 Jahre alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

### Lebendende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Haderl in stiller Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er

noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesezte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schiden, ohne im Mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andre, indem sein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und Jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomat sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden — eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

---

## Nachträge.

### Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographi-



licher Aufsätze, welche ihm der Berewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugebachet hatte. Sie sind größtentheils von Gaders eigener Hand; und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst lösen ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderbar ausnehmen, so kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Veltüre zu bereiten und dem natürlichen Mahlen Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelesen sein ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaktion entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unseres Gaders bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reisejournal eines Engländer, der mit Gaderi Sicilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes deutlich vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zugeben noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter verkehren zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, worin er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufträgen nicht mehr gethan, als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unseres Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reisejournal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer andern Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, nicht zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, eifrigen Swinburne, einen edlen und männlichen Niedeser, einen heitern, satunter etwas über-eilten Lebemann Wydone, einen gleichförmigen, aber nicht immer zuverlässigen Vorch, einen treuen und guten, aber etwas weilschweifigen Bartels, einen ernsten und gefassten Wänter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genau begründeten Spallanzani, den durch sein Ausserweil Alles gleich-

sam abschließenden Couel, ja noch so manche Andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein Jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen, als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit Manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichen gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Aetnäischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von Denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; Jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Sadert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit, und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu Allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, sowie im Oekonomischen, Merkantilischen, Technischen erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen Alles, was Faulheit und Tagdieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt



sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indeß der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Literatur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: *An analytical Essay on the Greek Alphabet*, by Richard Payno Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst: denn Downton-Castel in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Haderts zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

#### Charles Gore.

Geboren den 5. Dezember 1729 zu Northow in Northire, kamme aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handellchast nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Direktor der englischen Faktorei in Hamburg angestellt und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als Beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrücklich sich von seiner Familie trennte und sich nach Northire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschast gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bankomptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Northire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Franziskaner unabhängig ward, so verließ er alsbald seine Vor-

männliche Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Northshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm Alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Rutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandirte und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die er-

wünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Ort der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst anständig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahre 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Haderik, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Kastel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Ausstreifen beschäftigt, wobei sie ununterbrochen nach der Natur studirten und zeichneten; welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Haderiks Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde einzelfach einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und Jeder wählte sich ein Vorbild aus Haderiks schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichsten italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschloffen, und die Erträge dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore, in Gesellschaft seiner Freunde Haderik und Knight, die Reise nach Sicilien, woran er sich Zeitlebens so gern erlanierte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Haderik begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Haderik mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Perromenschen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahre 1785 die Gesundheit seiner Gattin von Neuem zu sinken anfangte, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1786 an einer

Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Bodagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman daniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüthsbedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, lehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja, man kann sagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Bodagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rath Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine frühern Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Ansichten. Lissabon, Gibraltar,



Minoria, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgelöst und mit der Leichtigkeit eines Viehhalters dargestellt. Die Seeflute und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus, denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen so wie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs Genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Rutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzog von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorküste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergelegt zu werden, wo sie neben seiner Ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Faders die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

## Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 750.

### Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbkreis am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast kommandirte der Kapitän Bascha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Kontreadmirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Kontreadmiral: alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, 30000 Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlov, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um elf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Ekstasi und Tri Swetitele, befehligt der Admiral Spiridow; dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Ekstasi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Rastisaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlov, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rothe Flagge, als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Kontreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rothe Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die



sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

### Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesma den 6. Juli 1770

Das Schiff St. Elasi, welches das Schiff des türkischen Kontreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgefliegen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten, an der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgefliegen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgeführt durch den rothen Wimpel auf dem Mast des Admiralsschiffs Tri Grarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rostislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitsche, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortwährendem Geschütz. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort, zu manöuvriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Kontreadmirals Gorbunkow ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Kontreadmirals, das durch den St. Elasi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Kontreadmiral hat sein Ankertau gelassen, seine Flaggen gelenkt und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, Dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, lassen gleichfalls ihre Ankertau und beginnen ihren Rückzug.

### Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesma.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gelenkten Flaggen. Das Schiff Tri Grarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Mast unter der Kaiserkrone aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rostislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte ver-

folgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgefliegenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgefliegenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

### Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Retron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Madegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Kontreadmiral Breigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes steht man die Kormette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Madegda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tchesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

### Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tchesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Retron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Madegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlov die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches aufsteigt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt

sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeschossen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

### Schließ Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Beute mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Ueberbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

## Gadert's Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke

von Herrn Hofrath Meyer.

Gadert's Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgezeigte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem sechzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Gaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunstheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich malen-

rischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospektmalerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen sein dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Bernet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben; und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospekte sehr vielen Beifall. Während der Siebziger Jahre endlich gelang es unserm Haderl, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospektmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Anschauung vom geringsten Detail, und doch ist Alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bei Haderl eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder, wenn man will, des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle hinsichtlich auf den Inhalt gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effekt wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Uebersicht von Haderls Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospektmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospektmaler nicht frei überlassen, und in sofern war Haderls Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospektmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet



werden. Erstlich, in wiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinwand überzutragen versteht, und hierin ist Philipp Haderik der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weis; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüste sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Haderik seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hierbei oft größer, als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist, dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Haderiks frühern Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Kolorits vorwerfen wollen, zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Haderik'schen Gemälde mit den Meisterstücken der ältern großen Künstler entspringt. Unter Haderiks Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner spätern Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht verkennen. Doch hierzu, wie zu einigen andern Stellen, scheint er indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen und den gedachten bewundernswürdig weithalt und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinterstehenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Haderiks Kolorit ist deswegen zumal wenn er Abend- oder Nachtlandschaften wollte, nur in einzelnen Theilen vortreflich, aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich überaus treffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Mangel, daß Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich reinen Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Hauptbestandtheile des guten Kolorits betrachten will, gerade hierin die vortreflichen ältern Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vor-

theile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nuzge zu machen. Wie dem auch sei, Hackerts Gemälde geben zwar in Hinsicht auf Licht und Schatten zu keinem begründeten Tadel Gelegenheit, doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten nähern Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr herantreten und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei Weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet, der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospekte schädlich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt; und als Staffage betrachtet, können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an, sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospektmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle die für dieses Fach erforderlichen Talente in hohem Grade besessen, hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jezt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder in wiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jezt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Günst sei es gesagt!) Ausichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag,



als wir solches in Gaderis Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen — denn die Grenzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen — absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es Jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Aehnlichkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich Einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit an Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Colorit mußte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Gaderi erinnert worden, daß nämlich die Farbmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber Jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten, wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größern malerischen Effect hervorbringen, durch weise Wahlung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in das Gebiet der höhern, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Gaderi sein, aber diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Faches der Prospekt nicht streitig machen können.

### Ueber Landschaftsmalerei.

#### Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Gaderi, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzerische Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert und fühlte in sich wohl den Beruf, Dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte und Jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich, diese fruchtbaren Lehren auch auf Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen, wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Auflagen zu machen, allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug, aufbewahrt zu

werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorge stellt hat. Im Lumachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Karikaturen als schöne Gesichter. Dieß hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab; wie denn auch Einer mehr oder weniger als der Andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele misrathene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten, sich zu erniedrigen, und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt, da ich sechzig Jahre alt bin, fange ich erst an, wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauscht und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Kultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land,

daß so ergiebig ist und so manche reiche Gärten verschafft an Gel, Wein, Obst und andern Früchten mehr, die in dem italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man zum Beispiel Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Verstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus solchem Gesichtspunkte betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschaftler selten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren Plänen; da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vordergrund ganz und gar nicht. Die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch; je weniger die Gegenden kultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vordergrunde ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschaftler Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann und dadurch Lebendigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mehreren andern Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspective lerne, besonders muß er sich ein gutes perspektivisches Auge angeeignet haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und ratthen an, daß man viel daraus zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Fokus sind alle Linien, wie bekannt, krumm. Alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigen, werden zu klein, dadurch gewöhnt er sich eine kleine Monier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man Alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermischt man den schönen Silberton der mit dem Luston so schön in der Natur herrscht. Hier ist Alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchten, den viele Künstler Spekton nennen und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig, das Angewohnte abzulegen, besonders, wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen, dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Kontour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in

einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß Vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große italiänische Ausichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmacl und Fertigkeit alle Gegenstände, die Einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmacl, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach meinem Prinzip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Klassen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das Erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partieen zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichenbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht, alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug Alles, was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und Alles, was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschaftler nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmacl haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nach-



ahmen; sogar wenn er krank und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgezeichneten als komponirten Bäumen muß Alles schön und lebend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Obstbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und verzirkten Ästen bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler Vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd sein. Da Alles in der Natur so schön ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen ausdenken, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß, bei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke, sich nicht nicht erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Selbstdenken hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannigfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler Alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet, allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Stelle beaufacht, so sind die Jahre da, daß man davon sprechen muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermassen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hindeuten kann, so muß er noch der Natur zeichnen, ähnlich zu lange mit Kopiren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Kopiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er verliert seine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach, als er kann. Wenn es auch im Anfang streif wird, so lasse er sich doch nicht abhören. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Wichtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Wichtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er die Natur mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gelassen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage er es, große schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zwei Mal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser, drei- oder vier Mal so weit entfernt zu

sein; denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage, bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird, sich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citiren hören, daß nämlich Einer und der Andere einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut sein, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanikus den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am Ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen und Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich; die vulkanischen haben einen ganz besondern Charakter, sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrunde dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt; darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit



zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die kein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unmerklich, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt, viele wegzulassen und nur die Hauptstücken zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler sein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Übung, ein Taft dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Ferne herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nöthige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen, er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sei früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausbreite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Führt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein hartiges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein, als sie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgelegt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angenehmen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und nach einer kleinen Promenade nach der Natur irgend etwas Anderes anzusehen, was reizen kann. Die Keuschheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tages noch Ruhe und Ueberlegung das Werk mit neuem Muth wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, Alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Beilichkeit, als Jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu

sehen, daß Alles grandios sei, wie solches Nicolaus und Kaspar Poussin, Carracci und Domenichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Komposition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind Alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sei, und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, daß Kolorit möchte wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur; die Fernungen sind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspektive, und die Vorgründe und andere Pläne zu schwarzgrün, Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Kaspar Poussin nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache kopirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorher sah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundzwanzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Stils aus der schönen italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne, als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schauern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da, wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorgestellt ist, wie zum Beispiel an der großen Landschaft von Kaspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effekt.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussin'schen Stils. Seine Komposition ist angenehm, die Gruppierung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist, und man

Stets wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plaur richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist, meiner Meinung nach, Aeneas dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Tonk in verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Lokalfarben, welche die Natur zeigt und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Herdergrunde, ungeachtet der schönen Gruppierung, sind öfters schwer öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist und man keine Particlen im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarine brauchte, sind sie besser erhalten.

In seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer ausfällt. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei Allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend und gefüllt immer mehr, je länger man seine Werke ansieht.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat, man wird es aber in einigen Tagen müde und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Völker staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein.“ Man kann mit Gewißheit sagen hätte Claude in seiner Jugend angefangen, zu zeichnen, und hätte mehr Praxi gehabt in der Behandlung Dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so sehr der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschaftler geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Ollon oder Duodex ein klein Rädchen in der Tasche und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber Alles maniert. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der malerische Umbesessene, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde,

und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätze, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstehe, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Voltaire im Jahre 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfsen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tif. Sie studirten nichts nach der Natur. Delane imitirte die schwarzen Gemälde von Gaspar Poussin und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsere Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur oder ließ sie sich von Tito Rusieri oder Andern zeichnen und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Stil. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

### Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebengriffen, ob sie gleich nicht die

schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oesters hat Derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz, er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeinlich den Wunsch, darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit, sich selbst überlassen, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effekt, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil, sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt oder ein paar Hirten sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese, weil sie unschuldig sind, und bloß in der Absicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Vicenza, Baucuse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessieren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sei, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

### Ueber Delmalerei.

Zu der Zeit, als die Kunst, mit Oelfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Oele und seine Farben und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler ge-



riehene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben und andere an diesem Haupterforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, zum Beispiel, daß die Terra verde in Oel mit der Zeit schwarz wird, daß der Saft, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird, daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter, wohl-erhaltener Gemälde habe ich Vieles gelernt; besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung Vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am Beständigsten und Dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich Vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eigenen Art und Nachdenken zugelegt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sage ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schön Bild von Salvatore Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie gesagt, die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können.

Leider bricht hier der Aufsatz ab und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines



Sendschreiben an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1766, welche auch ins Deutsche durch den Gallerie-Inspektor Riedel in Dresden 1801 überlegt worden. In diesem Aufsatze wird die oben (Seite 813 f.) erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

### Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1803.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in Kurzem Vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Katastrophen, den Tod meines Bruders Georg den 4. November vorwöchigen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund, mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk Bindelmann und sein Jahrhundert habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schulthesius in Livorno geliehet. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtiges Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind! Ich würde es gleich abgeändert haben, deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Ofters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich Anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich; denn ungeachtet aller irdischen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w. ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der Oberflache ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon. Petri's Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Specton oder Rauchton, der vielfach in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfter dem Künstler, aber auch öfter dem

Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann bringt die Biefterluft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biefterluft so eingedrungen war, daß sie auch Andreß, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Specton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will. Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Stil Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Domenichino u. s. w. haben einen großen Stil; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respektablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarbengemälde im Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen, monotonen Bäume, die allzugelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Bogue hat in Pistoja einen Saal gemalt und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß Einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, wie Bogue, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die nebligten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gäbe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen und die großen Meister zu bestehlen oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nach-

chtern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein Jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Gibt es für diesen neuen Stil nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber Die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassivillischen Geschichte aus Rom hieher gesüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im ~~alten~~ <sup>neuen</sup> Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Vendenuti ist jetzt hier Direktor der Akademie. Desmarests ist hier; er komponirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, kompakt, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön, die Sujets aber immer grausam, Mord und Todtschlag. Noch seh' ich Keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gouffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindhust. Gouffier war auf dem Gipfel seiner Kunst und hatte sich sein Lebenslang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er.

### Unterlassenes.

Nach Gaders Ableben sind seine sammtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht, diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deßhalb zu seiner Zeit dem Publikum nähere Nachricht ertheilen; weßwegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Gader gefertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zu-

nächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospektmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von erster Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten, was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΓΑΘΑΤΤΕΛΟΥ*. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winkelmann, Wiener Ausgabe S. 552 und 778; wie auch Bracci, *Memorie degli antichi Incisori* Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Tafel V. eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer gestochen, beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldene Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tief geschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Krone ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunika. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugetnüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Camée. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Nase und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin fließt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Viktoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern: von Antonius Bichler, dem Vater, aus Innsbruck; von Johann und Ludwig Bichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Heder aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolommeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Webber; Petrarino, Levoli; Antonio Verini; Selli; Sirletti; Cavaliere Con-

Ranzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Taricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Terefe Talant, geborene Moor aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Caperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grumb und Rasmelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

## N e b e n.

### Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24. Februar 1784.

Nach einer alten üblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorstadt an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlichster Munterkeit und einem fröhlichen Vertrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl für den Bergbau wohlgestimmter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem Jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem Jeden, der an unserer Freude auch nur entferntern Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet, wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöz häuften und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande



erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können; er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer, wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Plage zu, den sich unsere Vorfahren schon aufersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unseres Geschworenen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannischacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für entbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flöze in einem tiefern Punkte bekommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tieffste gieng, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlorenen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen abgebauten Tiefen dem Wasser und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangestastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Reilhau nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und Das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem An-



griffe des Werks dem Muthе gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werks von unserem Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unseres Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unserer Handlungen haben werden! Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuberficht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsere Hände legen! Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, Dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jeko, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigern Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor, so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebeich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern. Ja, möge uns diese Nachkommenschaft für Das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen dieses Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem

Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge.

---

Rede zum feierlichen Andenken  
der  
**Durchl. Fürstin und Frau Anna Amalia,**  
verwitweten  
**Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach,**  
geborenen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.  
1807.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem Leben zur Nachahmung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen Andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders Derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen manches Guten theilhaft geworden und ihre Guld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause (1739, Okt. 24.), das von den frühesten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Kultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde sie früh hinweg gerufen (1756) zu Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben

einzutreten, seiner selbst und der Vortheile des Staats zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung (1757), auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten, aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig (1758), sah sie sich bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Veruhigung in dem Besuch des großen herrsführenden Königs. Ihre Provinzen erlitten viel Ungemach, doch kein Verderben erbrachte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zweiseitigen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermittelte nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund finden wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth (1772). Gerechtigkeit und freier Edelmuthe bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Oben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche verdienstvolle Lehrer wurden angeheißt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles Dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann suchte sie sogleich nach dem gegebenen Rath um sich zu versammeln, und so war im Begriff, mit Freude und Vertrauen das gewissenhafte Vermächtniß ihrem Durchlauchtigsten Sohn zu übergeben (1774), als das unerwartete Unglück des Weimariſchen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingebornen Geist: denn unter großen Vorbereitungen zu Widerung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgeborenen (1775) die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat eine sorgfältigere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Aber dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bekräftigten sich. Ein ganz anderer Geist war aber Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit

machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige, frohe Nachkommenschaft sich entwickelte!

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht gethan, Das, was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft sowie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthaltes umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen (1788), um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen Dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten mußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels (1804) mit einer unergleichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinne und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgeesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für Andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr eintretenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er uns so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus

dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte; nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären; ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen (1807, April 10.), wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur Schmerzen als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Neben-umstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen! Und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir lehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß Diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfsreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

### Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland,

am 18. Februar 1813.

Durchlauchtigster Protektor,  
Sehr ehrwürdiger Meister,  
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und Das,

was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung Augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erheben, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und muntern Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß Derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den inneren dargebracht! Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphing für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, daß die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur bewohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können Dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derenwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn Dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Rei-



ung als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprunghaft vortrage, weder des Geseherten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmeyer, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen; sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, lehrte in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigener Lehrer und Bildner, indem er auf das Raschloseste seine literarisch-poetische Reigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stabion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und bethätigte dadurch die edelsamen Gesinnungen, welche sich über alle christliche Religionsverwandte, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin-Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

nächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospektmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sertus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von erster Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten, was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ*. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Windelmann, Wiener Ausgabe S. 552 und 778; wie auch Bracci, *Memorie degli antichi Incisori* Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Tafel V. eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer gestochen, beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldene Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tief geschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Krone ist mit einem Kranz umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunika. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hirtules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Camée. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin fließt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Viktoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern: von Antonius Pichler, dem Vater, aus Innsbruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Heder aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolommeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Petrarino, Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Con-

hanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Taricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Terefe Talani, geborene Moor aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Caparoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rassaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Williges überlassen.

## Reben.

### Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorstadt an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem Jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem Jeden, der an unserer Freude auch nur entfernten Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegenstehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet, wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöz häuften und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande

erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können; er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer, wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Plage zu, den sich unsere Vorfahren schon aufersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unseres Geschworenen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannischacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für entbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flöze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tieffste gieng, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlorenen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen abgebauten Tiefen dem Wasser und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangestastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Reilhau nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und Das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem An-